32101 064499727

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germany.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 14.

Ausgegeben am 29. März 1867.

Inhalt:

Zum englischen Gehälter von Edmund v. Firck . . . Seite 1
Die Englischen Parteien vor und bei Beginn Wilhelm von England 9
Die Handelsfreiheit und die Eisenbahnen in Deutschland 25
Die Ausstellungsfrage 33
Neue Bücher und Novellen. 4. 37

Verantwortlicher Redacteur Gustav Freytag.
Zum literarischen Redigirt von H. Blankenburg.

Leipzig, 1867.
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(A. Diez. Nachfolger.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

26. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1867.

Digitized by Google

[redacted]

[redacted]

(RECAP)

0902
.407
Jahs.26
pt.2
1867

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1867. Zweites Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Die Bundesgewalt und die Eisenbahnen in Deutschland. S. 25.
Der germanische Lloyd. S. 49.
Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. S. 236.
Zustände im Fürstenthum Waldeck. S. 53.
Noch einmal die Lage Waldecks. S. 90.
Der norddeutsche Bundesstaat und die großen Verkehrsinteressen. S. 81.
Die preußischen Feldlazarethe. S. 121.
Die Marine Preußens und Deutschlands.
1. Das Material der heutigen Kriegsflotten. S. 249.
2. Segelschiffe, Raddampfer und Ruderboote. S. 409.
Der Reichstag und die Kriegsverfassung des Bundes. S. 161.
Zu den Kriegsartikeln des deutschen Verfassungsentwurfs. S. 172.
Der Streit um Luxemburg. S. 175.
Luxemburg und die Mainlinie. S. 234.
Conferenz und Landtag. S. 241.
Die Bedeutung des luxemburger Handels für Deutschland. S. 281.
Der londoner Vertrag und Süddeutschland (aus Schwaben). S. 396.
Paris und der Main. S. 405.
Das englische Budgetrecht. S. 41.
Die Reformfrage in England. S. 361.
Die englischen Trades-Unions. S. 421.
Die parlamentarische Geschäftsordnung. S. 321.
Kleine Chronik vom Reichstage (Fortsetzung). S. 37. 76. 116. 151.
Die französische Armee im Jahre 1867. S. 201.
Unsere Küsten in einem Kriege mit Frankreich. S. 246.
Zustände und Aussichten in Oestreich: 4. Eljen a Király. S. 485.
Die östreichische Heeresreform. S. 330.
Die Befestigung von Wien. S. 369.
Ein Depossedirter und seine Getreuen. S. 384.
Der Panslawismus in Bautzen. S. 433.
Dresdner Stimmen vor 60 Jahren. S. 441.
Die Attentate vom 16. April 1866 und 6. Juni 1867. S. 471.
Anfang und Ende des mexikanischen Kaiserreichs. S. 516.
Das Klosterrecht der schleswig-holsteinischen Ritterschaft. S. 355.

611936

Digitized by Google

Die Privilegien der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft. S. 428.
Aus Prag (April). S. 72.
Vom letzten tyroliſchen Landtage (April). S. 134.
Der vorarlberger Landtag in den letzten Jahren. S. 375.
Aus Schwaben (Mai). S. 208.
Aus Schleswig-Holſtein (Juni). S. 479.
Vier Briefe eines Süddeutſchen an den Verfaſſer der „vier Fragen eines Oſtpreußen“. 1. S. 464. 2. S. 507.

Bilder und Schilderungen.

Ein ſchwäbiſcher Diplomat am Hofe der Königin Eliſabeth von England. S. 3.
Burkhart Zingg. S. 214.
Ein Heiliger als rettender Dämon. S. 277.
Plaudereien aus Paris. S. 341.
Felder: Zwei Geburtstage eines Bäuerleins. S. 493.

Literatur und Kunſt.

Zwei Gedichte von Heinrich von Kleiſt. S. 1.
Ludwig Häuſſer S. 32.
Eduard Gerhard. S. 445.
Ein Brief Beethovens. S. 100.
Zur Kritik des goetheſchen Textes (Schöll). S. 106.
Ein Beitrag zur Textkritik des goetheſchen Clavigo. S.
Welt oder Weſte bei Goethe? S. 237.
Die deutſche Shakeſpearegeſellſchaft. S. 240.
Die frühen Ueberſetzungen des Alten Teſtaments. S. 142. 177.
Phonographiſche Beſtrebungen in der franzöſiſchen Schweiz. S. 188.
Die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit 1795—1805. 1. S. 265.
2. Ungedruckte Briefe Herders und ſeiner Frau an Merkel. S. 289.
Kaiſer Heinrich der Sechſte von Th. Töche. S. 285.
Der deutſche Buchhandel der letzten Monate. 3. (April.) S. 66. 4. (Mai.) S. 309.

Kürzere Beſprechungen literariſcher Erſcheinungen.

Geſchichte: Jolowicz, Geſchichte der Juden in Königsberg. S. 198.
Philoſophie und Theologie: Zirngiebl, Fr. Heinr. Jacobi. S. 78. — Strauß, Nathan der Weiße. S. 79. — C. Richter, Anacharſis Clootz. S. 79. — Ibbeken, Leben Jeſu. S. 348. — Preſſenſé, Jeſus Chriſtus. S. 349. — Längin, Entw. Jeſu. S. 349. — Harder, Vorträge. S. 350. — Schenkel, Chriſtenthum und Kirche. 1. und 2. S. 350. — Pierſon, Richtung und Leben. S. 351. — Pécaut, Gottesidee. S. 352. — Hanne, Anti-Hengſtenberg. S. 353. — Guizot, Méditations. S. 354.
Muſik: Pohl, Mozart und Haydn. 2. S. 317.
Belletriſtik: J. Schuriem, Geſammelte Erzählungen. S. 80. — Deutſche Schützen- Turner- und Liederbrüder. S. 199. — Wolfram, Ein Goldkind. S. 200. — Klapp, wiener Bilder und Büſten. S. 200.
Publiciſtik, Reiſen und Kartenwerke: Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge (Berlin, Lüderitz). S. 79. — Glaſers Jahrbücher. S. 80. — Kiepert, Ethnographiſche Karte von Deutſchland S. 160. — Bädeker, Italien 2. 3. S. 359.
Ueberſetzungen: Auersbach, On the heights, Tauchnitz Ed. S. 159. — Baensch, Pocket Miscellany. S. 160.
Aufruf für Ferdinand Freiligrath. S. 320. — Aufruf für Karl Mauch. S. 403.

Digitized by Google

Zwei ungedruckte Gedichte von Heinrich v. Kleist

nach den mir von dem verstorbenen Präsidenten Adolph v. Kleist mitgetheilten Abschriften zweier in seinem Besitze befindlichen Originalhandschriften, welche der Dichter vermuthlich der Mutter desselben, einer seiner vertrautesten Freundinnen in Berlin geschenkt hat.

Ueber den Verbleib der Originalhandschriften bin ich nicht sicher unterrichtet, doch ist es wahrscheinlich, daß der Präsident v. Kleist sie der kleistschen Familienstiftung vermacht hat.

Zueignung des Prinzen von Homburg an Princeß Marianne von Preußen geborene Princessin von Homburg.

Gen Himmel schauend greift im Volksgedränge
Der Barde fromm in seine Saiten ein;
Jetzt trösten, jetzt verletzen seine Klänge,
Und solcher Antwort kann er sich nicht freu'n.
Doch Eine denkt er in dem Kreis der Menge,
Der die Gefühle seiner Brust sich weih'n.
Sie hält den Preis in Händen, der ihm falle,
Und krönt ihn die, so krönen sie ihn alle.

Zum Geburtstag der Königin Louise von Preußen am 10. März 1810.

Du die das Unglück mit der Grazie Schritten,
Auf jungen Schultern, herrlich jüngsthin trug:
Wie wunderbar ist meine Brust verwirrt,
In diesem Augenblick, da ich auf Knien,
Um dich zu seegnen, vor dir niedersinke.
Ich soll dir ungetrübte Tag' erflehn!

Dir, die der hohen Himmelssonne gleich,
In voller Pracht erst strahlt und Herrlichkeit,
Wenn sie durch finstre Wetterwolken bricht.
O du, die aus dem Kampf empörter Zeit
Die einz'ge Siegerin hervorgegangen:
Was für ein Wort, dein würdig, sag ich dir?
So zieht ein Cherub mit gespreizten Flügeln
Zur Nachtzeit durch die Luft, und auf den Rücken
Geworfen, staunen ihn, vom Glanz geblendet,
Der Welt betroffene Geschlechter an.
Wir Alle mögen, Hoh' und Niedere,
Von der Ruine unsres Glücks umgeben,
Gebeugt von Schmerz, die Himmlischen verklagen:
Doch du, Erhabene, du darfst es nicht!
Denn eine Glorie, in jenen Nächten,
Umglänzte deine Stirn, von der die Welt,
Am Lichten Tag der Freude nichts geahnt:
Wir sahn dich Anmuth endlos niederregnen,
Daß du so groß als schön warst, war uns fremd!
Viel Blumen blühen in dem Schooß der Deinen,
Noch deinem Gurt zum Strauß und du bist's werth:
Doch eine schönre Palm' erringst du nicht!
Und würde dir durch einen Schluß der Zeiten
Die Krone auch der Welt: die goldenste,
Die dich zur Königin der Erde macht,
Hat still die Tugend schon dir aufgedrückt.
Sei, Theure, lange noch des Landes Stolz,
Durch frohe Jahre, wie, durch frohe Jahre,
Du seine Lust und sein Entzücken, warst!

Die Interpunktion ist beibehalten, wie sie in meiner Abschrift ist.

Berlin, am Tage der Eröffnung des deutschen Reichstages.

W. Graf Yorck.

Ein schwäbischer Diplomat am Hofe der Königin Elisabeth von England 1595.

Der Herzog Friedrich von Würtemberg, Landesherr von 1593 bis 1608, ist noch kürzlich von einer schwäbischen Feder als ein Regent von ausgezeichneter Geistesbegabung und außergewöhnlicher Willenskraft gerühmt worden. Uns andern Deutschen ist er verschollen wie die meisten seines Stammes. Auch sein Bild lebt nur aus Büchern wieder auf und die unmittelbare Geschichtstradition weiß nichts mehr von ihm. Sie begnügt sich mit den Gestalten eines Eberhard des Greiner, des verschlagenen und zähen Feindes der Reichsstädte, eines andern Eberhard des Rauschebarts, „der sein Haupt kann sicher legen in jedes Unterthanen Schoß", was er aber weislich nie versucht hat, eines Ulrichs, der eigentlich nur durch seinen erhabenen Feind Ulrich von Hutten über das Niveau eines wüsten Raufboldes und Meuchelmörders gehoben wird, eines „Karl Herzog", um seine volksmäßige charakteristische Titulatur beizubehalten, der gleichfalls eigentlich nur seinem Ringen gegen zwei Giganten, Friedrich den Großen und Friedrich Schiller, sein frisches Fortleben in der Nation verdankt, und endlich des „dicken" Königs, den Napoleon einmal mit seinem beliebten Ehrennamen „ein Mann" beglückt haben soll. Die Uebersetzung dieses französischen Mannesbegriffes ins echte Deutsch, wie sie der Freiherr vom Stein geliefert hat, ist jedenfalls durch Prägnanz und Plastik ausgezeichnet „ein Vitellius an Gestalt, ein Nero an Gemüth", aber doch der erste König aus dem Stamm jenes alten Grafen Eberhard, der einst dem biedern Rudolph von Habsburg das Leben und das Kaiseramt mehr als alle Ottokare von Böhmen und alle Myriaden von Raubrittern im ganzen heiligen Reiche sauer gemacht hat. Ohne Zweifel lauter hervorragende Gestalten und des Vorzugs würdig, wirkliche geschichtliche Figuren zu werden, d. h. solche, die nicht blos in Büchern und bei Buchgelehrten oder Lesern ihr Dasein zu fristen verurtheilt sind, aber alle, vielleicht jenen Eberhard Rauschebart ausgeschlossen, von mindestens zweideutiger Signatur, ein Gemisch von finstern und glänzenden Eigenschaften, namentlich von schroff herausgearbeiteter Begehrlichkeit, aber auch ebenso großer Zähigkeit des Willens, der sich indeß niemals Zielen zuwandte, die unsrem Bewußtsein als große und edle gelten, ja die nicht einmal nach dem Maße ihrer Zeit gemessen als damals erlaubte oder gebilligte angesehen werden dürfen. Denn die Zeitgenossen aller der erwähnten Koryphäen des Fürstenhauses, das nicht ohne tiefere Symbolik Hirschgeweihe zu dem Schilde

und Hirſche zu den Schildhaltern ſeines Wappens gewählt hat, haben ſie durchweg verurtheilt, und höchſtens hat die Loyalität bedienſteter Schreiber oder eines Unterthanengemüthes, dem jeder Fußtritt von oben, weil er von einem angeſtammten und angeborenen Fürſtenſtiefel ausgetheilt wurde, als ein naturgemäßes gymnaſtiſches Experiment vorkam, anders als die öffentliche Meinung des deutſchen Volkes aller Zeiten zu urtheilen gewagt. Da hat ſich denn die Glorie einer gewiſſen romantiſchen Pietät um ſolche Geſtalten gelagert, freilich dieſelbe, wie ſie mit einem wohlthuenden Gruſeln gemiſcht auch ganz andere, keineswegs fürſtlich geborene und noch weniger fürſtlich geſtorbene und mit fürſtlichen Exequien beſtattete Männer der Volksſage und Geſchichte zu umgeben pflegt.

Jener Herzog Friedrich, aus deſſen Thun und Treiben hier eine Epiſode ſkizzirt werden ſoll, gehört weder im Böſen noch im Guten zu den hervorragendſten Häuptern ſeines Stammes. Abſichtlich iſt das Böſe vorangeſtellt, da es bei ihnen allen die markirteſten Züge ihrer Phyſiognomie beſtimmt; er aber war im gewöhnlichen Sinne ein guter Mann und darum iſt er vergeſſen. Doch war er auch mehr als das und verdient deshalb immer eine Art von wenn auch nur flüchtiger Wiederauferſtehung im Gedächtniß des deutſchen Volkes, nicht blos ſeiner engeren Landsleute, die ihn ſchon als einen der Ihrigen in Ehren halten müſſen. Er war beſſer als die meiſten ſeiner fürſtlichen Zeitgenoſſen, intelligenter, gebildeter, thätiger als damals ein deutſcher regierender Fürſt zu ſein pflegte. Denn grade um die Wende des ſechzehnten Jahrhunderts ſaß ein Geſchlecht auf den fürſtlichen Thronen, das zwar noch die derben Knochen, die ſtrammen Muskeln und die tapferen Mägen der vorigen und vorvorigen Generation beſaß, aber wenig mehr von ihrer friſchen Beweglichkeit, ihrer kriegeriſchen Schlagfertigkeit und ihrer ſelbſtändigen Geſchäftigkeit. Im Innern des Reichs hatte der ewige Landfriede, die Reichsexecutions- und Reichspolizeiordnung endlich einen ziemlich ſichern Friedensſtand geſchaffen. Nur ſelten einmal war es nöthig, gegen einen adeligen Strauchdieb alten Stils oder gegen marodirendes Kriegsvolk ein paar Fähnlein Landsknechte zu werben oder die Landmiliz aufzubieten. Größere kriegeriſche Händel gab es nur an den Grenzen, wo die Türken und die Kaiſerlichen, die Spanier und die vereinigten Staaten, die Ligiſten und die Hugenotten unaufhörlich mit einander und zwar im größten Stile handgemein waren. Aber die Grenzen lagen weit und in das Innere des Reichs drang nur ein verhallender Lärm jenes weltgeſchichtlichen Waffengetöſes. In ihren jungen Jahren hatten zwar die meiſten der damaligen fürſtlichen Herren auch einmal eine Feldſchlacht geſehen, oder eine Belagerung, wenn ſie entweder dem Kaiſer gegen den Türken, oder den Staaten gegen den Spanier, oder dem König von Navarra gegen die Guiſen ein Fähnlein Reiter zugeführt hatten, oder auch wohl gelegentlich dem Spanier gegen die Staaten und dem

Herzog von Lothringen gegen den König von Navarra. Denn darauf kam es ihnen nicht so sehr an, für wen und gegen wen sie fochten, wenn sie nur überhaupt den herkömmlichen Waffengang nach den Umständen in passendster Weise abgemacht hatten. Und vollends die Prinzen, deren Väter die lutherische Concordienformel unterschrieben, hielten es für keine Gewissensbeschwerde, sondern im Gegentheil eher für ein gottgefälliges Werk, wenn sie mit dem katholischen Spanier oder Ligisten gegen die Calviner ins Feld rückten. Es fiel auch damals schon hie und da an den deutschen Höfen das Stichwort einer späteren Zeit, Legitimität, und es schien den Herren, die sich schon ganz besonders von Gottes Gnade zu sein bedünkten, doch ein gar bedenkliches Exempel zu sein, daß Bürgermeister und Junker in den Niederlanden den legitimen König Philipp, den legitimsten, den es damals auf dem Erdenrund gab, als einen Tyrannen seines angestammten Rechtes für verlustig erklärt hatten.

Es war schon dafür gesorgt, daß solche Kriegsreisen nicht zu lang und zu gefährlich ausschlugen. So viel Hunderte deutscher Fürsten damals auf den wälschen, niederländischen, türkischen Schlachtfeldern sich umgesehen haben: nur wenige hat eine Kugel getroffen. Waren sie aber von diesen Strapazen nach Hause gekehrt, so begaben sie sich nicht leicht zum zweiten Male darein. Reiselustig blieben sie freilich noch immer, das war ebenso ein Erbtheil ihres deutschen Blutes, wie der fieberhaften Beweglichkeit des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Aber die Reisen galten nur den Höfen auswärtiger Potentaten und hatten keinen andern Zweck, als sich draußen nach Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten umzusehen, die man in Deutschland noch nicht so recht kannte oder auch noch nicht zu installiren wagte; ernstere Ziele gab es selten dabei als etwa das Ordenskreuz und Band des St. Michael aus Paris heimzubringen oder einen Carneval in Venedig oder Rom mitzumachen. Die Besuche bei den Vettern und Freunden ringsherum im Reiche, die Bade- und Brautfahrten, die frankfurter Messen, die Kreis- und Reichstage rüttelten zwar noch hie und da ein oder zwei Mal im Jahre einen jener friedsamen und bequemlichen Gesellen auf, aber es war auch da alles, was Gefahr, Anstrengung, Mühsal hieß, ja selbst nur das einfache Abenteuer durch den genießlichen Geist der Zeit vorsichtig aus dem Wege geräumt. Fuhr man doch schon durchweg in „Gutschen", gegen die gehalten selbst die berühmte gelbe Kutsche ein Meisterstück von Bequemlichkeit gewesen ist, aber man fuhr auch desto langsamer, mit gewaltigen schweren Rossen und sparte die Polster und Pfühle im Bauche des noahkastenähnlichen Wagenungeheuers nicht. Der ritterliche Brauch, der den Mann nur zu Pferde kannte und noch zwei Generationen früher aus der Mehrzahl aller deutschen Männer, Fürsten wie Bauern, wahre Centauren gemacht hatte, wurde von den Vornehmsten der Nation zuerst abgelegt. Die Bahn der Verweichlichung und Ueppigkeit sollte auch hierin von ihnen als den

geborenen und berechtigten Führern des Volks zuerſt beſchritten werden und das Volk ſäumte nicht ihnen zu folgen.

Zu Hauſe gab es gleichfalls meiſt ruhige Tage, wenigſtens im Vergleich mit der Art der Väter und Großväter. Das Regieren ließ man ſich nicht ſauer werden, denn aller Orts ſchoſſen jetzt die Schreiber und Schoßer und Kanzleiverwandte wie Pilze aus der Erde und nahmen mit den verordneten Räthen in ihren Amtsſtuben und vor bedenklich anwachſenden Actenregiſtranden das Geſchäft des Rechtſprechens, der Verwaltung und Polizei allein auf ihre Schultern. Der regierende Herr ließ ſich etwa alle Wochen einmal von ſeinem Kanzler einen unterthänigſten Vortrag thun und ſetzte dann — ärgerlich über die Schererei — die ſchweren und plumpen Züge des allergnädigſten Handzeichens unter die bogenlangen Urtel oder allerhöchſten Mandate. Noch immer hatte ſich ſo viel von der alten Autonomie auch des kleinſtes Neſtes, nicht blos eines ſolchen, das den Namen „Stadt" trug, weil es ſeine Viehſtälle und Scheuern hinter ſteinernen Mauern barg, ſondern auch der einzelnen gefreiten Höfe und Häuſer erhalten, daß es im Grunde ſehr wenig zu regieren gab und die fürſtlichen Diener und Räthe, weil ſie doch einmal zum Regieren da waren, ordentlich nach Stoff dazu auf die Jagd gehen mußten, wobei ſie fortwährend an jenen altberechtigten Selbſtändigkeiten anſtießen. Hohe Politik gab es freilich die Fülle und die deutſchen Fürſten hätten darin nicht blos Material zur Unterhaltung in ihrer reichlichen Mußezeit, ſondern fortwährende Haken und Dornen bei jedem Schritt und Tritt finden können, wenn nicht ihr Phlegma jede gefährliche und läſtige Emotion ihnen unterſagt hätte. Denn im Reiche ſelbſt wogte der Kampf der beiden großen Parteien oder richtiger Syſteme, des katholiſchen und des proteſtantiſchen, noch immer unentſchieden auf und ab. Noch war es ſeit jenem Waffenſtillſtand im ſogenannten Religionsfrieden zu keinem energiſchen Zuſammenſtoß der feindlichen Maſſen gekommen: ſie operirten verdeckt, oft ſchien es ſogar, als operirten ſie nicht, ſondern hätten es, des fruchtloſen Scheinkrieges müde, vorgezogen, die Waffen ganz niederzulegen. Aber es ſchien auch nur, und jedermann im Reiche wußte, daß ſich träge und ſchwerfällig, aber ſicher und unaufhaltſam eine ungeheure Kataſtrophe vorbereitete, an der jeder ſo oder ſo theilnehmen müſſe, wenn auch noch ſo widerwillig. Denn jeder, der etwas zu verlieren hatte, trug ſich mit der Ahnung, daß dann ſehr viel verloren werden könnte und die deutſchen Fürſten vor allem hatten viel zu verlieren. Darum grollten ſie auch aufrichtig über die verruchten Hetzereien der Jeſuiten, über die ſpaniſchen Tücken und Machinationen, und Katholiſche wie Proteſtantiſche begegneten ſich in dem Gefühle, daß es viel beſſer wäre, wenn alle dieſe Händel abgethan wären. Aber dieſe Händel waren zu „geſchwinde" und die deutſchen fürſtlichen Geiſter und Charaktere der Zeit zu langſam, als daß ſie ihrer hätten Herr werden können. Sie mußten ſie

gewähren lassen, doch kümmerten sie sich so wenig wie möglich um das Einzelne daraus und ließen dafür ihre Räthe und Ambassadoren sorgen, wie sie auch für die laufenden Reichsgeschäfte, deren es bei einem so complicirten und ungefügen Organismus so viele und so dringende gab, immer gute oder vielmehr keine Zeit und höchstens hoffnungsreiche oder, je nachdem es war, klägliche Redensarten hatten, mit denen der Kaiser, wenn er könnte, den Türken abwehren, Ruh und Frieden unter den Confessionen erhalten, die Reichspolizei führen, kurz alles das thun mochte, was unerläßlich gethan werden mußte und wozu doch niemand einen Pfennig Geld oder einen Augenblick Zeit übrig zu haben behauptete. Freilich konnten sich diese Fürsten der von außen her ziemlich aufdringlich sie angehenden europäischen Politik noch weniger erwehren, als der Sorge um die Reichssachen, aber auch dieses ewige Werben und Suchen der fremden Großmächte, Spaniens, Frankreichs, Englands, der Niederlande, Polens und Schwedens, der Venetianer und des Papstes, die alle viel mehr von der Wichtigkeit Deutschlands für die europäischen Dinge überzeugt waren, als die Vertreter des deutschen Volkes nur irgend zu begreifen vermochten, brachte diese nicht aus ihrer Gemüthsruhe. Man entrirte dahin und dorthin Allianzen, gab schöne Versprechungen, empfing andere und noch lieber stattliche Geschenke und Jahrgehalte, wie es die Väter und Großväter auch gethan hatten, aber man that eigentlich nichts, als daß man von neuem schöne Versprechungen für blankes Geld zurückgab und allenfalls unter der Hand den Werbungen von Kriegsvolk für fremde Dienste Vorschub leistete, trotz aller abmahnenden kaiserlichen Mandate.

Wenn es noch irgendetwas gab, was den Geist dieser Herren ernstlich beschäftigte, so war es der rechte Glaube, je nachdem man ihn verstand, hier lutherisch, dort calvinisch und an einem dritten Orte katholisch. Aber auch dies Interesse war doch mehr ein traditionelles, von den Vätern ererbtes, so gut wie Land und Leute und das Herrscherrecht von Gottes Gnaden und darum auch ebenso zäh festgehalten. Aus sich selbst heraus war dieser Menschenschlag keines religiösen Elan mehr fähig, wie ihn einst ein Landgraf Philipp von Hessen, ja selbst der phlegmatischste aller Phlegmatiker, ein Johann Friedrich von Sachsen entwickelt hatte. Wäre das Gewissen nicht täglich durch die argusäugigen Zionswächter scharf vigilirt und bei jedem Verdacht der Lauigkeit im rechten Glauben in aller Unterthänigkeit doch unerbittlich aufgestachelt worden, so hätte schon das damalige Deutschland unter seinen fürstlichen Herren eine Menge Freidenker aus Indifferentismus und Bequemlichkeit erzeugt, wie es deren in den mittleren und unteren Ständen massenweise gab. So aber brachten die immer wieder aufgestachelten Controversen, die Ketzerriecherei und ihr Gegenstück, die endlosen Versuche, durch freien Gedankenaustausch die streitenden Kirchen zu vereinen, eine gewisse Abwechselung in die Monotonie des

Geisteslebens der höchsten Classen, wie ihr im Grunde gleichfalls monotones tägliches Leben immerhin etwas durch Kirchenbesuch und Lectüre geistlicher Schriften unterbrochen wurde.

Denn noch immer ging es an den meisten Höfen ziemlich einfach, wenigstens langweilig genug zu. Wälsche Sänger und Musiker, Tänzer und Komödianten strömten zwar massenweise nach Deutschland ein und es gab bald keinen noch so undedeutenden Hof, an dem sie nicht willkommen gewesen wären. Auch fehlte es nicht an Ringelrennen, Turnieren, Armbrustschießen und dergleichen mehr, aber die fürstlichen Herren ließen sich nach Art des Großtürken Vergnügen vormachen, ohne selbst recht mitzumachen, und die Folge davon war, daß sie sich je länger je mehr langweilten, obgleich es um sie herum immer lauter zuging. Bankette und Gelage nach altem berüchtigten Stil, das Grausen und der Spott der polirteren Ausländer, mußten als wirklicher Zeitvertreib dienen und es ist keine Frage, daß zu keiner Zeit an den deutschen fürstlichen Höfen so ungeheure Massen schwerer Speisen und schwerer Getränke, Bier und Wein, vertilgt wurden wie damals. Zur Entschuldigung mochte dienen, daß es Bürger und Bauer grade ebenso hielten und sich höchst behaglich dabei zu befinden vermeinten.

Eine einzige wahre Leidenschaft konnte diese trägen Seelen und Leiber auf Tage und Wochen in Fluß bringen: die Jagd, die grade in dieser Zeit ihre eigentlichen Orgien auf deutschem Boden feierte. Nicht umsonst datiren von damals her jene polternden Invectiven gegen den „Jagdteufel", denn der leibhaftige Gottseibeiuns, der ja überall umging, konnte allein eine solche wahnsinnige und selbstmörderische Verkehrung gutmüthiger und behaglicher Naturen in infernalische Nimrode und Hackelberge bewirken. Nicht umsonst auch hat unsere Volkssage die äußere Staffage ihres wilden Jägers durchgängig grade dem Costüme dieser Zeit entlehnt. Freilich bedurfte jenes faule Schlemmen, jene riesenhaften Portionen von Fleisch und Bier auch eines diätetischen Gegengewichtes, um die Menschen dieser Tage nicht schon in ihrer vollsaftigsten Zeit jäh in die Grube zu stürzen, und dieses Gegengewicht waren die Strapazen des Waidwerks, die sich von der Auerhahnbalz bei dem frostigen Morgengrauen der Nachwinter- und Vorfrühlingstage, durch die Hirsch- und Sauhatzen des Hochsommers bis zu der Wolfsjagd beim ersten Schneefall mit wenigen Pausen hinzogen.

Im Ganzen aber gab es nur wenige unter den Herren der Zeit, die nicht mit sich und der Welt, einige strittige Punkte abgerechnet, gründlich zufrieden gewesen wären. Ein solches rein negatives Dasein ohne große Leidenschaften, selbst ohne solche, die nur dem wilden Sinnengenuß dienen, hat ja von jeher in unserer Volksart großen Anklang gefunden. Es ist im Grunde das Hauptingredienz der vielgerühmten deutschen Gemüthlichkeit und insofern sind auch

die heutigen Verehrer und Lobpreiser derſelben berechtigt und verpflichtet, in jenen fürſtlichen Geſtalten ihre wahren Vorbilder und zugleich echt- und kerndeutſche Naturen zu erkennen. Daß aus dieſer Gemüthlichkeit unter anderem auch der ſehr ungemüthliche dreißigjährige Krieg mit derſelben Naturrichtigkeit herausſchlüpfte, wie aus dem bebrüteten Ei das Huhn, iſt uns anderen „Ungemüthlichen“ ſehr begreiflich, aber die „Gemüthlichen“ unter unſeren Landsleuten werden ſich nach wie vor damit beruhigen, daß es die böſen Jeſuiten, die ſpaniſche Politik des wiener Hofes oder gar die calviniſtiſchen Ränkeſchmiede an der Seine und am Neckar gethan haben.

Wie geſagt, es lebte ſich damals als deutſcher Fürſt ungemein gemüthlich, bis auf einige ſtrittige Punkte. Aber eine gemüthliche Seele, beſonders wenn ſie nicht aus dem Duſel gewohnheitsmäßigen Zechens herauskam, mochte auch dieſe Widerwärtigkeiten nur als würzende Contraſte empfinden. Zuerſt gab die Jagd wie die gründlichſten der Freuden, ſo auch die nagendſten der Leiden. Mit den böſen Wilddieben im Lande hatte man allmälig gelernt fertig zu werden. Strafgeſetze, die man euphemiſtiſch als mit Blut geſchrieben zu bezeichnen pflegt, weil die Sprache kein Wort hat, um ihre verruchte Beſtialität zu brandmarken, halfen gegen dieſe Verächter des Gehorſams und der Treue, die man dem Vergnügen des angeſtammten Landesherrn von Gottes Gnaden ſchuldete, wie täglich auf tauſenden von Kanzeln gepredigt wurde. Aber die fürſtlichen Nachbarn hatten es in der Hand, einander grade in dem, was jedem am feſteſten ans Herz gewachſen war, endlos zu chikaniren, oder es machte ſich auch ganz von ſelbſt, daß die bei allen gleiche Leidenſchaft, unbekümmert um die verbrieften Rechte des andern, um Grenzſteine, Jagdfolgerecht und dergleichen, zu ewigen Colliſionen führte. Und die fremden Jäger und Schützen, die vermeintlich oder wirklich den Jagdbann gebrochen hatten, konnte man doch nicht kurzweg auf einen Hirſch ſchmieden oder in einen Wolfspelz genäht von Jagdhunden zu Tode hetzen laſſen. So gab es hier arge Geduldsproben und nach Umſtänden auch Aergerniß und Kummer, die an dem Herzen fraßen.

Ein anderer wunder Fleck war das Geld oder vielmehr die Geldklemme, die man ſammt dem Durſt und andern Eigenſchaften gleichfalls von den Vätern und Großvätern ererbt hatte. Der Credit war ſchwach, neue Finanzquellen zu eröffnen mühſelig, und wenn man im Gedränge der Noth ſich mit Ueberwindung der angeſtammten Trägheit dazu entſchloß, einen der zahlloſen Goldmacher mit italieniſchem oder ſpaniſchem Titel und Namen herbeizurufen, ſo war die Folge in jedem Falle, daß alles das Gold, was er zu ſeinen Experimenten brauchte, verſchwand und nichts als die Perſon des Betrügers als Pfand blieb. So war man ſchließlich doch immer an die Beihilfe der Unterthanen gewieſen, die ihr Geld aber ebenſo gut zu brauchen verſtanden wie ihre Fürſten und zum Glücke meiſtens in den Landſtänden zähe und vorſichtige

Wächter ihrer Seckel besaßen. Daher denn das unaufhörliche Sollicitiren bei der Landschaft und die ebenso unaufhörlichen Remonstrationen derselben. Höchstens tropfenweise ließen sich „getreue Stände" einmal etwas auspressen, in den sehnlichst gewünschten regulären Fluß wollte diese Geldquelle niemals kommen und sie durch einen Gewaltstreich nach eigenem Bedürfniß zu reguliren, dazu war man nicht zu gewissenhaft, aber zu ängstlich, zu phlegmatisch und zu ungeschickt. —

Unser Herzog Friedrich von Würtemberg trägt alle Hauptzüge dieses wahrheitsgetreuen Porträts deutscher Durchschnittsfürsten seiner Zeit, aber die bedenklichen darin sind weniger auffallend als bei den meisten und die erfreulicheren stärker herausgearbeitet. Schon sein Aeußeres, wie es in guten und schlechten Bildern aller Art auf uns gekommen ist, vergegenwärtigt den wohlbekannten Typus der Zeit, aber in einer ansprechenden Individualisirung. Auch er gehört zu jenen fleischigen derben Gestalten mit breitem Nacken und stattlichem Haupte, an denen das damalige Deutschland so unendlich reich gewesen sein muß. Wenigstens sind alle die unzähligen Fürsten, Ritter, Räthe, Pastoren, Bürgermeister, Rathsherren, Schoßer und Vögte, deren Bildnisse entweder die Plastik oder die Malerei oder der Kupferstich erhalten hat, alle nach einem Modell geformt, dem von der rein anatomischen Seite beurtheilt nichts vorzuwerfen ist. Auch Herzog Friedrich zeigt wie alle Gesichter der Zeit jene wunderlich emporgezogenen Augenbrauen, für deren Verständniß wir von jeher keine andere Erklärung gewußt haben, als daß sie durch den einzigen Gegenstand abstracten Denkens, mit welchem sich ihre Besitzer beschäftigen und zu Gottes Ehre rechtschaffen abzumühen wußten, durch die Tüfteleien über die Ubiquität, die Gnadenwahl und die Adiaphora aus ihrer natürlichen Richte gekommen und wie die Formeln des Dogmas zu einer Fratze erstarrt sind. Augen und Mund sind die gewöhnlichen der Zeit, aber die Nase ist nicht die des gewohnheitsmäßigen Zechers, der wir sonst überall begegnen, sondern die eines zwar sinnlich gearteten, aber doch dabei von höherer Cultur berührten Mannes. Der Bart weist auch sofort darauf hin, woher diese Cultur stammt. Er ist nämlich schon in den früheren Abbildungen des Fürsten nach der neuesten französischen Mode der Zeit als Knebelbart zugestutzt, wie er seit Heinrich des Dritten Zeit am Hofe zu St. Cloud getragen wurde, und nicht mehr jener stattliche Vollbart, der sonst noch in Deutschland auch bei den meisten fürstlichen Herren Mode war, wie seit den Tagen Franz des Ersten von Frankreich.

Französische Cultur war es, die den Herzog Friedrich gleichsam als seine natürliche Landesart erfaßt hatte, während sie bei den anderen deutschen Fürsten und an anderen Höfen nur als ein importirtes Gewächs auftrat. Denn er gehörte jener Seitenlinie des würtembergischen Hauses an, die damals seit beinahe hundert Jahren die Grafschaft Mömpelgard, das überwiegend franzö-

ſiſche Montbaillard in der Ecke zwiſchen Lothringen, Hochburgund und dem Elſaß regierte. Erſt als 1593 der Herzog Ludwig von der Hauptlinie ohne Erben ſtarb, gelangte dieſer Vetter Friedrich, damals ſchon ein Mann von 36 Jahren, zum Beſitz des eigentlichen deutſchen Stammlandes. Früher hatte er es nur in der damals üblichen Weiſe als Student auf der Landesuniverſität Tübingen und auf kurzen Gelegenheitsviſiten bei dem Haupte des fürſtlichen Hauſes kennen gelernt. Das Bedenken der beiden Schwaben war daher ganz gerechtfertigt, daß er von jener indefiniblen Eigenart ſeiner Unterthanen nicht ſo, wie ſie es zu fordern ein Recht hatten, ſchon mit der Muttermilch durchtränkt ſei, daß er namentlich Leuten, die als außerhalb der Landesgrenzen geboren, Ausländer und deshalb ſchlechtweg nicht in der geiſtigen Verfaſſung waren, ſich in die Schwabenart zu ſchicken, ſein Vertrauen auch fortan ſchenken werde, weil er ihre Treue und ihren Verſtand während eines Menſchenalters erprobt hatte. Denn jenes berühmte „Du haſt für unſer Volk kein Herz, weil Du kein Schwabe biſt“ galt ſchon damals am Neckar als Dogma, nur kümmerte man ſich höchſten Orts damals ſo wenig wie ſpäter darum, außer wenn es grade paßte.

So blieb Herzog Friedrich fortwährend von einer Anzahl gebildeter Franzoſen und Halbfranzoſen umgeben, wie er denn auch den Blick für das, was jenſeits der Landesgrenze vor ſich ging, ein für allemal auf jener Grenzwarte großer Völker und Reiche ſich geſchärft hatte. Er verlor die große Politik nie aus den Augen, obgleich er es nie zu einem wirklich nachhaltigen Eingreifen in dieſelbe, wie etwa ſein Grenznachbar, der Pfalzgraf Caſimir, brachte. Wäre er wie dieſer calviniſtiſch geweſen und hätte er nicht infolge eigenthümlicher Verhältniſſe immer eine beſondere Rückſicht auf das Haus Oeſtreich nehmen müſſen, ſo würde er wahrſcheinlich über bloßes Negociiren und Projecte zu Bündniſſen etwas weiter hinaus zu wirklichem Thun gelangt ſein, wozu er in jeder Art gerüſtet war. Ohnehin hatten ihn ſeine geborenen Gewiſſenswächter, ein Jakob Andreä, Lucas Oſiander, Johann Magirus immer in dem Verdacht von kryptocalviniſtiſcher Geſinnung. Was dies in einem erz- und ſtocklutheriſchen Lande damals beſagen wollte, iſt bekannt. Es war das einzige Verbrechen, das einen Fürſten in den Augen der Unterthanen des Thrones unwürdig machte und gelegentlich auch den Thron koſten konnte. Bei Herzog Friedrich lag der Verdacht nicht ſo ferne, weil er von früher her in intimem Verkehr mit der ganzen franzöſiſchen calviniſtiſchen haute volée ſtand und bei verſchiedenen Vorfällen, z. B. als es ſich darum handelte, ob die calviniſtiſchen Exulanten in Mömpelgard freie Religionsübung haben ſollten, etwas tolerantere Geſinnungen kundgegeben hatte, als es für einen Unterzeichner der Concordienformel ziemte. Doch ſei ſogleich zugefügt, daß er bei dieſer und anderer Gelegenheit jedem Conflict mit der lutheriſchen Kleriſey vorſichtig aus dem Wege ging und über-

haupt nur einmal ihr entschieden entgegentrat, als er einer finanziellen Speculation zu Liebe einigen Juden Aufenthalt und Handel im würtemberger Lande — natürlich gegen ein überreichliches Schutzgeld — gewahrte. Lucas Osiander, jene gepriesene Säule des rechten Glaubens, wagte ernsthafte Vorstellungen gegen ein solches unchristliches Vornehmen, fiel aber sofort und mit Eclat in die allerhöchste Ungnade. Obgleich der Mann hierbei entschieden nur die Stimme des Volks vertreten hatte, so ließ man sich doch das Benehmen des Herzogs gefallen, weil sich das Volk nachgrade schon gewöhnt hatte, alles was von oben geschah wenigstens mit loyalem Schweigen hinzunehmen, wenn nur seine geistlichen Führer schwiegen, und alle andern außer dem einen thaten es in diesem Falle, weil es sich nur um eine Begünstigung von Juden und nicht von Calvinisten handelte.

Natürlich blieb ein Fürst von lebhafterem Thätigkeitstrieb wie der Herzog Friedrich jenen überall und immer wieder von neuem eingefädelten angeblichen Unionsversuchen zwischen Calvinisten und Lutheranern nicht fern. Es scheint, als wenn er wirklich naiv genug gewesen sei, um ein anderes Resultat davon zu erwarten als das, was nach der Absicht der stets sehr willfährig darauf eingehenden lutherischen Theologen herauskommen sollte, nämlich eine immer festere Erhärtung der Wahrheit ihrer Lehre und insofern eine immer schroffere Scheidung von den Calvinisten. Der Herzog überschaute einigermaßen die Lage der großen Politik und die Interessen der protestantischen Partei im Reiche und glaubte, wie dies auch auf calvinistischer Seite als selbstverständlich angenommen wurde, daß diese als eine Einheit auftreten müsse, wenn sie nicht von ihren Gegnern überflügelt werden sollte. Dazu gehörte aber doch nothwendig, wenn nicht eine Beseitigung der dogmatischen Gegensätze, so doch eine Milderung derselben. Denn so lange man von allen lutherischen Kanzeln und Controversschriftstellern hören mußte, daß die Calvinisten schlimmer als die Papisten, ja als die Türken seien, war an ein gemeinschaftliches Handeln nicht wohl zu denken.

Ebenso wenig wollten andere Bemühungen Frucht bringen, die er nach der noch nicht ganz verschollenen Tradition der vorigen Periode auf eine Verständigung zwischen Lutheranern und Katholiken richtete. Mit manchen Opfern und Aergernissen brachte er ein Religionsgespräch zu Regensburg zwischen würtembergischen und bayrischen Theologen — natürlich Jesuiten — in Gang, aber es verlief wie alle andern, und nicht einmal das überraschend verständige Ziel, was der Herzog eigentlich dabei im Auge hatte, die Katholiken durch authentische Zeugnisse aus Luthers Schriften zu einer gemäßigteren Polemik gegen die Person und die Motive des Reformators zu bestimmen, konnte erreicht werden, weil die lutherischen Vorkämpfer in ihrem gewöhnlichen Eifer mit ein paar Syllogismen sofort das ganze Papstthum und die Kirche sammt

den Jesuiten aus den Angeln heben zu können vermeinten. Uebrigens läßt sich auch daran jene eigenthümliche Mittelstellung des Herzogs herausfühlen, die er in der Politik mehr noch wie in confessionellen Dingen einnahm. Er war gebildet genug, um sich von jedem Fanatismus frei zu halten, nicht, wie die meisten andern Fürsten der Zeit, zu träge und bequem, um offensiv vorzugehen. Aber er wollte auch den protestantischen Interessen nicht das Geringste vergeben, schon weil er ihren engsten Zusammenhang mit den Interessen der fürstlichen Macht durchschaute. So hätte er gerne seine Glaubensgenossen, wozu er für sich selbst auch die Calvinisten zählte, zu einem starken Defensivbund, etwa wie die Idee der später ins Leben tretenden Union ursprünglich war, geschaart gesehen, aber ohne den Frieden mit den katholischen Ständen zu gefährden und namentlich ohne sein persönliches gutes Vernehmen mit dem Kaiser und dem Haus Oestreich aufs Spiel zu setzen. Dies letztere zu pflegen, war vielmehr eine Hauptaufgabe für ihn und er hatte triftige Gründe dazu. Es gelang ihm, jener schwierigen und bedenklichen Lehensherrlichkeit Oestreichs über Würtemberg, die seit 1534 bestand, ein Ende zu machen. Geschickte diplomatische Manöver und einige hunderttausend Gulden bewogen den stets geldbedürftigen Kaiser Rudolph darauf zu verzichten. Damit allein schon würde Herzog Friedrich sich ein Anrecht auf dankbare Erinnerung in seinem engern Vaterland erworben haben, denn die möglichen Consequenzen der östreichischen lehensrechtlichen Ansprüche wirkten immer wie ein Schreckgespenst auf die gut lutherischen Schwaben, sodaß selbst die pflichtmäßig überaus harthörige Landschaft endlich dem Andringen des Herzogs auf Bezahlung der Ablösungssumme aus Landesmitteln nicht widerstehen konnte.

Auch in der eigentlichen Landesregierung war dieser Herzog ein Mann der Bewegung und des Fortschritts; nur begreiflich oft zu ungeduldig und im Bewußtsein seiner fürstlichen Machtvollkommenheit geneigt Früchte zu pflücken, ehe noch die gepflanzten Bäume angewurzelt sein konnten. Es war nicht blos die Sucht und das Bedürfniß so rasch und so viel als möglich Geld zusammenzuschlagen, was ihn die Schiffbarmachung des Neckar, die Verbesserung der Handelswege, die Einführung neuer Industriezweige betreiben ließ. Er wollte dem Lande damit nützen und sich einen Namen machen. Auch wenn er an fünfzig, sechzig Orten auf einmal nach Erz schürfen ließ, mit der stillen Hoffnung auf eine oder zwei reiche Goldadern zu stoßen, so täuschten ihn zwar die meisten dieser Projecte, aber einige davon, wie die Anlage der Bergstadt Freudenstadt, haben sich doch als lebensfähig erwiesen. Natürlich mußte auch er der Zeit ihren Tribut bezahlen. Auch er wäre gern schnell reich geworden und glaubte es durch die Alchemie werden zu können. Er selbst war ein eifriger Laborant, was damals unter den Fürsten noch nicht Mode war, aber auch er wurde von unverschämten Abenteurern schmählich betrogen, wie üblich. Daß er einen da-

von, den angeblichen Freiherrn v. Prurbhoff und Grebschütz, in der draſtiſchen Weiſe der Zeit beſtrafen laſſen konnte, indem er ihn, der goldene Berge verſprochen, an einem eiſernen Galgen und in einem Kleide von Rauſchgold in das Jenſeits beförderte, mochte ſeiner fürſtlichen Indignation wohl eine Genugthuung geben, brachte aber das verlaborirte wirkliche Gold nicht wieder und ſchützte auch nicht vor andern ebenſo koſtſpieligen und ärgerlichen Erfahrungen.

Der ſtuttgarter Hof gehörte unter dieſem Herzog jedenfalls zu den Stätten, wo ein etwas geringeres Maß von Roheit und Schlemmen im heimiſchen Stil geduldet wurde. Zum Erſatz dafür mußte der aus der Fremde importirte Hofprunk, ein Gemiſch ſpaniſchen, italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Cultus der Majeſtät dienen. Der Herzog im Vollgefühl ſeiner Würde ſonnte ſich gern daran, aber er hatte zu viel von der Welt geſehen, als daß ihm nicht daran gelegen geweſen wäre, auch draußen an den großen Höfen eine ſtattliche Figur zu ſpielen. Die Handhabe dazu boten die politiſchen Beziehungen, die zunächſt nach Frankreich und dann auch nach England wieſen. Nach der Art der Zeit imponirten ihm jene prunkenden Spielereien der modernen Ritterorden, die man allerdings auch in Deutſchland, aber in ſehr beſcheidenem Maßſtab eingebürgert hatte. Denn wo hätte ſich das Ceremoniell und das Coſtüm des brandenburgiſchen Schwanenordens z. B. mit der Gala und den Knalleffecten an den Kapiteltagen des St. Michael oder gar des St. Georg vergleichen laſſen? Da Herzog Friedrich wie allen von der alten Kirche Abgefallenen der Zugang zu dem wahren Heiligthum dieſes Mummenſchanzes, zu dem goldenen Vließe, verſperrt war, ſo richteten ſich ſeine Augen deſto ſehnſüchtiger nach jenen beiden anderen Geſtirnen erſten Ranges. Heinrich der Vierte war gegen einen deutſchen Fürſten, einen Mann von bedeutenden geiſtigen und materiellen Mitteln nicht ſpröde. Für den St. Michael, den er ihm bereitwilligſt und durch allerlei echt franzöſiſche Artigkeiten gewürzt ertheilte, hoffte er bei den immer prägnanter hervortretenden Gruppirungen der großen politiſchen und religiöſen Parteien im Reiche und in Europa reichliche Gegenleiſtung erwarten zu dürfen, doch ſind Geber und Empfänger unerwartet früh und ehe ſich eine wirkliche Action beginnen ließ, vom Tode weggerafft worden.

Mehr aber als der St. Michael reizte den deutſchen Herzog der engliſche St. Georg, ſchon weil ſein Ceremoniell und Ordenshabit noch viel barocker und auffälliger war als das des franzöſiſchen Michaels, dann aber auch, weil der letztere eine ſo gut wie unbeſchränkte Zahl von Inhabern hatte, der letztere aber ſtatutenmäßig noch immer nur auf 26 Häupter beſchränkt war. Welche Ausſicht für den Ehrgeiz eines verhältnißmäßig unbedeutenden Reichsfürſten, darunter neben den vornehmſten Königen und Herren der Chriſtenheit zu paradiren! Noch als bloßer Graf von Mömpelgard hatte er frühere politiſche Verbindungen mit dem engliſchen Hofe benutzt, um dieſem einen Beſuch abzuſtatten.

1592, zu einer Zeit, wo der baldige Tod seines beinahe ihm gleichaltrigen Vetters Ludwig, des regierenden Herzogs, von niemand erwartet wurde, hatte Friedrich der großen Königin seine Aufwartung gemacht, war von ihr als ein stattlicher, hübscher Mann, der sich gut zu benehmen wußte, mit freundlichen Augen angesehen worden und hatte als Ersatz für die nicht geringen Reisekosten wenigstens einige höfliche Worte mit nach Hause gebracht, die er, ganz voll von den in Windsor und Reading gesehenen Mirakeln, so deutete, als würde er nächstens das Ziel seiner Wünsche erreichen. Ja er fühlte sich so sicher, daß er sich von da an neben seinem gewöhnlichen Titelgepränge auch die Würde und die Insignien eines Ritters vom Hosenband beilegte und demgemäß auf Münzen und Medaillen sich darstellen ließ. Ob er damit auch eine Art von moralischer Pression auf die Königin von England ausüben wollte, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls vertraute er nicht allein darauf, sondern als er 1593 durch den plötzlichen Tod seines Vetters um eine bedeutende Stufe höher an Macht und Würde gehoben war, gehörte es zu den ersten Sorgen seiner neuen Herzogslaufbahn, daß er das angebliche Versprechen der Königin ihr durch eine besondere Ambassade ins Gedächtniß zurückrufen ließ. Wahrscheinlich glaubte er, daß sie dem Herzog unmöglich das länger verweigern könne, was der Graf beinahe schon davon getragen.

Es hat sich nun der Bericht des Chefs dieser Gesandtschaft in der Originalgestalt, wie er ihn nach seiner Rückkehr seinem gnädigsten Herrn einreichte, erhalten, zugleich mit den Randbemerkungen, welche die allerhöchste Hand hinzuzufügen beliebte. Neuerdings ist er in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart (81. Publication, 1865) von Herrn August Schloßberger veröffentlicht worden, was er als ein lehrreiches und interessantes culturgeschichtliches Document in vollem Maße verdient. Denn wenn auch der Gegenstand selbst ein an sich nichtiger, ja lächerlicher ist, besonders da die Bemühungen des Gesandten gänzlich Fiasco machten, so gewährt er doch in seiner anspruchslosen Naivetät und Unmittelbarkeit einen guten Einblick in das innere Wesen unserer damaligen deutschen Zustände. Der Gegensatz zwischen der im Grunde doch immer noch spießbürgerlichen, beschränkten und kleinen Art eines deutschen Hofes damaliger Zeit, noch dazu eines solchen, der durch Rang und Persönlichkeit des regierenden Herren größere Prätensionen als die meisten andern machen durfte, und eines, wenn auch mit einem Ueberfluß von barockem Bombast verbrämten, doch in Stil und Haltung wahrhaft grandiosen Hofes wie der englische unter Elisabeth, der Contrast zwischen den Zielen und Mitteln eines deutschen Fürsten und denen der größten Herrscherin ihrer und vielleicht aller Zeiten, zwischen der gemüthlichen Beschränktheit und dem engen Horizont der schwäbischen Geschäftsmänner und der weltgeschichtlichen Position und Perspective eines Robert und Franz Cecil, Algernon Sidney, Cobham, Essex wirkt mit wahrhaft schlagender

Draſtik. Es iſt nicht zu läugnen, daß unſer deutſches Nationalgefühl dabei eine nicht geringe Demüthigung hinnehmen muß, aber ſie wird einigermaßen durch das Komiſche der Situation neutraliſirt. Handelte es ſich hier um ernſthafte Dinge, um wirkliche Angelegenheiten der Nation oder auch nur um die Politik eines deutſchen Hofes, ſo würde die Empfindung des gegenwärtigen Leſers, vorausgeſetzt daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat, eine viel unbehaglichere ſein, ſo aber iſt es doch eigentlich nur eine Farce, die für ſich allein betrachtet unſchuldig genannt werden mag.

Freilich liegt es nahe, ſich an andere bedenklichere und bedenklichſte Vorgänge verwandter Art zu erinnern. Denn nicht immer handelte es ſich ſchon damals darum, ein Ordensband für einen deutſchen Fürſten zu erhaſchen, ſondern reellere Dinge, Penſionen, Hilfsgelder und dergleichen, wofür als natürliche Gegenleiſtung alles, was nicht gradezu zum offenen Verrath am Reiche geſtempelt werden konnte, ausbedungen war. Schon länger als ein Jahrhundert dauerte damals jene ſchmähliche Art des Verkehrs zwiſchen den deutſchen Höfen und den Fremden und noch war das Ehrgefühl und der politiſche Verſtand des deutſchen Volkes ſo ſtumpf, daß man nicht an der Sache ſelbſt Anſtoß nahm, ſondern nur an den Folgen, wenn ſie der einen oder andern Partei gefährlich wurden. Die Katholiken ſchrieen über Reichsverrath, wenn die Proteſtanten Werbungen für Heinrich von Navarra oder Moritz von Naſſau geſtatteten, die Proteſtanten, wenn deutſche Kriegsvölker den Spaniern zu Hilfe nach Mailand oder den Niederlanden zogen. Erſt als das ungeheure Unglück des dreißigjährigen Krieges, die natürliche Frucht ſolcher giftigen Blüthen, da war, ahnte man, woher das Elend ſtammte, aber damals hatte die öffentliche Meinung ſchon alle Kraft verloren, dem allmächtigen Willen der Fürſten und der Staatsraiſon Halt zu gebieten. Allmälig gewöhnte ſie ſich mit der bekannten gemüthlichen Gefügigkeit deutſcher Art auch daran und ließ es, wie die allerneueſten Exempel von 1866 beweiſen, bis zu dieſem heutigen Tage als ein altverjährtes Herkommen ſich gefallen. Der diplomatiſche Verkehr mit dem Ausland iſt ſo zu den unantaſtbaren Ehrenſtücken unſeres deutſchen Particularherrſcherthums geworden und es wird ſelbſt einer allmälig erſtarkenden öffentlichen Meinung und einer kräftigen Centralmacht ſchwer gelingen, grade dieſen Krebsſchaden zu heilen. Denn geheilt iſt er auch dann noch nicht, wenn er, wie Optimiſten als möglich ſich vorſtellen, blos auf ſolche und ähnliche Schnurrpfeifereien beſchränkt würde, wie ſie unſere Schwaben in England betrieben.

Der Chef der Ambaſſade gehörte jedenfalls zu den bedeutendſten Geſchäftsleuten, über die Herzog Friedrich verfügen konnte. Es war der ehrenfeſte Hans Breuning von und zu Buchenbach, ein Mann, der ſich durch ausgedehnte Reiſen in Frankreich, Italien, ſogar im Orient vielerlei Kenntniſſe, namentlich ſprachliche Fertigkeiten erworben hatte, der auch England aus eigener Anſchau-

ung kannte und der es in der Landesverwaltung zu verschiedenen hohen Aemtern und am Hofe bis zum Oberhofmeister des Erbprinzen gebracht hatte. Aus gutem ritterbürtigem Hause, zugleich von unabhängiger Stellung, weil er reich war, repräsentirte er den vollendeten deutschen Staats- und Hofmann der Zeit. Nichts desto weniger gleicht sein Bild, wie es uns aus seinem Berichte hervortritt, in allen Zügen dem Durchschnittsgesicht seiner damaligen und, setzen wir hinzu, seiner späteren Landsleute. Jene breitspurige, gemüthliche Schwatzhaftigkeit, jener Anstrich behaglicher Naivetät, hinter der eine gute Portion von schlauer Pfiffigkeit sich birgt, kann man noch jetzt bei jedem echtschwäbischen Bäuerlein und Kleinbürger, und nicht blos bei einem solchen finden. Welche lächerliche Rolle er auf jenem welthistorischen Schauplatz spielte, vermochte er nicht zu ahnen; er hält sich nur immer an das Nächste und Kleinste, und wiegt sich in dem Gefühle, unendlich klug manövrirt zu haben, weil er von den vornehmen Herren in England mit weltmännischer Höflichkeit behandelt wurde, die freilich uns Späteren ein gutes Theil ironisches Herabsehen nicht verbergen kann.

Wie der Mann, so war auch seine ganze Attitude, in der er in England auftrat, eine lächerlich kleinliche. Hätte es sich darum gehandelt, bei irgendeinem fürstlichen Vetter wegen eines besonders renommirten Schweißbundes zu sollicitiren, oder wegen der steuerfreien Zufuhr eines Fuders eimbecker Bier, so würde wahrscheinlich derselbe Apparat den betreffenden fürstlichen Boten umgeben haben, wie er hier, wo es doch offenbar auf ein imposantes äußeres Auftreten abgesehen sein sollte, dem guten schwäbischen Ritter und seinem fürstlichen Herrn genügend erschien. Denn nur mit einem herzoglichen Kammerjungen — Hofjunker heutigen Stils — und einem Diener trat er seine Fahrt an, unterwegs noch verstärkt durch den Junker Benjamin Bouwinghausen von Wallmerode, der etwa nach heutiger Weise seinen Gesandtschaftssecretair vorgestellt haben würde. Damals war er noch zu jung, um an der Spitze einer Ambassade, sei es auch nur von vier Mann, zu stehen, bald darauf aber erwarb er sich das Vertrauen des Herzogs so sehr, daß er ihn zu den wichtigsten Staatsgeschäften, namentlich zu den intricaten Unterhandlungen mit Frankreich und dem pfälzischen Hofe verwandte, woraus die Union der protestantischen Fürsten hervorging. Dabei bewies dieser Bouwinghausen, der hier eigentlich nur als stumme Person, höchstens wie ein Famulus neben dem ehrwürdigen Magister legens figurirt, entschiedene Geschäftsgewandtheit und man begegnet seinem Namen in der Geschichte der politischen Combinationen jener Zeit unendlich oft.

Die Schicksale des Viergespanns unterwegs können billig übergangen werden. Entsprechend seiner ganzen Tournure bediente es sich der landesüblichen Reisegelegenheiten, der kaiserlichen Postpferde, und wo diese nicht ausreichten, der in schönster Concurrenz damit florirenden Metzgerpost, gemietheten Kähnen

auf dem Rhein, und endlich fand es auf einem englischen Fregattschiff, was zu Vließingen lag, ein Plätzchen, um ohne besondere Abenteuer nach Gravesend befördert zu werden. Von da glücklich nach London gelangt, kehrten sie wie andere Reisende im weißen Bären ein, aber da es hier auf die Länge doch zu theuer war, zogen sie es vor, aus dem öffentlichen Wirthshaus bei einem Franzosen Berant chambre garni sich einzumiethen, wo sie nach dem Gebrauche der Zeit zugleich „zu Tisch anstanden", d. h. gegen Kostgeld an dem Familientisch schlicht bürgerlich mitaßen.

Zunächst mußten einige Tage im Incognito verstreichen, denn es galt, die ganze Ambassade mit ziemenden Kleidern auszustatten. Unterwegs war sie wegen etlicher gefährlicher Orte in ganz geringer Kleidung gereist, wie es scheint auch ohne Gepäck, um nicht irgendeinem spanischen oder niederländischen Freibeuter in die Hände zu fallen. Diese Tage gezwungener Ruhe wurden aber von dem pflichtgetreuen Breuning zum Sondiren des Terrains benutzt. Der französische Geschäftsträger, der ihm dabei nach dem Wunsche des Herzogs an die Hand gehen sollte, war unglücklicherweise verreist, doch brachte er so viel heraus, daß der Graf Essex der gegenwärtige Favorite der Königin sei, daß aber Mylord Burleigh bei Ihro Majestat sehr viel vermöge und sozusagen der Königin Lagerbuch sei. Unser Gesandte sah sich dadurch von vornherein in großer Verlegenheit. Der Herzog hatte ihm zwar ein höchst charmantes Empfehlungsschreiben an den chevaleresken Grafen Essex mitgegeben, dessen persönliche Freundschaft er sich bei seinem eigenen Besuch am englischen Hofe vor drei Jahren erworben zu haben vermeinte, aber an den alten Burleigh, der ihm wohl blos als ein langweiliger Federfuchser erschienen war, hatte er nicht gedacht. Da aber beide, Essex und Burleigh, wie Breuning leicht entdecken konnte, die Spitzen zweier großen sich bekämpfenden Parteien am Hofe und im Staate vorstellten, so war es zu begreifen, daß, was bei dem einen empfahl, bei dem andern ebenso sehr schadete, namentlich wenn, wie es hier der Fall war, der eine geradezu ignorirt wurde. Der Gesandte suchte dieses Versehen seines Allergnädigsten durch allerlei vermeintlich höchst schlaue und feine Windungen auszugleichen, aber umsonst. Es gelang ihm zwar, auch von Burleigh höfliche und wie es schien verheißungsvolle Redensarten einzukassiren, aber man sieht deutlich, daß er unversöhnlich beleidigt war und daß er die Königin, indem er der ganzen Angelegenheit eine Wendung ins Politische gab, zu der auffallend schroffen Ablehnung brachte, mit der das Possenspiel endigte.

Desto huldvoller war und blieb Graf Essex, der auch aus dem Berichte des Schwaben sich durchweg als jene glänzende, leichtlebige, anmuthige Gestalt heraushebt, wie ihn die Geschichte kennt. Was in seinen Kräften stand, that er redlich, um das Anliegen seiner Schützlinge zu fördern und als sich das unmöglich erwies, ihrem Rückzug durch allerlei schöne Vertröstungen goldene

Brücken zu bauen. Auch sonst ließ er es an der ausgesuchtesten Höflichkeit und Aufmerksamkeit nicht fehlen und entwickelte dabei so viel Liebenswürdigkeit, daß die beiden Schwaben über dem Schwall von Ergötzlichkeiten und Sehenswürdigkeiten aller Art beinahe das gänzliche Scheitern ihres Geschäftes vergaßen.

Anfangs schien es sich indessen noch leidlich anzulassen. Eine erste Audienz bei der Königin wurde schon nach wenigen Tagen bewilligt. Sie verlief im üblichen Stile. Die Königin empfing die Gesandten in Ihro chambre privée, in ein silbern Stück bekleidet, mit herrlichen Kleinodien und unsäglichem Schmuck geziert, auf dem Haupt eine Perlenkrone, die ganze chambre privée gesteckt voll Mylords, stattlichen Herren, Grafen und vom Adel, auch einem sehr stattlichen, ausbündig schönen gräflichen und adeligen Frauenzimmer. Die Königin hörte die feierliche Antrittsrede des Gesandten gnädig an, die er in der von ihr so geliebten italienischen Sprache hielt. Es war ein Muster krausen Bombastes und barocken Schwulstes, aber ebendeshalb mag sie selbst in dem chambre privée einer Elisabeth gefallen haben. Darauf wurden die Credenzbriefe überreicht und die Königin antwortete, daß sie Sr. fürstlichen Gnaden Schreiben und das mündliche Vorbringen des Gesandten genugsam verstanden und in Gnaden vernommen und sich der freundlichen Begrüßung höflich bedanke. Was aber den Rest d. h. die Erfüllung der ausgesprochenen Bitte um sofortige Aufnahme in den Orden anlange, so wolle sie dem Gesandten demnächst weitere gnädige Audienz und Resolution widerfahren lassen. Inzwischen möge er seinen mündlich gehaltenen Vortrag schriftlich einreichen, ohne Zweifel um ihn im Cabinete mit ihrem Burleigh zu berathen. Man sieht, es waren nichts als die gewöhnlichen Floskeln, aber sie klangen wenigstens freundlich und durchaus nicht ablehnend. Breuning, der trotz seines langen Hoflebens und seiner Reisen doch den wahren Werth solcher Phrasen nicht recht zu taxiren verstanden zu haben scheint, war demzufolge in bester Hoffnung.

Bis dahin wollte der Gesandte seinerseits natürlich nicht unthätig sein. Da er von zu Hause her gewußt zu haben scheint, daß wer gut schmiert, gut fährt, so versuchte er es mit der bekannten Handsalbe zunächst bei dem Secretair des Grafen Essex und anderen einflußreichen, wenn auch wenig distinguirten Personen. Daß er wo ganz anders, nämlich auf Seite seines eigentlichen furchtbaren Gegners, des Lord Burleigh, hätte operiren müssen, scheint er damals noch nicht begriffen gehabt zu haben.

Um ihm Zeit und Weile zu vertreiben, erwirkte ihm der hohe Gönner eine Einladung zu dem großen Capitel des Ordens am St. Georgstag. Wahrscheinlich bildete sich Breuning in seiner gemüthlichen Naivetät ein, daß sein Herr an diesem Tage feierlich recipirt werden und daß man ihn mit dieser Freude überraschen wollte, während die Königin die Formalität dieses Capitels

benutzte, um auf eine gute Art des lästigen Sollicitanten los zu werden, indem sie sich hinter seine Beschlüsse verschanzte.

So ließ er sich denn am gedachten Tage von einem hohen Englischen vom Adel um 9 Uhr früh aus seinem Losament in zweien Gutschen abholen, ungeachtet er mehre Tage lang vom kalten Fieber weidlich geschüttelt worden war. Da er aber inzwischen von allerlei gefährlichen Machinationen gehört hatte, die wie gewöhnlich von Landsleuten ausgingen, so beschloß er, sich hauptsächlich dagegen zu rüsten. Es hatte nämlich der Landgraf Moritz von Hessen zu gleichem Zwecke, auch um den St. Georg zu erbitten, einen Grafen v. Solms an den englischen Hof gesandt, der sich als Graf und vielleicht auch aus andern Gründen hoher Protection erfreute und jedenfalls ein sehr bedenklicher Concurrent war. Dieser sollte auch als Ehrengast der Königin auf dem heutigen Capitel erscheinen und zwar, wie Breuning herausgebracht hatte, war jener Willens, mit einem Gefolge von mindestens zwölf Personen aufzutreten, während Breuning nur über vier, sich eingeschlossen, disponirte. In aller Eile raffte daher dieser noch drei in London wie in aller Welt schon damals vagirende engere Landsleute auf, einen aus Stuttgart selbst, einen aus Bittigheim und einen, Krebs genannt, nicht weit von Mockmühl wohnhaft, und brachte es so glücklich zuwege, daß die leibhaftigen Sieben Schwaben, aber ohne den classischen Gemeindespieß, vor dem Angesicht der großen Königin paradirten.

Am Hofe gab es heute eine unendliche Reihe von Herrlichkeiten zu schauen, deren gewissenhafte Beschreibung bis auf die Farbe der Fächer und Wedel, welche das wieder ausbündig schöne Frauenzimmer in der Hand getragen und bis auf den Besatz der Wämmser und Hosen der Ordensritter so recht aus der Seele des ehrlichen Schwaben fließt und unzweifelhaft auch seinem fürstlichen Herrn so recht in die Seele ging. Wie gern hätte er sich auch selbst in der Nähe der mit einem kurzen Leibrock von scharlachrothem Sammt und darüber mit einem langen, etwas auf der Erde nachschleppenden Talar von feilbraunem Sammt bekleideten Ritter stehen sehen, am Halse den goldenen St. Georg, emaillirt und mit Edelsteinen besetzt, an dem linken Schenkel la jarrettière, das Hosenband selbst. Ach, er kannte es nur allzu wohl und wußte, wie stattlich er sich in diesem Costüme auf seinen Schaumünzen und Porträts ausnahm, wo er es einstweilen anticipirt hatte. Um so mehr nagte es an ihm, daß es eben nur eine Fiction war und daß er es doch noch immer nicht mit Recht und vor anderen Berechtigten tragen durfte. Wer weiß, ob er nicht, um heute mit den anwesenden elf Rittern im feierlichen Zug der in glänzendstem Schmucke mit der Krone auf dem Haupte voranschreitenden Königin in die St. Georgekapelle folgen zu dürfen, sein halbes Herzogthum oder wenigstens die Grafschaft Mömpelgard gegeben hätte!

Einstweilen aber ging das Fest seinen stattlichen Gang. Nach Ordens-

meſſe und Capitel folgte ein großes Banket, wozu der würtembergiſche Geſandte gleichfalls geladen war. Dabei ereignete ſich ein Zwiſchenfall in — leider muß man ihn ſo bezeichnen — echt deutſchem Stile deutſcher Höfe und Feſtivitäten. Natürlich war auch der Graf Solms dazu geladen und der Oberceremonienmeiſter hatte ihm an einer von den vielen Tafeln, an denen nach der Sitte der Zeit geſpeiſt wurde, den Ehrenplatz eingeräumt und unſern Schwaben an die Langſeite placirt. Dieſer gerieth darüber in die tiefſte ſittliche Entrüſtung. Schon vorher hatte ihm der Heſſe weidlichen Kummer gemacht, weil er in den Augen der Engländer für vornehmer galt als Breuning, was er unzweifelhaft war, aber daß deshalb auch ſein Hof vornehmer ſein ſollte, wie die Engländer in ihrer ſchon damals unverbeſſerlichen Unfähigkeit, continentale Begriffe von dieſer Art zu begreifen, weiter ſchloſſen, konnte ein pflichteifriger Diener ſeines Herrn nicht mit anſehen. Breuning hatte daher, weil er dafür gehalten, daß in zweifelhaften Fällen, was die Reputation und Ehre der Fürſten belangt, beſſer und verantwortlicher ſei, den Sachen zu viel als zu wenig zu thun, wenigſtens in ſoweit das Recht ſeines Herrn zu wahren geſucht, daß er ſich dem Heſſen im Stehen und Gehen jeder Zeit auf die rechte Hand gehalten, ſo viel ihm, wie er offenherzig zuſetzt, daſſelbige möglich geworden, es habe denn in dem Gedränge anders nicht ſein können, und daß der Graf etliche Male zu ſeinem Vortheil die Wand- oder Mauerſeite eingenommen. Wie erſichtlich hatten die Engländer dieſen kleinen Krieg zwiſchen den deutſchen Geſandten gar nicht bemerkt und ihre Anſicht über beide dadurch nicht ändern laſſen. Breuning glaubte daher jetzt an der königlichen Tafel den Moment gekommen, wo er auf eclatante Weiſe das Recht ſeines Herrn vertheidigen und den Engländern den Vorrang eines Herzogs vor einem Landgrafen anſchaulich machen müßte. Es bedünkte ihn, wie er ſeinem Herrn referirt, die rechte Zeit zu ſein, Ew. fürſtliche Gnaden Ehre und Reputation an dieſem engliſchen Königshofe am wenigſten ſchwächen zu laſſen, weil, was einmal verſchüttet in ſolchen Fällen, nicht leicht wieder aufzuheben. Demzufolge weigerte er ſich mit einer Energie, welche des ſpäteren regensburger Reichstages würdig geweſen wäre, an dem ihm angewieſenen Platze zu ſitzen, ſo lange der Graf Solms den Ehrenplatz einnehme. Widrigenfalls drohte er, wie herkömmlich, mit ſeiner Entfernung. Der Graf Solms, der nach allem ein recht verſtändiger und humaner Mann geweſen zu ſein ſcheint, gerieth durch das Pathos des Schwaben in nicht geringe Verlegenheit. Er gab zu bedenken, daß es einen Scandal herbeiführen müſſe, wenn er jetzt den bona fide eingenommenen Platz räumen ſolle, daß es überhaupt unpaſſend ſei, an dieſem Orte ſolche Eitelkeitsfragen aufzurühren; er habe geglaubt, daß man dergleichen Dinge jenſeits des Meeres, in dem lieben Vaterlande aller ſolcher Kleinlichkeiten, habe zurücklaſſen können. Doch da Breuning grade wegen dieſer vernünftigen Antwort immer inſolenter wurde,

ſchlug ſich endlich ein engliſcher Hofherr ins Mittel, indem er den Grafen Solms erſuchte, ihm den ſtrittigen Sitz abzutreten und gegenüber dem würtembergiſchen Geſandten an einer der Langſeiten Platz zu nehmen. Damit war der Friede hergeſtellt und die ſämmtliche Gefolgſchaft beider Geſandten zechte mit ihren Herren gemüthlich und vergnüglich an einer und derſelben Tafel. Breuning, im Grunde doch ein gutmüthiger Mann, entſchuldigte ſich bei dem Grafen, daß der Proteſt nicht ihm, den er ſelbſtverſtändlich für vornehmer halte, gelte, ſondern ſeinem Herrn und der Graf war gleichfalls gutmüthig genug, dieſe Entſchuldigung gelten zu laſſen. Was die zahlreichen Engländer vom höchſten Rang von dieſer peinlichen Scene gedacht haben, iſt nicht ſchwer zu errathen: die bornirte Naivetät des Schwaben ging ſo weit, daß er einige ironiſche Redensarten womit man ihm zu ſeinem muthigen Auftreten gratulirte, für Ernſt nahm und ſorgfältig zu Buch brachte. Sein Herr fand das Benehmen ſeines Geſandten, wie ſich leicht denken läßt, ganz vortrefflich: er hat an den Rand der weitläufigen Relation des ganzen Vorganges mit eigener hochfürſtlicher Hand „iſt recht geweſen" notirt. Hätte es damals ſchon Orden unſerer Art gegeben, ſo würde Breuning mindeſtens ein Comthurkreuz bekommen haben.

Doch das war auch der letzte Triumph, den er in England feierte. Schon drei Tage darauf ward er zu einer Privataudienz bei der Königin berufen, wo er die definitive Antwort auf ſein Geſuch erhalten ſollte. Es war ſchon von böſer Vorbedeutung, daß die Königin ſich der lateiniſchen Sprache, der Sprache der förmlichen Geſchäfte, bediente und dadurch gleich jede vertraulichere Behandlung der Sache ſymboliſch abſchnitt. Sie bedeutete den Geſandten kurz und bündig, daß er ganz umſonſt gekommen. Natürlich deckte ſie ihre Abweiſung durch die Statuten des Ordens, deſſen Mitgliederzahl voll ſei und deſſen Geſetze auch für die Ertheilung von Expectanzen eine beſtimmte Rückſicht auf die Stufenfolge des Rangs unter den fürſtlichen Candidaten feſtſetzten. Daß dennoch von ihr ſelbſt dem Herzog vor zwei Jahren ein förmliches Verſprechen ſeiner Berückſichtigung bei der nächſten Vacanz gegeben worden, ſtellte ſie beinahe mit unhöflicher Schärfe in Abrede. Das könne nur auf einem Mißverſtändniß allgemeinfreundlicher Zuſicherungen beruhen, die ſie auch jetzt gerne wiederhole, ohne dadurch etwas Anderes als ihm wohlgeneigte Geſinnung ausdrücken zu wollen.

Aber das Beſte kam zum Schluſſe. Die Königin fuhr mit erhobener Stimme, immer lateiniſch, deſſen ſie ja wie ihrer Mutterſprache mächtig war, redend fort, was hier deutſch wiedergegeben ſein mag, weil es außerordentlich charakteriſtiſch iſt: „Ich wünſche, daß du deinem erlauchten Herrn folgende Punkte, die ich ihm ſelbſt vor drei Jahren ans Herz gelegt, immer wieder ins Gedächtniß zurückrufeſt. Erſtens, daß die kleinen deutſchen Fürſten keine große

Politik treiben sollen, oder in damaliger Weise ausgedrückt, sich nicht in auswärtige Kriege und fremde Dinge und Geschäfte mischen, sondern ihre eigenen Angelegenheiten besorgen mögen. Zweitens, daß sie jene Stänkereien und Raufereien, in welchen ihre Theologen zum größten Scandal und Schaden der Christenheit sich herumtummeln, nicht länger dulden. Drittens, daß der durchlauchtigste Fürst meine Kaufleute unbelästigt Handel treiben und sich überhaupt alle Engländer empfohlen sein lasse. Viertens, daß er jenen abscheulichen Schmähschriften und Pasquillen gegen meine Person, die überall die bösartigsten Lügen ausstreuen, nach Kräften entgegentrete und mich vertheidige."

Damit war die Audienz zu Ende und Breuning hatte nun Zeit genug, über das schwere Gewicht der Worte, die er zuletzt gehört, nachzudenken. In der That ließe sich ein ganzes Buch als Commentar darüber schreiben, und wenn der Commentar von denen, für die er bestimmt ist, wirklich beherzigt würde, könnte ein solches Buch eines der nützlichsten werden, die unser schreibseliges Vaterland erzeugt hat. Nur die Bemerkung sei hier gestattet, daß sich auch in diesem Falle wieder einmal zeigte, wie viel richtiger und klarer die Ausländer die eigentlichen Krebsschäden der deutschen Zustände von jeher herauszufinden verstanden, als unsere Landsleute selbst, besonders wenn sie Schwaben sind. —

Wie in der Hauptsache, so auch in Nebendingen waltete ein Unstern über dem braven Schwaben. Sein Herr hatte ihm noch allerlei andere fürstliche Desiderien ans Herz gelegt: er sollte englische Bluthunde mitbringen; aber davon konnte er durchaus nichts Ausbündiges erlangen ebenso wenig wollte der Pferdehandel glücken. Ein für 23 Pfund Sterling erhandelter Schimmel, der gut Zelt ging, erwies sich nachher als mit dem Spat behaftet. Dagegen wurden eine „Gutsche" nach englischer Mode, zwölf Paar Strümpfe von allerlei Farben, Handschuhe und eine englische Armbrust, Dinge, woran freilich dem Herzog weniger als an dem St. Georg oder an den Bluthunden und Zeltgänger gelegen war, wirklich acquirirt. Das Beste an dem ganzen verunglückten Unternehmen war, daß es wenigstens nach heutigem Maßstab nicht sehr viel Geld kostete. Denn die Generalliquidation, die der Gesandte nach seiner Rückkehr einreichte und die von dem Herzog approbirt wurde, betrug nur 1367 Gulden 14 Batzen 1 Kreutzer, also etwa nach unserm heutigen Geldwerth 4500 Gulden, freilich noch viel zu viel für eine pure Nichtigkeit, besonders wenn man die ewige Geldnoth und daraus folgende Geldbettelei erwägt, wozu der sonst so hochstrebende Sinn des Herzogs doch seinen Landständen gegenüber sich herablassen mußte. Auch zur Bestreitung dieser Reisekosten hatte ein Anlehen von 700 Gulden bei einem nürnberger Handelsmann aufgenommen werden müssen.

Der Mißerfolg von 1595 schreckte indessen den Herzog nicht ab, schon drei

Jahre ſpäter 1598 von neuem daſſelbe zu verſuchen. Es ging wieder eine Geſandtſchaft nach London, diesmal von jenem Benjamin v. Bouwinghauſen geführt, deſſen ſchon öfter Erwähnung geſchehen iſt. Aber auch ſeine diplomatiſchen Künſte richteten nichts aus. Als aber 1603 die große Königin das Leben verließ, benutzte der Herzog die Gelegenheit, um dem eiteln Jakob, ihrem Nachfolger, durch eine beſondere Ambaſſade zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen. Dieſe Aufmerkſamkeit wurde von dem König ſo hoch aufgenommen, daß er ſie ſchon einige Monate ſpäter gleichfalls durch eine beſondere Geſandtſchaft an den ſtuttgarter Hof erwiederte, welche den St. Georg mitbrachte. Nun ſchwamm der Herzog in Wonne: das größte Ziel ſeines Lebens war erreicht und er that alles, um ſeiner vollſtändigen Satisfaction durch rauſchende Feſte, durch den Grabſtichel und die Druckerpreſſe dauernden Ausdruck zu geben.

Bei der feierlichen Inveſtitur des Herzogs, die in der Stiftskirche zu Stuttgart durch die Stellvertreter des Ordensgroßmeiſters vorgenommen wurde, predigte M. Johann Magirus über Pſalm 69, 13: die Könige der Heerſchaaren ſind unter einander Freunde; und die Hausehre theilet den Raub aus, zu höchſter Erbauung ſeiner Zuhörer, die das Ereigniß wirklich als ein dem ganzen Lande und Volke zu Theil gewordenes Gnadengeſchenk des Himmels betrachtet zu haben ſcheinen.

Herzog Friedrich durfte ſich nun bei allen erdenklichen Gelegenheiten in dem Ordenshabit zeigen, das er ſchon ſo lange wenigſtens im Conterfei uſurpirt hatte. Er unterließ es auch nicht, die Capitelstage des Ordens am 23. April feierlich zu begehen und dabei wenigſtens in der Fülle von Speiſe und Trank dem Originalfeſte nicht blos gleichzukommen, ſondern es noch zu überbieten. Leider aber genoß er ſein Glück nicht lange, denn ſchon 1608 wurde er, wie es den meiſten ſeiner fürſtlichen Vettern und Freunde dieſer Zeit zu paſſiren pflegte, mitten in der Vollkraft des Lebens, kaum 51 Jahre alt, durch einen ſanften Schlagfluß abgerufen. Er erlebte es nicht mehr, daß jener ominöſe Nachſatz des Feſttextes „und die Hausehre theilet den Raub aus“ auf eine Art im würtemberger Lande interpretirt wurde, an die Ehren-Magirus nicht gedacht hatte. Denn wenn es auch eine bloße Phraſe wäre zu ſagen, daß kein deutſches Land ſo furchtbar durch den dreißigjährigen Krieg heimgeſucht worden ſei als Würtemberg, weil jedes, nur immer auf andere Weiſe, gleich furchtbar heimgeſucht wurde, ſo bleibt es doch gewiß, daß auch jene unſchuldige Spielerei des Herzogs Friedrich ihren Antheil an der Mitſchuld jener entſetzlichen Kataſtrophe gehabt hat. —

Die Bundesgewalt und die Eisenbahnen in Deutschland.

Ich habe Ihnen im August v. J. Bericht erstattet über die Berathungen, welche am 4. des genannten Monats die durch Zuziehung weiterer Mitglieder verstärkte Deputation des volkswirthschaftlichen Congresses in Braunschweig hielt, um verschiedene durch die neuesten Zeitereignisse in Fluß gebrachte Fragen der politischen Oekonomie zu beantworten, namentlich um zu untersuchen, welche Einflüsse die politische Umgestaltung Deutschlands auf dessen wirthschaftliche Lage und auf die volkswirthschaftliche Seite der Verfassung und Gesetzgebung haben werde. Die damaligen Verhandlungen und Beschlüsse, über welche Herr Dr. Alexander Meyer, damals in Bremen, jetzt Syndicus in Breslau, einen gedrängten Bericht publicirt hat, (derselbe ist auch in der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte von Michaelis und Faucher, Jahrg. 1866. B. II. S. 181 u. ff. abgedruckt), gingen zu jener Zeit ziemlich unbeachtet vorüber an dem großen Publikum, welches damals noch ausschließlich den Berichten und Prophezeihungen über kriegerische und politische Ereignisse größten Stils seine Aufmerksamkeit zuwandte und sich fast zu langweilen schien, wenn nicht jeden Tag eine Schlacht von Königsgrätz oder Aehnliches stattfand. Wenn man heutzutage jene Debatten und Resolutionen des volkswirthschaftlichen Congresses vom August 1866 vergleicht mit dem Entwurfe zur Verfassung des norddeutschen Bundes vom März 1867, so wird man finden, daß dieser Entwurf in vielen Stücken die Bahnen eingeschlagen hat, welche ihm damals die „Volkswirthe" vorzeichneten, und daß es Gebiete giebt, bezüglich deren zu wünschen wäre, daß er diese Marschroute noch etwas stricter eingehalten und weiter verfolgt hätte; man wird ferner, wenn man das Verzeichniß der Mitglieder der ständigen Deputation des volkswirthschaftlichen Congresses, welche am 4. August 1866 in der braunschweiger Versammlung thätig waren, nachschlägt, finden, daß die Hälfte derselben gegenwärtig in dem Reichstag sitzt (es sind dies nämlich: Präsident Dr. Lette in Berlin, Obergerichtsanwalt Dr. Braun in Wiesbaden, Bürgermeister Grumbrecht in Harburg, Otto Michaelis in Berlin, Obergerichtsanwalt Dr. Weigel in Kassel) und also dort Gelegenheit hat zu prüfen, ob das Werk der Diplomaten, der Verfassungsentwurf, in Uebereinstimmung steht mit den von ihnen bekannten Grundsätzen der Volkswirthschaft. Bei keinem der vierzehn Capitel des Verfassungsentwurfes dürfte dies zweifelhafter erscheinen, als bei „VIII. Post- und Telegraphenwesen".

Die unglücklichen politischen Verhältnisse in Deutschland, mit deren Radicalreform wir gegenwärtig hoffentlich beschäftigt sind, haben dem deutschen Eisen-

bahnwesen einen höchst eigenthümlichen Charakter gegeben, der sich in andern Ländern nicht wiederfindet. Der deutsche Mittel- und Kleinstaat, der keine rechte politische Mission hatte und doch den bekannten gouvernementalen Thätigkeitstrieb in sich fühlte, verfiel, um dem letzteren Genüge zu leisten, darauf, die Functionen der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft an sich zu reißen. Unter diesen befand sich auch unter Andern die Aufgabe, Eisenbahnen zu bauen, zu befahren und zu befrachten. Der Staat wurde Commissionär, Spediteur, Kutscher — freilich Kutscher mit Dampf. In einzelnen Staaten wurde sogar das Princip der Staatsbahnen gradezu als allein seligmachendes wirthschaftliches, finanzielles und politisches Dogma aufgestellt, verkündigt und allgemein geglaubt, sowohl von der Regierung als auch von der Volksvertretung. So in Würtemberg unter dem Einfluß des ebenso gelehrten als unermüdlichen Schutzzöllners Moritz Mohl. Dort gelang es kaum im Jahre 1862, zum ersten Mal eine Privatbahn concessionirt zu erhalten. Bis dahin hatte man, auch wenn die Unternehmer nicht das geringste Opfer aus Staatsmitteln verlangt und alle Garantien geboten hatten, jede Concession verweigert, — lediglich par principe — „denn," sagte man, „der Staat hat das ausschließliche Privileg, Eisenbahnen zu bauen und zu betreiben."

Im Anfang wurde dem Staate sein Uebergriff in die wirthschaftliche Function der bürgerlichen Gesellschaft sogar noch gedankt und sehr hoch angeschlagen. Man war ihm erkenntlich dafür, daß er Steuern hob, um Eisenbahnen zu bauen. Der Capitalüberschuß und der Unternehmungsgeist der bürgerlichen Gesellschaft waren damals noch gering. Man glaubte klug und vorsichtig zu sein, wenn man „Oestreicher" kaufte, statt sich an Eisenbahnbauten zu betheiligen. Siehe Frankfurt! Jedenfalls konnte der Staat eher ein Risico unternehmen, hatte er ja doch die solidarische Haftbarkeit aller Steuerpflichtigen hinter sich. Auch hatte der Staat „internationale Fühlung". Der Unternehmungsgeist des Einzelnen und der bürgerlichen Gesellschaft machte an den Landesgrenzen Halt. Er fürchtete jenseits derselben bei den Nachbarregierungen auf Schwierigkeiten zu stoßen wegen der Fortsetzung des Unternehmens. Der „Staat" aber war ja ein Mitschuldiger an der politischen Zerstückelung durch einige dreißig souveräne Gebiete, er konnte mit der Nachbarregierung als Gleicher mit dem Gleichen, als Staat mit dem Staate unterhandeln. Er war also offenbar der richtige Mann, um als Geschäftsführer die Eisenbahnangelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft in die Hand zu nehmen. So weit ging alles in floribus. Es waren die Flitterwochen jener Ehe, welche der Staat mit der Gesellschaft mittelst des eisernen Ringes der Schienengeleise abgeschlossen hatte. Sie dauerten nicht lange.

Der Handel und die Industrie hatten bald zu bedauern, daß sie „Staatshilfe" angenommen und damit ihre Seele — die freie Concurrenz — verkauft

hatten. Der Staat als solcher besaß die Gewalt. Der Staat als Eisenbahnfahrer und Befrachter hatte das Transportgeschäft. Was lag näher, als daß der Inhaber der Gewalt sie verwerthete zum Vortheil des Geschäfts? Ohne Concession des Staats durfte weder gebaut, noch expropriirt werden. Der Staat benutzte also seine Souveränetät in der Bau- und Expropriationsfrage, um sich ein Monopol zu verschaffen und sich jede lästige oder nachtheilige Concurrenz vom Leibe zu halten. Dadurch aber mußte nothwendig die Qualität der Transportleistung verschlechtert und deren Preis vertheuert werden. Dazu kam, daß bei einer Staatsbahn, namentlich bei einer concurrenzlosen, im Hintergrunde stets auch noch der kategorische Imperativ des Finanzministers steht, welcher sagt: „So und so viel müssen mir unsere Eisenbahnen abwerfen, sonst kann ich mein Budget nicht im Gleichgewicht halten."

Man hatte durch den Staat vor einem Vierteljahrhundert vielleicht die eine Bahnlinie ein paar Jährchen früher erhalten, als sich der Unternehmungsgeist der Privaten daran gewagt hätte. Dafür bekam man die andern desto später. War die Rentabilität eines neuen Projects durch jahrelange Agitation außer Zweifel gestellt, so entschloß sich der Staat, nachdem er durch Verweigerung der Concession das Unternehmen sechs oder acht Jahre lang retardirt und dadurch den Interessirten die schwersten Verluste zugefügt hatte, endlich „die Sache selbst in die Hand zu nehmen". Die Bahn wurde also gebaut, aber vom Staat, von dem Monopolisten, der keine Concurrenz duldet und dessen administrative und technische Bureaukratie lieber herrscht als verwaltet. So lange aber die Rentabilität eines neuen Projects zweifelhaft war, hinderte der Staat den Bau, auch wenn Privatunternehmer selbständig das Risico tragen wollten. Konnte doch das Project, wenn es gerieth, der Staatsbahn Concurrenz bereiten! Selbst bauen aber mochte es der Staat nicht, weil ihm das Risico zu groß, weil die Staatseisenbahnschuld schon zu hoch gestiegen, weil man der durch oppositionelle Deputirte vertretenen Gegend nicht gewogen war, — enfin, weil man nicht wollte; und das war Grund genug bei dem Inhaber der obersten Gewalt, welcher mit dem östreichischen Minister von Schmerling sagen konnte: „Wir können warten." „Wir aber nicht!" schrien Handel und Industrie. — „Bah, laßt sie schreien! Was liegt daran?"

Der Staat war aber nicht blos Inhaber der obersten Civilautorität, Inhaber des Transportgeschäfts, des Monopols und der selbstgeschaffenen Privilegien. Er war auch oberster Kriegsherr auf seinem eigenen, wenn auch noch so kleinen Gebiet. Auf diesem Gebiet aber galten die bekannten strategischen Rücksichten, und diese wogen um so schwerer, als man auf einem souveränen Gebiete von hundert und einigen Quadratmeilen niemals wissen konnte, woher eigentlich der „Feind" kommen werde. Da hieß es denn „Feinde ringsum!" Namentlich traute man, wie dies 1852 der darmstädtische Minister Freiherr

Reichard von Dalwigk so geistreich ausdrückte, „dem rastlosen unruhigen Preußenvolke" nicht. Man mußte daher alle, aber auch alle und jede Eventualitäten in Betracht ziehen; und so kam es denn, daß man gegen jeden Damm und gegen jede Brücke strategische Verdachtsgründe hegte, daß sie „der Feind" zu seinen Operationen benutzen könne, und dadurch veranlaßt, die Anlage neuer Eisenbahnlinien verweigerte, verzögerte, erschwerte, vertheuerte.

Endlich erschien neben dem Staat als Gewalt, dem Staat als Geschäftsmann, dem Staatmonopolisten, dem Staatkriegsherrn, auch noch — als letzter nicht als lässigster — der Staat als Gnadenspender. Man weiß, wie noch 1866 in einem süddeutschen Staat (welchen der alte Welcker und seine zwar jüngeren, aber nicht einsichtigeren Freunde als den alleinigen „Hort der deutschen Freiheit" preisen, obgleich dort der Adel, die Geistlichkeit und die Schreiberkaste regieren und dem „Volke" nichts gestattet ist, als zu kneipen, zu turnen, zu reden und zu drucken, zu suppliciren und Wasser zu trinken), wie in diesem Staate eine geschickte Combination von Eisenbahnprojecten dem Minister des Auswärtigen, der zugleich auch Minister der Eisenbahnen war, eine gefügige Majorität in der zweiten Kammer zuführte, welche nicht nur Eisenbahnprojecte, sondern auch Kriegsprojecte votirte und infolge dessen schließlich dann nicht nur Eisenbahnschulden, sondern auch Kriegsschulden zu verwilligen hatte. In der That eine etwas eigenthümliche Art, Gnaden zu spenden! Indessen wir dürfen die berechtigte Eigenthümlichkeit und das Selbstbestimmungerecht des begabtesten aller deutschen Sterne nicht antasten.

Je kleiner ein Staat ist, desto größer wünscht er seine Haupt- und Residenzstadt; und wenn sie nicht von selber wachsen will, so müssen künstliche Mittel angewandt werden, welche außerdem noch das Gute an sich haben, daß die Regierung mit Stolz sagen kann: „Nicht die Gunst der Lage oder sonstige natürliche Voraussetzungen waren die Ursache, — nein, ich bin es, einzig und allein ich, der Staat, bin es, der diese seine Stadt groß und reich gemacht hat." Unter jene künstlichen Mittel gehören denn neben Begünstigung der Bauunternehmer (welche natürlich nur auf Kosten der Stadtkasse und der steuerpflichtigen übrigen Bürger ausgeführt werden kann) und anderem, vor allem die Eisenbahnen. So hat der Mittel- und Kleinstaat Residenzen, die infolge einer fürstlichen Gunst oder Ungunst an geographisch, culturhistorisch und volkswirthschaftlich völlig unmotivirten und voraussetzungslosen Punkten angelegt worden sind, dadurch „gehoben", daß er sie zu einem Central- und Knotenpunkt des Eisenbahnsystems machte, ohne darauf zu achten, daß dadurch die Naturgesetze der Transportleistung auf das gröblichste gestört und verletzt und der Handel, die Industrie sowie alle übrigen Transportinteressenten geschädigt wurden.

Eine vormals freie Reichsstadt hat kraft ihrer nunmehr erloschenen politischen Souveränetät ihren Eisenbahnverwaltungen eine solche Richtung gegeben,

daß die meiſten Paſſanten gezwungen ſind, in den Mauern der Stadt Quarantaine zu halten, zu übernachten oder wenigſtens etwas zu — „verzehren“, was die freireichsſtädtiſchen Wirthe, Bäcker und Metzger ſehr vernünftig finden. „Denn alles Wirkliche iſt vernünftig“, ſagt Hegel.

Wir werfen damit weder auf Deutſchland einen Stein, noch auf ſeine Monarchen. Wir conſtatiren nur eine Erſcheinung, die begründet iſt in der nicht durch die Anziehung eines ſtarken Mittelpunktes gemäßigten und geregelten Centripetalkraft des Kleinſtaats, — eine Erſcheinung, die wir deshalb ebenſo gut auch auf nichtdeutſchem und auf republikaniſchem Gebiete wiederfinden, wie z. B. in der Schweiz, welche, wenn ſie nicht durch die bundesſtaatliche Verfaſſung vom zwölften Herbſtmonat 1848 die wichtigſten Verkehrsintereſſen in die Hände der Centralgewalt — des Bundesrathes, des National- und Ständerathes — gelegt hätte, jedenfalls gegenwärtig entweder gar keine oder wenigſtens erheblich weniger und höchſt verkehrt angelegte Eiſenbahnen haben würde. Denn auch dort bereitete der Cantönligeiſt den Eiſenbahnen denſelben Widerſtand, wie bei uns die Selbſtüberhebung und der Souveränetätsdünkel gewiſſer nunmehr von der Landkarte verſchwundener Kleinſtaaten.

In Deutſchland rächte ſich das Eiſenbahnweſen an den Kleinſtaaten, welche ihm Schwierigkeiten bereiteten. Indem es die Entfernungen abkürzte, machte es den Kleinſtaat noch kleiner als er ohnedies ſchon war. Indem es den Waarentransport erleichterte, machte es die wenigen Binnenzölle, welche die Kleinſtaaterei im Zollverein aufrecht erhielt — die Wein-, Tabak-, Spiritus- und Bierübergangsabgaben, die Octroys und Acciſen von Speiſen, Getränken und Brennmaterialien — immer noch verhaßter. Indem es die Menſchen immer näher aneinanderrückte, entfremdete es dieſelben dem Particularismus, den Kirchthurmsintereſſen, dem kleinſtaatlichen Stillleben. Es zeigte denſelben, daß jenſeits des Bergs und des Bachs auch noch Leute wohnen, und daß je größer der Staat, deſto freier die wirthſchaftliche Bewegung. Die wirthſchaftlich und politiſch centraliſirende Richtung der deutſchen Eiſenbahnen trat in Conflict mit der decentraliſirenden Richtung der Kleinſtaaterei, — und die Gewalt der Eiſenbahn bewies ſich als die ſtärkere. Ein gewiſſer Inſtinct hatte dies einzelnen Kleinſtaatsmännern verrathen. Wir erinnern uns ſehr wohl, daß in dem vormaligen Herzogthum Naſſau, als die Landſtände 1858 den Bau von Staatseiſenbahnen längs des Rheins und der Lahn decretirten und die Regierung, welche ſich durch Conceſſionirung einer bankerotten Privatgeſellſchaft in große Verlegenheiten geſtürzt hatte, aus welchen ſie keinen andern Ausweg ſah, als ſich auf die Rückzugsbrücken des Baues auf Staatskoſten zu retiriren, welche ihr die Landſtände im Intereſſe des Landes ſchlugen, daß damals der höchſt particulariſtiſche naſſauiſche Regierungsdirector Schepp vor dieſen „verwünſchten Eiſenbahnen“ ein geheimes Grauen empfand, dem er öffentlichen Ausdruck gab,

indem er darauf hinwies, daß, bevor die Taunusbahn zwischen Frankfurt und Wiesbaden gebaut war, auf den dazwischenliegenden Dörfern die Droschken, die Vorspannfuhrleute und die Wirthshäuser höchlichst florirt hätten. Damit wollte er natürlich beweisen, daß durch die Anlage von Eisenbahnen eine Gegend verarme. Der particularistische Staatsmann bedachte dabei freilich nicht, daß nun statt des Vorspanns der Ackerbau und statt der Schnapskneipen die Industrie in dieser Gegend gedieh und trotz der Eisenbahn die Zahl der Kutscher sich verzehnfacht hatte. Ein solcher Mangel an wirthschaftlicher Einsicht war freilich bei unseren Kleinstaatsmännern so wenig selten, daß es kaum der Mühe lohnte, ein derartiges Beispiel anzuführen. Wir haben es nur citirt, um einen weitern Beleg dafür zu geben, mit welchem Verdruß und welcher Angst manche Anhänger der zerstückelten Souveränetätsgebiete, ohne sich Rechenschaft geben zu können über die Gründe dieses beklemmenden Gefühles, die Fortschritte beobachteten, welche das schnaubende Dampfroß auf dem Wege zur Einheit vorbereitete.

Sie schrieen: „Retten wir die Fuhrmannskneipen, retten wir den Vorspann vor dem Untergang, mit dem er bedroht ist.“ Aber im Innern des Herzens klangen aus dem kleinstaatlichen Resonanzboden die Worte zurück: „Retten wir uns selbst, retten wir unsere Souveränetät und Würde, unsere bureaukratisch-bevormundende Vielregiererei, unsern Nepotismus, unsere Dienstpragmatik, unsere Pensionsberechtigung für Frau und Kinder, unsere Expectanzen und Aspirationen für Söhne und Schwiegersöhne, für Vettern und Neffen, für Kind und Kindeskinder!“

Allein auch hier wiederholte sich das antike Fatum. Je mehr man seinem Schicksal zu entrinnen strebte, desto mehr verwickelte man sich darein. Die grauenhafte große Oedipustragödie wiederholte sich hier in einer komischen und kleinlichen Parodie. In dem ängstlichen Bestreben, der Klapperschlange zu entgehen, flog ihr der Vogel in den Rachen.

Diejenigen Kleinstaaten, welche am meisten den Eisenbahnen und dem einheitlichen Wirthschaftsdrange widerstrebten, welche für Staatsbahnen schwärmten und den Nachbarstaaten und den Unternehmern die größten Schwierigkeiten in Betreff der Eisenbahnbauten bereiteten, sind von der politischen Schaubühne abgetreten, nicht ohne, gleich dem Geizhals, dem lachenden Erben eine fette Erbschaft an Staatseisenbahnen zu hinterlassen. Auf dem volkswirthschaftlichen Congresse in Hannover im Herbst 1864 debattirte man die Schwierigkeiten, welche die Regierung des Welfenkönigs im monopolistischen Interesse seiner Staatseisenbahn dem Projecte Paris-Hamburg bereitete. Da warf der geistreiche Nationalökonom Julius Faucher das kecke Wort in die Versammlung: „Wenn eine Regierung sich aufführt wie ein Kutscher, dann verdient sie auch als Kutscher behandelt zu werden.“ Das Bonmot erregte damals manchem

loyalen Gemüth eine Gänsehaut. Seitdem hat es auf retrospectivem Wege eine fast providentielle Bedeutung gewonnen.

Hannover, Kurhessen und Nassau haben aufgehört zu existiren. Die übrigen Mittel- und Kleinstaaten, soweit sie dem norddeutschen Bund angehören, hatten Einsicht genug, um mit dem politischen und wirthschaftlichen Einheitsdrange der Nation ihren Frieden zu schließen, durch welchen sie sich eines Theiles ihrer Sonderſouveränetät im Interesse des Ganzen begeben und sich nur denjenigen Theil ihrer Selbständigkeit reserviren, welcher nicht in Widerspruch steht mit den öffentlichen und gemeinsamen Interessen der deutschen Nation.

Aus diesem Frieden geht der große und heilbringende Grundsatz hervor, von welchem der Entwurf der Verfassung des norddeutschen Bundes wohl ausgeht und welchen der Reichstag ohne Zweifel sanctioniren wird, — der Grundsatz:

„Die Bundesgewalt hat das Oberaufsichtsrecht über das Eisenbahnwesen. Sie allein hat das Recht, Concessionen zu ertheilen und die Expropriation zu verfügen und unter Zustimmung des Reichstags ein allgemeines deutsches Eisenbahngesetz zu erlassen."

Damit sind die Verwickelungen und Hemmnisse beseitigt, welche bisher den Bau und Betrieb von Eisenbahnen in Deutschland erschwerten, verzögerten, unmöglich machten. Die wunderlichen Strecken, welche der zwergstaatliche Souveränetätsdünkel in seiner Selbstüberhebung ausführte, werden nicht mehr wie bisher ein Hinderniß sein für die natürlichen Linien, welchen der Kleinstaat nun nicht mehr die Concession vorenthalten kann. Die vertragsmäßigen oder legalen Monopole, das Recht, Parallel- oder sonstige Concurrenzbahnen zu verhindern, werden wegfallen. Ein allgemeines gleiches deutsches Eisenbahngesetz wird die Vorbedingungen des Eisenbahnbaues regeln. Die strategischen Rücksichten werden nicht mehr hemmen, sondern fördern; denn sie werden nur noch einen äußern, d. h. nichtdeutschen Feind als möglich voraussetzen, aber nicht mehr einen innern, deutschen. Während sie bisher jedem Einzelstaat Motive für ein Veto lieferten, werden sie in Zukunft der Bundesgewalt Motive an die Hand geben, das polnische Veto der separatistischen Sonderinteressen zu brechen und Eisenbahnlinien zu fördern, auf welchen nicht blos „das militärische Bedürfniß" fährt, sondern auch der allgemeine und der locale Verkehr.

Wenn wir bei den Vorschriften des Verfassungsentwurfes ein Bedenken haben, so wäre es das, daß etwa die Bundesgewalt zu tief in die freien Bewegungen des wirthschaftlichen Verkehrs eingreifen könnte, welche besser durch das Naturgesetz der freien Concurrenz, als durch polizeiliche Vorschriften der Staatsgewalt — sei es Bundes-, sei es Territorialgewalt — geregelt werden.

Doch wir glauben, die Wahrung dieses Standpunktes getrost den Nationalökonomen aus der deutschen Manchesterschule, deren Vertreter zwar nicht

in großer Zahl, aber doch an einflußreichen Stellen in den verschiedenen Parteien des Reichstages des norddeutschen Parlaments sitzen, überlassen zu dürfen. Für heute beschränken wir uns darauf, die Vorzüge der Einheit vor der Zerklüftung nachzuweisen und dem Parlamente anzurathen, daß es — was der Verfassungsentwurf mit dieser Bestimmtheit leider noch nicht thut — an die Spitze des Abschnittes VII. der Constitution schreibe:

„Die Eisenbahngesetzgebung ist Bundessache."

Berlin, 24. März 1867. Dr. K. Br.

Ludwig Häusser.

Wenn ich Ihnen unter dem erschütternden Eindrucke, den die Trauerbotschaft von Häussers Tode trotz seiner langen und hoffnungslosen Krankheit überall hervorbringt, einige Worte über diesen unvergeßlichen Mann schreibe, so ist nicht die Absicht, sein vielseitiges Wirken als Schriftsteller, Gelehrter, Lehrer und Politiker eingehend zu beleuchten oder gar zu beurtheilen. Vermöchte das schmerzliche Gefühl auch die richtige Stimmung dazu zu finden, es wäre nicht an der Zeit, dies schon jetzt zu thun. An Häussers Grabe trauert ein großer Theil des deutschen Volkes. In die Wehklagen, die dem so früh Dahingegangenen nachtönen, soll sich nicht Mißklang verfrühter Kritik, nicht rauher Streit der Meinungen mischen, sondern aus persönlichen Erinnerungen, die ihm sein Leben lang lieb und theuer sein werden, möchte einer der zahllosen Schüler Häussers eine Liebesgabe auf das kaum geschlossene Grab niederlegen.

Der Grundzug des Wesens, wodurch Häusser allen, die ihm nahten, so theuer wurde, war echte Humanität, frische und natürliche Auffassung des Lebens, unbedingt gewinnende Herzlichkeit. Der junge Student, der sein Arbeitszimmer betrat, nahm den Eindruck mit sich, daß dieser Mann weit mehr sei als ein berühmter Gelehrter und bewanderter Professor, daß er ein Mann sei, wie sich ihn die Jugend nicht lieber als Freund, Berather und Vorbild wünschen kann. Nichts war ihm ferner als das vornehme und kühle Wesen, das den deutschen Professor so oft kennzeichnet; ein Zug herzlichsten Wohlwollens lag um seinen Mund und blickte aus seinen Augen. Und die flüchtige sympathische Berührung

ward ſicher Bewunderung und Verehrung, wenn erſt einige Stunden den Vorleſungen Häuſſers gewidmet worden waren. Mit echter Andacht lauſchten die Hunderte, die er im großen Pandektenſaale allabendlich um ſich verſammelte, den zündenden Worten, in denen er die Geſchichte des deutſchen Vaterlandes lebendig in farbenreichen Bildern vor ſeinem Auditorium vorüberführte. Sein Vortrag war nicht elegant, nicht ſorgfältig ausgearbeitet, auch weder mit tiefen und geiſtreichen Reflexionen, noch mit überraſchenden Parallelen und ebenſo wenig mit tendenziöſen Wendungen ausgeſtattet, aber ſeine Rede floß wie ein friſcher Quell, reich und kräftig. Man merkte dem Vortrag an, daß der Redner im Sprechen producirte, aber eine ungewöhnliche oratoriſche Begabung erlaubte ihm dies, ohne daß dabei die logiſche Folge der Gedanken oder der geordnete Gang der Rede irgendwie geſtockt hätte oder verwirrt worden wäre. Und die treue patriotiſche Geſinnung, die ſichtlich und unverkennbar den Redner durchdrang, entzündete auch in Geiſt und Gemüth der Hörer edelſte Begeiſterung. In dem hohen Grade wie Häuſſer vermochte kaum ein zweiter akademiſcher Lehrer nur mit den reinſten Mitteln, ohne den eiteln Glanz lediglich blendender Rhetorik, ohne jede Benutzung der Leidenſchaften der Tagespolitik, einen ſo großen Kreis von Zuhörern gleichmäßig für ſeine Wiſſenſchaft zu intereſſiren und für ihren geiſtigen Gehalt zu begeiſtern. Wenn Häuſſer nichts geleiſtet hätte, als daß es ihm gelang, durch ſo viele Jahre ſo vielen Tauſenden deutſcher Jünglinge mit Flammenſchrift die Geſchichte des Vaterlandes vor die Seele zu führen, ſie zu erheben mit der glänzenden Schilderung des Heldenmuthes unſrer Vorfahren, ihre Herzen pochen zu machen bei dem Gedanken an die ſchmachvolle Ohnmacht, der Deutſchland verfallen war und den edelſten patriotiſchen Stolz in ihren Seelen zu wecken über die Großthaten der Befreiungszeit, auch dann ſchon wäre ſein Name werth fortzuleben in der dankbaren Erinnerung unſeres Volkes. Der Reiz, den ſeine Vorleſungen über deutſche Geſchichte auf die akademiſche Jugend ausübten, war gradezu unwiderſtehlich. Der fleißige und gewiſſenhafte Student und der flotteſte Corpsburſche, der ſonſt conſequenter Fremdling des Hörſaals blieb, eilte jeden Abend in den Pandektenſaal, um nur noch einen guten Platz zu erhalten, und wenn die Bänke die Zahl der Andrängenden nicht mehr faſſen konnten, ſtanden noch alle Gänge voll von ſolchen, die lieber eine Stunde in der unbequemſten Stellung ſtehen, als auf den Genuß dieſes Vortrags verzichten mochten.

Und nicht nur die deutſche Jugend, die in Heidelberg aus allen Gauen unſeres Vaterlandes zuſammenſtrömt, auch reife Männer, auch ſolche, die ſelbſt manch ſchönes Jahr ihres Lebens daran gearbeitet hatten, Geſchichte zu machen, ſchöpften mit eifriger Befliſſenheit aus dem lebendigen Strome, der hier entſprang. Wie oft denke ich an dieſe Vorleſungen zurück und daran, wie wir Studenten auf die würdigen Collegen mit verehrungsvollem Blicke ſchauten,

wenn sie in den vordersten Bänken die Plätze einnahmen, die man willig für die „alten Herren" frei ließ, von denen ich nur drei nennen will: Heinrich von Gagern, damals noch (in den 50er Jahren) ein von der heranwachsenden Generation hochverehrtes Haupt, den ehemaligen Statthalter Beseler und den edlen Minister v. Dusch. Es war aber auch Häussers Stolz, vor diesem Publikum vaterländische Geschichte vorzutragen. Weitaus die meisten dieser großen, immer wieder sich ergänzenden Zahl gehörten nicht seiner engern Heimath Baden an, sie kamen aus weiter Ferne von den entlegensten Grenzen deutscher Zunge und aus dem Schooße deutscher Familien, die sich im Ausland ein Haus gegründet hatten, nach der weitberühmten Musenstadt. So war diese Versammlung ein Sinnbild deutscher Einheit mitten in der trübseligsten Zerrissenheit des Vaterlandes und wo etwa das Gefühl der patriotischen Pflichten, die Erkenntniß der Nichtigkeit aller particularistischen Gefühlsseligkeit, der nationale Gedanke noch unentwickelt war oder schlummerte, dahin hat Häusser gewiß den zündenden Funken geworfen. Jeder deutsche Patriot, der in den letzten zwanzig Jahren in Heidelberg studirte, wird bekennen, wie viel er Häussers Worten verdankt. Aber darauf beschränkte sich seine Lehrthätigkeit nicht. Neben den Vorlesungen, die auf einen großen Kreis berechnet waren und einen großen Kreis anzogen, fesselte er kleinere Genossenschaften strebsamer Jünglinge an sich. Die Vorträge über neuere Geschichte, in denen er die Reformation zum Ausgangspunkt nahm und ihre Genesis eingehend und gewissenhaft verfolgte, waren in gleicher Weise bedeutend für diejenigen, welche mit strengerem wissenschaftlichen Interesse den historischen Studien sich zuwendeten, und sicherlich hat kein junger Historiker die „Uebungen" erfolglos besucht, zu denen Häusser eine kleine Schaar auserlesener Schüler im eigenen Hause versammelte. Da saß er dann behaglich vor einem runden Tisch, um den die Theilnehmer sich geordnet hatten und streute aus der unerschöpflichen Fülle seiner Belesenheit und seines Wissens fruchtbringende Geistesspenden in die Lectüre älterer Schriftsteller.

Aber Häussers Wirksamkeit gehörte nicht nur der Universität Heidelberg, nicht nur der deutschen akademischen Jugend, sie gehörte dem ganzen deutschen Volk an. Von ihm sind wenig eigentlich gelehrte Werke vorhanden, obwohl er unzweifelhaft befähigt war, auch diese Richtung der historischen Literatur mit Leistungen ersten Ranges zu bereichern; dafür hat seine „Deutsche Geschichte" bei uns unerhörten Erfolg gehabt. Sie ist in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen und der Einfluß dieses Buches auf die Beurtheilung der letzten achtzig Jahre ist gradezu entscheidend gewesen. So sehr das classische Werk sich durch die actenmäßige Aufhellung vieler bisher unbekannter oder unklarer Vorgänge und Verhältnisse auszeichnet, so beruht doch darin nicht sein Hauptwerth. Ohne Zweifel waren auch andere Gelehrte im Stande, diese Arbeiten vorzunehmen und mancher wäre vielleicht noch tiefer, als Häusser es that, in

die Erforschung der deutschen Zustände in der denkwürdigen Epoche von Friedrichs d. Gr. Tode bis zum zweiten pariser Frieden eingegangen. Aber was ihm nur wenige nachthun können, das ist die künstlerische Gesammtbehandlung. Mit einer wenn nicht völlig erschöpfenden, so doch durchweg streng gewissenhaften Forschung verband er das seltene Talent, den Stoff zu beherrschen und so klar, übersichtlich, lebendig zu ordnen, daß der Leser die Dinge zu erleben glaubt, die er geschildert findet, im Geiste reinster patriotischer Gesinnung und mit dem Muth herzhaften Lobs und herzhaften sittlichen Tadels. Es ist nicht die Sprache des Diplomaten, die er redet, aber ebenso wenig das Gezeter des Demagogen, es ist das ernste wuchtige Wort des Richters, mit dem er unparteiisch — soweit ein Mensch, der das Herz an der rechten Stelle hat und in dessen Adern warmes Blut strömt, dies kann — das Urtheil der Geschichte spricht, ohne die Gunst der Mächtigen zu suchen und ohne Furcht vor dem Wuthgeschrei verletzter Leidenschaft. Daß einem solchen Werke die heftigsten Angriffe nicht fehlten, ist natürlich. Aber die Nation, der es galt, hat sich warm und sicher entschieden und dem trefflichen Manne den Lorbeer des Meisters auf das Haupt gesetzt. Auch wenn durch spätere Forschungen manches Einzelne in dieser Meisterarbeit antiquirt werden sollte, die Vorzüge, die ihr der Genius seines Autors mit auf den Weg gegeben hat, können nie veralten und Häussers Geschichte wird noch lange Jahre ein Lieblingsbuch der Deutschen bleiben.

Dieselbe reine Liebe zum Vaterland, welche ihm die Feder führte, war es auch, die ihn zum praktischen Politiker machte. Was ihn als Lehrer und Schriftsteller so sehr auszeichnete, seine glänzende nie versagende Sprache und die Kunst klarer und ergreifender Gestaltung, sicherte dem Redner in politischen Versammlungen die bedeutendsten Erfolge. Schon in Erfurt, wo er zum ersten Mal parlamentarisch auftrat, machte sein Wort großen nachhaltigen Eindruck, und wer später Gelegenheit hatte, ihn in der badischen zweiten Kammer oder in Volksversammlungen reden zu hören, der erfuhr an sich selbst und an dem Einflusse, den seine Reden auf die Abstimmungen ausübten, die Wucht überzeugender, fortreißender und, wenn es nöthig war, zerschmetternder Beredsamkeit. Aber zugleich arbeitete er mit seltener Energie in den Commissionen der Kammer, in politischen Vereinen und Ausschüssen, in der Presse. Jede nationale Angelegenheit suchte und fand in ihm ihren Anwalt, keinem patriotischen Zwecke hat er je Wort oder Feder versagt.

So war er ein bewunderter und vielumworbener Mann, mit Ehren und Aemtern überhäuft, mit Anträgen und Anliegen überladen, beschäftigt mit Geist und Hand von den frühen Morgenstunden bis in die Späte des Abends, und doch war dieser seltene Mann neben all diesem auch noch das belebende und befruchtende Element eines großen Freundeskreises, einer weitverzweigten Geselligkeit. Wenigen Menschen mag es wie ihm gegönnt gewesen sein, mit so

classischem Behagen die Freuden der Tafel, die Blume des Weinsegens zu genießen und doch die Spannkraft des Geistes, die Arbeitstüchtigkeit und Arbeitslust keinen Augenblick einzubüßen. Es kann niemand geben, der es versteht, mit mehr Geschick das Gespräch eines belebten Kreises zu leiten, mit mehr Liebenswürdigkeit die Schwächen der Menschen zu geißeln, mit echterem Humor Erlebnisse zu schildern. Man muß ihn von seiner italienischen Reise haben erzählen hören, um einen Begriff von dem unwiderstehlichen Reiz zu bekommen, den seine Conversation besaß. Und dies seltene Talent wurde ihm nie untreu, ob er an seinem gastlichen Tische frohe Gesichter glücklicher Studenten vor sich sah oder ernsten Collegen kredenzte, ob er unter den Abgeordneten zu Karlsruhe, unter seinen Mitbürgern zu Heidelberg oder inmitten des vornehmeren Kreises der historischen Commission zu München saß — immer war er der unermüdlich Spendende, voll Geist, Gemüth und Laune.

Diese edle Gabe der Geselligkeit gehört ebenso sehr zu seinem Bilde wie andererseits seine Uneigennützigkeit, seine unerschrockene Energie und sein unerschütterlich fester Charakter. — Selbst die erbittertsten Gegner haben diese Eigenschaften des seltenen Mannes nie bestreiten können, für seine Freunde waren sie ein Schatz und eine Stütze, die nur zu sehr, noch mehr als selbst diese Riesenkraft ertrug, in Anspruch genommen wurden. Die gleichzeitige Thätigkeit an der Universität und in der Kammer, verbunden mit mannigfachen literarischen Arbeiten untergrub die Gesundheit Häussers. Er muthete sich in der That Unglaubliches zu. Nach einer anstrengenden Kammersitzung z. B. bestieg er die Eisenbahn, hielt in Heidelberg zwei Vorlesungen, um mit dem letzten Zug nach Karlsruhe zurückzukehren; dort in den Fractionssitzungen bis in die Nacht zu debattiren und am andern Morgen noch vor der nächsten Sitzung irgendeinen Commissionsbericht auszuarbeiten. Dieses Uebermaß von Anstrengung, dazu unvermeidliche Aufregungen und Alterationen — das alles zusammen brach den so rüstig aussehenden Mann vor der Zeit. Ein Herzleiden entwickelte sich rasch in den größten Dimensionen und warf den an die lebhafteste Thätigkeit Gewöhnten auf das Krankenlager. Schon vor zwei Jahren fürchteten seine Freunde, ihn verlieren zu müssen. Aber mit stolzer Willenskraft raffte er sich noch einmal auf, zwar nicht zu voller Genesung, dazu waren die Kräfte zu sehr erschöpft, aber er vermochte doch im vergangenen Winter seine Vorlesungen im eigenen Hause wieder aufzunehmen und bis zu Ende zu führen. Wie ein tapferer Kriegsmann das Schwert in der Hand, so ist Häusser bis in die letzten Tage seines Lebens mit Aufbietung aller Kräfte berufstreu thätig gewesen. Nur wenige Tage sind es, daß er am Semesterschlusse zu seinen tief bewegten Zuhörern Worte des Abschieds sprach, wohl selbst ohne Ahnung, daß der letzte Abschied, welchen er zu nehmen hatte, der von den Seinigen, denen er der treueste Gatte und Vater war, so nahe bevorstand.

Eines ist ihm noch zu Theil geworden, bevor er seines Daseins Ziel fand. Er hat, wofür er das Leben lebte und hingab, wenn nicht vollendet, so doch nach menschlichem Ermessen der Vollendung nahe gesehn. Auf die Größe Deutschlands war all sein Sehnen und Streben gerichtet, auf der Stärke und dem nationalen Beruf Preußens ruhten alle seine patriotischen Hoffnungen. Er hat scheiden können mit der Ueberzeugung, daß dieses Hoffen und Ringen nicht eitel, daß das Opfer, welches er dem Vaterlande in sich selber gebracht, ein wohlgefälliges sei, da Deutschlands Einheit nie besser gesichert war als in der Stunde, die ihn abrief.

Nun liegt er, nur 48 Jahre alt, draußen auf dem schönen Friedhof der alten Musenstadt; dieser beredte Mund ist verstummt, diese treuen Augen sind geschlossen. Aber wenn je einer mit Recht und in Wahrheit, so verdient er die trostreiche Grabschrift: „non omnis morior.“ — F. v. W.

Kleine Chronik vom Reichstage.

4.

Die Festwochen des Reichstages sind vorüber, die Wahlprüfungen beinahe beendet, Schraps und Bebel, aber auch v. Forkenbeck und Gneist sind in das Haus getreten, und die ernste Arbeit der Session hat begonnen. Unterdeß sind seit Einberufung des Reichstags vier Wochen vergangen und die Berathung ist noch nicht weiter fortgeschritten, als bis zu Artikel 12 des Verfassungsentwurfs, und der Entwurf hat bekanntlich 71 Artikel. Nun ist allerdings eine Woche auf die Constituirung und eine zweite für die Generaldebatte abzurechnen, auch werden hoffentlich die circa 20 Artikel über Zölle, Eisenbahnen, Posten und Telegraphen während Berathung der übrigen Artikel durch eine Commission der Plenarverhandlung vorbereitet werden. Trotzdem ist die Hoffnung wohl aufzugeben, daß die Vorberathung bis zur Osterwoche beendet sein wird und im Mai noch eine kurze Schlußberathung das Werk vollende. Denn, wie man vernimmt, ist eine große Menge von Amendements zu den einzelnen Artikeln eingebracht und sie wird voraussichtlich sehr aufhalten, obgleich die Geschäftsordnung mit

den Verbesserungsanträgen im Ganzen kurzen Proceß macht. Es ist die deutsche Gründlichkeit eine schöne Sache, aber sie droht dem Verfassungswerk zahlreiche Steine in den Weg zu legen.

Wer den Verlauf der bisherigen Plenarsitzungen beurtheilt, wird zuerst den Schwierigkeiten Rechnung tragen, welche die zu schnell adoptirte preußische Geschäftsordnung grade der Berathung eines Verfassungsentwurfs bereitet. Sie ist ein möglichst schwerfälliges und ungeschicktes Instrument durch ihre Rednerliste, durch die Erörterung über Geschäftsordnung und die persönlichen Bemerkungen, welche sie gestattet. Was im preußischen Landtage so oft peinlich war, wird auch dem Reichstage nicht erspart, daß angesehene Habitués des preußischen Abgeordnetenhauses während der Sitzungen über die Geschäftsordnung gegen einander disputiren und daß am Ende einer bewegten Sitzung heftige persönliche Erörterungen zu kleinlichem Gezänk ausarten. Diese Uebelstände bereiten unvermeidlich öde Stunden. Aber trotzdem hat fast jeder Tag seine glänzenden Momente gehabt, und bereits hat eine Anzahl der Redner die wärmste Theilnahme des Publikums gewonnen. Unläugbar hat niemand die Gunst seiner Stellung und sein großes Talent für lichtvolle Darstellung so gut verwendet als der preußische Ministerpräsident. Er spricht von seinem Platze, welcher in dem Plane des hirthschen Parlamentsalmanachs mit klein a beziffert ist, oft und, wie man annehmen möchte, gern, hat auch den Polen gegenüber sogar mit einem historischen Vortrage erfolgreich debutirt. Er und seine preußischen Collegen, aber auch der Hof, sind gegen die Mitglieder des Reichstags artig und zuvorkommend. Und es wird nicht an ihrer persönlichen Haltung liegen, wenn die Beendigung noch auf Schwierigkeiten stößt.

Die Schwierigkeit der Vereinbarung liegt aber durchaus nicht in dem Mangel an gutem Willen der Majorität und besonders der nationalen Partei, welche jetzt wohl achtzig Mitglieder zählt und einen großen Theil der Intelligenz und technischen Bildung des Reichstags in sich vereinigt. Sie liegt vielmehr in dem urdeutschen Bestreben, alles was man anfaßt möglichst sorgfältig und gut zu machen. Nun aber ist der Verfassungsentwurf ein Document, welches in constitutionellem Sinn gut zu machen ganz unmöglich ist. Sein Werth und seine Bedeutung für unsere Zukunft sind vielmehr, daß er eine Formulirung geschlossener Verträge und ein originelles Product mühevoller Compromisse zwischen souveränen Staaten, wie ähnlicher Compromisse zwischen den Leitern des preußischen Staates selbst ist. Durch die Annahme desselben soll vor allem constatirt werden, daß eine neue Basis für eine einheitliche Entwicklung deutscher Kraft gewonnen ist. Es ist allerdings mißlich, daß er nach einzelnen Richtungen diese Grundlagen selbst fixirt, nach andern vieles unbestimmt der Zukunft überläßt. Aber es ist doch noch mißlicher, wenn die liberalen Fractionen diese Grundlagen weiter führen und im Interesse freiheitlicher Ent-

wicklung zahlreiche neue kleine Grundsteine hinzubringen wollen. Das ganze fremdartige Product des Jahres 1866 widerstrebt solcher Emendation. Es läßt z. B. sehr zweifelhaft, wie die Geschäfte der neuen Föderation besorgt werden, welchen Antheil die Commissare der verbündeten Regierungen, die ständigen Commissionen des Bundesrathes an den laufenden Geschäften haben sollen. Ursache ist wahrscheinlich, daß der preußischen Regierung das Detail selbst noch nicht deutlich ist, und daß sie nur an dem Einen festhalten wird, die Summe der Gewalt nicht aus den Händen zu geben. Ihr liegt vor allem daran, gegenüber den Bundesgenossen sich immer auf den festen Organismus des preußischen Staates stützen zu können, und andrerseits den Bundesgenossen und deren höchsten Beamten wieder durch eine gewisse Betheiligung das Gefühl der Mitwirkung zu geben. Bei solchem Spielraum, den die Regierung sich für künftige Bildungen vorbehalten hat, kann von einer politischen Verantwortlichkeit der Bundescommissare oder des Bundeskanzlers gegenüber dem Reichstag noch nicht die Rede sein. Die darauf bezüglichen Anträge der Linken wurden mit Fug abgelehnt, aber auch die Amendements von Bennigsen, welche nur die ersten Ansätze zu verantwortlichen Fachministerien zu schaffen versuchen, riefen einen lebhaften Kampf bei der Abstimmung am 28. hervor, welcher mit der völligen vorläufigen Abwerfung des Artikel 12 durch 1 Stimme Majorität endete. Es wäre kein gutes Omen für das Gelingen der Vereinbarung, wenn ähnliche Abstimmungsconflicte wiederkehrten.

Den Mitgliedern der gemäßigten Opposition, welche sehr aufrichtig das Gelingen der Vereinbarung wünschen, kann im Eifer ihrer Arbeit wohl begegnen, daß sie übersehen, wie sehr auch die äußere Lage schnell zu großen Modificationen der Bundesverfassung drängen wird. Die Veröffentlichung der militärischen Bündnisse mit den Südstaaten hat große Sensation hervorgerufen und man hat dieselben als einen unerwarteten Beweis für die Stärke der preußischen Position bei uns mit Freuden begrüßt, in Frankreich und Oestreich mit Zorn oder Resignation aufgenommen. Gewiß sind diese Bündnisse ein Beweis der starken Position, welche Preußen im Herbst vorigen Jahres einnahm. Ob auch ihre Veröffentlichung ein Zeichen des fortschreitenden preußischen Einflusses war, vermag nicht zu übersehen, wer außerhalb der Geschäfte steht. Aber man möchte daran zweifeln. Denn offenbar war die nächste Absicht der Veröffentlichung, das Ministerium Hohenlohe in Bayern von dem Vorwurf frei zu machen, daß es die Bayern an Preußen ausliefere, und dadurch seinen Sturz zu verhindern. Daß Preußen wenige Monate nach dem Bündniß schon um die Herrschaft östreichischen oder französischen Einflusses in den größeren Südstaaten besorgt sein muß, ist nicht bequem. Ferner aber ist Preußen durch diese Veröffentlichung und durch die dem Reichstag verkündigte Aussicht auf den Zutritt der Südstaaten zu einem Zollparlament aus der vornehmen Kälte

herausgetreten, mit welcher es bis jetzt auf der Mainlinie zu stehen schien. Es ist engagirt, im Süden seinen Einfluß und Willen durchzusetzen. Das ändert die Sachlage gewaltig. In Wahrheit war die Mainlinie immer eine diplomatische Fiction, denn Preußen konnte niemals zugeben, daß die Südstaaten ein Tummelplatz fremden Einflusses wurden, es mußte dort beschützen, vertheidigen, im Nothfall seine Heere den Hilflosen zu Hilfe senden, gleichviel ob sie im Bundesstaat waren oder nicht; und es mußte unter allen Umständen Opfer bringen, um die Wehrkraft des Südens zu stärken, der ohne fremde Hilfe seine Heere niemals neu organisiren wird. Jetzt aber ist diese Verpflichtung Preußens offenkundig und dringlich geworden, und ihm wird zuletzt nichts übrig bleiben, als dem Süden gegenüber zu fordern, statt dem Werbenden zu gewähren. Wir bezweifeln, daß man in Bayern und Schwaben zur Zeit geneigt ist, das zu thun, was zur Befestigung der Verbindung mit dem Norden zunächst nöthig ist. Aber man darf allerdings hoffen, daß Preußen, wenn der Vertragscharakter des Bundesentwurfs nicht wesentlich durch den Reichstag alterirt wird, zuletzt solche Annäherung durchsetzt. Durch dies alles ist die politische Lage eine verwickelte geworden, sie stellt auch dem Reichstag die ernste Mahnung, seine Arbeit zu beeilen, und daran zu denken, daß eine Verfassung, welche in nächster Zeit noch einen Ausbau durch Anfügung süddeutscher Interessen erhalten soll, in ihren wesentlichsten Bestimmungen nicht auf unveränderte Dauer rechnen darf.

E. B.

Mit **Nr. 14** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im März 1867.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Neuer Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig. Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Die Braut im Kloster.

Roman

von

Paul Stein.

3 Bände. 2⅔ Thlr.

Dieser neue Roman der wohlbekannten Verfasserin behandelt eine romantische Geschichte, die theils im Kloster, theils in der Welt u. besonders theatralischen Welt spielt.

Louis Napoleon.

Roman und Geschichte v. **Lucian Herbert.** 2. Aufl.

2. **Billige Volksausgabe** in 28 Lief. od. 5 Bdn. 4⅔ Thlr.

Das deutsche Volk hat dieser zusammenhängenden Darstellung des Lebens Napoleons III. eine so große Theilnahme entgegengebracht, daß die erste Auflage in kurzer Zeit verkauft wurde. Der billige Preis dieser neuen Volksausgabe erleichtert die Anschaffung des Werks.

Die 1. Lieferung mit Inhaltsverzeichniß und Vorrede ist in allen Buchhandlungen einzusehen.

Im Verlage von **Fr. Hortkampf** in Berlin erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Archiv

des

Norddeutschen Bundes.

Sammlung aller Gesetze, Verträge und Aktenstücke, die Verhältnisse des Norddeutschen Bundes betr.

Herausgegeben von

Dr. J. C. Glaser,

o. ö. Prof. der Staats- und Cameralwissenschaften, Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Heft II.

Lex.-8. 13 Bogen, eleg. geh.

Preis 1 Thaler.

Inhalt: 1. Gesetze und Reglements, betr. Wahlen zum Norddeutschen Parlament aller zum Norddeutschen Bunde gehörenden Staaten. 2. Entwurf der Verfassung des Norddeutschen Bundes. 3. Besitzergreifungs-Patente und Proklamationen für Schleswig-Holstein, die von Hessen und die von Baiern abgetretenen Gebietstheile. 4. Vertrag mit dem Fürsten Thurn und Taxis, betr. Verkauf der Postgerechtsame. 5. Thronrede zur Eröffnung des Reichstages. Beilagen: 1. Wahlgesetz der Schweiz. 2. u. 3. Wahlgesetz von Belgien und Frankreich, Text und Uebersetzung.

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Die Ritter des Aristophanes.

Griechisch und deutsch

mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von

W. Ribbeck.

Gr. 8°. VIII u. 333 S. Geh. Preis 2⅙ Thlr.

Bei J. W. Grunow in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat

oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. E. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5½ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Alfred Meißner, Gedichte. 10. Aufl. eleg. carton. 27 Ngr.

— — **Ziska.** 10. Aufl. eleg. carton. 22½ Ngr.

Diese billige und elegant ausgestattete Auflage dieser beiden Hauptwerke des beliebten Dichters wird überall hin warm empfohlen.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

№ 15.

Herausgegeben am 2. April 1867.

Inhalt:

Drei englische Reichsgesetze . . . . . Seite 41
Der preußische Etat 49
Zustände im Fürstenthum Reuß 65
Eine deutsche Buchhandel der letzten Monate. II. 73
Die Alpen 78
Neue Gedichte von Heinrich Leo 79
Literarische Revue 79

Verantwortlicher Herausgeber Julian Kaspar.
Verantwortlicher Redakteur von G. M. Kruckhoff in Leipzig.
Verantwortlicher Verleger von Dr. Ernst in Leipzig.

Leipzig, 1867.
Friedrich Ludwig Herbig.
(A. Diez. Successor.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Das engliſche Budgetrecht.

Die Behandlung des Staatshaushalts in England ermangelt nicht für uns des praktiſchen Intereſſes und zugleich kann man kühn behaupten, daß in Deutſchland unter hundert Männern, die ſich mit Politik beſchäftigen, kaum einer eine annähernd richtige Vorſtellung vom engliſchen Budgetrecht hat, obſchon doch die Meiſten der Zuverſicht ſein werden, daß die gangbaren continentalen Auffaſſungen der Sache, ſowie der Name, aus England herſtammen. Deshalb ſoll hier eine kurze überſichtliche Darſtellung der engliſchen Einrichtungen verſucht werden, wobei wir für Einzelnheiten und Belege auf die Werke von Gneiſt und Coxe verweiſen.

Die gangbare continentale Anſchauung iſt dieſe:

Das Budget iſt ein die geſammten Einnahmen und Ausgaben des Staats umfaſſender Etat. Dieſer wird jährlich von der Regierung der Volksvertretung vorgelegt, von dieſer auf ein Jahr bewilligt und in der Form eines Geſetzes feſtgeſtellt. Einnahmen, die die Volksvertretung nicht im Budget bewilligt hat, darf die Regierung nicht erheben, Ausgaben, die nicht im Budget bewilligt ſind, nicht leiſten. Iſt die Volksvertretung mit dem Miniſterium unzufrieden, ſo hat ſie es ſtets in der Hand, die Einnahmen oder die Ausgaben oder das ganze Budget zu verweigern, und es muß dann ſelbſtverſtändlich ein neues Miniſterium gebildet werden.

Dies hält man ſo in Bauſch und Bogen für den Zuſtand in England und auch für den idealen Zuſtand.

Das Wahre aber iſt dies: jene Auffaſſung und, zum Theil, jene Einrichtung iſt rein ein Product des franzöſiſchen Conſtitutionalismus; in England hat nie desgleichen beſtanden und beſteht es nicht; und ideal iſt jener Zuſtand deswegen nicht, weil er unpraktiſch iſt.

Wie wird nun der Staatshaushalt in England wirklich formell behandelt?

Erſtens. Vor allen Dingen giebt es in England gar kein Budget in dem Sinne, den wir damit verbinden, d. h. es giebt keinen die ganze Einnahme und Ausgabe des Staates begreifenden Etat, der von der Regierung dem Parlamente jährlich vorgelegt und nach der Bewilligung in der Form des Geſetzes feſtgeſtellt würde. Vielmehr: was das Parlament jährlich bewilligt und was dann in der Form eines Geſetzes feſtgeſtellt wird, iſt nur ein Theil der Staatseinnahme und Ausgabe.

Zweitens. Der bei weitem größte Theil der Einnahme (ungefähr vier Fünftel davon) und beinahe die Hälfte der Ausgaben beruht auf permanenten Geſetzen, nicht auf jährlicher Bewilligung des Parlaments.

Die Geſammteinnahme und Ausgabe betrug in den letzten Jahren zwiſchen 60 und 70 Millionen Sterling. Davon bewilligte das Parlament jährlich nur etwa 13 Millionen in der Einnahme und gegen 40 Millionen in der Ausgabe. Es wurden alſo einige und 50 Millionen reſpective 30 Millionen ohne beſondere parlamentariſche Bewilligung auf Grund permanenter, freilich mit Zuſtimmung des Parlaments erlaſſener Geſetze erhoben reſpective verausgabt.

Drittens. Welcher Art ſind nun, wird man fragen, dieſe geſetzlich feſtſtehenden Einnahmen und Ausgaben?

Was die Einnahmen anlangt, ſo ſteht, wie geſagt, deren weit überwiegende Maſſe geſetzlich feſt, alſo ſtellen wir wohl die Frage zweckmäßiger ſo: welche Einnahmen ſtehen nicht geſetzlich feſt, beruhen auf jährlicher Bewilligung? Die Tendenz geht im Allgemeinen dahin, die auf Jahresbewilligung beruhenden Einnahmen zu beſchränken, aber der Jahresbewilligung doch immer einen erheblichen Betrag zu überlaſſen. Wie, durch welche Steuern und Abgaben derſelbe aufzubringen? das hängt natürlich von der wechſelnden Finanz- und Handelspolitik ab. In den letzten Jahren beſtand der auf der Jahresbewilligung ruhende Theil der Einnahme regelmäßig aus dem Ertrage:

1) der Einkommenſteuer,
2) einzelner Abgaben von beſtimmten Artikeln, z. B. Thee, Zucker.

Die geſetzlich feſtſtehenden Ausgaben ſind hauptſächlich folgende:

die Civilliſte und die Apanagen der königlichen Familie;

die Zinſen der Staatsſchuld (1866: über 26 Millionen) und der Schatzſcheine;

die Gehalte und Penſionen des diplomatiſchen Dienſtes;

Gehalte und Penſionen der richterlichen Beamten (NB. nicht des ſubalternen Gerichtsperſonals);

Gehalte einiger hoher Functionäre, z. B. des Sprechers des Unterhauſes, des Generalcontroleurs des Schatzes, der Mitglieder der Oberrechenkammer.

Der jährlichen Bewilligung des Parlaments verbleiben also die Ausgaben für

1) Armee und Flotte und
2) die gesammte übrige Staatsverwaltung einschließlich der öffentlichen Arbeiten und Bauten, des Colonialdienstes und der Erhebungskosten der Abgaben, — soweit nicht einer der unter Nr. 2 fallenden Posten kraft permanenten Gesetzes zu den permanent feststehenden Ausgaben gehört. —

Viertens. Die vom Parlament zu verwilligenden Einnahmen und Ausgaben werden in folgender Weise festgestellt:

A. Die Einnahmen.

Die Einnahmebewilligung hat zwei wesentlich verschiedene Bedeutungen. Sie ist entweder Bewilligung einer Abgabe (eigentliche Einnahmebewilligung), wodurch eine Einnahme geschaffen wird, oder eines Credits, wodurch bereits bestehende Einnahmen der Regierung vorschußweise zur Verrechnung überwiesen werden.

1) Die für den Dienst des Jahres bewilligten Steuern und Abgaben werden durch mehre, im Laufe der Session vereinbarte Gesetze festgestellt. Es giebt also kein alle Jahresbewilligungen der Einnahme umfassendes jährlich erlassenes Gesetz.
2) Bewilligung eines Credits.

Die gesetzlich feststehende permanente, also der jährlichen Bewilligung nicht bedürftige, sowie die für das Jahr bewilligte Einnahme wird von den Einnehmern bei der Bank für Rechnung der Regierung eingezahlt und letztere bestreitet davon ohne weiteres die auf den permanenten Gesetzen beruhenden Ausgaben. Die permanente gesetzliche Einnahme übersteigt aber, wie wir sahen, die entsprechende Ausgabe um einige und 20 Millionen. Dazu kommt dann der Betrag der für das Jahr besonders bewilligten Steuern und Abgaben. Ueber diesen Gesammtüberschuß darf die Regierung ohne Bewilligung des Parlaments nicht verfügen. Da aber die Feststellung in Gesetzesform der parlamentarisch verwilligten Ausgaben erst ganz am Ende der Session zu erfolgen pflegt, so ergehen im Laufe dieser eine Reihe von Creditgesetzen, wodurch allemal ein bestimmter Theil jenes Gesammtüberschusses (so und so viel Millionen) der Regierung behufs der bereits bewilligten oder noch zu bewilligenden Ausgaben angewiesen wird.

B. Die Ausgaben.

Die gesammten vom Parlamente im Laufe der Session für das Jahr verwilligten Ausgaben werden gegen das Ende der Session durch ein Gesetz, die sogenannte Appropriation act, welches zwischen 200 und 300 Posten bezeift,

zusammengefaßt. Dies hat noch am meisten Aehnlichkeit mit dem continentalen Ausgabebudget, allein es enthält eben nur die vom Parlament für das Jahr verwilligten, nicht die auf dauernden Gesetzen beruhenden.

Fünftens. Die vom Parlament bewilligten jährlichen Einnahmen und Ausgaben werden, wie wir sahen, durch verschiedene Gesetze festgestellt. Es ist aber besonders wichtig, klar zu machen, welche Bedeutung diese Gesetzesform gegenüber dem Bewilligungsrecht des Parlaments in England hat.

Der berühmte Artikel 99 der preußischen Verfassung besagt: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen .... auf den Staatshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt." Zu einem „Gesetz" aber gehört nach Artikel 62 „die Uebereinstimmung des Königs und beider Kammern". Da nun diese weise preußische Verfassung zwischen dem Etatgesetz und anderen Gesetzen keinen anderen Unterschied macht, als daß das Etatgesetz jährlich zu Stande kommen muß und vom Herrenhaus nur im Ganzen angenommen oder abgelehnt werden kann, was von keinem anderen Gesetze gilt, so folgt, daß zu den Posten des Etats dieselbe Art der Uebereinstimmung erforderlich ist als bei den anderen Gesetzen, also völlige Uebereinstimmung des Willens der — — Factoren. Daraus folgt wieder, daß nie ein Etatgesetz zu Stande kommen kann, wenn nicht entweder die zweite Kammer die von der Regierung geforderten Sätze bewilligt, oder die Regierung die von der Kammer bewilligten annimmt. Fordert die Regierung 40 und die Kammer will nur 30 gewähren, so fehlt die Uebereinstimmung und es kann folglich kein Etatgesetz zu Stande kommen. Gneist hat zwar im Abgeordnetenhause wiederholt die Theorie aufgestellt, in solchem Falle sei eine Uebereinstimmung über 30 vorhanden, denn die Gesetze der Arithmetik kennten keine andere Uebereinstimmung verschiedener Zahlen als im Minus. Man erstaunt, wie ein so scharfsinniger Mann sich selbst mit einem solchen Sophismus täuschen kann. Freilich die beiden Zahlen 30 und 40 stimmen in 30 Einheiten überein. Aber wenn Einer 40 fordert, ein Anderer nur 30 zugesteht, so stimmen die Willen der beiden Personen über das Object eben nicht überein. Mit Recht hat man Gneist gefragt, ob etwa wenn Einer ein Darlehn von 100 fordert, der Andere 50 leihen zu wollen erklärt, dann Willensübereinstimmung, d. h. ein Darlehnsvertrag über 50 vorhanden sei? Bedarf es also zur Feststellung der Einnahmen und Ausgaben derselben Uebereinstimmung der Factoren wie zu einem Gesetz, ist der Etat ein Gesetz in diesem Sinne, so folgt mit Nothwendigkeit, daß die Volksvertretung gegenüber einer fest auf ihrem Sinne bestehenden Regierung nur folgende Alternative hat: entweder consequente Bewilligung aller Anforderungen der Regierung oder budgetloser Zustand.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß der gewöhnliche Inhalt eines Etats von dem Inhalt eines gewöhnlichen Gesetzes völlig verschieden ist. Ein gewöhn-

liches Geſetz enthält allgemeine Rechtsregeln und Normen, der Etat iſt eine Ermächtigung zu gewiſſen Einnahmen und Ausgaben während des Jahres, mithin keine Aufſtellung von Regeln, ſondern ein bloßer einzelner Rechtsact und zwar ein Act der Finanzverwaltung; die Form des „Geſetzes" iſt alſo durchaus nicht die dem Inhalt des Etats gemäße.

Was nun hier von der preußiſchen Verfaſſung geſagt iſt, gilt ebenſo für jede andere, die den Etat einfach durch ein „Geſetz" feſtſtellen läßt, ohne in der Art, wie der Inhalt des Geſetzes zu Stande kommt, einen Unterſchied zwiſchen dieſem und anderen Geſetzen zu machen.

Ein ſolcher Unterſchied beſteht nun nach der engliſchen Verfaſſung und zwar dergeſtalt:

Der Inhalt aller Finanzgeſetze, die Bewilligung von Einnahmen und Ausgaben, geht rein vom Unterhauſe aus, nicht, wie z. B. in Preußen, von den drei Factoren — das Unterhaus iſt der Gebende, die Regierung der Bedürftige und Empfangende, der alſo, da Etwas beſſer iſt als nichts, nehmen muß, was man ihm bietet. Jener Inhalt wird dann in die Form von Geſetzen gegoſſen und dieſe kann ſowohl das Oberhaus als die Krone en bloc verwerfen, ſie bedürfen der Genehmigung en bloc des Oberhauſes und der Sanction des Monarchen. Allein erſtens iſt die Verwerfung von Finanzgeſetzen durch das Oberhaus eine außerordentliche Seltenheit und eine Verwerfung Seitens der Krone kommt gar nicht mehr vor; zweitens, und dies iſt die Hauptſache, iſt es in England durch die geſchäftliche Behandlung der Sache vollkommen klar, daß die Geſetzesform eben nur die Form für den vom Unterhaus zu beſtimmenden Inhalt iſt, eine Form, welche dadurch motivirt iſt, daß man es dem conſtitutionellen Ceremoniell nicht gemäß fand, Beſchlüſſe des Unterhauſes allein, dem doch nicht die Souveränetät zuſteht, eine Rechtswirkung nach Außen hervorbringen zu laſſen.

Man wird vielleicht einwenden, dies ſei eine Subtilität, kein praktiſcher Unterſchied gegen die Einrichtung, wie ſie z. B. nach der preußiſchen Verfaſſung beſteht, denn der Erfolg ſei doch ſchließlich derſelbe wie bei uns, Krone und Oberhaus könnten die vom Unterhaus angenommenen Finanzgeſetze im Ganzen in infinitum verwerfen, wenn ihnen ein einzelner Poſten nicht genehm ſei.

Letzteres iſt richtig, es macht aber gleichwohl juriſtiſch und politiſch einen weſentlichen Unterſchied: ob die Bewilligung der Einnahmen und Ausgaben von vornherein Sache der drei Factoren iſt (preußiſcher Zuſtand), oder nur Sache des Unterhauſes, wogegen den anderen Factoren ein blos nachträgliches, durch rein formelle Rückſichten motivirtes Genehmigungs- reſp. Verwerfungsrecht zuſteht (engliſcher Zuſtand). Denn wenn ſich die Regierung mit dem Unterhauſe nicht ſachlich verſtändigen kann und alſo das Finanzgeſetz nicht zu Stande kommt, ſo liegt im erſten Falle die Sache ſo, daß die Regierung formell und

materiell dem Unterhause gleichberechtigt ist, das Nichtzustandekommen also nicht ihr vorzugsweise zur Last fällt, im zweiten Falle aber so, daß die Regierung ein ihr lediglich aus formellen Gründen zustehendes Recht gebraucht, um die vom Unterhaus kraft seiner ausschließlichen Competenz gemachten Bewilligungen zu vereiteln und resp., continental zu reden, den budgetlosen Zustand herbeizuführen. Im ersten Falle haben wir einen zur Bewilligung mitberechtigten Factor, der seine Zustimmung weigert, im anderen einen Empfangenden, der ein Angebotenes ablehnt.

Sechstens. Wir wollen nun, weil dieser Punkt wenig beachtet zu werden pflegt, nachweisen, wie sich in den Formen der geschäftlichen Behandlung das ausspricht, was wir behaupten:

daß in England das Bewilligungsrecht allein dem Unterhause zusteht, die Gesetzesform für das Bewilligte aber als reine Form erscheint.

Vor allen Dingen ist hervorzuheben, daß die sogenannten Geldbills, d. h. Geldbewilligungen, ursprünglich gar nicht Gesetzesform hatten und keine königliche Sanction erhielten. Zur Zeit Heinrichs des Achten finden wir sie gelegentlich unter den Gesetzen (Statutes) eingereiht, aber ohne die sogenannten enacting words, welche das Gesetz zum Gesetz machen, indem sie aussprechen, daß das Nachfolgende Gesetz (Act) sein soll.

Diese sich in jeder Parlamentsacte vorfindende Formel (wir würden sie die Promulgationsformel nennen*) lautet also:

„Es soll daher durch der Königin höchst vortreffliche Majestät, durch und mit Beirath und Zustimmung der in gegenwärtigem Parlament versammelten geistlichen und weltlichen Lords und Gemeinen, und kraft deren Machtvollkommenheit hiermit gesetzlich verordnet sein (enacted)" daß u. s. w.

Bei uns heißt dies lakonischer:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen, verordnen, mit Zustimmung beider Häuser des Landtags Unserer Monarchie, was folgt**):

Die gewöhnliche Promulgationsformel fehlte also noch unter Heinrich dem Achten gewöhnlich in den Geldbills, vielmehr hieß es in diesen meist nur, daß deren Inhalt „durch die Machtvollkommenheit des Parlaments" festgesetzt werde, ohne des Königs zu erwähnen.

Gegen das Ende der Regierung Heinrichs des Achten kommt es vor, daß

*) Wir können uns bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, auf eine der Mangelhaftigkeiten der neuerdings mehrfach besprochenen kühneschen Uebersetzung des Werks von Coxe über die englischen Institutionen hinzuweisen. Kühne übersetzt die enacting words oder, wie man auch sagt, enacting clause mit „Verordnungsclausel".

**) Ein deutsches Gesetz wird vom Souverän publicirt und erhält dadurch Gesetzeskraft, deshalb spricht hier der Souverän persönlich als Befehlender. Die englische Bill wird durch die Sanction Gesetz (Statute), nicht durch die Publication, die in England kein Act des Souveräns ist. Daher die unpersönliche Fassung der enacting words.

in der Geldbill die Zustimmung (Assent) des Königs erwähnt wird, aber nicht in den enacting words, wo vielmehr nur von der Autorität des Parlaments die Rede ist.

Seit dem ersten Parlament Karls des Ersten herrscht dann die gegenwärtige Form, welche darin besteht, daß im Eingang des Gesetzes die Bewilligung Seitens der Gemeinen ausgesprochen wird und dann die oben citirten enacting words (also mit anderen Worten der Satz „es wird von der Königin mit Zustimmung der Häuser verordnet") folgen.

Eine Geldbill, z. B. zur Bewilligung einer Steuer, beginnt nämlich mit nachstehender stereotyper Formel:

„Allergnädigste Souveränin! Wir Ew. Majestät gehorsamste und loyale Unterthanen, die im Parlament versammelten Gemeinen des vereinigten Königreichs ꝛc. haben behufs Beschaffung der nöthigen Mittel zur Bestreitung von Ew. Majestät öffentlichen Ausgaben und zur Vermehrung des öffentlichen Einkommens aus freiem Willen beschlossen, Ew. Majestät die nachstehend erwähnten Abgaben zu verwilligen und bitten Ew. Majestät unterthänigst, daß es gesetzlich verordnet werden möge, und es soll hiermit durch der Königin höchst vortreffliche Majestät u. s. w. (enacting words, wie oben) gesetzlich verordnet sein wie folgt."

Hier haben wir also zuerst eine Anrede der Gemeinen an den Souverän des Inhalts, daß sie aus freien Stücken eine Steuer bewilligt haben, sodann die Bitte, daß demgemäß ein Gesetz erlassen werde, drittens den Ausspruch, daß Nachstehendes demgemäß von dem Könige mit Zustimmung beider Häuser gesetzlich verordnet werde.

Hat das Oberhaus diese vom Unterhause in dieser Form ausgegangene Bill genehmigt (es kann sie nur en bloc verwerfen), so wird sie der Königin zur Sanction vorgelegt. Diese kann in weniger feierlicher Weise durch Beauftragte der Königin in deren Abwesenheit, oder in feierlicher Weise ertheilt werden, wenn die Königin persönlich im Parlamente anwesend ist. Im letzten Falle nämlich wird die Sanction mit folgenden Worten in Normannenfranzösisch ertheilt:

La Reine remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence et aussi le veut (d. h. ist auch des Willens).

Also wieder dieselben Züge: 1) die Gemeinen allein bewilligen aus freien Stücken, 2) die Regierung nimmt das Bewilligte als freie Gabe an, 3) die Gesetzesform tritt nachträglich als Accessorium hinzu.

Dem entsprechend ist, daß die Königin, wenn sie das Parlament schließt, in ihrer Rede stets einen besonderen, ausdrücklich an das Unterhaus gerichteten Passus anbringt, in dem sie den Gemeinen für ihre Bewilligungen im Laufe

der Session dankt. So hieß es z. B. in der Schlußrede vom 5. September 1848, nachdem sich die Königin erst in Betreff der nicht auf die Finanzbewilligungen bezüglichen Angelegenheiten an beide Häuser gewendet hatte:

„Meine Herren vom Hause der Gemeinen!

„Ich habe Ihnen für die Bereitwilligkeit zu danken, mit der Sie die für den öffentlichen Dienst erforderlichen Mittel bewilligt haben."

Die Rede geht dann zu andern Dingen weiter und deswegen heißt es sofort wieder:

„My Lords and Gentlemen."

d. h. es werden wieder beide Häuser angeredet. —

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergiebt sich als das Charakteristische der englischen Einrichtungen Folgendes:

1) das Budget, continental zu reden, ist zum Theil permanent (und zwar in der Einnahme zu vier Fünfteln, in der Ausgabe beinahe zur Hälfte), zum Theil beruht es auf Jahresbewilligung;
2) die Bewilligung, sei es auf die Dauer, sei es für das Jahr, ist lediglich Sache des Unterhauses, nicht der drei Factoren;
3) die dann hinzutretende Form des Gesetzes ist eben nur Form, die dazu dient, die Beschlüsse des Unterhauses behufs der Wirkung nach außen gewissermaßen zu legalisiren. —

Was ist für uns Deutsche aus dem Obigen zu lernen?

Erstens, daß die Einrichtung eines permanenten neben einem Jahresbudget durch die Erfahrung eines ebenso freiheitliebenden als praktisch-verständigen Volkes empfohlen wird.

Kein praktischer Mann wird ein Bollwerk der Freiheit darin finden, daß die Volksvertretung das formelle Recht hat, jährlich den Staatsgläubigern die Zinsen der Staatsschuld zu bewilligen, respective zu verweigern. Welchen Werth kann es überhaupt haben, solche Ausgaben noch besonders bewilligen zu lassen, die zur Befriedigung von unzweifelhaft klagbaren auf permanenten Gesetzen beruhenden Forderungen an den Staat dienen? Die specielle Abgrenzung zwischen dem permanenten und Jahresbudget, wie sie in England besteht, ist natürlich für uns nicht maßgebend. Hier kann nur gefragt werden, was für uns zweckmäßig ist, und obschon die einfache Nachahmung des im Einzelnen auf vielen Zufälligkeiten beruhenden englischen Vorbildes im Ganzen schon ein wesentlicher Fortschritt wäre, so läßt sich doch nicht verkennen, daß wir unser permanentes Budget mit Nutzen noch weiter ausdehnen könnten, als es die Engländer gethan haben.

Zweitens. Was das Bewilligungsrecht des Unterhauses und sein Verhältniß zur Gesetzesform betrifft, so ist auch hier das englische Vorbild lehrreich. Der ganze preußische Budgetstreit wäre unmöglich gewesen, wenn die preußische

Verfassung den Etat nicht einfach als ein Gesetz behandelt, und wenn sie die Bewilligung als ein ausschließliches Recht der Volksvertretung hingestellt hätte. Am wünschenswerthesten erscheint es aber, die Form des Gesetzes für den Etat überhaupt aufzugeben und die Sache so zu ordnen: das Unterhaus bewilligt den Etat, das Oberhaus kann ihn im Ganzen verwerfen, stimmen beide überein, so verkündet ihn die Krone.

Der germanische Lloyd.

Das deutsche Publikum zeigt seit einigen Jahren ein so wachsendes Interesse für die maritimen Angelegenheiten, daß man sich aufgefordert fühlt, ihm über Bewegungen Bericht zu erstatten, die noch vor zehn oder selbst vor fünf Jahren spurlos an ihm vorübergegangen sein würden, so wichtig sie auch für unsern Antheil am Seeleben und Weltverkehr sein mögen. Dahin gehört die Agitation für die Gründung einer deutschen Schiffsbesichtigungsanstalt, welche soeben einen gewissen vorläufigen Erfolg davongetragen hat. Wie die Bewegung für Einrichtungen zur Rettung Schiffbrüchiger von einem der kleineren deutschen Hafenplätze ausging, nämlich von Emden, so auch diese Agitation: von Rostock. Und wie jene Bewegung, begreiflich genug, die nöthigen großen Dimensionen erst annahm, als sie sich in Bremen einen der Haupthandelsplätze erobert hatte, so datirt der erste praktische Erfolg dieser neuen Bestrebung von dem Augenblick, wo Hamburg für sie gewonnen worden ist. Die bremer Börse, vielleicht grade vermöge ihrer relativen Kleinheit zu gemeinschaftlichem Handeln leichter fortzureißen als die hamburger, war in ihren tonangebenden Mitgliedern und Kreisen schon länger für die rostocker Idee eingenommen. Allein sie trug Bedenken, ohne Hamburg vorzugehen. Theils schreckte sie die unangenehme Erfahrung, welche die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gemacht hat, indem, als sie im Mai 1865 zu Kiel gegründet wurde, Hamburg weder die Leitung an sich nahm, noch auch unter dem Vorort Bremen mitthun wollte. Theils war der Beitritt der hamburger Versicherer, Schiffsbauer und Rheder zu der deutschen Schiffsbesichtigungsanstalt noch viel weniger zu entbehren als der Beitritt des hamburger Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger zu der allgemeinen deutschen Rettungsgesellschaft. Aber in Hamburg fiel die

Einigung schwer. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Idee war viel weiter verbreitet als der Wille und die Fähigkeit, sich über praktisches Vorgehen zu verständigen. Zuletzt drang die kecke und entschlossene Initiative eines Einzelnen durch. Herr August Behn, ein nicht unbedeutender Rheder, stellte sich plötzlich mit einer Art leidenschaftlicher Energie an die Spitze des Unternehmens, veröffentlichte rasch hinter einander mehre packend geschriebene Artikel und Flugschriften, correspondirte und telegraphirte nach allen Seiten hin und hatte nach vier- oder fünfwöchentlicher fieberhafter Thätigkeit die Genugthuung, daß in der von ihm berufenen Gründerversammlung am 16. März nach scharfem und für ihn glücklichem Wortgefecht die Constituirung eines „Germanischen Lloyd" beschlossen wurde.

Die Schiffsbesichtigungsanstalten haben den Zweck, neugebaute oder durchgreifend reparirte Schiffe sowohl, wie solche, welche nach einer längeren Fahrt der Reparatur bedürfen, durch Sachverständige prüfen zu lassen, und deren Gutachten in Bezug auf die wahrscheinliche Haltbarkeit des so geprüften Schiffs dann in einem regelmäßig veröffentlichten Register bekannt zu machen. Ihre Register dienen so als Grundlage für die Versicherungsverträge, welche über Schiff und Ladung abgeschlossen werden. An der Spitze aller Schiffsbesichtigungsanstalten steht das Bureau „Veritas" in Paris, 1834 von dem geschäftskundigen Belgier Charles Bal, der noch heute an der Spitze steht, ins Leben gerufen. In seinen Registern finden sich über 30,000 Schiffe aller Nationen classificirt. Es ist das einzige annäherungsweise universelle und kosmopolitische Institut dieser Art; selbst der englische Lloyd ist in viel höherem Grade englisches Nationalinstitut, als die Veritas ein französisches. In ihrer ersten Lebenszeit leistete die Veritas dem Weltverkehr allgemein und warm anerkannte Dienste. Aber mit den Jahren erhoben sich immer mehr Beschwerden. Mag die große und einzige Ausdehnung, die das pariser Register erlangt hat, seinen Inhabern und Verwaltern, wie es zu geben pflegt, allmälig etwas von trägem, hochmüthigem und eigennützigem Monopolgeist mitgetheilt haben; mögen die Ansprüche an solche Institute grade mit der durch die Veritas gebotenen Befriedigung gewachsen sein, und zwar rascher als die Neigung oder die Fähigkeit des Herrn Bal und Genossen, ihnen zu folgen: genug, seit einer gewissen Reihe von Jahren tauchen vielerwärts rivalisirende Institute auf, welche fast alle aus dem Drange bestimmter Kreise hervorgehen, sich von der Alleinherrschaft der Veritas zu emancipiren, und welche im Gegensatz zu dem kosmopolitischen Charakter der Veritas an die nationale Selbstbestimmung und Unabhängigkeit appelliren.

Diese Seite der Sache trat auch in Deutschland in den Vordergrund, als der Anstoß, der von Rostock aus schon vor längerer Zeit gegeben worden war, vor ungefähr anderthalb Jahren in einer lebhaften Erörterung der Angelegen-

heit durch die Presse auslief. Die Rostocker sammt den Bremern, welche ihnen die Hand reichten, pflanzten vor allem die nationale Flagge auf. Ihrer Ansicht nach handelte es sich nur um eine wirthschaftliche Fortsetzung des Unabhängigkeitskampfes, welchen Lessing im vorigen Jahrhunderte auf literarischem, und das Volk von Norddeutschland in den Jahren 1813 bis 15 auf politischem Gebiete gegen die Franzosen durchgeführt hatte, wenn man jetzt zur Befreiung unseres Schiffsbaus und unserer Rhederei von dem nach Weltherrschaft strebenden oder die Weltherrschaft schon ausübenden französischen Institute aufrief. Wie konnte man annehmen, daß eine fremde und vollends eine französische Anstalt den Leistungen des deutschen Schiffsbaugewerbes Gerechtigkeit erweisen werde? Lagen doch auch schon Fälle genug vor, waren doch Vorschriften genug von Paris her ertheilt, die den deutlichen Beweis lieferten, daß diese Bevormundung nicht blos unwürdig, sondern auch im höchsten Grade nachtheilig sei; Deutschland beeilte sich also, den Vorsprung anderer Nationen in der Emancipation von französischer Aufsicht einzuholen.

Hier aber stellte sich alsbald ein streitbarer Gegner in den Weg. Die Ostseezeitung in Stettin, das älteste und unbedingteste Organ der Freihandelslehre in der deutschen Presse, und in den maritimen Kreisen Altpreußens von bedeutendem Einfluß, trat principiell sowohl wie praktisch als Vertheidigerin der Veritas auf. Sie kehrte sich vor allem gegen die Behauptung, daß Deutschland ein nationales Schiffsbesichtigungsinstitut haben müsse. Grade die kosmopolitische Ausdehnung sei der Hauptvorzug der Veritas, nationales Pathos sei in solchen Dingen am verkehrten Orte. Die Classification von Kauffahrern sei nicht eine nationale, sondern eine rein geschäftliche Angelegenheit, und je umfassender, je freier von Rücksichten auf nationale Besonderheiten und Gegensätze sie behandelt werde, desto besser für die Betheiligten.

Es war offenbar, daß sich die Ostseezeitung hier von einer zuweitgehenden Befürchtung leiten ließ. Sie witterte mit den scharfen Sinnen, welche ihr eigen sind, einen Rückfall in die alte listische Methode, gewisse rein wirthschaftliche oder geschäftliche Interessen durch falsche nationale Verbrämung zu fördern. Wenn diese Methode zur Empfehlung eines sogenannten Zollschutzes benutzt wird, den die Masse der Consumenten einer zurückgebliebenen Industrie zu Liebe bezahlen soll, so kann man sie gewiß nicht ernstlich genug bekämpfen. Aber wenn, wie doch wohl im vorliegenden Falle, damit nur eine gewisse allgemeine Aufmerksamkeit erreicht, einem an sich materiellen Streben ein etwas vornehmeres und nobleres Gepräge aufgedrückt werden soll, so ist das Verfahren allermindestens harmlos. Und insofern die vorgebundene Maske auf die Haltung ihres Trägers zurückzuwirken verspricht, kann es sogar positiven Werth entwickeln.

Nichtsdestoweniger wünschten wir, die Urheber der Agitation für eine

deutsche Schiffsbesichtigungsanstalt wären mit ihrer Annahme nationaler Würdigkeit der Sache etwas bescheidener gewesen. Nicht alles, was verwandte Interessen durch ganz Deutschland oder Norddeutschland hin zusammenfaßt, ist deshalb auch schon im emphatischen Sinn des Worts national. Unsere politische Schwäche als Nation hat in uns den Hang entwickelt, die nationale Gemeinsamkeit bei jeder halbwegs sich bietenden Gelegenheit möglichst nachdrücklich zu betonen. Aber seit uns die volle Gesundheit wiedergekehrt, die Kraft herrlicher als je verjüngt ist, darf man wohl aufhören, national zu nennen, was eigentlich nicht national ist oder zu sein braucht, um diesen edlen Stempel nicht unnöthig abzuschleifen.

In der Frage, welche uns beschäftigt, liegen die Entscheidungsgründe auf einem anderen Gebiete. Es handelt sich vornehmlich erstens um das Interesse der Seeversicherer im Verhältniß oder im Gegensatz zu dem Interesse der Rheder und Schiffsbauer, und zweitens um die Form der Schiffsbesichtigungsanstalt, ob sie besser auf Selbstverwaltung der Interessenten gegründet oder als selbständiges Actienunternehmen behandelt wird. Die deutschen Gegner der Veritas gingen von Beschwerden der Rheder und Schiffsbaumeister aus und steuerten folgerichtig auf ein hauptsächlich von diesen beiden Classen ins Leben zu rufendes Institut, auf Selbstverwaltung und Gegenseitigkeit los. Sie warfen der Veritas Mangel an ausreichender technischer Kenntniß unter ihren Sachverständigen und übermäßige Höhe der Gebühren, sowie namentlich den einträglichen Schwindel vor, den sie mit einem nachträglich eingeführten Kreuz oder Stern, der noch über die erste Classe geht, getrieben haben sollte. Die deutschen Vertheidiger der Veritas konnten diese Vorwürfe wohl nicht völlig entkräften, allein sie behaupteten, die Besichtigung und Classification der Seeschiffe sei eine Aufgabe für selbständige Unternehmungen, nicht für ein von den Eigenthümern und Erbauern der Schiffe errichtetes Institut, und sie finde keineswegs im Interesse dieser letzteren beiden Classen, sondern lediglich im Interesse der Seeversicherer statt. Für den Gebrauch des Versicherers würden die Schiffe geprüft und in Register eingetragen mit bestimmten, Richtschnur ertheilenden Zeichen; in ihrem Auftrage allein handele die Anstalt und dürfe daher auch allein in ihrem Interesse handeln. Den Einfluß von Rhedern und Schiffsbaumeistern könne sich der Versicherer am wenigsten gefallen lassen, denn ihr Interesse sei dem seinigen grade entgegengesetzt, — sie seien die Käufer der Sicherheit, welche er feil halte, und er könne ihnen deshalb nun und nimmermehr einräumen, auf die Grundlage seines Urtheils in Bezug auf den Preis, welchen er zu fordern habe, bestimmend einzuwirken. Die Versicherer aber seien ihrerseits im Großen und Ganzen mit der Veritas zufrieden. Daß Rheder und Schiffsbaumeister mit ihr unzufrieden seien, könne ebenso gut in ihrer pflichtgemäßen Sorge für die Interessen der Versicherer als in wirklichen Verstößen und Mängeln seinen Grund haben.

An dieſer Ausführung möchte man vielleicht inſofern einiges Wahre finden, als die Verſicherer in der That aller Orten ſchwer zu bewegen geweſen ſind, ſich der Agitation gegen die Veritas anzuſchließen. Indeſſen haben ſie es endlich doch vielfach gethan. In dem Gründungsausſchuß des Germaniſchen Lloyd befindet ſich neben Rhedern und Schiffsbaumeiſtern je ein Seeverſicherer von Hamburg, Bremen und Stettin. Ob dieſe Betheiligung unter dem Drucke des materiellen oder moraliſchen Uebergewichts der Rheder, oder aber aus eigener freier Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines neuen Inſtituts erfolgt iſt, läßt ſich kaum conſtatiren, wir müſſen das Weitere alſo abwarten.

Die Schwierigkeiten der jungen Schöpfung beginnen nun erſt, wo es ſich um die Abmeſſung des relativen Einfluſſes von Verſicherern einerſeits, Rhedern und Schiffsbauern andererſeits handelt. Sind dieſe glücklich überwunden, ſo bedarf das neue Inſtitut nur noch der Zeit, um ſich ordentlich einzubürgern. Es könnte dann, wie der erſte Napoleon, wünſchen, ſein Enkel zu ſein, d. h. die erſten 10,000 Nummern in ſeinem Regiſter erſt hinter ſich zu haben. Doch werden die unternehmenden Männer, welche handelnd vorangegangen ſind, nach dem gelungenen Durchbruch ihres Gedankens zur Wirklichkeit nun hoffentlich nicht noch die Geduld verlieren.

Zuſtände im Fürſtenthum Waldeck.

Nicht verblendete Selbſtüberhebung, auch nicht kleinliche Schmähſucht treibt uns, in dieſen Blättern, ſonſt nur gewohnt den Gang der großen Dinge zu verzeichnen, für einen vergeſſenen Winkel deutſcher Erde des Leſers Aufmerkſamkeit zu erbitten; die enge Beziehung allein dieſes Gegenſtandes zu der großen Frage der Conſtituirung Deutſchlands mag uns dazu berechtigen. Auch brauchen wir nicht zu fürchten, dieſe Zeilen zu verſchwenden an eine durchaus nutzloſe Schilderung von unintereſſanten Eigenthümlichkeiten eines vollſtändig iſolirten Sonderdaſeins. Denn ohne Zweifel, die Erſcheinungen, welche wir zur Zeit auf dem Stückchen Landes inmitten des Habichtswaldes und der ſauerländiſchen Berge beobachten, wiederholen ſich in der ganzen bunten Schaar der norddeutſchen Kleinſtaaten, nur daß ſie bei uns mehr in die Augen ſpringen, ſich fühlbar machen bis in die kleinſten Verhältniſſe. Iſt doch vor Kurzem das

Gerücht durch die Welt gegangen, daß unser Fürst bereits auf dem Punkte stehe, die Souveränetät an Preußen abzutreten. Wenn wirklich auch bloßes Gerücht, immerhin ein bedeutsames Zeichen! Wir haben die Phantasien gelesen von einem thüringischen Gesammtstaat, wir haben zu unserm Staunen vernommen, daß man in Greiz den hochherzigen Entschluß gefaßt, in allen Einrichtungen des eignen Staats sich fortan eng an die Präsidialmacht anzuschließen, — daß man aber gewillt sei, die Krone selber daran zu geben, das hat man allein dem waldeckschen Bundesgenossen nachgesagt. Und doch, wer unser Ländchen aus der Ferne betrachtete, unterrichtet allein durch die Kundgebungen, die in langen Zwischenräumen durch die außergewöhnliche Kraftanstrengung irgendeines unsrer „Gebildeten" über unsre Grenzen hinausflattern, der wird schier nicht begreifen können, wie unsre Regierung die erste sein sollte, die allen Muth verlöre. Oder hat man da draußen jemals etwas erfahren von reactionären Tendenzen des waldeckschen Regimes, von absolutistischer Willkür, von Klagen des Volks über Vernachlässigung seiner Interessen? Im Gegentheil! Sagt doch Professor O. Speyer in Arolsen, einer der vielseitigst gebildeten und liberalsten Männer des Landes, in einer eingehenden Abhandlung über Waldeck-Pyrmont („Unsere Zeit", Jahrgang 1862): „Die auf dem Grunde des modernen Staatsrechts und freisinniger Anschauungen durchaus umgestaltete Gesetzgebung hat den früher sehr zurückgebliebenen Staat in wenig Jahren auf die Höhe der Zeit erhoben." Sonderbares Schauspiel indeß: ein Staat auf der Höhe der Zeit und dennoch, will man dem Gerüchte trauen, am Rande des Untergangs! Einen Augenblick zweifeln wir, sollen wir diese Situation tragisch oder komisch finden. Aber wir sind zu ernst; es frommt nicht mehr, sich ergötzlich zu weiden an den kühnen Theorien kleinstaatlicher Hofphilosophen, dieser andern Don Quixotes, nur daß sie gegenüber ihren Wahngebilden statt des Schwertes das Weihrauchfaß schwingen. Unsere Zeit hat eine schwere Rache genommen für den allzu lange getriebenen Unfug, sich selbst zu betrügen und sich gewaltsam einzubilden, man sehe etwas, wo nie etwas gewesen, die Vortrefflichkeit der Staatsformen zu preisen, wo nie auch nur die einfachsten Bedingungen staatlichen Inhalts vorhanden waren. Es ist endlich Pflicht auch für den sorglosesten Bürger der kleinen Länder, grade in diesen für die künftige Entwicklung der deutschen Dinge so verhängnißvollen Wochen, seine wirkliche Stellung richtig zu begreifen, zu wissen, in welchen Verhältnissen sein winziges Gemeinwesen in die neue Gesammtgestaltung eintritt, zu beurtheilen, welche Zukunft seiner in demselben wartet. Unter diesem Gesichtspunkte treten wir an unsre Skizzirung der waldeckschen Zustände.

In den höchsten Gegenden des westlichen Deutschlands, ein wenig östlich von der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser, liegt das gebirgige Fürstenthum, das Klima rauh, wenngleich nicht ungesund, der Boden zu zwei Fünfteln

mit Wald bedeckt. Was übrig bleibt, ohne als Wiese und Weide zu dienen, ist dem Pfluge und Spaten des ackerbauenden Standes unterworfen. Er ist die Basis und der weit überwiegende Bestandtheil der waldeckschen Bevölkerung, begreiflich also, daß die gesammte Staatsthätigkeit zumeist auf die Wahrnehmung seiner Interessen bedacht sein muß. So bekam denn auch die Bewegung des Jahres 1848 von dieser Seite her für uns ihre große Bedeutung. Dem Bauernstande, bis dahin auch hier sehr abhängig und bedrückt, wurde durch eine Reihe von Ablösungsgesetzen die Möglichkeit geboten, sich der feudalen Belastungen zu entledigen, und zwar unter für ihn so überaus günstigen Bedingungen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn er, unterstützt noch durch eine eigens zu diesem Zwecke errichtete Landrentenbank, bereits 1860 sich bis auf einen geringen Rest von allen mittelalterlichen Schranken befreit hatte. Gewiß ein sehr erfreuliches Resultat und von hervorragendster Bedeutung: konnte doch erst so der Kern der Bevölkerung, das Fundament des Staatsgebäudes, die wirkliche Kraft der Selbsterhaltung erlangen! Aber, das ist das Unheil der Kleinstaaterei: jede große, wahrhaft reformatorische Maßregel hat hier zugleich ihre verderbliche Seite. Während man dem Bauer die Existenz ermöglichte, untergrub man die Lebensbedingungen der Kirche und Schule. Die Dotation der Pfarrer- und Lehrerstellen beruhte zum größten Theile auf bäuerlichen Abgaben. Schon bisher nicht glänzend, wurde sie nach der Ablösung gradezu kümmerlich. Hatte man doch in den einschlägigen Gesetzen zum Zwecke der Gehaltsfixirung nicht etwa eine bewegliche Scala, noch einen die künftigen Preisveränderungen berücksichtigenden Procentsatz, sondern die niedrige Kammertaxe zu Grunde gelegt. Natürlich, daß das Sinken des Geldpreises, andererseits die Vertheuerung der Lebensmittel, das Wachsen der socialen Bedürfnisse die Besoldung zu der Stellung ganz außer Verhältniß setzte. Anderweitige Hilfsquellen aber, dieser Calamität zu steuern, waren schlechterdings nicht vorhanden, — was Wunder da, wenn zum Studium der Theologie niemand mehr Lust verspürte, wenn die fähigsten Schulamtscandidaten über die Grenze gingen? Erst in der letzten Session des Landtags ist man auf eine gerechtere Normirung der Gehalte bedacht gewesen. Wie aber die Mittel zur Ausführung zu beschaffen, mag die Finanzverwaltung ausfindig machen. — Doch bleiben wir vorerst bei den Bauern! Nicht allein die mancherlei drückenden Abgaben waren zu beseitigen; um den Landmann wirklich frei zu machen, ward zugleich die Geschlossenheit der Bauergüter aufgehoben. Auch hier aber verwehrte die Engherzigkeit der kleinlichen und bedrängten Verhältnisse die volle Ausdehnung der liberalen Maßregel. Ausdrücklich wurde die Bestimmung getroffen, daß Veräußerungsverträge über bäuerliche Grundstücke wie bisher der gerichtlichen Bestätigung bedürfen, — und sie wird ausgeübt bis auf den heutigen Tag, obgleich sie nach vollendeter Ablösung vollkommen unberechtigt ist und jedes

vernünftigen Grundes baar. Oder meint man damit im Wege bureaukratiſcher Bevormundung einen Mißbrauch der Mobiliſirungsfreiheit verhüten zu können? verhüten zu können, ohne daß der Richter das Recht hat, die Beſtätigung zu verſagen? Indeß, die Maßregel bringt Geld und — die Regierung iſt nicht in der Lage, auf dieſe Art der Erpreſſung verzichten zu können.

Nichtsdeſtoweniger bleibt ſo viel gewiß, daß der waldeckſche Staat ſein Möglichſtes gethan, um ſeinen Bauernſtand der Segnungen moderner Entwickelung theilhaftig werden zu laſſen, und zwar vermittelſt einer Revolution ſeines ganzen bisherigen Organismus, ſogar auf die Gefahr hin, unerſetzbare Einnahmequellen zu verlieren, unentbehrliche Stützen zu ſchädigen. Und dennoch, all dieſe umgeſtaltende Thätigkeit hat es nicht vermocht, wirklich befriedigende Verhältniſſe zu ſchaffen. Nicht etwa, daß die ungewohnte Freiheit die Bauern zu zügelloſem Mißbrauch verleitet hätte. Die gewöhnliche Befürchtung einer maßloſen Zerſplitterung des Bodens infolge der Auflöſung der Gütergeſchloſſenheit mag im Waldeckſchen vielleicht am wenigſten eingetroffen ſein. Nicht allein, daß die Geſetzgebung durch Feſtſetzung eines Parcellenminimums allzuweit ausſchreitender Theilung eine Grenze zu ſetzen ſuchte, man hat auch neben dem gemeinen römiſchen Erbrecht das bäuerliche Recht mit Anerben, Interimswirthſchaft, Abfindung u. ſ. w. beſtehen laſſen, und im Allgemeinen zeigt unſere Landbevölkerung nicht eben große Luſt, ſich vom Althergebrachten zu trennen. Das wahre Grundübel liegt in unſern ärmlichen Verhältniſſen, nicht jedoch, weil ſie ärmlich ſind, ſondern weil ſich der ganze koſtſpielige Mechanismus eines eigenen Staates auf ihnen auferbaut. Abgeſehen von den Domanial- und ſogenannten Rittergütern haben nur 518 Beſitzungen ein Areal von über 80 Morgen, 2,226 von 20—80, 9,812 unter 20 Morgen. Und nicht die Rebe, die auch auf kleinſter Fläche einen erheblichen Gewinn abwirft, grünt an unſeren Bergen, kein ſeltenes Handelsgewächs nähren unſere Felder, nur den gewöhnlichen Getreidearten iſt das rauhe Klima günſtig. Dazu noch iſt die Weiſe der Bebauung, die einzige, welche unſerm Landmann bekannt und geläufig, im Weſentlichen das alte Dreifelderſyſtem; für eine wirklich intenſive Bewirthſchaftung fehlen die nothwendigſten Bedingungen. Das Vieh, das nicht allein Product, ſondern zugleich unendlich wichtiger Productionsfactor jeder ordentlichen Landwirthſchaft, ſchlendert hier zum größten Theile umher auf dürrem Drieſch und magerer Waldweide, vergeudet den unerſetzbaren Dünger und verheert gelegentlich die Saaten. Pferde ſind in geringer Zahl vorhanden, wirklich gute ſehr ſelten; die überwiegende Mehrzahl unſerer Bauern beſpannt den Pflug mit Rindvieh, und leider in gar häufigen Fällen nicht mit dem ſtarken Stier, ſondern der nahrung- und ruhebedürftigen Milchkuh. Wie wäre es auch anders zu erwarten? Städte, die eine geregelte Milchwirthſchaft ermöglichten, fehlen gänzlich; unſer Verbrauch an Schlachtvieh bleibt in beſcheidenen

Grenzen; der Export desselben scheint erst in den letzten Jahren von einiger Bedeutung geworden zu sein. Dabei mag erwähnt werden, daß es sich als ein ganz rentables Geschäft herausgestellt hat, unsere fettesten Leckerbissen, die eben dem Messer verfallen sollten, nicht allein bis Amsterdam zu transportiren, sondern sie auch noch durch längere Mast in den holländischen Marschen für die Gaumen der reichen Handelsstadt erst genießbar zu machen, gewiß der sprechendste Beleg für die hohe Stufe waldeckscher Volkswirthschaft und zugleich für unsere asketische Verachtung aller Gourmandise. —

Begreiflich, wie unter solchen Umständen die Situation der Einzelnen gestaltet sein muß: ein im Verhältniß ungeheures ländliches Proletariat, von wirklich nennenswerther Wohlhabenheit nirgends eine Spur. Ob auch hier und da die „großen" Bauern den Schein einer solchen bewahren, man braucht nur den Schleier zu lüften, um das Elend auch ihrer Häuser bloßzulegen. Sie halten sich aufrecht durch die Beibehaltung der Geschlossenheit ihrer Güter. Da gilt noch der Erstgeborene von vornherein als der künftige Gutsherr; die übrigen Kinder stehen von frühester Jugend an in gedrücktem Verhältniß. Leben die Aeltern zu lange, so werden sie „auf Leibzucht gesetzt" und der „junge Herr" übernimmt das Gut. Die nachgeborenen Kinder, dem älteren Bruder gleich dem Gesinde untergeben, fühlen sich zurückgesetzt und hassen denselben. Den jüngeren Söhnen etwa im Gewerbfleiß sich eine selbständige Stellung suchen zu lassen, bietet sich in der unmittelbaren Nähe wenig, zum mindesten keine verlockende Gelegenheit; in der Ferne ihr Glück zu versuchen, haben sie, so lange nicht die bitterste Noth dazu zwingt, keine Lust oder keinen Muth; sie bleiben daheim, faullenzen und intriguiren gegen den glücklicheren Bruder. Die Folgen für die Wirthschaft sind selbstverständlich. Und kommt es wirklich dazu, daß der Anerbe den übrigen Gutskindern die gesetzlich vorgeschriebene Abfindung auszahlt, so ist dieselbe gewöhnlich von so geringem Betrage, daß die Abgefundenen nur den höheren oder niederen Stufen des großen Proletariats neuen Zuwachs zuführen, ein Resultat, welches schwerlich durchgreifend zu ändern wäre, wenn das gesammte Gut in gleiche Theile zerschlagen würde.

Die übergroße Verschuldung des Bodens ist es, die hier ihre Wirkung thut. Sie, im Verein mit dem schlechten Zustande des Hypothekenwesens, hat ohnehin die Creditfähigkeit unseres Bauernstandes gründlich verdorben, — und darin liegt der gefährlichste Uebelstand. Was Wunder, wenn der bedrängte Landmann jede beliebige Hilfe erfaßt? Nicht genug, daß er zu Mitteln greift, die einer gedeihlichen Entwickelung schnurstracks zuwiderlaufen — scheint doch der Verkauf auf Wiederkauf, eine Form des mittelalterlichen Weddeschates, noch vorzukommen —, nein, er wird ohne Rettung dem gewissenlosesten Wucher in die Arme getrieben. Die noch bestehenden Wuchergesetze können die Erpresser

in ihrer Kühnheit natürlich nur bestärken. Von einer etwaigen Aufhebung derselben aber ist kein Vortheil zu erwarten; denn schwerlich würde solides Capital, wenn es sich wirklich fände, geneigt sein, unter diesen Verhältnissen dem geschäftsmäßigen Wucher wirksame Concurrenz zu machen und so den enormen Procentsatz herabzudrücken. Ohne zu schwarz zu malen, kann man es aussprechen: es ist die permanente Verzweiflung, in welcher der größte Theil der waldeckschen Landleute schwebt, und Advocaten und Juden wetteifern, dieselbe auszunutzen. Besonders die letzteren, und oft schlimmer noch ihre christlichen Genossen, verstehen das Geschäft aus dem Grunde. Ein Bauer ist in Geldverlegenheit, er wendet sich an seinen vertrauten Freund N. N. Nach längerem Bitten erhält er das Darlehen, aber eine beträchtliche Anzahl Procente wird von vornherein als Zinsen abgezogen, ein Theil in klingender Münze bezahlt, der Rest dem Bedrängten in einem entsprechenden Quantum Waare aufgedrungen, Waare d. h. in den meisten Fällen ein magen- und hirnzerreißender Branntwein. Natürlich kann der Bauer den festgesetzten Rückzahlungstermin nicht einhalten, der vertraute Freund erscheint und nimmt als Aequivalent für die vorgestreckte Summe, was an Früchten, Vieh und dergleichen zu bekommen ist; ein etwaiger Ueberschuß wird durch ein abermaliges Faß Branntwein vergolten. Unmöglich also, daß bei solcher Wirthschaft der Bauer sich die günstigen Chancen des Kornmarkts zu Nutze machen, unmöglich aber auch, daß er die Kraft der Selbsterhaltung, den Glauben an sich selbst bewahren kann. Keine Secunde ohne die quälendsten Sorgen, — er darf sie nicht ausdenken, er greift zur Flasche und — geht zu Grunde.

Auf diesem Wege ist ein ganzer Strich des Fürstenthums, das sogenannte Upland, an den Rand des physischen und moralischen Verderbens gerathen. Es ist ein herzzerreißender Anblick: die hohen, kräftigen Gestalten dieses Waldgebirges, mit der derben Sprache und den treuen Augen, geknickt und entnervt, das heranwachsende Geschlecht verkümmert und verdorben, sie allesammt ohne die tröstende Gewißheit einer besseren Zukunft, nur mit der Aussicht, dem aussaugenden Wucher auch mit der letzten Scholle Landes zu verfallen. Kaum scheint es möglich, als könnte dem äußersten Elende anders als durch eine Art Latifundienbildung gewehrt werden. — Und wie hier im Uplande in grellen Farben aufgetragen, so liegen die Dinge mehr oder weniger überall; schon die unverhältnißmäßig große Anzahl bäuerlicher Concurse mag eine Ahnung davon geben. Die Staatsthätigkeit aber steht, so scheint es, diesen Thatsachen in vollendeter Impotenz gegenüber. Der aus freier Vereinigung hervorgegangene „Landwirthschaftliche Verein" macht wenigstens Versuche zur Besserung; freilich genügen weder die Mittel noch die persönlichen Kräfte der ungeheuren Aufgabe. Die Regierung aber scheint alles Vertrauen verloren zu haben. Zwar, der Wahrheit die Ehre, auch sie hat Versuche gemacht: bereits vor mehr denn

Jahresfrist ist sie mit einem Verkoppelungsgesetz auf den Plan getreten. Ob es durchführbar und von wirklich rettender Wirkung wäre, kann man freilich bezweifeln. Die große Verschiedenheit der Bodenqualität, das Widerstreben derer, die eine Reactivirung der Gütergeschlossenheit befürchten, die nicht unbedeutenden Kosten, zumal wenn auch die vollen Consequenzen gezogen werden sollen, vor allem aber die Gefahr, das Tagelöhnerproletariat einerseits arbeitslos zu machen, andererseits durch Ablösung der Weideservitute, Gemeinheitstheilung und Aehnliches der Unterhaltsmittel für die einzige Kuh zu berauben, — das alles würden beachtenswerthe Hindernisse sein. Indeß, die in unsern Feldfluren durchweg verbreitete Gemengewirthschaft macht eine Zusammenlegung der Grundstücke dringend wünschenswerth, und will man die waldeckſche Landwirthschaft überhaupt von ihrer noch sehr niedrigen Stufe ernstlich emporheben, so ist Verkoppelung das erste, was noth thut.

Auch in dieser Sache aber hinderte die Jämmerlichkeit der Kleinstaaterei an einem energischen und wirklich freimüthigen Vorgehen. Statt die große Maßregel ohne Verzug ins Leben zu führen, verband die Regierung damit ein der Sache durchaus fernliegendes Gesetz über die Ablösung der Holzberechtigung, d. h. ein Gesetz, ersonnen einzig und allein zu Gunsten des Domaniums. Sowohl in der vorletzten wie in der letzten Landtagssession scheiterte das ganze Werk an dieser Klippe. Und freilich, gründlich helfen würde auch die Verkoppelung nicht können, wenn nicht zugleich ein noch wichtigeres Erforderniß erfüllt würde: eine Eisenbahn durch die Mitte des Landes. Nur so würden die Hauptproductionsorte des waldeckſchen Getreideexports mit den Marktplätzen in directe Verbindung kommen, ohne ihre Erzeugnisse fortan noch durch einen langen Transport per Achse unnütz vertheuern zu müssen, nur so würde ein wirklich intensiver Ackerbau, so weit es die Bodenverhältnisse überhaupt gestatten, möglich werden. Seit mehr denn zehn Jahren dringt Tag für Tag aus allen Winkeln des Landes der Nothschrei nach dieser Eisenbahn; wer aber soll sie bauen? Preußen wird sicherlich keine Lust dazu haben, wenn es zu gleicher Zeit Bezirke seines eigenen Staats damit beglücken kann; für eine Privatgesellschaft wäre es ein sehr gewagtes Unternehmen, der Staat Waldeck aber hört die stürmische Forderung seiner Bürger und — fällt in Ohnmacht.

Nicht eben erfreulicher ist das Bild, welches wir von der Lage des handel- und gewerbtreibenden Theils des waldeckſchen Volkes zu entwerfen haben, wenn überhaupt von diesem Stande in unserem Ländchen die Rede sein kann. Zwar zählte man 1861 27 Procent der Bevölkerung zu demselben, neben 32 Procent Landwirthen, eine Annahme, nach welcher Waldeck, was die Industrie anlangt, andere sehr gewerbthätige Staaten, z. B. Preußen, weit hinter sich zurücklassen würde. Leider aber ist diese Rechnung grundfalsch. Denn hätte man bedacht, daß eine halbwegs besonnene Statistik auch eine specielle Rubrik derjenigen auf-

ſtellt, welche zwei verſchiedenen Beſchäftigungen zugleich obliegen, ſo würde man dahinter gekommen ſein, daß die ausſchließlich Handel- und Gewerbtreibenden auf einen verſchwindend kleinen Bruchtheil zuſammenſchmelzen, nämlich auf eine geringe Anzahl ſogenannter Kaufleute und Handwerker der Reſidenz und vielleicht noch ein paar andere in ſonſtigen Ecken des Landes. Und hätte man unter der Zahl der Doppeltbeſchäftigten noch zwiſchen Haupt- und Nebenbeſchäftigung unterſchieden, wir ſind überzeugt, es würde ſich die Majorität als hauptſächlich mit der Landwirthſchaft ſich befaſſend herausgeſtellt haben. Ganz natürlich. Fabriken ſind uns unbekannt (die wenigen, welche wirklich vorhanden, verdienen kaum dieſen Namen), ebenſo wenig findet ſich dieſer oder jener Zweig der Hausinduſtrie. Producirt wird faſt nur auf Beſtellung und ausſchließlich für die nächſte Umgebung; alle künſtlicheren Fabrikate beziehen wir vom Auslande. Unſer Handel beſchränkt ſich auf den Import der gewöhnlichen Bedürfniſſe; Ausfuhrartikel aus dem Gebiete der Induſtrie ſind, wenn überhaupt vorkommend, jedenfalls ohne Bedeutung.

Daß alſo der induſtrielle Stand in unſerem Staate nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen kann, liegt auf der Hand. Und dennoch haben die geſetzgebenden Gewalten auch ihn mit ihrer reformatoriſchen Thätigkeit beglücken zu müſſen geglaubt. Der alte Zopf des Zunftweſens war verurtheilt von allen gebildeten Nationen, die Welt verjüngte ſich nach den Principien der Gewerbefreiheit; wie hätte der freiſinnige waldeckſche Staat zurückbleiben, mit Mecklenburg vielleicht auf derſelben Stufe verharren ſollen! Auch wir, das war klar, bedurften der Gewerbefreiheit. Mit anerkennenswerther Eile einigten ſich Regierung und Landtag; in letzterem ſaß ein oder kein Einziger, der durch die Reform betroffen wurde. Im Jahre 1862 trat die neue Gewerbeordnung ſammt Gewerbeſteuergeſetz in Kraft, im Großen und Ganzen eine Nachbildung der preußiſchen. Ob ſich die Normen einer hohen wirthſchaftlichen Entwickelungsſtufe ohne weiteres auf thatſächlich ſehr niedrige Zuſtände übertragen laſſen, iſt jedenfalls ernſtlich zu beſtreiten. Indeß, wir haben die Zünfte ohne Thränen ins Grab ſinken ſehen, auch vor dem vollſten Maße induſtrieller Freiheit wären wir nicht zurückgeſchreckt; in dieſer Gewerbeordnung aber, mit erhalten gebliebenen Privilegien, officiellen Taxen, dem krauſen Miſchmaſch von fiscaliſch verpachteten, conceſſionirten und unconceſſionirten Gaſt- und Schänkwirthſchaften u. ſ. w. iſt daſſelbe gewiß nicht geboten. Und dennoch, es lag in der neuen Organiſation ein unverkennbarer Fortſchritt; nur hatte auch ſie die unvermeidliche Kehrſeite, und ſchlimmer, empfindlicher als alle ſonſtigen Reformen: mit einem bedenklichen Murren allgemeinen Unwillens begrüßten die Betroffenen die neue Beſteuerung der Gewerbe. In einer geſunden Staatswirthſchaft wird man ſich zur Auflegung neuer Steuern gewöhnlich nur entſchließen, wenn ſicher anzunehmen, daß die Leiſtungsfähigkeit, d. h. das Geſammteinkommen

entweder des ganzen Volkes oder der einzelnen eben jetzt heranzuziehenden Classe gewachsen ist. Und in der That, was wäre geeigneter, solches Wachsthum zu erzielen, als eine großartige und plötzliche Entfesselung bis dahin gebundener wirthschaftlicher Kräfte? Die Beseitigung aller Monopolisirung, die freie Concurrenz erniedrigt die Preise, verbessert die Qualität, es wächst die Nachfrage, neuen und tieferen Schichten der Gesellschaft wird die wohlfeiler gewordene Waare ein früher nicht gekanntes Bedürfniß, vortreffliche Transportmittel und ein rühriger Handel erweitern das Absatzgebiet bis in die fernsten Gegenden; das immer wachsende Einkommen aber vertheilt sich auf neue, weit größere Kreise; — niemand wird da dem Staate das Recht bestreiten, erhöhte Forderungen zu stellen.

Wie aber in Waldeck? An der Lage unserer Handels- und Gewerbthätigkeit, wie wir sie oben gezeichnet, hat die neue Gesetzgebung zum mindesten nichts gebessert. Der Preis der Handwerkerarbeit stand schon früher auf einer Stufe, von der er durch den bloßen Zwang der Concurrenz kaum herabgedrückt werden konnte; die Beschaffung der Rohstoffe aber war nicht leichter geworden, zu einer Vergrößerung der Production fehlte alle Veranlassung, da die Nachfrage nicht wuchs, der Markt sich nicht ausdehnte. Wo wirklich, infolge der Aufhebung der Zunftschranke, eine erhöhte Concurrenz eintrat, konnte sie in den meisten Fällen nur die Reihen des Proletariats verstärken. Zu speculativen Unternehmungen mangelt das Capital. Statt dasselbe ins Land hereinzuziehn, hat das neue Gesetz mit seinen Steuersätzen es vertrieben. Nicht allein in allen feineren, auch in den gewöhnlichsten Artikeln hat die ausländische Industrie leichtes Spiel, mit unseren Handwerkern erfolgreich zu wetteifern. Und trotzdem und alledem eine neue Gewerbesteuer! Wie sie wirken mußte, was brauchen wir es weiter auszumalen? Der arme Handwerker, der bisher nur kärglich sein und der Seinigen Dasein fristete, sah sich aufs Hungertuch verwiesen, und der, welcher wirklich durch Geschick, Fleiß und Sparsamkeit sich einigermaßen emporgearbeitet, fühlte sich gedrückt und entmuthigt. Wer in der That soll auch noch Lust haben, den Schweiß seines Angesichts daran zu setzen, wenn er sich in jedem Augenblicke beobachtet weiß von der vielhundertäugigen Verwaltung, die jede Verbesserung der Lage des Einzelnen zu Gunsten des allgemeinen Säckels auszunutzen sucht? Selten mag ein Staat so sehr den erbitterten Unmuth seiner Bürger heraufbeschworen haben, wie heute der waldecksche den seiner Gewerbtreibenden. So rächt sich der arge Trugschluß der Kleinstaaterei: weil man die Formen des Staates geschaffen, meint man auch sein Wesen, die seinen organischen Leib bildende Gesellschaft zu haben; man rechnet mit Visionen, auf einen Zweig des Volkseinkommens, der bei Lichte besehen gar nicht vorhanden ist, legt man eine drückende Steuer.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß das ganze Gebiet dieses Fürstenthums

der Industrie keine Stätte zu bieten im Stande sei. Unsere reichen Wälder würden bei geeigneter Bewirthschaftung das schönste Nutzholz liefern; Eisensteingruben, Marmor-, Gyps-, Schiefer- und Sandsteinbrüche versprechen die reichste Ausbeute, auch die aufgegebenen Kupferbergwerke würden sich unter günstigen Umständen vielleicht wieder aufnehmen lassen; zahlreiche Gewässer mit vortrefflichem Gefälle wären für Fabriketablissements werthvolle Unterstützung. Aber, um die Schätze der Natur zu heben, mangelt uns das nothwendigste Mittel, die Eisenbahn, und eine solche, wie schon gesagt, steht bis jetzt nicht zu erwarten. Trostlos also sind die Aussichten unsrer Gewerbtreibenden, trostloser noch die Lage unseres ganzen Staats. Auf jene Steuer verzichten, wäre für ihn Selbstentleibung, sie aber zu rechtfertigen, ihr einen wirklichen, nicht blos eingebildeten Gegenstand zu geben, ist er absolut außer Stande. Rathlos sitzt er eingekeilt in die fürchterliche Alternative: entweder du schaffst Industrie, oder du gehst zu Grunde!

Werfen wir nun, um das Gemälde der waldeckschen Gesellschaft zu vervollständigen, noch einen Blick auf die Classe, welche man in andern Ländern wohl als „die mit liberalen Professionen Beschäftigten" bezeichnet, will sagen bei uns die Civilstaatsdiener mit Einschluß der Geistlichen, Lehrer, Aerzte. Wollten wir ihre Lage günstiger schildern als die der vorerwähnten Volksschichten, sie würden uns selbst Lügen strafen. Hören wir nur das Zeugniß Speyers, der, in der Residenz geboren und erzogen, nunmehr aber seit langen Jahren daselbst thätig und in den höchsten Kreisen sehr angesehen, gewiß am allerwenigsten dem Verdachte böswilliger Verleumdung ausgesetzt ist. „Wenn keine Abhilfe kommt," sagt er a. a. O., „dürfte für Waldeck ein Staatsdienerproletariat und mit ihm eine Zeit drohen, wo die Staatsämter nicht mehr an den Meistbietenden, sondern an den Mindestfordernden vergeben werden müßten." Das halbe Decennium, welches seit diesem Ausspruche verflossen, hat die Dinge sicherlich nicht zum Bessern gewendet. Wie wäre es auch möglich? Ueber 5,3 Procent der Bevölkerung zählen zu dieser Classe, ein Heer von Beamten also, dreimal so groß als verhältnißmäßig in Preußen, nährt sich von dem Schweiße dieses elenden Ländchens. Kein Wunder, daß die Gehalte die nothdürftigste Grenze nicht überschreiten, ja zuweilen auch diese nicht einmal erreichen. Regierung und Landtag thun ihr Möglichstes, aber das Uebel will nicht verschwinden. So hat man innerhalb des letzten Jahrzehnds verschiedenfach die größten Anstrengungen gemacht, die Lehrerbesoldungen zu verbessern, und doch wurde in der Session von 1865 constatirt, daß neun Lehrerstellen (bei einer Bevölkerung von 59,000 Seelen!) unbesetzt seien und an mehrern andern Orten die nothwendige Pensionirung habe unterbleiben müssen — warum? weil es unsern Lehramtsaspiranten zu sehr an patriotischer Begeisterung mangelte, um mit leerem Magen und matter Lunge die heimische Jugend in

ABC zu üben; wußte das „Ausland“ für tüchtige Kräfte doch weit Beſſeres zu bieten!

Und nicht günſtiger ſtellt ſich die Sache in den andern, beſonders den höhern Zweigen des Staatsdienſtes dar. Freilich, an Exſpectanten für erledigte Stellen mangelt es hier niemals, dafür ſorgt ſchon die ganze Organiſation unſeres Beamtenſtandes. Nach außen ängſtlich abgeſchloſſen, in bureaukratiſcher Erhabenheit emporragend über die gemeine Menge, iſt es natürlich, daß er ſeine Söhne ausſchließlich in der Sphäre der Väter zu erhalten ſtrebt. Etwa die „Armee“, und höchſtens die Pachtung einer Domäne gewähren außerdem noch „ſtandesgemäße Beſchäftigung“; ein kaufmänniſch oder gewerblich gebildeter Sohn könnte die Autorität des Vaters bei dem reſpectvollen Volke beeinträchtigen; nur in der Ferne, den Blicken der Heimath entzogen, mag hin und wieder ein Sproſſe der waldeckſchen haute volée ſolch banauſiſchen Geſchäften nachgehn. Die Mehrzahl, wie geſagt, bleibt daheim und klimmt geduldig die Leiter der Beamtenhierarchie hinan bis zu einer Staffel, die für einen Haushalt knappſten Raum gewährt, oder geſellt ſich zu der Schaar der mark- und beinausſaugenden Advocaten. Alle zuſammen aber wetteifern in den kläglichſten Lamentationen. Der Staat hört es; unmöglich kann er ſich einbilden, daß ſolche Diener mit Luſt und Liebe ihr Tagewerk verrichten, — an Abhilfe aber kann er nicht denken.

So baue man ſich denn das waldeckſche Volk in ſeiner ſocialen Geſtaltung zuſammen, wie man will, von unten nach oben oder von oben nach unten, — überall daſſelbe Jammerbild. Dazu noch bleibt die Dichtigkeit der Bevölkerung, höchſtens 2,740 Einwohner pro Quadratmeile, weit unter dem Durchſchnitt für Geſammtdeutſchland. Und doch ſchweben wir ſtets in der Gefahr der Uebervölkerung, ja laboriren vielleicht chroniſch an dieſer Krankheit. Denn wie ſoll man es ſich anders erklären, wenn ein Staat mit den freiſinnigſten Inſtitutionen innerhalb eines zwölfjährigen Zeitraums eine Abnahme der Volkszahl um 2,2 Procent nachweiſt (1852: 52,979 gegen 1864: 51,824 Einwohner im eigentlichen Waldeck, excluſive Pyrmont)? Die Trauungsfrequenz iſt beſonders ſeit dem Heimathsgeſetz von 1855 eine durchaus normale, die Zahl der Geburten eine ziemlich bedeutende, die Mortalität nicht außergewöhnlich; der Abfluß der Bevölkerung kann alſo nur nach der Fremde ſeinen Weg nehmen. In der That zeigt ſich eine ſtets wachſende Auswanderung, wogegen die Zahl der Einwandernden faſt ganz verſchwindet. So erklärt es ſich denn auch, daß trotz der günſtigen Verehelichungsziffer ein bedenklicher Ueberſchuß der weiblichen über die männliche Bevölkerung ſich bemerkbar macht. Und zu noch trüberen Betrachtungen giebt die hohe Zahl der unehelichen Geburten Anlaß, circa 16,5 Procent aller Geburten, eine Ziffer, die ſogar hinter der ſo berüchtigten mecklenburgiſchen nicht bedeutend zurückbleibt.

Auch die in einfachen Culturzuständen unverhältnißmäßig hohe Ziffer der Selbstmorde (einer auf circa 5,600 Lebende) fordert zu ernstem Nachdenken auf. So viel wenigstens steht fest, auch diese wenigen Zahlen genügen, den unterhöhlten und ungesunden Boden unsres Volkslebens in grelle Beleuchtung zu setzen. Und kränklich, schadhaft, unzureichend wie die Grundlagen, ist der ganze Bau.

Der Zustand der Volksschulen ist nach den obigen Angaben über die Stellung ihrer Lehrer leicht auszumalen. Die einzige höhere öffentliche Bildungsanstalt, das Landesgymnasium, in wenig ersprießlicher Verbindung mit einer Realschule, steckt in Korbach, dem Centralpunkte der waldeckschen Landwirthschaft; es nach Arolsen zu verpflanzen, fehlen die Mittel. An sonstigen Anstalten zur Förderung geistigen Lebens mangelt es fast gänzlich, weder Staat, noch Private sind im Stande, sie zu schaffen; kaum daß ein paar Leihbibliotheken die hervorragenderen Erzeugnisse der Belletristik zugänglich machen. Von einem „Verein für waldeckische Geschichte“ und ähnlichen Gesellschaften wird man einen wirklichen Nutzen für die Wissenschaft im Ernst nicht erwarten. Auch die Kunst hat in unsern Bergen keine Stätte. Anderwärts ist es das schöne Vorrecht hochsinniger Fürsten, den Musen ein eifriger Beschützer, emporstrebenden Talenten ein wohlwollender Helfer zu sein, hier verbieten die schmalen Revenüen auch den nothwendigsten Luxus. Daß zwei von Deutschlands namhaftesten neuern Künstlern, Rauch und Kaulbach, dem Boden unsrer Residenz entsprossen, ist wahrhaftig nicht unsre Schuld. Wer von unsern Landeskindern etwas werden will, der schnürt sein Bündel und wandert in die weite Welt. Da erst wird dem staunenden Blicke offenbar das wunderbare, gewaltige Getriebe des Völkerlebens, da erst schaut er die Ideale, würdig, ein Leben an sie zu wagen, da erst breitet sich der Raum, auf welchem der Ehrgeiz sich tummeln, die Kraft des Einzelnen sich erproben und stählen mag, da auch winkt dem redlichen Streben die sichere Belohnung. Was Wunder, daß nur wenige wiederkehren in die heimathlichen Thäler? Unter diesen Wenigen aber sind gar oft der Besten einige. Umhergewandert in Nord und Süd, gebildet auf den ersten Hochschulen, haben sie eine andere Anschauung vom Leben gewonnen, als sie der enge Gesichtskreis der Heimath ihnen eingepflanzt; nun werden sie wieder eingeklemmt zwischen die schwarzrothgoldnen Grenzpfähle, die Einen unter heftigem Murren und Zähneknirschen, in stummer Resignation die Anderen. Wer kann's ändern? Jene verbittern, diese versauern. —

Es ist ein düsteres Gemälde, das wir entworfen, aber es trägt die derben Farben der Wirklichkeit. Anders freilich gestaltet sich unsere Welt vor den Augen der guten Gesellschaft unsrer Residenz. Ausgeschlossen vom großen Leben, ohne die Verantwortlichkeit für eine bedeutende Aufgabe inmitten desselben, fühlt man sich dort um so eher getrieben, über den Gang der Dinge zu Ge-

richt zu ſitzen; weil man außer der Welt ſteht, meint man über ihr zu ſtehen. Mit behaglicher Süffiſance nicht minder als liebenswürdiger Naivetät weiß man ſich an der Spitze der Civiliſation. Von wirklichem Kunſtleben, wie geſagt, zeigt ſich bei uns keine Spur; das aber hindert unſre geiſtreichen Cirkel nicht, über ganze Richtungen deſſelben, gleichviel ob abgeſchloſſen, ob eben jetzt in der Bildung begriffen, die abſprechendſten Urtheile zu fällen. Und ſo in allen Dingen. Beſonders in der Politik handhabt man einen ſtrengen Maßſtab; man iſt liberal, entſchieden liberal, in der Weiſe des „Organs für Jedermann aus dem Volke“ ereifert man ſich über die ideen- und charakterloſe Gewaltpolitik, und in gerechter Entrüſtung ſchlägt man an ſeine Bruſt und ruft: wir danken dir, Gott, daß wir nicht ſind wie die Sünder da draußen! Wie that es nach ſolcher Erregung ſo wohl, in ruhiger Selbſtbeſpiegelung die echt freiſinnigen Intentionen des heimiſchen Regiments zu beſtaunen! In einem ſolch weihevollen Augenblicke überwältigender Entzückung ohne Zweifel, da die unbequemen Verhältniſſe der platten, alltäglichen Wirklichkeit zurücktreten und der wahre, ewige Gehalt des Seins von dem trunknen Geiſte begriffen wird, mag jener Hymnus geboren ſein, der, nach der bekannten einfach-ergreifenden Weiſe, unſeres Fürſten vorjährigen Geburtstag u. a. mit folgenden Strophen feierte:

Heil Waldecks Fürſtenpaar!
Gott möge immerdar
  Glück ihm verleihn.
Und mit allmächt'ger Hand
Schirme er Waldecks Land,
Das uns die Liebe wand,
  In Ewigkeit.

Heil Waldecks Fürſtenhaus!
Segen ſtröm' ein und aus,
  Gott laß' es blühn!
Und wie der Morgenſtern
Glanzerfüllt vor dem Herrn,
So leuchte nah und fern
  Dein Vorbild uns.

Leider dürfen wir in Deutſchland nicht behaupten, daß ein ſchweifwedelnder Byzantinismus der Poeſie des höheren Blödſinns niemals erfolgreicher Concurrenz gemacht hätte; aber faſt ſchämen wir uns, zu geſtehen, daß dieſe Verſe aus der Feder floſſen nicht eines gottbegeiſterten Schuſters oder Schneiders, der um die Gunſt des Hofes buhlte, ſondern einer Perſönlichkeit, die in den höchſten Kreiſen ganz beſondere Achtung und Bevorzugung genoß. Zur Ehre unſeres Volkes ſei es geſagt, daß dieſer Grad von Verirrung bei uns denn doch eine Seltenheit iſt. Im Uebrigen freilich haben auch die beſonnenſten

Männer sich der Verblendung nicht zu erwehren gewußt, welche bei blos theoretischer Bildung und der Ungewohnheit, mit den wirklichen Größen der Politik zu rechnen, kurz bei thatsächlicher Staatslosigkeit, das Verständniß für politische Dinge trüben muß. Anders wenigstens ist es nicht zu verstehen, wie man sich im Ernst auf den „aufrichtigen Liberalismus" unserer Staatsleitung gegenüber z. B. der preußischen etwas zu Gute thun kann. — Darüber sprechen wir ein weiteres Wort.

Der deutsche Buchhandel der letzten Monate.

3.

Ende März.

In den nächsten Tagen soll die pariser Ausstellung eröffnet werden. Sie zu beschicken ward auch der deutsche Buchhandel aufgefordert, und vieles wanderte daraufhin über den Rhein an Büchern typischen Drucks, an Kunstsachen, Kartenwerken, Musikalien und all den Dingen, mit deren Herausgabe der Verleger in friedlichen Zeiten sich eifrig beschäftigt. Dabei mußte nicht selten der Buchbinder sein Möglichstes thun, und die goldne Schale entsprach dem blendenden Kern. Auch der Geschichtsforscher, der Mathematiker und Philosoph, sie wanderten in einzelnen Exemplaren schöner gebunden und stark vergoldet in die Fremde, aber sie mögen sich doch einsam fühlen unter den zahllosen Kunstwerken, den Erzeugnissen des Grabstichels, des Photographieapparats und der Lithographiesteine. Man darf vielleicht sagen, daß Bücher überhaupt nur vom Drucker als Belege technischer Tüchtigkeit ausgestellt werden könnten und daß ein Ausstellen von Seiten des Verlegers weder dessen noch des Buches würdig sei. Zum Mindesten aber kann man behaupten, daß die Ausstellung reinen Bücherverlags ein harmloses Vergnügen sei, wenig nützlich und kaum dazu angethan, einen Ueberblick über die literarische Thätigkeit eines bestimmten Kreises zu gewähren. Dazu ist der einfache Katalog viel geeigneter. Der Werth jener Erzeugnisse buchhändlerischer Thätigkeit sitzt nicht so auf der Oberfläche, daß ihn der flüchtige Beschauer zu würdigen vermöchte, und selbst wenn er das könnte, würde ihn nicht anziehen, was er in den Buchhandlungen der Heimath sich leicht zur Ansicht verschaffen kann. Mancher, der hinter dem gold-

strotzenden Einbande irgendein Bilderwerk vermuthete, wird erschrecken bei dem Anblick mathematischer Formeln, classischer Citate und philosophischer Erörterungen. Auch die Freunde der Belletristik werden in der Völker fluthendem Gedränge an ihren Salonpoeten kalt und gleichgiltig vorüberwandern.

Denn wer heuer nach Paris reist, will sehen. Selbst der Gelehrte läßt die Wissenschaft zu Hause und entnimmt bei seinem literarischen Gewissensrath, dem Buchhändler, nur den „Bädeker" oder ein andres der vielen Reisehandbücher, welche alljährlich so sicher wie der Storch die Ankunft des Frühjahrs verkünden. Und sollte er versäumt haben, für die langweiligen Stunden der Eisenbahnfahrt sich Lesestoff anzuschaffen, so kauft er das Vergessene bei dem fliegenden Buchhändler der Bahnhöfe: Bücher mit piquantem Titel und langweiligem Inhalt, Zehngroschenromane, deren Verwicklungen unter dem Schwanken des Wagens nicht leiden, Bücher, welche das moderne Babylon bei Tag und Nacht, unter und über der Erde, in allen Schichten der Gesellschaft betrachten, billige Bücher, die der Buchbinder schon beschnitten, die man ohne Gewissensbisse verliert oder sogar als unnützen Ballast für die Bibliothek des nächsten Bahnwärters durch den Wagenschlag hinauswirft.

So zeigt auch das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel ein durch die Zeit verändertes Gesicht und während die Verleger der Reisebücher schon ihr rothgebundenes schweres Geschütz hinaussandten, sind manche erst bei den Vorbereitungen für den — friedlichen? — Sommerfeldzug in Frankreich. J. Rodenberg verspricht im Verein mit Andern „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht" zu betrachten und Wachenhusen stellt „Weltausstellungsbilder" in Aussicht. Viele werden nachfolgen.

Wie es aber trotz der bisherigen Aussicht in eine friedliche Zukunft, in der jüngsten Vergangenheit im Innern unseres Volkes stürmisch herging, würde uns, wenn wir es nicht aus eigner Erfahrung wüßten, die Brochurenliteratur zeigen. Der innere Ausbau dessen, was die Kanonen von Königsgrätz ermöglicht, ist deshalb nicht mühelos, weil er ohne Geschützfeuer vor sich geht. Und zwar ebenso nördlich wie südlich vom Main. Im Norden stellenweise widerwilliges Sichfügen in die straffen Grenzen des Bundesstaates, im Süden unstetes Umhertasten der öffentlichen Meinung und das Gefühl der Schwachheit, bis die neueste Zeit die Bündnisse Bayerns, Badens und Würtembergs mit Norddeutschland enthüllte. Aber noch ist die Zeit der Schwabenstreiche nicht ganz vorüber. Mit stillem Unmuth scheint es der Anwohner des Nesenbaches zu tragen, daß er nicht mehr für sich selber da steht ganz allein, und nun erst wird er Brochuren brauchen, sich mit seinem Standpunkt auszusöhnen.

Mit Preußen und dem norddeutschen Bunde, mit dem Parlament und der Zukunft Gesammtdeutschlands beschäftigen sich die Flugschriften wieder eifriger, darunter einzelne mit zartparticularistischem Schmerzensschrei. Ich nenne: „Die

Annexionen und das norddeutsche Parlament" von Wartensleben-Schwirsen; „Die Neugestaltung Deutschlands mit dem prager Frieden" von G. Thaulow; „Der prager Friede als Grundlage der Neugestaltung Deutschlands" von dem badischen Abgeordneten v. Feder; „Schleswig-Holsteins Verbindung mit dem preußischen Staat", „Kleine Staaten" von F. v. Stein-Kochberg; „Der Staat und die Juden im norddeutschen Bund" von M. Levy; „Graf Bismarck und die Legitimität der Dinge" von H. v. Gauvain; aber das größte Aufsehen machte das schon in fünfter Auflage vorliegende Buch „Deutschland nach dem Krieg 1866" von dem streitbaren Bischof von Mainz, W. v. Ketteler. Von Hamburg gingen zwei Brochuren aus, die sich mit der Neugestaltung des deutschen Handels beschäftigen „Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte" von R. D. Wichmann und „Die neue deutsche Flagge und deren Bedeutung für die norddeutsche Handelsflotte". Durch den dem Parlamente vorgelegten Verfassungsentwurf ist hervorgerufen „Annehmen oder ablehnen?" Gleichzeitig mögen auch hier Hirths „Parlamentsalmanach" und das „Parlamentstagebuch" — illustrirte Reichstagsberichte — erwähnt sein. — Wenden wir uns nach Süddeutschland. „Ueber den Anschluß Süddeutschlands an den norddeutschen Bund" heißt eine münchener Brochure. Mit Bayern beschäftigen sich „Bayern und das politische Programm des Fürsten Hohenlohe"; „Freiherrn von der Pfordtens Wirken und Wirkungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1866"; „Bayerns natürliche Grenzen"; „Was wollen wir? Armeereorganisation oder Armeedesorganisation?" Von Baden handelt „Das Großherzogthum Baden, der Kammerbeschluß und die preußische Oberherrschaft" und vom Großherzogthum Hessen, jenem Muster unmöglicher staatlicher Verhältnisse „Hessen und der norddeutsche Bund".

Während die „Deutsch-östreichische Revue", das Organ der deutschen Partei in Oestreich, den verdienstlichen Gedanken verkörpert, „was die Schwerter getrennt, zunächst wenigstens geistig dauernd aneinanderzuketten", sind es auch einige Brochuren, die sich eingehender mit dem aus den Fugen weichenden Kaiserstaat beschäftigen. Viel Tröstliches vermögen sie nicht zu holen. Es liegen vor „Staat oder Nationalität. Eine östreichische Studie" von Poinz; „Die wälschtirolische Frage. Erörterungen und Ansichten mit Beziehung auf die materiellen, geistigen und politischen Verhältnisse" und „Der Zerfall Oestreichs. Von einem Deutsch-Oestreicher".

Auch die Zeitgeschichte liefert dem Verleger noch reichliches Material. Außer jenen Specialberichten über die Thätigkeit einzelner Armeecorps oder Regimenter liegen Berichte von allgemeinerem Interesse vor, welche nebenbei auch für den Geschichtschreiber von Werth sind. Die Geschichte der Sommermonate 1866 erzählen die mit hübschen Holzschnitten gezierten Werke „Der böhmische Krieg" von G. Hiltl und „Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen

Mainarmee". Von beiden Schriften liegt zunächst die erste Abtheilung vor. Ferner erscheinen nennenswerth „Kritische Gedanken über die bayrische Cavalerie nach dem Feldzuge 1866", „Erinnerungen an Langensalza aus dem Sommer 1866" von Hoffmann, die in Wien erschienene Schrift „Meine Eindrücke aus dem bayrisch-preußischen Feldzug im Jahr 1866. Von einem Augenzeugen". Ebenfalls ein Augenzeuge beschreibt die berufenen Gefechte bei Fronhofen, Laufach und Weiler, in denen die hessischen Truppen ebenso trefflich kämpften, wie sie schlecht geführt waren. Dann aber mögen noch erwähnt sein „Lose Tagebuchblätter zwischen Krieg und Frieden. Gedenkbuch aus der Kriegsperiode 1866" von R. Müller und B. v. Werders „Erlebnisse eines Johanniterritters auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen". Auch die Verhandlungen zwischen Preußen und Hannover im Jahr 1866 über den Abschluß des Neutralitätsvertrags sind in Berlin veröffentlicht worden.

Zu der Geschichte wendet sich der Berichterstatter mit gemischten Gefühlen. Denn in den kurzen Raum der letzten Wochen fallen zwei Tage, welche für die Geschichtschreibung von großer Bedeutung sind. Doch was der eine an Trauer erzeugt, vermag der andere kaum gut zu machen. Der 17. März ist Ludwig Häussers Todestag, der ein Leben jäh abschnitt, thatkräftig in dem Bereiche praktischer Politik und unermüdlich auf dem Gebiete vornehmlich deutscher Geschichtsforschung. Seiner dankbar zu gedenken, mag auch dem deutschen Buchhändler hier erlaubt sein. Der zweite Tag ist der 20. Februar, ein Ehrentag Leopold v. Rankes. Ihm ist vergönnt, auf ein thatenreiches, langes Leben zurückzublicken und was er als Geschichtsforscher geleistet, wird in seinen gesammelten Werken, einer stattlichen Reihe von 32 Bänden, zusammengestellt werden, deren erster in diesen Tagen zur Ausgabe gelangt. Außer theilweise berichtigten und wesentlich vermehrten Neudrucken älterer Werke wird die Sammlung neu bringen: „Abhandlungen zur deutschen Geschichte" (1 Band), „Abhandlungen zur preußischen Geschichte" (1 Band) und „Politisch-historische Schriften" (1 Band). Im Uebrigen vermag der heutige Bericht von neuen Geschichtswerken wenig Bedeutenderes aufzuweisen. Ich nenne: „Der Feldzug in Italien", „Aus der Sündfluthzeit" von Joh. Scherr — historische Essays in bekannter Manier —, die erste Abtheilung von H. J. Bidermanns „Geschichte der östreichischen Gesammtstaats-Idee. 1526—1804", die Jahre 1526—1705 umfassend, den zweiten Theil von G. Rosens „Geschichte der Türkei" (zur „Staatengeschichte der neuesten Zeit" gehörig), „Die Universitätsjahre der Herzoge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern", aus archivalischen Quellen geschöpft von J. L. C. v. Medem und das Buch Ludmilla Assings über Piero Cironi. O. Mühlbrechts Schriftchen über den holländischen Buchhandel, das auch für den Historiker von Interesse ist, mag noch hier seine Stelle finden.

Von Biographien sind nur drei aufzuführen: „Jakob Wimpheling. Sein

Leben und seine Schriften" von P. v. Wiskawatoff, A. Becks Schriftchen „Graf G. A. Gotter. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrichs des Großen und Maria Thereſias" und „Peter von Cornelius" von A. v. Wolzogen, welches Werk kurz vor dem Tode des Meiſters erſchien. An dieſes reiht ſich, theils biographiſchen, theils kunſthiſtoriſchen Inhalts, Ernſt Förſters Buch über Raphael, das mit dem ſpäter erſcheinenden zweiten Bande abgeſchloſſen wird.

Von Karten mancherlei Art mag Kieperts „Völker- und Sprachenkarte von Deutſchland und den Nachbarländern im Jahre 1866" als vortrefflich erwähnt ſein. — Ehe wir dieſes Gebiet verlaſſen, ſind noch drei Werke zu nennen, die in den engen Rahmen der gebotenen Eintheilung ſich ſchlecht fügen wollen. Es iſt des bekannten Muſikkenners A. B. Marx' „Das Ideal und die Gegenwart", ein Buch, das kurz vor dem Tode des Verfaſſers entſtand. Das andere Werk iſt das „Deutſche Sprichwörterlexikon", herausgegeben von K. F. W. Wander, deſſen erſter ſtattlicher Band jetzt vorliegt und ein beredtes Zeugniß von dem Reichthum unſeres Volkes an Sprichwörtern und von dem Fleiße des Sammlers ablegt. Das dritte Buch „Wiener Bilder und Büſten" von M. Klapp bildet den Uebergang zu den jetzt zu nennenden Werken, da es Bilder aus dem wiener Leben in anſprechender feuilletoniſtiſcher Form bringt.

So kämen wir auf das Gebiet der Belletriſtik, das in den wenigen Wochen erfolgreicher bebaut ward, als man erwarten durfte. Den Reigen mögen Werke eröffnen, die von Literaten längſt vergangener Jahrhunderte geſchrieben, auch dem jetztlebenden Geſchlechte manchen Genuß zu bereiten vermögen. Es iſt „Deutſches Heldenbuch. Erſter Theil" (enthaltend Biterolf und Dietlieb, herausgegeben von O. Jänicke. Laurin von Walberan. Mit Benutzung der von F. Roth geſammelten Abſchriften und Vergleichungen) und „Reinke de Vos nach der älteſten Ausgabe". Mit Einleitung, Anmerkungen und einem Wörterbuch von A. Lübben. — Was folgt, iſt leichter genießbar. Um es zu verſtehen, bedarf es weder Gloſſars, noch Commentars und das, wenn auch nicht immer muſtergiltige Deutſch macht es doch ſalonfähiger, als es Fritz Reuters „Olle Kamellen" ſind. Mancher Leſer findet hier wieder alte Bekannte, denen er im Feuilleton einer Zeitung oder ſonſtwo ſchon begegnet war, und er ſieht ſie vielleicht ſpäter nochmals als Theile „Geſammelter Werke". Denn unſere Zeit iſt praktiſch und thut recht daran. Manches Werthvolle ging früher in den Tagesblättern unter, was jetzt erhalten wird. Freilich bleibt auf dieſe Weiſe auch der Nachwelt manches unverloren, was die frühere Generation am beſten nie geſehen hätte.

Zuerſt nennen wir Gutzkows neueſten Roman „Hohenſchwangau. Roman und Geſchichte. 1536—1567". Im Intereſſe des Werks und der Kritik wäre es, wenn dem vorliegenden erſten Bande die weiteren Theile raſch folgten. Weiter mögen dann genannt ſein „Die Vorkämpfer der Freiheit" von F. Friedrich,

drei Bände; „Der kleine Abbé von Savoyen“ von F. Pflug, zwei Bände; „Deutſche Schützen-, Turner- und Liederbrüder, oder: Was will das Volk“, vier Bände; „Ein gemeuchelter Dichter.“ Komiſcher Roman von A. v. Winterfeld, vier Bände; „Hamlet“ von A. E. Brachvogel, drei Bände; „Die Landſtreicher“ von R. Benedix, drei Bände; „Fritz und Fritzchen. Ein kleinſtaatlicher Parlamentsroman“ von K. Erdenſohn, drei Bände; „Entſchleierte Dunkel“. Novellen von Th. Spitta; „Unter den Penchuenchen. Chileniſcher Roman“ von F. Gerſtäcker, drei Bände; „Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdiſchen Kriegs“ von F. v. Uechtritz, drei Bände; „Auf der Roßtrappe“ von A. Steffens, zwei Bände; „In der Irre. Roman in vier Büchern“ von E. Höfer; „Ein Goldkind“ von F. Wolfram, zwei Bände, und „Maria Thereſia und ihr Sohn“ von L. Mühlbach, ſechs Bände. Man möchte faſt glauben, daß die überaus fruchtbare Verfaſſerin ihre Romane ſtenographiſch niederſchriebe; derartiger Fleiß, verbunden mit der Geſundheit eines Erzvaters, berechtigte das deutſche Volk zu der ſchönen Hoffnung, dermaleinſt eine Weltgeſchichte in Romanform zu beſitzen.

Ueber Drama, Epos und Lyrik dürfen wir raſch hinweg zum Schluſſe eilen. Gleich hinter Lindners „Brutus und Collatinus“ her erſchien deſſelben Verfaſſers „Stauf und Welf“, das nur geringen Beifalls ſich erfreuen durfte. Aber es wurde doch aufgeführt, eine Thatſache, deren ſich A. Mitzenius „Harun al Raſchid“ wohl nicht rühmen kann. — Während von Epen außer einem epiſchen Gedicht in zwölf Geſängen „Meta“ nur noch Paul Heyſes anmuthiges Büchlein „Syritha“ genannt werden kann, mag auch die Erwähnung einiger lyriſchen Sammlungen genügen. „Zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen. Aeltere und neuere Königslieder“ heißt eine Reihe von Gedichten, welche die Gräfin von Stollberg-Stollberg verfaßte. Dann ſollen noch genannt ſein „Wilde Ranken“. Gedichte von H. Harberts; „Lenz und Liebe“. Gedichte von Treblin und „Gedichte aus Riga“. Findet ſich unter dieſen auch viel Spreu und hätte die ruſſiſche Polizei an manchem Gedicht eine poetiſche Cenſur zu üben allen Grund gehabt, ſo macht das Büchlein doch einen erfreulichen Eindruck, weil es von dem Fühlen, Denken und Dichten in deutſcher Sprache aus den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen Kunde bringt.

Aus Prag.

Ende März 1867.

Dem letzten böhmischen Landtage war schon in dem Augenblicke, als er zusammentrat, das Urtheil seiner Auflösung gesprochen. Bei der rapiden Schnelligkeit, mit welcher die Metamorphose des belcrediſchen slawiſchen in das beustſche „deutſche“ Regierungssystem vorgenommen wurde, trat das eigenthümliche Schauspiel zu Tage, daß die Landtagsmajorität, welche die Regierung durch die lebhafteſte Agitation zu Stande gebracht hatte, nun gegen die Regierung war und dieſe daher durch ihre eigenen Werkzeuge bekämpft werden sollte. Ein solches Mißverhältniß zu dulden, war unmöglich, und die Aufforderung an den Landtag, Wahlen in den verfassungsmäßigen Reichsrath vorzunehmen, mußte den Widerspruch der Situation zum Eclat bringen.

Interessant waren die Debatten, welche durch die Regierungsvorlage hervorgerufen wurden. Die hervorragendsten Redner aller Parteien traten zum Kampf in die parlamentarische Arena mit einem Pathos ein, das um so seltsamer wirkte, als der Ausgang Allen von vornherein ganz genau bekannt war. Die Czechen und Feudalen waren vollkommen einig, die Reichsrathswahlen nicht vorzunehmen, und so war die Ablehnung der Regierungsvorlage, welche nur die Deutschen vertheidigten, gesichert; allein es handelte sich den Czechen darum, vor aller Welt ihre Ansichten darzuthun; verkündeten doch die czechischen Organe täglich dem Volke, „ganz Europa“ horche auf die Verhandlungen im böhmischen Landtagssaale. Und um das loyale Gewand, mit dem die Herren von der national-feudalen Coalition zu prunken lieben, nicht mit einem Male ganz abzustreifen, beantragten sie eine „allerunterthänigste Adresse an den Kaiser und König“, worin sie erklärten, nur dann in den Reichsrath zu wählen, wenn ihnen die Gewähr geboten würde, daß dieser nichts beschließen kann, „was die überkommene staatsrechtliche Stellung Böhmens und seine Beziehungen zum Throne und zum Reiche ändern würde“.

Dieser gewundenen Adresse voll bombastischer Phrasen gegenüber beantragte die deutsche Minorität der Abgeordneten, die Wahlen in den Reichsrath vorzunehmen und erklärte, „sie könne die Rückkehr in die verfassungsmäßigen Bahnen, die Aufhebung der Verfassungssistirung, die Beseitigung des außerordentlichen und die Einberufung des verfassungsmäßigen Reicherathes nur freudig begrüßen“.

Rieger hatte sich zur Aufgabe gestellt, die Staatsrechte Böhmens zu vertheidigen. Er legte das Verhältniß Böhmens zur östreichischen Dynastie als

ein bloßes Vertragsverhältniß dar. Der böhmische Landtag habe dasselbe Recht wie der ungarische, die Steuern zu bewilligen und beim Aussterben der Dynastie sich den Herrscher zu wählen. „Sollen wir," ruft Redner mit Emphase, „deshalb unseres Rechtes beraubt werden, weil wir in dem letzten Kriege so treu zu Reich und Dynastie gehalten haben?" (Großer Beifall von den Galerien.) „Wir wollen nicht von unserem Staatsrechte lassen, wir wollen nicht in diesem Meere von Verwirrung und Unordnung untersinken. Die Legitimität der Dynastie hat mit der Legitimität der Nation dieselbe Wurzel und wenn diese erschüttert wird, so wird jene nicht fest bleiben. Wir hoffen darum, daß unsere Stimme vor dem Monarchen nicht weniger Gewicht haben wird als die eines aus der Fremde gedungenen Dieners." (Stürmische Bybornjerufe.)

Graf Clam-Martinitz ritt dasselbe historisch-politische Steckenpferd, sprach mit Entrüstung davon, daß die Deutschen die historische Individualität des Königreiches Böhmen ins Lächerliche zu ziehen bemüht sind und that schließlich betreffs des Reichsrathes den famosen Ausspruch, er unterziehe sich lieber Octroyirungen der Krone als der Octroyirung der Majorität von Volksvertretungen. In gleicher Weise perorirten die übrigen czechischen Redner. Ihnen steht das an; aber mehr als originell war es, den ehemaligen Gesandten Oestreichs am deutschen Bundestage Grafen Friedrich Thun gegen die deutsche Partei das Wort ergreifen zu hören. Seine Rede gab nebenbei bemerkt einen tristen Begriff von der Vertretung Oestreichs durch seine Diplomaten. Graf Friedrich Thun, der k. k. östreichische Botschafter, erklärte sich nämlich selbst als Laie in Rechtssachen, und um dies zu beweisen, entwickelte er seinen nationalen Zwitterstandpunkt in höchst naiver Weise: er verstehe kein Czechisch, sei ein Deutscher, in deutscher Gegend geboren, müsse aber doch gegen die Deutschen sprechen, weil es ihm widerstehe, wenn von Czechen und Deutschen in Böhmen die Rede sei; hier zu Lande gebe es nur Böhmen!

Ich gehe nicht näher auf die vortreffliche Haltung von Herbst und auf Höfler ein, der ihm secundirte. Das sind alles vergangene Dinge. Wir stehen wieder im lebhaftesten Kampfe um die Neuwahlen und ihre Benutzung. Die Czechen waren lange vollständig bereit, den Handschuh von neuem aufzunehmen. „Rüstung zum Feldzuge gegen Beust!" ist ihre ausgegebene Parole. Die czechischen Blätter fordern ihre Parteigenossen in leidenschaftlicher Weise zur Energie auf und „Schlag mit Schlag abzuwehren". Herr v. Beust muß sich die bittersten Angriffe gefallen lassen. „Beust", rufen die Narodny listy, „will ein kühner Schütze sein; das Ziel, das ihm winkt, ist glänzend und im Falle des Nichtgelingens kann er sein Glück wo anders suchen, denn was liegt dem Unbekannten am allgemeinen Schimpf und Spott?" Der Wahlaufruf, in dem die „Führer der Nation" zur Wiederwahl der bisherigen czechischen-Abgeordneten auffordern, war in so maßlos heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß der

Staatsanwalt die Anklage wegen Verbrechen des Hochverraths erheben wollte. Es unterblieb dies jedoch auf ausdrückliche Weisung des Staatsministers, da natürlich ein solcher Proceß, in dem der jüngst in den Freiherrnstand erhobene Palazky, Rieger u. m. a. als Hochverräther angeklagt würden, zu viel Eclat veranlaßt hätte. Die Czechen sind eben ihrer Sache gewiß und der Erfolg der Wahlen in den czechischen Bezirken hat diese Zuversicht zum größten Theil gerechtfertigt. Die Agitation war so trefflich organisirt, daß fast alle czechischen Abgeordneten der Landbezirke wieder gewählt sind.

Den Deutschen zur Ehre muß man aber gestehen, daß sie sich aus ihrer Lethargie gleichfalls energisch aufrafften und für die liberale Sache mit einem Muth und einer Ausdauer kämpften, wie dies bisher noch nie der Fall war. Der deutsche Bauer hat bereits ein weit besseres Verständniß für die politischen Verhältnisse unseres Landes erlangt, als man es bei der systematischen Verdummung, in der er so lange gehalten wurde, irgend hätte annehmen dürfen. Der Kirchthurmpatriotismus ist zum Schweigen gebracht, die Candidaten, welche das deutsche Centralcomité in Prag vorschlägt, werden auch gewählt ohne Rücksicht, ob sie sich in den betreffenden Orten localer Sympathien erfreuen. Sämmtliche deutsche Abgeordnete wurden wiedergewählt und in mehren gemischten Bezirken siegten die Deutschen über ihre czechischen Candidaten, wobei es freilich zuweilen so erbittert zuging, daß man den Ausbruch von Thätlichkeiten befürchtete. Selbst in Prag, welches so gern als „rein czechische Stadt" ausposaunt wird und wo bei den letzten Wahlen mit großer Noth durch die Stimmen der Israeliten zwei deutsche Candidaten durchgebracht wurden, wurden diesmal infolge compacten Zusammengehens der Deutschen und zahlreicher Betheiligung derselben ebenso viel deutsche als czechische Abgeordnete (fünf an der Zahl) gewählt — ein Erfolg, der wegen seines moralischen Einflusses nicht hoch genug geschätzt werden kann. Unter den neu gewählten Abgeordneten der deutschen Bezirke befindet sich der frühere Präsident des Reichsrathes Herr Hofrath v. Hasner, sowie auch der Staatsminister Herr v. Beust.

Doch die Entscheidung über die Zusammensetzung des neuen böhmischen Landtages ruht bei den Wählern aus der Gruppe des Großgrundbesitzes und hier war auch der Kampf am erbittertsten. Fürst Karlos Auersperg ließ sich diesmal endlich bewegen, die Organisirung der Verfassungspartei unter dem Adel zu übernehmen und der feudal-klerikal-nationalen Coalition entgegenzutreten. Ein hartes Stück Arbeit fürwahr, dessen Schwierigkeiten kein mit unseren Verhältnissen Vertrauter verkennt. Die hohen Adeligen, welche von den Czechen ins Schlepptau genommen waren, konnten, ohne ihrer Cavalierehre zu vergeben, doch nicht im Zeitraume von vierzehn Tagen einen solchen Gesinnungswechsel bekunden, daß sie aus dem czechischen direct ins deutsche Lager hinüberliefen, ganz abgesehen davon, daß die Czechen jedem, der nicht dazu verhilft,

die frühere Landtagsmehrheit zu erzielen, als „Landesverräther" drohten, „er habe von der Nation nur Schande und Schmach, Fluch und Abscheu zu erwarten". Der hohe Klerus, den Fürsterzbischof Schwarzenberg an der Spitze, agitirte in der lebhaftesten Weise für die nationale Partei. Die Geistlichkeit fürchtet die Regungen des hussitischen Geistes im czechischen Volke und glaubt das Interesse der katholischen Kirche am besten durch Concessionen an die Nationalen zu wahren: „Mit uns ist Gott! Wir werden siegen!" rief ein hoher geistlicher Würdenträger aus, indem er die Häupter der böhmischen Aristokratie aufforderte, gegen die Deutschen und die Regierung zu stimmen. Die Ankunft des Erzherzogs Ludwig Karl, des ältesten Bruders des Kaisers, in Prag, hatte den Zweck, die Adeligen und Geistlichen über die der deutschen verfassungsfreundlichen Partei günstigen Intentionen der höchsten Regierungskreise aufzuklären; allein die Herren Graf Clam-Martinitz, Thun und Genossen erklärten trotzdem „in Seiner Majestät getreuester Opposition" zu verbleiben, und die Geistlichkeit betrachtete es als ein höchst wichtiges Moment, die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Regierung auf das deutlichste darzulegen. Der bürgerliche Großgrundbesitz aber raffte alle seine Kräfte zur Unterstützung der Partei des Fürsten Auersperg zusammen, mit der eine Verständigung auf dem Boden der Verfassung möglich ist, ohne daß eine unnatürliche Allianz wie zwischen den czechischen Demokraten und den feudalen Rittern nöthig wäre. Dem energischen Auftreten der deutschen Partei des Adels gelang es auch, mit einer Majorität von 29 Stimmen den Sieg zu erringen, dessen Bedeutung eine ganz wesentliche ist. Hierdurch ist nämlich die Neugestaltung des Landtages im deutschen, verfassungsfreundlichen Sinne entschieden. Die Czechen verfügen jetzt nur über ein Drittheil der Stimmen der Landtagsabgeordneten. Da sich unsere czechischen Heißsporne durchaus nicht gewöhnen können, sich einer parlamentarischen Majorität zu fügen, so wird es natürlich noch zu sehr erregten Auftritten kommen und mit nicht geringer Spannung sieht man darum der Eröffnung des neuen Landtages entgegen. Die Führer der feudalen Partei, die Herren Graf Clam-Martinitz, Leo Thun, Fürst Lobkovitz u. m. a. müssen nun darauf verzichten, den böhmischen Landtag zum Zeugen ihrer politisch-historischen Evolutionen zu machen und der Schmerz, daß sie nun für sechs Jahre (die Dauer der Periode, für welche die jetzigen Landtagswahlen gelten) politisch mundtodt gemacht sind, ist kein geringer. Man sagt, etliche czechische Abgeordnete wollten zu Gunsten dieser hohen Allirten auf ihre Mandate Verzicht leisten.

† † †

Kleine Chronik vom Reichstage.

5.

Die vergangene Woche ſchloß mit einer Verſtimmung zwiſchen der nationalen Partei und der preußiſchen Regierung, es ſteht zu hoffen, daß die luxemburger Frage die eingetretene Kälte wieder gehoben hat.

Jene Verſtimmung war durch die Annahme der Amendements, daß Beamte wählbar ſeien und daß die Mitglieder künftiger Reichstage Diäten beziehen ſollen, herbeigeführt. Wenn man nicht bei jedem der früheren Artikel den Drang in Kleinigkeiten zu amendiren loben konnte, ſo darf doch nicht verkannt werden, daß in dem Abſchnitt über den Reichstag die Verſammlung nur die häuslichen Verhältniſſe ihrer eigenen Zukunft ordnete, als ſie die ſpärlichen Beſtimmungen der betreffenden Artikel des Geſetzentwurfs ergänzte. Ob ſie dies in der geeigneten Weiſe gethan, iſt eine Frage, welche auch außerhalb des Hauſes ſehr verſchieden beurtheilt werden wird.

Schwerlich in Betreff der Beamten. Denn wie wünſchenswerth man auch erachten mag, daß die Beamten, welche Recht, Verwaltung und Cultus der einzelnen Kreiſe leiten, daß Richter, Landräthe, Geiſtliche nicht durch die Wahl zum Reichstag ihrem Amte entzogen werden, ſo wäre ein principielles Ausſchließen der Beamten doch in Deutſchland zur Zeit eine für den Staat ſelbſt nachtheilige Maßregel. Denn ſeit länger als zweihundert Jahren ſind die deutſchen Staaten in ganz einziger Weiſe Beamtenſtaaten geweſen, und ſie alle haben unabläſſig gearbeitet, ihrem Beamtenthum mit der Herrſchaft über das Volk auch die politiſchen Kenntniſſe als Monopol zu ſichern und alle Intelligenz und Tüchtigkeit mit einem Beamtenrock zu umkleiden. Deshalb würde für die nächſte Zukunft der Reichstag nach Ausſchluß der Beamten faſt nur große Grundbeſitzer und induſtrielle Speculanten umfaſſen, nicht zum Heil für den Staat.

In der Diätenfrage haben auch ſolche, welche eine perſönliche Abneigung gegen Diäten haben, für die künftige Zahlung derſelben geſtimmt. Nicht nur deshalb, weil Diäten faſt nothwendige Conſequenz der Zulaſſung von Beamten ſind. Die meiſten hatten noch einen andern Grund. In Mitteldeutſchland iſt unter den Wählern keine volksmäßige Forderung den Candidaten ſo ſehr an das Herz gelegt, als die der Diäten. Und zwar weil die Wähler in der Sorge leben, grade durch das allgemeine Wahlrecht Deutſche zweiter Claſſe zu werden,

welche man nur zur Wahlurne dirigirt, um irgendeinen Reichen oder Vornehmen durch Massen von Stimmen auszustatten. Denn der Deutsche ist seit Einführung parlamentarischer Formen gewohnt, seinen Erwählten als einen Anwalt und Mandatar, als einen Beamten der Wähler zu betrachten, ein herzliches persönliches Vertrauen ist ihm Voraussetzung. Das fürchtet er geändert. —

Es war gut, daß eine wichtige Frage der großen Politik das verdüsterte Antlitz, welches der Reichstag durch jene Abstimmungen erhalten, wieder umformte und die Parteien einander näherte. Was Graf Bismarck in seiner Antwort auf die Interpellation nicht bejahte, nicht verneinte, gilt doch für zweifellos: daß der Vertrag zwischen Frankreich und Holland über die Cession Luxemburgs abgeschlossen ist. Und für ebenso zweifellos gilt dem Reichstage, daß Preußen sein Besatzungsrecht in Luxemburg nicht aufgeben wird, und gefaßt abwarten, ob die Behauptung dieses Rechts in einem deutschen Lande des Zollvereins jenen voreiligen Kauf rückgängig machen, oder den Kaiser Napoleon zu weiteren Verwickelungen mit dem Bundesstaate treiben wird. Dies ist jedenfalls die richtige Haltung und sie entspricht genau den Wünschen und Forderungen unserer Nation.

Ob Luxemburg als Festung großen oder geringen Werth für Deutschland habe, ist gar nicht die Hauptsache. Für den Bundesstaat und Preußen steht die Sache so, daß wir nach den Umwandlungen des letzten Jahres kein Stück unserer Besitzrechte und Ansprüche aufgeben dürfen, wenn nicht das gesteigerte Selbstgefühl des Volkes und das Ansehen Preußens tödtlich gekränkt werden soll. Savoyen und Nizza ist die Erinnerung, welche überall lebendig wird. Wir aber waren nicht in der Lage der Italiener, unsere Einigung durch Gebietsabtretungen an einen Nachbar zu erkaufen, und es würde als tiefe und brennende Schmach empfunden werden, wenn bei uns geschähe, was den Italienern noch heute als ein Makel ihrer politischen Ehre gilt.

Die Schwierigkeit des unglücklichen Handels bleibt, daß er unser Verhältniß zu Frankreich unvermeidlich stört. Wenn der Kaiser von dem Kaufe zurücktritt, oder wenn er darauf beharrt, in jedem Falle hat er die Franzosen in eine Alteration gesetzt, welche ihn weiter compromittiren muß. Das französische Heer aber ist, wie das deutsche, in einer Neuformation, für beide ist ein Jahr der Ruhe wünschenswerth. Für die Franzosen aber weit mehr als für uns.

Noch ist in militärischen Kreisen bis heute nichts zu bemerken, was auf die Möglichkeit ernster Eventualitäten hinwiese. Aber freilich kann jeder Tag, jede neue Nachricht aus dem Haag zu repressiven Maßregeln nöthigen.

Die Empfindung einer heranziehenden Gefahr verheißt auch die Geschäfte des Reichstags zu beschleunigen. Die Verhandlungen über die Kriegsverfassung des Bundes beginnen. Dem Vernehmen nach hat die nationale Partei beschlossen, sich der Reden bei der Generaldebatte ganz zu enthalten. Möchten die letzten — kritischen — 20 Artikel des Entwurfs noch vor Ostern erledigt werden. Dann würde eine kurze Schlußberathung nach dem Feste folgen und die Arbeit des Reichstags beenden. E. B.

Vermischte Literatur.

Bei dem rüstig wieder entglommenen Streit zwischen Glauben und Wissen, dessen neueste Literaturdocumente wir demnächst im Zusammenhange betrachten, ist eine gründliche historisch-philosophische Darstellung des merkwürdigen Mannes, dessen Geist gleichsam die Incarnation jenes Zwiespalts war und der für den Kampf, wie er sich jetzt gestellt hat, wesentlich die ersten Anregungen gab, doppelt willkommen.

In E. Zirngiebls Monographie über

Friedrich Heinrich Jacobis Leben, Dichten und Denken. Mit Jacobis Bildniß. Wien, Braumüller.

haben wir zum ersten Male seit Kippens überschwänglicher und mangelhafter Arbeit eine eingehende Betrachtung jenes frischen und einflußreichen Geistes, die den Anforderungen besonnener wissenschaftlicher Kritik Genüge leistet. Hauptsächlich ist die Stellung Jacobis zu den philosophischen Systemen, unter deren Einfluß er schrieb, berücksichtigt, namentlich sein Verständnißgrad für die spinozistische Weltanschauung, dem gemäß er wohl Mendelssohn niederwerfen konnte, aber einem Schelling weichen mußte, klar, wie nirgend zuvor, erörtert und seine Einwirkung auf die Zeitgenossen, wie sie in ihren Folgen noch in die Gegenwart hineinreicht, lichtvoll zusammengefaßt. Wir empfehlen das Buch angelegentlich und wollen nicht unterlassen, der Verlagshandlung anerkennend zu gedenken, welche dieses nur wissenschaftlich gebildeten Kreisen gewidmete Buch der glänzendsten äußern Ausstattung gewürdigt hat.

Von David Strauß ist der bekannte Vortrag über Nathan den Weisen (Berlin, Guttentag) neu aufgelegt worden. Wir wünschten denselben mit einigen älteren Sachen des Autors, wie dem so trefflich geschriebenen und doch fast vergessenen „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren", zu einem neuen Bande der mit so vielem Beifall aufgenommenen kleinen Schriften vereinigt zu sehen. Wenn sich diese straußschen Arbeiten auch mehr durch hervorragendes Sammlertalent als durch originelle Erfindung auszeichnen, so charakterisiren sie doch nicht minder ihren Verfasser als einen der wenigen Classiker des Stils, die unsere Zeit aufzuweisen hat, und von welchen nach dieser Seite bei Tag und Nacht zu lernen unseren angehenden Scribenten nicht genug empfohlen werden kann. —

Einer der glänzendsten Versuche, gelehrtes Wissen dem größeren Publikum zugänglich zu machen, ist die von Virchow und v. Holtzendorff veranstaltete „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", in welchen die besten Namen repräsentirt sind. Wir nennen nur Virchow, Bluntschli, Dove, Schulze Delitzsch, Engel, Zeller u. a. (Berlin, C. G. Lüderitzsche Verlagsbuchhandlung, A. Charisius). Speciell heben wir hier hervor: Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten drei Jahrhunderte. Von Jürgen Bona Meyer. In knappen Umrissen, die jedoch durch Charakteristiken und Aussprüche bedeutender Persönlichkeiten wirksam belebt werden, zeigt der Verfasser, wie seit dem Zeitalter der Humanisten zuerst die altclassische, dann die französische, endlich die populärphilosophische und philanthropistische Bildung sich in der Herrschaft über unsere Lehranstalten ablösten, bis seit Kant, Lessing, Herder, Schiller das tiefere wissenschaftliche Streben dieselben ergriff, für dessen weitere Ausbildung am Schlusse einige beherzenswerthe Winke gegeben werden.

Die zweite Serie dieser musterhaften Publicationen wird in Heft 25 mit R. Gneists Vortrag „Ueber die Stadtverwaltung der City von London" inaugurirt.

Im Anschluß an obige Schriften gedenken wir eines kleinen Buches, das in seiner bündig-populären Fassung eines wissenschaftlich verarbeiteten Kernes recht wohl der eben genannten Sammlung angehören könnte:

Anacharsis Cloots. Ein historisches Bild aus der französischen Revolution von 1789. Von Dr. Carl Richter. Berlin, Springer.

Wer mit Rosenkranz vortrefflichem Buche über Diderot den Kreisen der Holbach und Grimm wieder einmal mit Interesse nahe getreten ist, dem wird auch eine klarere Schilderung des dritten Deutschen, der in den Grundsätzen der Encyklopädisten aufgewachsen, an ihrer Verwirklichung im Schoße der Revolution so thätigen Antheil hatte, willkommen sein. Die verstaubten Schriften

dieſes Mannes ſind hier in einem lesbaren Excerpt verarbeitet und zu einem, wenn auch nur umriſſenen, doch deutlichen und beim Hinblick auf ſo manche andere Renegaten deutſcher Zunge in ſeiner Art erſchütternden Bilde zuſammengefaßt.

Von Dr. J. C. Glaſers Jahrbüchern für Geſellſchafts- und Staatswiſſenſchaften (Berlin, Selbſtverlag des Herausgebers) liegt uns in den erſten Heften dieſes Jahres der Anfang des ſiebenten Bandes vor, deſſen Inhalt ſich den bisherigen Publicationen dieſer Revue der philoſophiſchen und Cameralwiſſenſchaften in ihrer bekannten Haltung ebenbürtig anſchließt. Neben den periodiſchen Referaten über politiſche Vorgänge und den rein wiſſenſchaftlichen Artikeln, unter denen ſich die Darſtellung der Lehre Baaders auszeichnet, empfehlen wir der Erwägung der Kritik beſonders die Aufſätze, welche ſich über die parlamentariſchen Zeitfragen äußern. Auch die hier auftretenden Anſchauungen des Gouvernementalismus haben in den Erlebniſſen des Reichstags, auf welchen ſich unſere praktiſch-politiſchen Intereſſen jetzt concentriren, neben mancher Beſtätigung doch auch manches Correctiv ihrer Urtheile erfahren. —

Geſammelte Erzählungen und Novellen von Jean Schuriem. Erſter Band. Kaſſel, Luckhardt.

Der Verfaſſer dieſes Buches erſcheint nach den hier dargebotenen Verſuchen außerordentlich jugendlich und es dünkt uns hart, ſeine Leiſtungen nach der ſtrengen Anforderung zu richten, deren dieſes beliebte Fach bedarf, um aus der gegenwärtig üblichen handwerksmäßigen Behandlung zu künſtleriſcher Höhe geboben zu werden. Es wäre jedoch Schade, wenn eine reiche und gefällige Erfindungsgabe, wie ſie hier ſich kundgiebt, durch mangelnde Ausbildung auf einer ſo niedern Stufe zurückbliebe. Der Verfaſſer ſollte für die Zukunft vor allem bedenken, daß eine Aneinanderreihung von Zufälligkeiten keine Novelle iſt, ſondern die einfachſte wohl motivirte Situation höher ſteht, als bunte Anhäufung auch der pikanteſten Materialien; er ſollte ferner die Natur des Menſchen ſtudiren und darzuſtellen ſuchen, wie ſie iſt und im Weſentlichen allezeit bleibt, anſtatt uns unhaltbare „Komödien der Beſſerungen“ vorzuſpiegeln; endlich, und nicht am wenigſten, ſollte er ſich zur Pflicht machen, vom ſchwülſtigen und hochtrabenden Stile zu ungekünſtelter Einfachheit des Ausdrucks zurückzukehren.

Verantwortlicher Redacteur: Guſtav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Häthel & Legler in Leipzig.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien, und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Marie Antoinette u. ihr Sohn.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

6 Bände. 8. Eleg. broch. 6½ Thlr.

In diesem Roman rollt die rühmlichst bekannte Verfasserin ein großartiges Gemälde der **französischen Revolution**, ihrer **Ursachen** und ihrer **Wirkungen** vor dem Leser auf, und die tiefergreifendsten Scenen, die spannendsten Situationen entwickeln sich wie von selbst aus dem glänzenden Stoffe heraus. **Marie Antoinette** ist die tragische Heldin dieser großartigen Tragödie der Revolution.

Neuer Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig. Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Louis Napoleon.

Roman und Geschichte v. **Lucian Herbert**. 2. Aufl.

2. **Billige Volksausgabe** in 28 Lief. od. 5 Bdn. 4⅔ Thlr

Das deutsche Volk hat dieser zusammenhängenden Darstellung des Lebens Napoleons III. eine so große Theilnahme entgegengebracht, daß die erste Auflage in kurzer Zeit verkauft wurde. Der billige Preis dieser neuen Volksausgabe erleichtert die Anschaffung des Werks.

Die 1. Lieferung mit Inhaltsverzeichniß und Vorrede ist in allen Buchhandlungen einzusehen.

Verlag von Quandt & Händel in Leipzig.

Parlamentstagebuch.

Bericht über die Verhandlungen des norddeutschen Reichstags. Mit sorgfältig ausgeführten

Porträts hervorragender Redner.

In zwanglosen Heften à 2 Bogen. — Preis jedes Heftes 2½ Ngr.

Die bis jetzt erschienenen 4 Hefte enthalten die Porträts von: Graf **Bismarck**; **Braun** (Wiesbaden); **v. Forckenbeck**; **v. Gerber**; **v. Savigny**; Graf **Schwerin**; Präsident **Simson**; **Twesten**; Herzog **von Ujest**; **Georg v. Vincke** (Hagen).

Bestellungen auf das Parlamentstagebuch werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben neu und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in allen Leihbibliotheken vorräthig:

Steffens, H. A., Auf der Roßtrappe. 2 Bde. 2⅓ Thlr.

Genast, Wilh., Der Köhlergraf. 4 Bde. 5⅓ Thlr.

Horn, Moritz, Schatten und Licht. 2 Bde. 2½ Thlr.

Herbert, Luc., Nikolaus und Metternich. 2. Abtheilung: Metternich. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 3. Auflage. 1 Thlr. 5 Ngr.

Diese gediegenen Romane der beliebten Autoren sind der Lesewelt bestens empfohlen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Alfred Meißner, Gedichte. 10. Aufl. eleg. carton. 27 Ngr.

— — **Ziska.** 10. Aufl. eleg. carton. 22½ Ngr.

Diese billige und elegant ausgestattete Anlage dieser beiden Hauptwerke des beliebten Dichters wird überall hin warm empfohlen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 16.

Ausgegeben am 12. April 1867.

Inhalt:

Der norddeutsche Bundesstaat und die großen Verkehrsinteressen. Seite 81
Noch einmal die Lage Waldecks 90
Ein Brief Beethovens 100
Zur Kritik des goetheschen Textes 106
Kleine Chronik vom Reichstage. 6. 116

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Der norddeutſche Bundesſtaat und die großen Verkehrs-intereſſen.

„Deutſchland hat ein Recht frei zu athmen," ſagt der Urheber des neuen, des theilweiſe Deutſchland umfaſſenden Bundes, und er gab in dieſem Kernworte das einzig durchſchlagende Programm der vor ſich gehenden Bewegung. Deutſchland hat ein Recht zu athmen! es war ihm die Kehle zuſammengeſchnürt und die Adern unterbunden worden; der politiſche Sauerſtoff großartiger nationaler Lagen fehlte uns, unwürdig verzettelten ſich die ſtaatsmänniſchen Kräfte der Nation in beſchränkten, philiſtröſen Verhältniſſen.

Die erſte Operation iſt vollzogen. Der Kreislauf der politiſchen Ideen fängt an größere Kreiſe zu beſchreiben und ſich allmälig der Veräſtelungen zu entwöhnen, die ihn ſo lange lähmten. Aber das Wundfieber dauert noch fort. Das neue Feld des politiſchen Denkens und Fühlens iſt noch zu fremd und das gewohnheitsmäßige Streben hinkt leicht in die früheren Bahnen zurück.

Das, was im Heilproceß entfernt werden muß, iſt der Particularismus, was Kraft und Raum gewinnen ſoll, das Einheitsgefühl. Der lange Beſtand von Verhältniſſen, auch der im Allgemeinen nachtheiligen, etablirt beſondere, von jeder Neuerung bedrohte Intereſſen; daher der Widerſtand im Beſondern gegen die Reform, auch bei denen, welche dieſer im Ganzen günſtig ſind.

Norddeutſchlands Seehandel iſt unter Norddeutſchlands Ungebundenheit groß geworden. Er lernte ſich fühlen im ſchutzloſen Particularismus. Die politiſche Einigung ſoll ihn beſchützend erfaſſen, aber in der Frage über das Wie platzen die Geiſter mit überraſchender Heftigkeit auf einander.

Das beſte Programm des norddeutſchen Bundes, dies zeigt ſich auch bei der Betrachtung dieſer Dinge, iſt die Programmloſigkeit, denn die Zukunft des neuen Bundes liegt vor uns wie die auf hoher See zu öffnende verſiegelte Ordre des Geſchwaders, das nur erſt ſeine Kraft empfindet.

Als der glänzende Feldzug Preußens vor den Thoren Wiens still hielt, und rascher Frieden auf raschen Sieg folgte, war man erstaunt über die Mäßigung König Wilhelms; das halbe Deutschland nur gelangte zur Einigung und manche der Brüder blieben draußen stehn. Die Hitzigen verlangten mit dem Brustton der Weisen, die vom Rathhaus zurückkehren, die Grenzen des Vater Arndt.

Was aber fast wie Schwäche erschien, oder übertriebene Vorsicht, war nichts als die lautere Schlauheit. Man wollte kein Opfer bringen für das, was unentgeltlich zu haben ist. Deutschland hat nicht blos ein Recht zu athmen, sondern auch ein Bedürfniß, und dieses Bedürfniß treibt wohl oder übel zum weiteren Anschlusse. Das Nächstnothwendige war das Gefühl der Einheit und sein Ausdruck im Parlament.

Es ist das Eigenthümliche großer Versammlungen, daß sich darin ein anderer Geist entwickelt, als die sie bildenden Einzelnen vermuthen lassen. Mit der Thatsache des Beisammenseins entspinnt sich, durch die Kraft der Anschaulichkeit der vollzogenen Vereinigung, ein größeres Selbstgefühl, als jeder Eine als Bruchtheil besessen, und unberechenbar sind die Entschlüsse, zu denen solche Stimmung solche Versammelte treibt. Hinfällig werden daher die Programme und Entwürfe der Theile gegenüber dem Ganzen.

Die Hansestädte jedoch, vorab Hamburg, stellen ihr Programm auf und es lautet: Beibehaltung der Freihafenstellung. So eilet die Fluth des Patriotismus gleich wieder hinein in das gewohnte Bett particularistischer Formeln.

Particularistischer! klingt es vorwurfsvoll zurück; hat das übrige Deutschland das geringste Interesse an unserer Aufnahme in den Zollverein, oder ist ihm nicht vielmehr das Wichtigste der Flor unseres Handels?

Ehedem waren Bremen, Hamburg und Lübeck selbständige Staaten und standen als solche dem übrigen Deutschland gegenüber. Sie vertraten deshalb ihre eigenen Interessen. Es gab folgerichtig auch einen bremer, einen hamburger und einen lübecker Handel. Mit der Errichtung des norddeutschen Bundes hat dies aufgehört. Es giebt jetzt weder einen bremischen, noch einen hamburgischen, noch einen lübeckischen, sondern nur einen norddeutschen Handel, es giebt weder gesammt- noch einzel-hanseatische, sondern ausschließlich norddeutsche Interessen. Daß irgendeine die Interessen der bremer, der hamburger oder der lübecker Kaufleute berührende Frage vom specifisch bremischen, hamburgischen oder lübeckischen Standpunkte aus beurtheilt werden müsse, oder daß für die Entschlüsse des norddeutschen Reichstags diese Sonderinteressen bestimmend sein müßten, hat aufgehört selbständiges Axiom zu sein. Aus früheren Verhältnissen könnte man solcher Annahme den Schein einer guten Begründung verschaffen, aber daraus läßt sich kein Anspruch auf die Zukunft her-

leiten. Denn im Grunde war die geduldete Selbständigkeit der Hanseſtädte an den Waſſerthoren Deutſchlands doch auch eine Beeinträchtigung des unveräußerlichen Rechtes „zu athmen“. Die ſich wie Staaten geberdenden Kaufmannsinnungen verſperrten ihre Thore dem deutſchen Hintermanne und beuteten die Bevorzugung ihrer Lage oft genug in ſehr particulariſtiſchem, ja ſogar in engherzigem Familienintereſſe aus. Der Deutſche ſchalt über den Zoll, welchen Dänen auf deutſche Schiffe erhoben, den Tribut aber, den die Hanseſtädte vom oberländiſchen Fleiß forderten, ließ er ſich lange ohne Kritik gefallen.

Der Hanſeate kann das Recht der Selbſtändigkeit und der Beurtheilung ſeiner Intereſſen von keinem anderen als einem gemeinſamen Standpunkte herleiten, vorwiegend aus dem Factum, daß Deutſchlands Fürſten mächtiger waren als Deutſchlands Kaiſer. Und woher ſtammen die Reichthümer der Hanseſtädte, der Glanz und die Größe ihres Handels? woher zogen ſie das Mark ihres Daſeins, und was iſt es, das ihnen noch heute Leben giebt? In erſter Reihe das deutſche Hinterland. Und dieſes deutſche Hinterland ſoll an ſpecifiſch bremiſche, hamburgiſche, lübeckiſche Intereſſen gebunden ſein? ... Das aus der Thatſache Geborene fällt mit der Thatſache, und ebenſo wie Deutſchland die Schlüſſel der Weſer und der Elbe in eigene Hände nimmt, wird es Mittel ſuchen, den Lauf des Rheins ſelbſt zu controliren und Holland daran erinnern, wer ihm das Leben gab.

Wie der hanſeatiſche Handel mit der Gründung des norddeutſchen Bundes norddeutſcher Handel geworden, ſind die Bewohner der Hanseſtädte Zugehörige des deutſchen Staates, nicht aber die Kaufleute des Bundes, welche wie Agenten auswärtiger Häuſer oder Commiſſionäre für Rechnung Deutſchlands Geſchäfte machen.

Damit ſoll keineswegs entſchieden werden, ob es den Intereſſen Norddeutſchlands beſſer entſpricht, die ehemaligen Hanseſtädte in ihrer Freihafenſtellung zu belaſſen oder ſie in die Zollinie hereinzuziehen, aber es ſoll hervorgehoben werden, daß die Clauſel der Bundesverfaſſung, welche die Aufnahme in den Zollverband dem freien Ermeſſen der Hanseſtädte anheimgiebt, ein nicht unbedenkliches Zugeſtändniß an den Particularismus bezeichnet, einen Anklang wenigſtens an die Zeiten, wo ein hanſeatiſcher Convent über Fragen von ſolcher Bedeutung ſelbſtändig entſchied.

Es handelt ſich bei der Beurtheilung der Frage, ob Freihäfen geduldet werden ſollen oder nicht, für Deutſchland nicht blos um die Intereſſen des deutſchen Handels, ſondern um die Intereſſen der deutſchen Induſtrie. Dieſe, welche nicht nur des Ganges wegen, welchen unſere wirthſchaftliche Entwickelung einmal genommen hat, ſondern ihrer natürlichen Beſchaffenheit nach der geſammtſtaatlichen Fürſorge weit mehr als der Handel bedarf, iſt vor allem ins Auge zu faſſen, und was ſie erheiſcht, muß die Norm geben. Der Handel iſt

das zäheſte aller Gewerbe. Macht man es ihm in einer Art ſchwer, bahnt er ſich auf der anderen den Ausweg. Er iſt beweglich und elaſtiſchen Apparates, leicht beſchuht fügt er ſich veränderten Ordnungen eher, überwindet er ſchneller ihre Schwierigkeiten. Die Induſtrie aber, feſter an die Scholle und die beſtehenden Verhältniſſe gefeſſelt, iſt empfindlicher gegen den Wechſel; ſie war dauernd gegründet auf die herrſchenden Zuſtände: ändert man die Umſtände, unter denen ſie aufwuchs, ſo ſtört man ſogleich die Berechnungen, welche ſie macht. Im Weſen des Handels liegt es hingegen, der Veränderung gewärtig zu ſein, ja durch ihre Benutzung zu proſperiren. Man braucht keineswegs Anhänger der careyſchen Verhorrescirung des Handels zu ſein, um das Wahre der Lehre einzuſehen, daß der Handel die Bedingungen ſeiner Blüthe im Flor der übrigen Gewerbe beſitzt. Wenn der Ackerbau lohnt, die Fabriken verdienen, ſo folgt der Handel von ſelbſt, mag ſeine Technik etwas mehr oder etwas weniger Weitläufigkeit und Umſtände mit ſich führen.

Die Frage, ob Anſchluß an den Zollverein oder ob Ausſchluß, iſt überall nicht die einzige oder die wichtigſte Frage. Die bedeutendſte Veränderung, welche die Hanſeſtädte erfahren, iſt ihre Aufnahme in einen großen, einen mächtigen Bund; ſie haben aufgehört kleine Krämerrepubliken zu ſein, deren ganze Daſeinsſicherheit zumeiſt in der Verläugnung des Selbſtgefühles beſtand, die den Schutz bei den mächtigen Nationen durch Erweckung des Mitleides ſuchte, und ſind Häfen eines Reiches geworden, das den Stolz wiedergewonnen hat, auf ſich ſelber zu ſtehn. Sie haben nicht nur an den Segnungen des Bundes Theil, ſondern ebenſo an den Laſten, aber wenn die hamburger Kaufleute bei ihrer Bundesſtellung an nichts denken wollen als an Kaffee und Zucker, ſo iſt es ihre Engherzigkeit, nicht aber das Weſen ihres Berufs, was ſie bange macht in der neuen Verbindung. Sie möchten ſchon — aber nur in den Tagen der Noth — beſchützt werden durch norddeutſche Kriegsſchiffe und norddeutſche Macht, einheitliche Flagge haben und einheitliche Vertreter und Conſuln, aber doch wieder — Hamburger bleiben, hübſch draußen ſtehen, unbeirrt durch des großen Staates Laſten und Pflichten. So iſt ihnen, mit ſammt den übrigen „Republikanern“ die allgemeine Wehrpflicht ein Gräuel. Die jungen Comptoiriſten ſind die modernen Pioniere der Civiliſation. Sie müſſen hinaus in die Welt; groß und wacker aufgefaßt kann ihr Beruf dort drüben überaus ſegensreich ſein, wie er zugleich gewinnbringend iſt. Es ſei ferne, zu verkennen, von welchem Werthe es iſt, daß Mittel geſucht werden, dieſe kosmopolitiſchen Pflichten mit den vaterländiſchen auseinanderzuſetzen, ſo daß beiden gedient wird; in dieſem Blatte iſt bereits davon die Rede geweſen. Aber den Mißbrauch zu unterſtützen, wäre gefährlich, und ſicherlich werden nicht alle die jungen Sendlinge, die kaum geſchmückt mit Confirmationsfrack und Cylinder jährlich in King Cottons Dienſt geſchickt werden, Anrecht auf Ausnahmebehand-

lung nach dieſer Seite haben. Die allgemeine Wehrpflicht iſt aber die ausgeprägteſte Formel unſres nationalen Bewußtſeins, und der Sinn, mit welchem ſie erfüllt wird, kann ebenſo großen und noch mannigfaltig anderen Nutzen ſtiften als ihr letzter Zweck. — Die Einberufung erfolgt überdies in den ſpäteren Jahren nur wenn Krieg iſt oder Kriegsgefahr droht; Einforderung zum Seedienſt zumal, auf welchen die Anwohner des Meeres zunächſt hingewieſen ſind, ſetzt Zuſtände voraus, welche die friedfertigen Beziehungen zur See gefährdet erſcheinen laſſen; zu ſolchen Zeiten aber ſtockt der Seehandel ohnedies. Der „unternehmende Sendling" erfährt daher ſo wie ſo das Geſchick des Vaterlandes; der Betrieb ſeines Gewerbes wird gefährlich oder legt ihm unfreiwillige Muße auf. Schon dadurch ändert ſich die Geſtalt des Schreckniſſes, daß er des heimiſchen Bodens ſich erinnern muß, dem Vaterlande die Arme zu leihen, welche ſonſt nur im eigenen Intereſſe ſich rührten. Freilich, wenn er etablirt iſt, hört mit der Gelegenheit, neue Geſchäfte zu machen, die Arbeit im Geſchäfte nicht auf, aber der Dienſt in der Flotte erfordert auch kürzere Mobilpflicht, und die Sucht, in zu jungen Jahren ſchon ſelbſtändig dem Handel zu leben, wird ſelbſt von verſtändigen Kaufleuten nicht geprieſen, ganz abgeſehen von zahlreichen anderen Geſichtspunkten, die es bedenklich erſcheinen laſſen. In Fällen dringender Noth kann der Staat immerhin befreien von gar zu arger Bedrängniß; an Mannſchaft wird es darum nicht fehlen, zumal die Geſinnungen der „Republikaner" an ſich noch nicht den guten Soldaten verbürgen.

Aber es ſind ja keineswegs Laſten allein, die dem Seehandel durch die Errichtung des norddeutſchen Bundes zufallen. Die Macht des neuen Staates ſoll nicht blos Opfer fordernd, ſondern Wohlſein fördernd in die Geſchicke der Gewerbe eingreifen. Freilich, wir leben in der Zeit der Emancipationen; der Staat ſoll ſich in nichts miſchen. Aber dieſe Theorie iſt entſprungen aus unſerem bisherigen deutſchen Staatsbegriffe, aus den Erfahrungen, die am Kleinſtaatsweſen gemacht worden ſind. Nicht oft genug kann dagegen gemahnt werden, daß Staat und Staat nicht daſſelbe iſt, daß in den bisherigen Zuſtänden unſeres Vaterlandes meiſt eher alles Negative als Poſitive des Staates zum Vorſchein kam. Wir haben jetzt ein Gemeinweſen, das ſeinem Begriffe entſpricht; ſein Egoismus iſt die Garantie unſeres Wirthſchaftslebens, nicht wie der Egoismus der Kleinen die fortwährende Beeinträchtigung deſſelben. Der Fluch aller Duodezpolitik beſteht darin, daß ſie ſich in der Regel nicht als verkleinerte Ausgabe der Staatsweisheit, ſondern als ihr einfaches Gegentheil darſtellen muß. Nicht Vergrößerung blos iſt vor ſich gegangen durch die Angliederung an Preußen, ein Neues ſteht da, das nicht die Summe, ſondern die erhöhte Potenz der früheren Factoren bildet. Darnach modificirt ſich auch die Doctrin des laissez-faire. Auf die Spitze getrieben, ſchielt ſie, denn ſie beanſprucht in concreto die Hilfe, die ſie in abstracto verſchmäht. Der Staat

iſt überflüſſig zur Blüthe der Gewerbe; er muß blos Schutz leiſten und Recht ſprechen. Alles Uebrige thut die Concurrenz. Selbſt die Poſt — ſo kann man hören — befindet ſich ſehr ungebührlich in den Händen des Staates. Private würden das Alles viel beſſer machen. Aber, wenn eine Eiſenbahn gebaut werden ſoll, die vorausſichtlich nur ſchlecht rentirt, wenn eine Dampfſchiffahrtslinie beabſichtigt wird, deren Ertragsfähigkeit man mit Grund bezweifelt, dann ruft alle Welt nach der Hilfe des Staates, dann muß der Zins des Anlagecapitals der Eiſenbahn garantirt, der Dampfſchiffsverbindung mit Subſidien in Geſtalt von Poſtzuſchüſſen ꝛc. geholfen werden. Freie Concurrenz — aber, wenn eine Geſellſchaft eine Eiſenbahn bauen will, dann dürfen der Grundeigenthümer, der Hausbeſitzer und Gartenliebhaber nicht für ihr Grundſtück fordern, was ſie wollen und was ſie nach der Lage der Dinge bekommen könnten, ſondern ſie müſſen ſich den Anſprüchen der „Geſellſchaft" bequemen. Der Staat, dieſe überflüſſige, nur dem Schutze und der Rechtspflege dienende Anſtalt muß ſeine Macht einſetzen, um der „Geſellſchaft" den Grund und Boden für ihr Unternehmen hübſch billig zu ſchaffen. Es iſt ja im „Intereſſe des Ganzen", daß ſolches geſchieht. Freie Concurrenz! aber, wenn eine Bank gegründet wird, gleich iſt der Verwaltungsrath da mit Petitionen wegen Zulaſſung der Banknoten in den Staatskaſſen. Es iſt ja „im Intereſſe des Verkehrs"; da darf eine „Geſellſchaft" wohl etwas voraus haben vor dem Einzelnen, der Beſitzende vor dem Capitalloſen.

Der Staat iſt da und wird angeſchrieen bei jeder Gelegenheit, und muß helfen, auch der Theorie der Privilegienloſigkeit und der freien Concurrenz. Ihr Princip nun aber lautet, daß der Staat diejenigen Unternehmungen zu den ſeinigen machen muß, welche nicht durch freie Concurrenz beliebig zu vervielfältigen ſind, ſondern, um ins Leben treten zu können, der beſonderen Dazwiſchenkunft des Staates bedürfen.

Vergegenwärtigt man ſich das Verhältniß an der Poſt, ſo begreift ſich von ſelbſt, daß eine allſeitige Verſorgung des Landes mit Anſtalten für die Briefbeförderung kein Ding iſt, das ohne den Staat, rein durch die freie Concurrenz zu beſchaffen ſein würde. In einigen ſehr verkehrsreichen Gegenden würde es geben. Hier würden ſich genug Unternehmer auftun und angeſtachelt durch die Furcht zu verlieren, die Hoffnung zu gewinnen, ihre Sache leidlich machen. In den ärmeren, wenig bevölkerten, abgelegenen Gegenden aber, alſo namentlich auf dem Lande, den Dörfern, würde ſich niemand finden, der die Briefbeförderung übernähme, denn berechnet er wenig, ſo verdient er nichts, berechnet er viel, ſo ſchreibt Keiner Briefe. So ereignet es ſich beiſpielsweiſe in London, dieſem Eldorado der freien Concurrenz, daß man in den lebhafteren Stadttheilen die Wahl hat zwiſchen fünf oder ſechs Omnibus verſchiedener Linien, und ſich nicht retten kann vor den die Concurrenz pflegenden Conducteurs, aber

in den outskirts weder Omnibus, noch handsome, noch hackney findet. Um also die Briefbeförderung so zu haben, wie sie ist, d. h. um alle Landestheile an ihr participiren zu lassen, giebt es außer der Eignung der Post durch den Staat nur ein Mittel noch: die Verpachtung derselben oder Verleihung an einen Privaten, der für das Privilegium der Briefbeförderung in volkreichen Gegenden die Pflicht der Postbeförderung auch in den ärmeren hat. Was dieses Auskunftsmittel werth ist, kann man an der früheren Verwaltung des Fürsten von Thurn und Taxis studiren.

Wenn es nun in der Welt eine naheliegende Analogie giebt, so ist es die zwischen Post und Eisenbahn. Daß Eisenbahnbau kein Gewerbe ist, wie Ackerbau und Handel, liegt auf der Hand. Man müßte sonst den Straßenbau auch dahin rechnen. Er ist durch Concurrenz nicht beliebig zu vervielfältigen, sondern nur durch besondere Dazwischenkunft des Staates möglich. Aber die Aehnlichkeit mit der Post tritt auch darin hervor, daß die Privatthätigkeit sich nur auf gute Strecken wirft, schlechte dagegen unbedingt und ohne alle Schonung vernachlässigt. Höchstens wenn der Steuersatz zu hoch wird, weil die Dividenden zu reichlich sind, oder anderweitige Nachtheile aus der Beschränkung auf die Hauptstrecken befürchtet werden, dann wird das Netz weiter ausgedehnt, und auch die Actiengesellschaft läßt sich herbei, Bahnen zu bauen, welche keine Gewinne von 25 und 30 Procent versprechen. Von vornherein aber Strecken in Angriff zu nehmen, welche weiter keinen Zweck haben als den, den Verkehr des Landstriches zu heben, durch welchen sie führen, fällt naturgemäß keiner Privatgesellschaft ein; dazu reicht der Patriotismus der Capitalisten denn doch nicht aus. Bei den Eisenbahnen besteht daher factisch dasjenige Verhältniß, welches bestehen würde, falls die Post Sache der „freien Concurrenz" wäre; in noch höherem Grade freilich würde es bestehen, wenn nicht im ganzen Eisenbahnbau und Betriebe das ungerechteste Privilegienwesen, welches nur denkbar ist, existirte. Das heiligste aller Privatrechte, das Eigenthumsrecht, wird durch die Dazwischenkunft, durch Machtspruch des Staates, nicht blos im offenbar gemeinsamen, im Interesse des Staates als solchen, nein, auch zum Frommen einer Gesellschaft, einer beschränkten Anzahl von Capitalisten angetastet; und wenn auch im letzten Grunde Rentabilität aller derartigen Unternehmungen ihren Maßstab an dem populären Bedürfnisse hat, so ist damit doch das Bedenken nicht hinweggeräumt, daß auf solche Weise auch sehr ungesunde Bedürfnisse gepflegt werden können, und noch weniger die Befürchtung, daß die Gleichmäßigkeit der Culturförderung darunter leidet. In hohem Grade allerdings corrigirt sich der Mechanismus des Interessenverkehres von selbst; aber die Fälle, die dagegen sprechen, sind doch des Nachdenkens werth.

Es ist erfreulich, auch einmal einer rühmlichen Ausnahme des Kleinstaatwesens zu gedenken. Im Herzogthume Braunschweig, einem der wenigen

Ländchen, in denen die Eisenbahnen nicht blos Sache des Staates, sondern einer wirklich weisen Regierung sind, beträgt der Nettoertrag aus den Eisenbahnen jährlich nahe an eine Million Thaler. Diese wird zum bei weitem größeren Theile von der braunschweig-oschersleb'ener Bahnstrecke aufgebracht, aber man hat sich nicht auf diese Strecke beschränkt, wenngleich die Erträge endlich doch der Staatskasse, mithin allen, nicht einer Gesellschaft zugute kamen, sondern schon frühzeitig wurde der Zweig Wolfenbüttel-Harzburg gebaut, welcher nie mehr als einen kümmerlichen Zins verheißen konnte, und bis heute nicht mehr als ihn aufgebracht hat. Was aber war indirect die Wirkung der Bahn? es konnten die Producte des Harzes verwandt werden; aus den Steinen des Harzes wurde die Brücke zu Dirschau gebaut, die Miethen in Harzburg wurden von den herbeiwandernden Fremden mit londoner Preisen bezahlt, die Verzehrungsgegenstände trugen den Landleuten das Drei- und Vierfache von ehedem ein. Das geschah, weil die Bahn unter Berücksichtigung des allgemeinen und fortdauernden Interesses gebaut wurde. Wären die braunschweigischen Bahnen einer Actiengesellschaft überlassen worden, der Harz würde noch lange in seiner Armuth gejammert haben, ehe die Dividendenbezieher ihn dem Verkehre erschlossen hätten.

Man kann freilich einige Fälle anführen, wo Actiengesellschaften auch minder lohnende Strecken gebaut haben, aber wie manche nützliche Bahnen, zumal im Osten der preußischen Monarchie, bleiben fromme Wünsche. Mit dem braunschweigischen Staatsbahnprincip hätten sie nebst einer Menge andrer, ebenso heiß ersehnter Strecken wohl gebaut werden können.

Einige Ziffern der Revenüen unsrer Privatbahnen mögen diese Seite der Sache illustriren. Die von der leipzig-dresdener Bahn vom Jahre 1839 bis 1865 erzielte Reineinnahme beläuft sich auf circa 18 Millionen Thaler; die cöln-mindener Bahn hat im Jahre 1862 nahezu 4 Millionen Nettoeinnahme, und während des Bestehens der Bahn bis 1865 circa 30 Millionen Ueberschuß gehabt; die bergisch-märkische hatte 1862 eine Reineinnahme von circa 2 Millionen, so daß ihr Gesammtertrag bis 1865 auf circa 12 Millionen angeschlagen werden kann; die berlin-anhaltische brachte seit ihrem Besten circa 20 Millionen auf; die berlin-frankfurter circa 25 Millionen; die berlin-hamburger circa 19 Millionen; die berlin-potsdam-magdeburger circa 16 Millionen; die rheinische Eisenbahn circa 15 Millionen; die magdeburg-cöthen-halle-leipziger circa 14 Millionen, alles dies bis 1865.

Es beträgt mithin blos aus den angeführten Eisenbahnen die Nettoeinnahme die kolossale Summe von circa 160 Millionen Thaler; hiemit hätte man aber nicht nur eine große Menge kleiner Nebenbahnen bauen, sondern die ganze preußische Staatsschuld (mit Ausnahme der Eisenbahnschulden) tilgen können.

Aehnlich aber wie mit den Eisenbahnlinien ist es mit den Dampfschiffverbindungen, und die Befestigung und Einrichtung des norddeutschen Bundes wird eine vortreffliche Gelegenheit sein, die alten Fehler zu begehen oder gründlich gut zu machen. Dampfschiffahrt über See ist ein nicht sehr gewinnversprechendes Unternehmen. Die Praktiker der freien Concurrenz pflegen denn auch bei der Gründung einer Actiengesellschaft zum Zwecke überseeischer Verbindungen flugs an den unnützen und verhaßten Staat zu appelliren, um Subsidien zu erhalten. Die Postkasse muß dann gemeiniglich herhalten oder ein allmächtiger Herrscher — die Tinte — giebt sich zu einem Unterstützung verleihenden Decrete her. Nun geht die Sache gut und die Actionäre verdienen Geld.

Die Dampfschiffverbindung aber ist ein mächtiger Hebel zur Beförderung des Handels. Er wirkt auf die kurze Periodicität der geistigen und stofflichen Mittheilung belebend, annähernd; es sind häufigere Unternehmungen möglich, man sieht sich eher persönlich, lernt sich in Bezug auf Leistungen und Bedürfnisse kennen, kurz, der ganze Verkehr wird inniger und beschleunigt. Eine Privatgesellschaft wird aber keine neue, nicht lohnende Strecken befahren; die Kaufleute werden lamentiren über den Mangel des Regierungsinteresses am Handel, werden, den Mund noch voll vom Lobe der freien Concurrenz, die Hand öffnen und nach den Subsidien hinhalten, aber — kein schlechtes Unternehmen wagen, um dem Handel mit anfänglichen Opfern emporzuhelfen.

Der Staat vertritt das Gesammtinteresse. Die Dampfschiffverbindungen aber sind nicht blos ein Segen des Handels, sondern ebenso, wenn nicht mehr, Gewinn der Industrie. Dieser werden Absatzgebiete erschlossen, ihre Muster finden rascher den Weg in die Welt und ihr Einfluß auf den Geschmack macht sich eingreifender geltend. Der Staat muß daher die Verkehrsmittel über See in die Hand nehmen. Er muß seine Macht, Privilegien zu ertheilen, im Geiste der Gerechtigkeit ausüben und das, was allen zu Gute kommt, in der Hauptsache sich selber vindiciren. Er muß auch auf dem Gebiete des überseeischen Transportwesens das Nichteinträgliche durch die Ausbeute des Einträglichen möglich machen.

Die Dampfschiffverbindung der beiden Hauptbäfen Norddeutschlands beschränkt sich zur Zeit auf die Verbindung mit Newyork; von anderen Strecken ist schon häufig, aber ohne Erfolg die Rede gewesen. Die newyorker Linien verdienen. Lägen sie nun beide in einer Hand, der Hand des Staats, so würden sie noch einträglicher sein; durch den Mehrertrag aber würden die Opfer geliefert sein, die andere Linien fordern würden; man würde nun ebenfalls Dampfschiffverbindungen herstellen können mit Rio Janeiro, den La Plata-Staaten ꝛc., noch mehr: da so wie so schon im Handel das Streben nach Specialisirung besteht, so würde man die Verbindungen der Häfen je nach ihrem

vorwiegenden Geschäftscharakter vereinfachen und concentriren, von Bremen aus Schiffe nach den Vereinigten Staaten, von Hamburg aus nach Brasilien laufen lassen; die Eisenbahn vermittelte dann die Beiladung beider Plätze. Diese wäre nach unserer Voraussetzung dann auch, wenn nicht principiell, so doch in weit größerem Umfang Staatssache, aber Sache des neuen deutschen sogenannten Bundesstaates, dessen particulares Interesse das schlechthin umfassende ist und welcher daher die Harmonie aller Specialwünsche allein repräsentiren kann.

Bei der angedeuteten Stellung würde der Staat dann auch Mittel entdecken, die Kriegsmarinemannschaft in Friedenszeiten passend zu verwenden. —

Lm.

Noch einmal die Lage Waldecks.

(Schluß zu vorigem Hefte.)

Der Waldecker ist nicht wenig stolz auf seine „liberale und in legalem Wege zu Stande gekommene" Verfassung. So ganz glatt ist es aber doch auch im Glase Wasser nicht hergegangen. Der Sturm von 1848 warf die alten Landstände über den Haufen; mit dem 1. Juni 1849 trat das Staatsgrundgesetz vom 23. Mai desselben Jahres in Kraft. Die gleichzeitig erlassene Wahlordnung sollte mit Ablauf von zwei Jahren „einer Revision im Wege der gewöhnlichen Gesetzgebung unterworfen werden". Ende Juli 1851, zwei Monate also nach der festgesetzten Frist, berief die Fürstin-Regentin einen außerordentlichen Landtag zu diesem Behufe. Die Regierung anerkannte also stillschweigend die Giltigkeit der provisorischen Wahlordnung auch über jene zwei Jahre hinaus. Ihr Abänderungsvorschlag beseitigte die geheime Abstimmung; begreiflich, daß der Landtag ihn ablehnte. Er ward aufgelöst und die neue Wahlordnung octroyirt, auf Grund des § 137 des St. G. G. Es ist derselbe, welcher im Sommer 1863 auch in der preußischen Verfassungsgeschichte berüchtigt wurde, der vom Octroyirungsrechte in dringenden, durchaus keinen Aufschub leidenden Fällen, vorausgesetzt, daß der Landtag nicht versammelt ist. Jedes Kind begreift die Unzulässigkeit im vorliegenden Falle; indeß, die Regierung, trotzdem sie selbst den angesetzten Termin sorglos hatte verstreichen lassen, fand jetzt plötzlich eine Lücke im waldeckschen Rechtsboden, die ohne Verzug ausgefullt werden mußte. Der neugewählte Landtag geneh-

migte die Octroyirung sowie die Aufhebung der Grundrechte und den Beitritt zum reactivirten Bundestage.

An diesen hatte sich mittlerweile der Bruder des verstorbenen Fürsten, Prinz Hermann gewandt, um auf Grund des pactum primogeniturae von 1687 gegen das Staatsgrundgesetz von 1849 Protest zu erheben. Ein Beschluß der Bundesversammlung vom 7. Januar 1852 forderte die waldecksche Regierung alsdann zur Aenderung der Verfassung und zur Verschiebung der Ableistung des Verfassungseides Seitens des am 14. Januar die Volljährigkeit beschreitenden Fürsten Georg Victor auf. Dieser selbst erklärte in einem Patent von jenem Tag die bestehende Verfassung für unannehmbar; weder mit den wahren Bedürfnissen des Landes, noch mit den fürstlichen Rechten stehe sie im Einklang. Im Widerspruch mit dem klaren Wortlaut der Bestimmungen des Titels V. des Staatsgrundgesetzes ward die Regentschaft fortgesetzt, um die für nöthig erachteten Aenderungen vorzunehmen. Sonderbarerweise aber scheint man die heimischen Staatsmänner zur erwünschten Durchführung des Werkes nicht für fähig gehalten zu haben. Vertrauensvoll wandte man sich an den mächtigen Nachbarn, und dieser sandte den passenden Mann: Geheimen Regierungsrath Beyer, Oberbürgermeister von Potsdam. Nicht etwa hinter den Coulissen hielt nun dieser die Fäden in der Hand, nein, er trat offen auf die Bühne und unterhandelte mit dem Landtage, er gerirte sich als Minister über den Ministern, — und das alles, ohne in den waldeckschen Staatsdienst getreten zu sein. Das Verhältniß war verfassungswidrig und für die verantwortliche Regierung beleidigend. Nur ein Mitglied indeß, Severin, hatte den Muth, aus derselben auszuscheiden. Der Landtag sträubte sich, so viel er konnte, gegen den neuen Verfassungsentwurf, Beyer blieb fest; von Zeit zu Zeit ein Fingerzeig auf die damalige Lage der Dinge in Kurhessen that seine Wirkung: die Stände wurden schließlich ungeduldig und nahmen an.

Am 17. August 1852 hielt der Thronfolger seinen feierlichen Einzug in die Residenz, ohne daß jedoch die neue Verfassung vorher publicirt war. Trat er also wirklich in diesem Augenblicke die Regierung an, so war es nur möglich auf Grund des noch bestehenden Staatsgrundgesetzes von 1849; nur indem er dieses beschwor, wurde er Staatsoberhaupt. Laut seines Antrittspatents aber übernahm der Fürst die Regierung, indem er dem neuen Verfassungsentwurfe, wie er aus den ständischen Verhandlungen hervorgegangen, seine Zustimmung ertheilte. Der alte Rechtszustand war beseitigt, er bestieg den Thron mit Einführung eines neuen und leistete den Eid auf eine Verfassung, welche im Augenblicke seines Regierungsantritts noch gar nicht existirte, sondern erst durch Ausübung der Regierung, wenn auch noch am selben Tage, ins Leben geführt ward.

Wir dürfen annehmen, daß der damalige Landtag im Drange der Rüst-

tage des Begrüßungsfestes, das einem wirklich verehrten Fürsten galt, diesen kleinen Formfehler übersah. —

So war denn endlich, wie es schien, das dauernde Fundament geschaffen, auf welchem nun der organische Bau unter Oberleitung des Herrn Beyer ausgeführt werden sollte. Das Werk steht natürlich in enger Beziehung zur preußischen Verfassung, an manchen Punkten allerdings abweichend, ohne sie jedoch an freisinnigen Bestimmungen von wirklichem Werthe zu übertreffen. Freilich, wir haben das ausgedehnteste Steuerbewilligungsrecht; aber es können doch, wenn vor Beginn der dreijährigen Finanzperiode das Etatgesetz nicht zu Stande gekommen, die bestehenden Steuern noch sechs Monate forterhoben werden, sowie die zu einer der Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel überhaupt nicht verweigert werden dürfen. Im besten Falle also ist hier nichts gewonnen als der circulus in demonstrando. Auch hinsichtlich der Redefreiheit der Abgeordneten ist man vorsichtiger gewesen als in dem vielbesprochenen Artikel 84 der preußischen Verfassung. Die sehr wichtige Bestimmung des Artikel 87 der letzteren aber, welcher die Versetzbarkeit der Richter von einem vorgängigen richterlichen Erkenntnisse abhängig macht, geht für unsere Justizbeamten, mit Ausnahme der Mitglieder des Obergerichts, ganz verloren.

Mit der Verfassung zugleich erschien ein neues Wahlgesetz, auch dieses dem preußischen nachgebildet. Funfzehn Abgeordnete, zwölf für Waldeck, drei für Pyrmont, vertreten das Land. Daß diese Zahl sich gewöhnlich zum größern Theile aus Bauern oder im bäuerlichen Interesse Gewählten, zum kleinern aus Beamten zusammensetzt, ist nach den vorausgeschickten Ausführungen natürlich. Unsere sogenannten Industriellen, diese unglücklichen Amphibien der waldeckschen Bevölkerung, müssen darauf verzichten, ihre Angelegenheiten verfochten zu sehen; sie haben an einer Besserung ihrer Lage durch die heimische Gesetzgebung längst verzweifelt. Begreiflich, daß es nicht schwierig war, mit einem so gestalteten Landtage die wichtigsten organischen Gesetze auf Grund moderner Staatsprincipien zu vereinbaren: die Beamten hatten dabei nichts zu verlieren, die Bauern von der Mehrzahl der Dinge gar kein Verständniß. Wozu also — fragen wir bescheiden — die begeisterte Lobpreisung unserer liberalen Regierung, wenn es, nachdem man einmal in die neuen Bahnen hineingedrängt war, nichts weiter galt, als die Gesetzgebung anderer Staaten mit einigen Modificationen zu übertragen und von einem willigen Landtage votiren zu lassen? Wir loben gern, aber vergöttern es nicht, wenn ein Kleinstaat der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einmal nicht ein Schauplatz kleinlicher Willkühr und mittelalterlicher Fäulniß ist. Wozu ferner die schädlichen Phrasen, wie die von dem herzlichen Einverständniß zwischen Regierung und Landtag in all den großen Fragen der Zeit? Wer wird es im Ernst erwarten, daß der waldeckschе

Bauer sich mit dem Vertreter seiner Regierung über eines der Principien des modernen Staatsrechts in Streit einlassen soll? Für diesen Landtag hafteten die Principienfragen an den handgreiflichsten Gegenständen des unmittelbar überschauten Gesichtskreises, und in solchen Angelegenheiten ist es auch in Waldeck schon hart genug hergegangen. Wenigstens wissen wir es nicht anders zu nennen, wenn man, als die Regierung im Interesse der Domanialkasse eine gewisse Holzberechtigung beeinträchtigte, den Antrag auf Ministeranklage stellte, und, als dieser abgeworfen, den Streit wenigstens permanent machte. Die Regierung ihrerseits schritt bis zur Auflösung des Landtags, als derselbe 1859 seine Zustimmung zu einem neuen Wahlgesetzentwurf, welcher die starre bäuerliche Opposition beseitigen sollte, sowie die nachträgliche Genehmigung der aus zu andern Zwecken bestimmten Fonds — also im directen Widerspruch mit Artikel 87 der Verfassung — entnommenen Kosten der damals sehr voreiligen Expedition nach Luxemburg versagte. Den Etat freilich hatte sie mit dem ungefügigen Landtage noch rechtzeitig vereinbart, jedoch nur, wie sie gleich offenherzig genug erklärte, um nicht ganz ohne Budget regieren zu müssen und in der festen Erwartung, es würden die ihrer Ansicht nach unentbehrlichen Posten noch nachträglich bewilligt werden. Erhoben und ausgegeben wurden also die gestrichenen Positionen auf jeden Fall, im Uebrigen verließ man sich auf die Appellation ans Volk. Man hatte nicht falsch gerechnet. Der neugewählte Landtag sanctionirte die luxemburgischen Kriegskosten, konnte sich aber doch der Rüge nicht entbrechen, daß die von der Regierung behauptete Unmöglichkeit, den Landtag noch vor der Verausgabung jener Gelder einzuberufen, wohl nur eine eingebildete gewesen, „wenn nicht etwa die Regierung die Nothwendigkeit der Berufung gänzlich übersehen habe.“ Unzweifelhaft traf er damit das Richtige und gab zugleich den charakteristischsten Beleg, wie tief die constitutionelle Idee unsrer vielgepriesenen streng verfassungstreuen Regierung in Fleisch und Blut übergegangen.

Wir sehen, auch in Waldeck ist das Budget das eigentliche, ja das einzige bewegende Element des parlamentarischen Lebens. Fast scheint es, als ob auch die Regierung ihre gesammte gesetzgeberische Thätigkeit nach der eventuellen Bedeutung derselben für den Staatshaushalt bemesse. Jedenfalls eine gar heikele Situation. Seit Jahren wachsen die Klagen über harten Steuerdruck, — wie da von dem überbürdeten Volke noch immer mehr erlangen? Hätte man absolutistische Principien, was kümmerte man sich schließlich um das allgemeine Verderben? Aber die waldecksche Regierung ist liberal, und es ist nicht leicht, recht viele liberale Organisationen zu finden, bei deren Einführung zugleich dem Fiscus ein Erkleckliches zufiele. Mit der „Gewerbefreiheit“ glückte das Manöver, nicht aber mit dem sonderbaren Verkoppelungsgesetz. Traurige Aufgabe für einen Staatsmann, der nicht gefühlloses Werkzeug geworden, immerdar begierig

spähen zu müssen, ob an dem ausgezehrten Volksleibe sich nicht noch ein Fleckchen finde, wo die Saugpumpe mit Erfolg anzusetzen wäre! Wer die Verwaltung der waldeckschen Finanzen übernimmt, der verzichte darauf, die Principien einer gesunden Staatswirthschaft jemals zur Anwendung zu bringen; über der Eingangspforte dieses Amtes stehen des Dichters Worte: „Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!“ Selbst in der Domanialverwaltung müssen die wichtigsten wirthschaftlichen Forderungen außer Acht gelassen werden. Ihre Einnahmen und Ausgaben sind Positionen des allgemeinen Etats; von dem Ertrage bilden 70,000 Thaler die feste Civilliste des Fürsten, ein etwaiger Ueberschuß wird zwischen Fürst und Land getheilt, ein etwaiges Deficit aber aus der Landeskasse bestritten. Natürlich also, daß Regent wie Landtag das größte Interesse haben, die Einnahmen des Domaniums so hoch wie möglich zu spannen. Man wird entschlossen sein, die zu verpachtenden Güter nur an den Meistbietenden zu vergeben, ein Princip, welches den jedesmaligen Pächter zum Raubbau drängt, zum mindesten von dauernden Meliorationen abhält, die Domänen also nur zurückbringen kann, ganz abgesehen davon, daß schon die Wirthschaft mit eisernem Inventar, zu welcher unsere meist capitalsarmen Pächter gewöhnlich gezwungen sein werden, wirkliche Fortschritte sehr erschweren muß. Auch in der Forstwirthschaft wird man sich leicht verleiten lassen, die Bedingungen dauernder Ertragsfähigkeit und berechtigte Interessen des armen Volkes (wie in der Angelegenheit, welche zu dem oben erwähnten Streite mit den Ständen Anlaß gab) zu Gunsten des augenblicklichen Nutzens zu übersehn. Das einzige Mittel aber, den Werth des Bodens wie der Producte wirklich zu steigern, dies ewige ceterum censeo, die Eisenbahn durch die Mitte des Landes, ist nicht in unsere Hand gelegt. Dafür aber hat unser Landtag bereitwillig seine Zustimmung zur Wiedereröffnung der 1848 geschlossenen Spielhöllen in Pyrmont und Wildungen gegeben, — weil er fürchtete, ohne diese Einnahme die Landeskasse von der Civilliste in Anspruch genommen zu sehn. Was schadets dem Gelde, woher es rührt!

Umgekehrt wie mit den Einnahmen verfährt man mit den Ausgaben; jene ausgedehnt auf alle möglichen und unmöglichen Dinge, diese beschränkt auf die allerdringendsten Bedürfnisse. Wie laut auch aus allen Theilen des Landes, aus allen Schichten der Bevölkerung die gegründetsten Klagen, die berechtigtsten Forderungen hervordringen, — der Staat kann nicht helfen; Wünsche, die ihm das Messer nicht gradezu an die Kehle setzen, kann er nicht erhören. Und doch ist man noch froh, wenn das Budget mit einem Deficit abschließt, welches die übergroße Schuldenlast des Landes nicht allzu sehr zu vermehren droht. Sagt doch der Commissionsbericht des Landtags über das Deficit der laufenden Finanzperiode wörtlich: „Dies günstige Resultat (2,056 Thaler gegenüber einem Einnahmeetat von höchstens 520,000 Thalern doch nicht so ganz unscheinbar)

ist erzielt worden durch erhöhte Steuern und die äußerste Beschränkung derjenigen Ausgaben, die zur materiellen Hebung des Landes dienen." Wer die furchtbare Bedeutung dieses naiven Geständnisses einer Staatsschrift ganz ausdenkt, der weiß nicht, soll er die Thoren belachen, welche sich noch zu erwärmen vermögen an dem trügerischen Scheine liberaler Staatsformen.

Indeß, so lange die Kleinstaaten am Leben sind, werden auch ihre Vertheidiger nicht fehlen, einerlei, ob sie von Selbsttäuschung oder von Heuchelei getrieben werden. Welches von beiden Motiven im Spiele ist, wenn man gar die Wohlfeilheit der waldeckschen Staatsmaschine zu beweisen sucht, wollen wir nicht ausklügeln; eines sicher. Oder was sollen wir anders davon halten, wenn man sich triumphirend die Hände reibt, weil in Preußen die Justiz theurer sei als bei uns? Soll etwa ein Staat wie Preußen auch seine Beamten am Hungertuche nagen lassen? Und andererseits, ein Staat, der sparen will, wird doch nicht bei dem Besoldungsetat des Richterstandes anfangen; es müßte ihm denn an der unbestechlichen Reinheit desselben nichts gelegen sein. Daß aber die waldeckische Justiz dennoch, und zwar auf höchst unnütze Weise, vertheuert wird durch ein Heer von Advocaten, deren wir gewöhnlich dreißig und einige zählen, während an einem preußischen Kreisgerichte mit wo möglich noch größerem District als unser ganzes Staatsgebiet zwei fungiren, — davon schweigt man ebenso weislich, wie von den Kosten unserer Verwaltung. Es ist nicht das geringfügigste Moment, mit welchem die Bewunderer Waldecks sich brüsten, wenn sie reden von unserem Selfgovernment, — wozu aber dann noch dieser ungeheure Verwaltungsapparat? Ein Ländchen von 59,000 Seelen eingetheilt in vier Verwaltungskreise, an der Spitze eines jeden ein Kreisrath, entsprechend dem preußischen Landrath! — und dennoch giebt es bei uns zarte Seelen, die keinen gräßlicheren Gedanken zu denken wissen, als — die preußische Bureaukratie! Ein waldeckscher Kreisrath ist Staatsdiener und demgemäß a priori für seine Untergebenen eine geheiligte Person. Seine Beigeordneten, die Mitglieder des Kreisvorstandes, schweigen in Demuth, wenn er redet. Er überwacht die Thätigkeit der Gemeinden und intervenirt nach Befinden; die gesammte Polizeigewalt liegt fast ausschließlich in seinen Händen. Ihm steht die Ertheilung und Entziehung von Concessionen zum Handelsbetriebe zu, ihm auch die Bestimmung der Brod-, Bier-, Branntweintaxe. Er leitet die Landtagswahlen mit mündlicher Abstimmung; bei der Umlegung der Gewerbe- wie der Classensteuer ist er Vorsitzender der Commission; seine Worte haben Centnerschwere; jedes Haus seines Kreises ist ihm bekannt; jedes Mannes Gesinnung vor seinen Blicken offenbar. Nicht allein, daß dem allmächtigen Manne Hunderte von Handhaben zu Gebote stehen, um im Geheimen zu wirken, alljährlich veröffentlicht er auch einen eingehenden Bericht,

in welchem über alles Mögliche ein strenges Urtheil gefällt wird. Beiläufig bemerkt, es scheint, als sollten diese kreisrätlichen Jahresberichte die in Waldeck (ob aus Scheu vor den Kosten oder vor den Resultaten —?) durchaus mangelnde Statistik ersetzen. Der Zweck würde alsdann jedenfalls nur sehr ungenügend erreicht, besonders da nicht einmal eine einheitliche Norm beobachtet wird und die Verfasser ihrer Phantasie nach Belieben die Zügel schießen lassen. Der eine preist die vermeintliche Blüthe der Landwirthschaft, der andere liebt es, die sittlichen Zustände in den düstersten Tinten zu schildern, das harmlose Völkchen aber findet es ganz natürlich, wenn der Maler in seinem eigensten Lebenselemente so meisterhaft den Pinsel zu führen versteht.

Kein Zweifel also, unsere reformatorische Gesetzgebung, Kreisordnung, Gemeindeordnung u. s. w., so vollendet sie uns die Form des Selfgovernments gegeben haben mag, in der Sache beließ sie dennoch die Vielregierei, den allbevormundeten Polizeistaat. Das waldeckische Beamtenthum ist noch heute eine bureaukratische Kaste, gegen welche die übrige Bevölkerung äußerlich scheue Ehrerbietung zeigt, innerlich aber ein unausrottbares Mißtrauen empfindet. Nirgends ist einer solchen Stimmung reiflichere Nahrung geboten als in den unvermeidlichen Verhältnissen eines Zwergstaats. Der ganze Beamtenstand ist in sich verschwistert und verschwägert, was Wunder, daß das Volk argwöhnt, die Mitglieder desselben werden gegen einander die Gesetze nicht mit gleicher Strenge und Gewissenhaftigkeit handhaben als gegen andere? Man braucht diese Zweifel nicht zu theilen, so viel aber läßt sich nicht läugnen: es sind der schreiendsten Uebelstände auch in diesem Gebiete genug vorhanden, nur daß sie bei dem ganzen patriarchalisch-gemüthlichen Wesen unseres Staatslebens nicht allzu stechend in die Augen fallen. Ein bis ans Unglaubliche streifender Nepotismus, die Zurdispositionstellung notorisch unfähiger Männer, weil die eigentlichen Pensionssätze zu gering sind, der nicht selten bemerkbare Versuch, sich durch Reisediäten zu bereichern — das und vieles andere sind Dinge, die in unserm unseligen Gesammtzustande ihre letzte Wurzel haben. —

Wir stehen am Ende unserer Darstellung und ziehen das Facit. Was wir geschildert haben, waren vorzugsweise die Verhältnisse des eigentlichen Fürstenthums Waldeck. Das getrennt gelegene kleine Pyrmont indeß, so sehr es mit seinen socialen Zuständen auf ganz anderen und günstigeren Bedingungen beruht (auf nicht ganz $1^3/_4$ Quadratmeilen hat es 7,317 Einwohner), den Institutionen des Staats gegenüber befindet es sich in derselben Lage, ja hat noch seine besondern Beschwerden über Vernachlässigung des Bades, die Klage über Fortdauer der Spielhölle u. s. w.

Ueberall demnach dieselben Seufzer, hervorgepreßt aus der Brust einer armen Bevölkerung durch den Druck des eigenen Gemeinwesens. Eine unheilbare Krankheit haftet an diesem kleinen Staatsorganismus: die einer unschönen und

unmöglichen Gestalt. Nicht ein harmonisch geordneter Mikrokosmos, nicht ein wohlproportionirter Zwerg ist dieses Land; seine wahre Natur ist die des Krüppels, der großartige Apparat des wirklichen Staates, indem man ihn hineinschraubte in winzige Dimensionen, ist zur Caricatur geworden. Es ist, als wäre dies Staatswesen auf das Prokrustesbett gespannt: hier zerrt man auseinander, dort schneidet man ab; was herauskommt, ist ein Körper mit gewaltig großem Kopf und unersättlichem Magen, aber mit verstümmelten Armen und Beinen. Und nicht einmal *eines* Stoffes ist dieser sonderbare Leib; mitten durch das Ländchen zieht sich die Grenzscheide zwischen westfälischen Sachsen und hessischen Franken. Die künstliche Fessel der waldeckschen Dynastie allein ist es, die beide Theile aneinanderkettet und sie hindert, dem natürlichen Zuge der Mundart und Sitte, sowie der materiellen Interessen ungestört zu folgen. Das Unheil dieses Staates ist kein anderes als der Staat selbst. Will er ernstlich Abhilfe schaffen, so giebt es nur *einen* Weg: sich dem größeren Ganzen zu opfern.

Lange bereits war diese Nothwendigkeit mehr oder weniger klar von uns begriffen worden, die Katastrophe des vergangenen Jahres hat sie unabweisbar gemacht. Kläglicher denn in jenen Tagen war die „Souveränetät" der norddeutschen Kleinstaaten wohl niemals anzuschauen. Man weiß bestimmt, es regten sich damals bei uns in hohen Kreisen wenn nicht gradezu östreichische, so doch stark augustenburgische Velleitäten; eine energische Note des preußischen Gesandten in Kassel indeß brachte die Schwankenden noch früh genug zur Besinnung. Als treue Bundesgenossen des mächtigen Nachbarn zogen unsere Truppen fröhlich in den Krieg. Ihre Thaten zu besingen, ist nicht unseres Amtes; so weit sie bekannt geworden, gehört ein gut Theil vor das Tribunal des Humors. Das Endresultat aber des gemeinsamen Sieges war für unsern Staat als solchen das verderblichste. Schon bei der Berathung über die Grundzüge zu einer neuen Bundesverfassung machte der Landtag sehr bedenkliche Schwierigkeiten; nur durch die angestrengtesten Beschwichtigungen der Regierung entging das liberale Waldeck der Schande, von Mecklenburg übertroffen zu werden. Nun aber die Bestimmungen des Verfassungsentwurfs selbst bekannt geworden, liegt unser Land ganz und gar in Verzweiflung. Die große Errungenschaft des allgemeinen norddeutschen Indigenats kann für unsere Verhältnisse nur die Bedeutung erleichterter Auswanderungsmöglichkeit haben; die finanziellen Forderungen des Entwurfs aber schmettern uns vollends zu Boden. Abgesehen von allen sonstigen Mehrausgaben, wie die Beiträge zur Marine, zum Kriegsschatz, die Vertretung im Bundesrathe, würde allein unser Militärbudget von 45,000 auf über 130,000 Thaler steigen. Mag immerhin Preußen die Kleinstaaten vorerst möglichst zu schonen suchen, die bisherigen Zollintraden, circa 95,000 Thaler, also mehr als ein Sechstel unseres gesammten Einnahme-

etats, wird man uns gewiß innebehalten. Und dann ist es doch auf die Dauer nicht durchführbar, den Kleinstaaten lediglich aus dynastischen Rücksichten diese ungerechtfertigt exceptionelle Stellung zu geben. Darüber aber herrscht in unserem Lande nur eine Stimme: es ist unmöglich, auch nur 10.000 Thaler über das bisherige Steuerquantum aufzubringen.

Wie tief die Bevölkerung diese Lage der Dinge begriffen, hat die Wahl zum Reichstage gezeigt. Zwei Candidaten standen sich gegenüber, Professor Speyer und Obergerichtsrath Severin (beide schon oben erwähnt), jener den demokratischen Gesichtspunkt in den Vordergrund schiebend und die Lage des eigenen Staats ganz ignorirend, dieser, wie man wußte, entschieden national und, als langjähriger Präsident des waldeckschen Landtags, mit dem kläglichen Status unserer Steuerkraft vollkommen vertraut. Trotz der angestrengtesten Agitation der speyerschen Partei, die man zugleich als die der Regierung bezeichnen kann, und trotzdem die Wahlen nicht in den einzelnen Gemeinden, sondern nur in den vier Kreisstädten vollzogen wurden, erlangte Severin eine erdrückende Majorität. Aus einem Dorfe hart an der preußischen Grenze kamen die Bauern auf großen Leiterwagen, geschmückt, neben den Landesfarben, mit schwarzweißen Fahnen, und unter den Klängen des Preußenliedes zogen sie ein in die waldeckische Residenz. Die Wahl Severins war eine Demonstration, die nur in Greiz ihres Gleichen hatte.

Nun die Bewegung aber unsere sonst so apathischen Massen einmal aufgerüttelt, wird sie nicht wieder stillstehen. Für den Augenblick freilich haben wir keinen andern Wunsch, als jeder aufrichtige Patriot: schleunigsten Abschluß des Verfassungswerkes. Dann erst, wenn der vereinbarte Entwurf den Einzellandtagen vorliegen wird, beginnt unsere specifisch waldeckische Arbeit. Unsere Abgeordneten sind fest entschlossen, jede Mehrbelastung des Landes entschieden abzulehnen. Es ist darauf hingedeutet, daß die drohende Ueberbürdung der Kleinstaaten durch anderweite Erleichterung ihrer Budgets paralysirt werden solle; besonders hat man eine Vereinfachung der Verwaltung unter Preußens starker Beihilfe in Aussicht gestellt. Indeß, eine solche wäre ohne allen Vortheil, falls wir unser gegenwärtiges Beamtenheer auf andere Weise forternähren sollten; gelänge es aber wirklich, seine Zahl zu reduciren, so würden die Gebliebenen nur um so lauter die Forderung der Gehaltserhöhung erheben. Und dann das Schlimmste: der Gewinn aus einer solchen Vereinfachung würde doch nur den kleinsten Theil der ungeheuren Ausgabensteigerung aufwiegen. Es scheint demnach, als sollten wir es erleben, daß der waldeckische Landtag unter Führung desselben Mannes, der zur Zeit inmitten der national-liberalen Partei des Reichstags die Arbeit fördern hilft, dem norddeutschen Verfassungswerke die Zustimmung versagt — ein furchtbarer Adspect. An welche Adresse solche Weigerung allein gerichtet sein könnte, ist nicht zweifelhaft. Sie würde nichts

Anderes bedeuten als das Verlangen nach Aufgehen in Preußen. Täuschen wir uns jedoch nicht, so sucht man an betreffender Stelle dieser compromittirenden Eventualität zuvorzukommen. Das neulich aufgetauchte Gerücht von Verhandlungen über die Abtretung der waldeckschen Souveränetät erfuhr zwar sofort ein officiöses Dementi — offenbar hat ja Preußen das größte Interesse, bevor der Aufbau des norddeutschen Bundes die nothdürftigsten Stadien nicht überschritten, für die übrigen Bundesgenossen kein abschreckendes Exempel zu statuiren —; gewisse Anzeichen jedoch deuten mit Sicherheit darauf hin, daß jene Unterhandlungen wirklich gepflogen wurden und auch zur Stunde noch nicht abgebrochen sind. Begreiflich, welche Aufregung diese Kunde in allen Schichten unserer Bevölkerung angefacht. Neben der überwiegenden Zahl derer, welche die Annexion mit Jubel begrüßen, behauptet sich eine nicht geringe Opposition: das gesammte Beamtenthum sieht scheel dazu, die Residenz ist außer sich. Sagt man doch, daß selbst ihre anmuthigen Schönen die ob ihres annexionistischen Geruches geächteten Ritter schnöde zurückstoßen, ein systematischer waldeckscher Mädchenkrieg aber wäre ernstlich schlimm. Man giebt in diesen Kreisen vor, den Untergang der waldeckschen Civilisation, eine barbarisirende Nivellirung mit den anstoßenden Kreisen des katholischen Westfalens zu fürchten. Von größerem Gewicht ist das allgemeine Bedauern, von einem aufrichtig geliebten und wirklich braven Fürsten scheiden zu müssen. Allein, was vermag der beste Wille des besten Regenten gegenüber solch unheilbarer Krankheit! Mit tiefem Schmerze, aber in der Ueberzeugung, daß auch hier rückhaltlose Wahrhaftigkeit nur nützen kann, sei es gesagt: selbst die reactionärsten Tendenzen vermöchten dies Ländchen ebenso wenig weiter hinabzudrücken, wie die wohlwollenden der gegenwärtigen Regierung es heben können. Was hilft es, daß unsere liberale Gesetzgebung uns davor bewahrt, unsere Zustände dem Gelächter der Welt Preis gegeben zu sehen, wie die anderer Kleinstaaten? Sind diese doch immer noch besser daran als wir! Anhalt, die thüringischen Lande, besonders Reuß-Greiz, haben ihre lebhafte Industrie, Lippe seine vortreffliche Landwirthschaft, — Waldeck allein steht baar und ledig alles Trostes.

Wohl denn, mögen seine Geschicke sich erfüllen! Mag es immer, wenn es die Kraft der Hebung nicht in sich selbst trägt, sein Leben daran geben und von der künstlich behaupteten Höhe herabsinken auf die naturgemäße Stufe armer Bergländer — wir werden die Katastrophe begrüßen als den ersten Schritt in dem nothwendigen Entwickelungsprocesse von dem Nothbehelf des norddeutschen Bundes zu dem felsenfesten Bau des deutschen Einheitsstaats! Nur gebe der Himmel, daß die Agonie des unglücklichen Ländchens nicht zu lang und bitter werde!

+

Ein Brief Beethovens.

Einer der eigenthümlichſten Züge in Beethoven iſt die Zartheit im Verkehr mit Frauen, die auf ſeiner idealen Auffaſſung der weiblichen Natur beruhte. Blieb dieſe aus dem Herzen kommende Galanterie nicht immer von einem Anflug von Sentimentalität frei, ſo veranlaßte eine gewiſſe Unbeholfenheit in ſeinem Benehmen; die — grade wie es ihm in ſeinen Briefen mit dem ſchriftlichen Ausdruck geht — ihm da am leichteſten in den Weg kam, wo er ſich gern ganz und gar geben wollte, leicht Mißverſtändniſſe. Dieſe pflegte er dann ſehr hoch zu nehmen, und ſein Zorn, wo er ſich verletzt glaubte, wie ſein Eifer, wo er wieder gut zu machen wünſchte, ging leicht über das billige Maß hinaus. Immer aber zeigen uns ſolche Aeußerungen die edle und reine Menſchennatur des Künſtlers, dem die Formen des geſelligen Verkehrs nicht ſo vertraut waren, wie die des muſikaliſchen Ausdrucks. Intereſſante Züge der Art haben die Grenzboten früher in den Aufzeichnungen des Fräulein del Rio und in Beethovens Briefen an A. Sebald mitgetheilt, kürzlich auch Alfred Schöne in Beethovens Briefen an die Gräfin Erdödy. Noch manches der Art läßt ſich zur Vervollſtändigung des Bildes unſeres großen Meiſters beibringen. Was kann rührender ſein, als was die Generalin Dorothea Ertmann — eine der ausgezeichnetſten Beethovenſpielerinnen, welche er ſelbſt ſeine Cäcilia nannte — an Mendelsſohn erzählte: „wie ſie ihr letztes Kind verloren habe, da habe der Beethoven erſt gar nicht mehr ins Haus kommen können; endlich habe er ſie zu ſich eingeladen, und als ſie kam, ſaß er am Klavier und ſagte blos: wir werden nun in Tönen mit einander ſprechen, und ſpielte ſo über eine Stunde immer fort, und ſagte ihr alles und gab ihr zuletzt auch Troſt.“

Eine zarte Freundſchaft feſſelte ihn auch an Frau Antonie Brentano, welcher die Variationen über den diaboliſchen Walzer gewidmet ſind. Sie war die Tochter des Hofraths v. Birkenſtock, der viele Jahre als Mitglied und zuletzt als Director der Studiencommiſſion eine einflußreiche Wirkſamkeit übte, als Gelehrter in großem Anſehen ſtand und ſeiner bedeutenden Bibliothek und Kunſtſammlung wegen berühmt war. Sophie Brentano, die Tochter von Goethes Freundin Maximiliane Brentano, eine ältere Schweſter von Bettina, einäugig, aber ſehr geſcheidt, lebte eine Zeit lang in Wien, wo ſie als Braut des Grafen Herberſtein ſtarb. Sie hatte die Verbindung ihres Bruders Franz mit Antonie v. Birkenſtock vermittelt; die junge Frau, welche ſich in Frankfurt nicht heimiſch fühlte, veranlaßte Brentano nach Wien zu ziehen, wo ſie mehre

Jahre im birkenſtockſchen Hauſe die Wohnung inne hatten, welche Bettina ſo hübſch beſchreibt. In dieſem Hauſe, wo die Muſik gepflegt wurde, ging Beethoven freundſchaftlich aus und ein. Seine „kleine Freundin", für die er „zur Aufmunterung im Klavierſpielen" im Jahre 1812 das kleine Trio in einem Satze ſchrieb, war die Tochter derſelben Maximiliane Brentano (ſpäter Frau v. Blittersdorf), welcher er zehn Jahre ſpäter die Sonate in E-dur dedicirte. Nach Birkenſtocks Tode (1809) ſuchte er ſich auch praktiſch als Freund zu erweiſen und den Ankauf eines Theils ſeines Nachlaſſes durch den Erzherzog Rudolph zu vermitteln. Wirkſamer war wohl der Beiſtand, welchen Brentano ihm leiſtete, bei dem er ſpäter in bedrängten Zeiten, wenn er ein Darlehn bedurfte, ſtets offene Kaſſe fand. Frau Antonie Brentano war während ihres wiener Aufenthalts vielfach kränklich und oft Wochen lang ſo leidend, daß ſie ſich in ihrem Zimmer, für jeden Beſuch unzugänglich, zurückgezogen halten mußte. In ſolchen Zeiten pflegte Beethoven regelmäßig zu kommen, ſetzte ſich in ihrem Vorzimmer ohne Weiteres ans Klavier und phantaſirte; wenn er der Leidenden in ſeiner Sprache „alles geſagt und Troſt gegeben hatte", ging er wieder fort, wie er gekommen war, ohne ſonſt von jemand Notiz zu nehmen.

Beethovens Perſönlichkeit und Weſen war übrigens geeignet, auch auf Frauen einen nicht blos bedeutenden, ſondern gewinnenden Eindruck zu machen. Eliſabeth Röckel, die Schweſter des Tenoriſten Röckel, welcher bei der Wiederholung des Fidelio 1806 den Floreſtan ſang, kam im Jahre 1812 als Sängerin nach Wien und hatte vielfach Gelegenheit mit Beethoven zu verkehren, der das talentvolle und liebenswürdige junge Mädchen auszeichnete, welches am 16. Mai 1813 ſich mit Hummel verheirathete. Als bejahrte Matrone, auch da noch durch friſche Anmuth gewinnend, ſprach ſie ſich mit wohlthuender Wärme über das Glück aus, von Beethoven beachtet zu ſein und vertraulich mit ihm verkehrt zu haben. „Wer ihn geſehen hat in guter Laune, geiſtig angeregt, wem er in ſolcher Stimmung ſich ausgeſprochen hat," ſagte ſie mit leuchtenden Augen, „der kann den Eindruck nie vergeſſen." Schindler erzählt, Beethoven ſei mit Hummel vollſtändig zerfallen, weil dieſer bei der Aufführung ſeiner erſten Meſſe in Eiſenſtadt im Jahre 1810 durch maliziöſes Lächeln ihn tödtlich verletzt habe. Hummel habe ſich dann auch von Beethoven ſtets fern gehalten, weil beide daſſelbe Mädchen geliebt hätten, die Hummel den Vorzug vor jenem gab. So ſei es gekommen, daß ſie erſt an Beethovens Sterbebett ſich wieder geſehen und ausgeſöhnt hätten. In ſeinem Bericht iſt mehr als ein Mißverſtändniß. Als am 8. December 1813 in dem großen Concert zum Beſten der Verwundeten die Schlachtſymphonie aufgeführt wurde, übernahm Hummel die Leitung der Trommeln und Ratſchen, und da man eine Wiederholung unternahm, ſchrieb ihm Beethoven folgendes Billet:

Allerliebſter Hummel!

Ich bitte Dich, dirigire auch dieſesmal die Trommelfelle und Kanonaden mit Deinem trefflichen Kapellmeiſter- und Feldzeugherrn-Stab — thue es, ich bitte Dich, falls ich Dich einmal kanoniren ſoll, ſtehe ich Dir mit Leib und Seel zu Dienſten.

Dein Freund Beethoven.

Und als Hummel Wien verließ, ſchrieb ihm Beethoven am 4. April 1816 einen Canon auf die Worte ars longa vita brevis (einen andern, als den für Sir George Smark geſchriebenen), in ein Album mit den Worten: „Glückliche Reiſe lieber Hummel, gedenken Sie zuweilen Ihres Freundes Ludwig van Beethoven.“ Das ſind doch nicht eben Beweiſe von Feindſchaft, und was die Nebenbuhlerſchaft anbelangt, ſo gab Frau Hummel auf eine unumwundene Frage die unumwundene Antwort, daß Beethoven ſie mehr ausgezeichnet habe, als ſie als ein junges Mädchen habe beanſpruchen können, daß er ſtets herzlich und traulich zu ihr geweſen ſei, daß aber nichts in ſeinem Benehmen ſie je auf die Vermuthung gebracht habe, er hege für ſie eine ernſtliche Neigung und denke an eine Verbindung.

Recht charakteriſtiſch für Beethovens Verkehr mit Frauen iſt auch ein bisher nicht gedruckter Brief an das Ehepaar Bigot, über deren Perſönlichkeiten und ihr Verhältniß zu Beethoven Reichardt in ſeinen Briefen aus Wien vom Jahre 1808 und 1809 uns unterrichtet. Seine Mittheilungen ſind im Weſentlichen folgende.

„Auch ein Morgenkonzert haben wir wieder gehabt im kleinen Redoutenſaale. Eine Madame Bigot, deren Mann, ein braver gebildeter Berliner, Bibliothekar bei dem Grafen von Raſumowsky iſt, gab das Konzert, und ſpielte mit großer Virtuoſität das Fortepiano. Fürs große Publikum war die Wahl der Stücke zwar nicht gut getroffen; denn ſie hatte eins der ſchwerſten Konzerte, und die allerſchwerſten bizarſten Variationen von Beethoven über ein ſonderbares Thema von acht Takten gewählt. Dem Kenner zeigte ſie aber deſto ſicherer eine recht feſt gegründete Virtuoſität. Ihr Vortrag war überall, auch bei den größten Schwierigkeiten, vollkommen deutlich und rein, und beſonders zeigte ſie eine ſeltene große Fertigkeit und Sicherheit in der linken Hand. Das ganze Konzert beſtand ſonſt aus lauter Muſik von Beethoven, der ihr Heiliger zu ſein ſcheint.“ (16. Dec. 1808).

„An einem ſchönen Vormittage habe ich auch einen angenehmen Gang zu dem entfernten großen fürſtlichen Etabliſſement des Grafen Raſumowsky gemacht, und ſeinem großen Garten, der jetzt im Winter wie ein Wald daſteht,

und in den Treibhäusern angenehme Stunden zugebracht. Eine feine hölzerne Brücke, über einen Arm der Donau, die der Graf auch hat erbauen lassen, verbindet seine Anlage auf eine angenehme Weise mit dem Prater. Ihn selbst verfehlte ich, allein Madame Bigot, deren Gemahl in den weitläufigen Gebäuden des Grafen, wie alle an ihn attachirte Künstler und Gelehrte, als dessen Bibliothekar, eine anständige Wohnung hat, fand ich von zwei allerliebsten Kindern umgeben, denen sie eine so sorgfältige und zärtliche Mutter zu sein scheint, als sie eine eben solche Hausfrau sein soll. Dabei nun ein so großes Talent in so hohem Grade auszubilden, als sie das Fortepianospiel ausgebildet hat, und mehrere angenehme an ihr gerühmte weibliche Talente zu besitzen, ist wahrlich kein kleines Verdienst. Sie hatte die Güte, mir einige treffliche Haydnsche und Mozartsche Sonaten mit vieler Zartheit und wahrer Vollendung in der Ausübung hören zu lassen, und verspricht mir für die nächste Zeit einen ganzen musikalischen Abend in ihrer schönen hellen Wohnung. Dann soll ich auf ihrem Fortepiano die größten Werke ihres Lehrers Beethoven von ihr hören. Sie ist eine Neufchatelerin und erst seit einigen Jahren hier verheirathet, spricht aber schon so gut Deutsch, daß man die Ausländerin nur selten bemerkt. (31. Dec. 1808.)

„Von den vielen großen und kleinen Musiken, die ich in den letzten Tagen wieder gehört, und mit denen ich ganze Bogen anfüllen könnte, muß ich Dir doch einen sehr angenehmen Abend bei Frau Bigot besonders nennen. Sie hatte ihn mir zu Gefallen veranstaltet, um mir die großen Beethovenschen Sonaten und Trios hören zu lassen, von denen ich ihr letzt mit großer Theilnahme sprach, und das liebliche, seelenvolle Trio mit dem Waldhorn, welches der liebe verewigte Hutzler noch am letzten Musikabende vor seinem Tode so herrlich, so himmlisch bei uns blies, mir noch immer, wie sein zärtlicher Abschiedsruf, vor der Seele tönt. Frau Bigot hatte den Violinisten Schupanzig dazu eingeladen, dessen ausgezeichnetes Talent sich nirgend bestimmter und vollkommener ausspricht als im Vortrag der Beethovenschen Sachen. Er begleitete den Abend das vortreffliche Spiel der Virtuosin auch mit seiner ganzen Feinheit und pikanten Originalität. Sie spielte fünf große Sonaten von Beethoven ganz meisterhaft; eine war immer herrlicher als die andere; es war die Blüte eines sehr vollen üppigen Künstlerlebens. In allen den Sachen ist ein Strom von Phantasie, eine Tiefe des Gefühls, für die es keine Worte, nur Töne giebt, und die auch nur in das Herz und aus dem Herzen eines solchen Künstlers kommen, der seiner Kunst ganz lebt und mit ihr wachend träumt und träumend wacht.

Eine kleine recht auserwählte Gesellschaft um einen runden Theetisch genoß auch jeden Ton gar innig. Der sehr brave Architekt Moreau, der hier, und

auch in Eisenstadt, für den Fürsten Esterhazy große Bauten besorgt, und den ich mit seiner liebenswürdigen Familie schon in den Häusern Arnstein und Eskeles öfterer gesehen hatte; er und seine sehr verständige, still theilnehmende Frau, wie ichs selten an Französinnen gesehen habe; die Frau v. Schoppen, die auch vortrefflich das Fortepiano spielt, zu der mich letzt schon die Frau v. Hennigstein geführt, um einige Beethovensche und Clementische Sachen von ihr mit großer Fertigkeit und Sicherheit spielen zu hören; zwei junge Liefländer, Baron Vietinghof mit ihrem Führer, von denen der älteste auch sehr brav das Fortepiano spielt und selbst componirt — das war das auserwählte feine Publikum für die interessante Abendmusik, während welcher eine sehr hübsche, gebildete Schwester der Frau vom Hause uns guten Thee servirte." (26. Januar 1809.)

Nach diesem bedarf der folgende Brief Beethovens, dessen specielle Veranlassung nicht bekannt ist, auch nicht bekannt zu sein braucht, keiner weiteren Erläuterung, er spricht die Situation und den Charakter des Schreibenden deutlich aus.

Liebe Marie, lieber Bigot!

Nicht anders als mit dem innigsten Bedauern muß ich wahrnehmen, daß die reinsten unschuldigsten Gefühle oft verkannt können werden — wie Sie mir auch liebevoll begegnet sind, so habe ich nie daran gedacht, es anders auszulegen, als daß Sie mir Ihre Freundschaft schenken — Sie müssen mich sehr eitel und kleinlich glauben, wenn Sie voraussetzen, daß das Zuvorkommen selbst einer so vortrefflichen Person, wie Sie sind, mich glauben machen sollte, daß ich gleich ihre Neigung gewonnen — ohnedem ist es einer meiner ersten Grundsätze, nie in einem andern als freundschaftlichen Verhältniß mit der Gattin eines andern zu stehn, nicht möchte ich durch so ein Verhältniß meine Brust mit Mißtrauen gegen diejenige, welche vielleicht mein Geschick einst mit mir theilen wird, anfüllen — und so das schönste reinste Leben mir selbst verderben —. Es ist vielleicht möglich, daß ich einigemal nicht fein genug mit Bigot gescherzt habe, ich habe Ihnen ja selbst gesagt, daß ich zuweilen sehr ungezogen bin — ich bin mit allen meinen Feunden äußerst natürlich und hasse allen Zwang, Bigot zähle ich nun auch darunter, wenn ihn etwas verdrießt von mir, so fordert es die Freundschaft von ihm und Ihnen, daß Sie mir solches sagen — und ich werde mich gewiß hüten, ihm wieder wehe zu thun — aber wie kann die gute Marie meinen Handlungen so eine böse Deutung geben. — —

Was meine Einladung zum Spazierenfahren mit Ihnen und Caroline angeht, so war es natürlich, daß ich, da Tags zuvor Bigot sich dagegen auflehnte, daß Sie allein mit mir fahren sollten, ich glauben mußte, Sie beyde fänden es vielleicht nicht schicklich oder anstößig — und als ich Ihnen schrieb, wollte ich Ihnen nichts anders als begreiflich machen, daß ich nichts dabey

fände, wenn ich nun noch erklärte, daß ich großen Werth darauf legte, daß Sie mir es nicht abschlagen sollten, so geschah dies nur, damit ich Sie bewegen möchte, des herrlichen schönen Tages zu genießen, ich hatte Ihr und Carolinens Vergnügen immer mehr im Sinn, als das meinige, und ich glaubte Sie auf diese Art, wenn ich Mißtrauen von Ihrer Seite oder eine abschlägige Antwort als wahre Beleidigung für mich erklärte, fast zu zwingen, meinen Bitten nachzugeben. — Es verdient wohl, daß Sie darüber nachdenken, wie Sie mir es wieder gut machen werden, daß Sie mir diesen heitern Tag sowohl meiner Gemüthsstimmung wegen, als auch des heitern Wetters wegen — verdorben haben — wenn ich sagte, daß Sie mich verkennen, so zeigt Ihre jetzige Beurtheilung von mir, daß ich wohl recht hatte, auch ohne an das zu denken, was Sie sich dabey dachten — wenn ich sagte, daß was übels draus entstünde, indem ich zu Ihnen käme, so war das doch mehr Scherz, der nur darauf hinzielte, Ihnen zu zeigen, wie sehr mich immer alles bey Ihnen anzieht, daß ich keinen größern Wunsch habe, als immer bey Ihnen leben zu können, auch das ist Wahrheit — ich setze selbst den Fall, es läge noch ein geheimer Sinn darin, selbst die heiligste Freundschaft kann oft noch Geheimnisse haben, aber — deswegen das Geheimniß des Freundes — weil man es nicht gleich errathen kann, mißdeuten — das sollten Sie nicht — lieber Bigot, liebe Marie, nie, nie werden Sie mich unedel finden, von Kindheit an lernte ich die Tugend lieben — und alles, was schön und gut ist — Sie haben meinem Herzen sehr wehe gethan. — Es soll nur dazu dienen, um unsere Freundschaft immer mehr zu befestigen — mir ist wirklich nicht wohl heute, und ich kann Sie schwerlich sehen, meine Empfindlichkeit und meine Einbildungskraft malten mir seit gestern nach den Quartetten immer vor, daß ich Sie leiden gemacht, ich ging diese Nacht auf die Redoute, um mich zu zerstreuen, aber vergebens, überall verfolgte mich Ihr aller Bild, immer sagte es mir, Sie sind so gut, und leiden vielleicht durch dich. — Unmuthsvoll eilte ich fort — schreiben Sie mir einige Zeilen — Ihr wahrer

Freund Beethoven

umarmt sie alle.

Zur Kritik des goetheſchen Textes.

Michael Bernays „Ueber Kritik und Geſchichte des goetheſchen Textes.“ Berlin, S. Dümmler. 1866.

M. Bernays hat in der vorſtehenden Schrift nicht etwa einen Beitrag zur Kritik des goetheſchen Textes geliefert, ſondern die Kritik, welche dieſen Namen verdient, erſt begründet und die bisherige bodenloſe Kritik beſeitigt.

In methodiſch ſicherer Weiſe hat Bernays die Geſchichte des goetheſchen Textes erſchloſſen, diejenigen Nachdrucke aufgezeigt, aus welchen die falſchen Lesarten und Textverderbniſſe gleich in die erſte Sammlung der goetheſchen Werke übergegangen ſind, ſowie neue Fehler aus dem Nachdruck dieſer erſten Sammlung in die ſpäteren Ausgaben. Mit dieſen genauen Nachweiſungen hat Bernays zugleich den Beweis geliefert, daß dieſe eingeriſſenen Abweichungen von den erſten Einzelausgaben, dieſe fortgepflanzten Entſtellungen des Urtextes nicht etwa nachträgliche Aenderungen von Goethe ſelbſt ſind. Denn ſie finden ſich ja zuerſt in Nachdrucken, an deren Redaction der Dichter ſelbſt gar keinen Antheil hatte, und ſind in die von ihm ausgegangene Sammlung ſeiner Werke nur dadurch gekommen, daß er dem Setzen der letzteren arglos dieſe vorhandenen Nachdrucke zu Grunde legen ließ, ohne ſie an andern Stellen zu revidiren, als an ſolchen, wo er ſein Original umänderte, einzelne Theile tilgte oder anders ausführte, oder neue hinzudichtete. Hingegen bei Abweichungen die den Sinn ſchwächen, den Ausdruck des Originals entſtellen, kann von nun an der Kritiker das Bedenken, ob es nicht doch etwa abſichtliche Aenderungen, des Dichters ſelbſt ſeien, ſich keinen Augenblick mehr beigeben laſſen, ſeitdem ſie von Bernays nachgewieſen ſind als vor dieſen rechtmäßigen Ausgaben bereits vorhandene Druckfehler oder Correctoreingriffe der Nachdrucke, hier der einen oder der andern Auflage des himburgſchen Nachdrucks, die der erſten rechtmäßigen Sammlung der Werke zu Grund gelegt worden, dort des fehlervollen vierbändigen Nachdrucks der erſten Sammlung, welchen Göſchen ohne Goethes Wiſſen neben derſelben fertigen ließ, und deſſen Verderbniſſe wieder in die cottaſchen Ausgaben übergingen. Bernays thut ferner ebenſo unwiderleglich dar, daß die erſte cottaſche Ausgabe der Werke dieſen aufgenommenen Fehlern weitere ihres Setzers und Correctors hinzugefügt hat. Hierauf giebt er eine kritiſch beſtimmte Charakteriſtik der zweiten cottaſchen Ausgabe und der Erweiterung von Textſchäden in derſelben. Endlich, daß zur Herſtellung des Goethetextes die Ausgaben der Werke alle noch der Reinigung bedürfen, und dieſelbe nicht nur bei den Jugenddichtungen durch Vergleichung mit den urſprünglichen Einzelausgaben finden können und müſſen, ſondern gleich ſehr auch bei

den spätern Erzeugnissen dieses Zurückgehen auf die Erstausgaben derselben unerläßlich und von Erfolg sei, erhärtet Bernays mit einer Reihe evidenter Belege aus den Texten der „natürlichen Tochter", des „Elpenor", der „Lehrjahre", „Wahlverwandtschaften", „Wanderjahre", „guten Frauen", „Briefen aus der Schweiz", „Dichtung und Wahrheit".

Durch dieses Feststellen der unterscheidenden Textbeschaffenheit der Ausgaben, Herkunft und Filiation ihrer Verderbnisse, welches nur einer durch alle Auflagen sich wiederholenden Lesung mit unermüdlicher Aufmerksamkeit und combinirendem Geiste gelingen konnte, hat Bernays die äußere Fundamentalkritik des Goethetextes erst geschaffen. Ohne diese blieb jede Behandlung, die seine Echtheit und Reinheit bewahren will, bei jedem Anstoße, der nicht zu den handgreiflichen Druckfehlern gehört, auf Conjecturalkritik beschränkt. Nach Vollendung aber dieser Fundamentalkritik hat die innere historischen Boden, und wird ihre Anwendung spruchreif.

Schon von Anfang konnte diese äußere Kritik, die der innern in die Hand arbeitet, ihr grundlegendes Geschäft nicht ohne die letztere machen, ihren Merkmalen und Schlußgliedern die Beweiskraft nicht geben ohne gebildete Vertrautheit nicht nur mit Sprache und Poesie im Allgemeinen, sondern mit der eigenthümlichen dieses Schriftstellers und der besondern der einzelnen kritischen Stelle. Es ist daher auch bei Bernays jede der ausgewählten problematischen Lesarten, durch die er eine Ausgabe charakterisirt, aus solcher Kenntniß der Dichtersprache und Fühlung des Zusammenhangs beurtheilt, und die Richtigkeit der von ihm entwickelten kritischen Textgeschichte wird eben darum einleuchtend und überzeugend, weil er die eingedrungenen Lesarten nicht allein als Abweichungen von jenen der Erstausgaben, sondern auch als den Sinn verfehlend, den Ausdruck störend oder der Weise des Dichters weniger gemäß, mit einer tüchtigen innern Kritik darthut. Wer diesen Besprechungen von mehr als hundert einzelnen Stellen aus den verschiedenen Dramen, Romanen, darstellenden Schriften Goethes und den Erörterungen der echten Schreibung gefolgt ist, der wird auch sehr bestimmt empfinden, daß die Unterschiede, um die es sich hier handelt, wie klein immer nach dem Betrage der Lettern, für den Eindruck der Werke und den Genuß der Poesie von ganz wesentlichem Belange sind.

Es ist also ein entschiedenes Verdienst um unsere Literatur, um den großen Dichter, um die Reinheit des Vermächtnisses, das die Nation an seinen Werken hat, was eine ehrliche Anzeige von dieser instructiven Schrift des jungen philologischen Meisters melden kann und muß. Das zweite von gleich allgemeinem Interesse, was ein sachgemäßer Bericht hervorzuheben hat, ist die erfreuliche Thatsache, daß dieser Unterricht über Zustand und Herstellung des Goethetextes nur Probe und Rechenschaft einer Kritik ist, welche Bernays in dieser methodischen Strenge und Sinnesfeinheit bereits an einer ganzen Reihe von Werken

völlig durchgeführt hat. Die Herausgabe von ausgewählten Werken Goethes in der historisch authentischen Textgestalt, welche Bernays ihnen wiedergegeben hat, steht demnächst bevor. Jeder Einsichtige wird, nach dem objectiven Zeugniß, das die Ankündigungsschrift gewährt, bei ihrer Anzeige nicht versäumen, die deutsche Lesewelt auf eine so erwünschte Erscheinung aufmerksam zu machen, und der cottaschen Buchhandlung Glück zu wünschen, daß sie einen Herausgeber gewonnen hat, mit dessen Leistung sie sich im Vaterlande den nachhaltigsten Dank verdient. —

Nun aber thut die Anzeige in Nr. 359 u. 360 d. Augsbg. Allg. Ztg. v. 1866 von allem diesem das Gegentheil. Sie trachtet Herrn Bernays, seine Kritik und seine Ausgabe zu discreditiren. Wir müssen ihre Gründe untersuchen. Sie beginnt zwar mit dem Geständniß, daß Bernays eine folgenreiche Entdeckung mittheile, behauptet aber, dieselbe sei nichts als der Abschluß der von Herrn Düntzer im Aufsatz der Deutschen Vierteljahrsschrift 1857 mitgetheilten Ergebnisse. Auf den Kundigen kann diese Behauptung nur eine hochkomische Wirkung machen. Wer die düntzerschen Thesen annahm, dem war gradezu der Weg zu der Entdeckung abgeschnitten, die Herr Düntzer nun als ihren Abschluß in Anspruch nimmt. Gleich der Eingang des Aufsatzes nimmt das, was Goethe in Briefen von seiner und seiner Freunde Durchsicht der zur ersten Sammlung bestimmten Werke gesagt hat, für gleichbedeutend mit den Druckrevisionen, so daß gefolgert wird „für manche Stellen sei nicht zu entscheiden, ob eine Abweichung von der früheren Lesart dem Setzer oder dem Dichter selbst zufalle". Damit schließt Herr Düntzer die Möglichkeit des Dritten aus, dessen Wirklichkeit Bernays entdecken mußte, um Herrn Düntzers Unkritik nicht abzuschließen, sondern zu widerlegen. Und daß Bernays die Höflichkeit gehabt hat, dies ohne Nennung des Widerlegten zu thun, vergilt ihm Herr Düntzer mit der Beschuldigung, des Verdienstes der Vorarbeit nicht gedacht zu haben. Düntzer nannte dort die erste Sammlung „die mit Sorgfalt bearbeitete und durchgesehene erste Ausgabe in acht Bänden", welchen Unterricht Bernays dahin abgeschlossen hat, daß er sie als großentheils aus den fehlerhaften himburgschen Nachdrucken geflossen unwiderleglich darthut.

Im Weitern gedachte dort Düntzer allerdings des vierbändigen göschenschen Nachdrucks als gewährlos, des Uebergangs desselben in die cottasche Ausgabe von 1806, der Druckfehlervermehrung in der 1815 begonnenen Ausgabe, welche Bernays, da sie erst 1819 vollendet wurde, kurzweg die von 1820 nennt, was Herrn Düntzers Anzeige zu rügen nicht versäumt. Wie steht es nun aber mit dem größern Vorwurf, daß Bernays (der doch seine Dankschuld gegen Hirzel, den Hauptförderer einer gründlichen Goethe-Text-Geschichte und Kritik, angelegentlich bekennt) Herrn Düntzer den Dank für die kritischen Erörterungen der Fehler dieser und jener Ausgabe vorenthalten habe? In dem

genannten Aufſatz hat Herr Düntzer ſeinerſeits eine Anzahl kritiſcher Data angeführt, die ihm erſt der Recenſent der düntzerſchen Ausgabe im „Literariſchen Centralblatt“ aufgewieſen hatte, ohne jedoch dieſen Recenſenten zu nennen, geſchweige ihm zu danken, vielmehr hatte Herr Düntzer fünf Jahre vorher in ſeiner Defenſion „über die neue Octavausgabe von Goethes Werke“ dieſen ſeinen Zurechtweiſer urtheilslos, verläumderiſch, und deſſen Correcturen abgeſchmackte Schlimmbeſſerungen genannt, trotzdem, daß er mit demſelben Athem die Richtigkeit der von ihm „aufgeſtockenen Druckfehler“ anerkennen und infolge deſſen ſeiner Ausgabe mit vielen Cartons nachhelfen mußte. Wenn nun Herr Düntzer von Bernays die dankbare Anerkennung verlangt, daß ſeiner kritiſchen Enthüllung erheblich vorgearbeitet worden durch die düntzerſchen Bemerkungen über die Ausgaben von 1806 und 1815, ſo iſt dieſe Dankforderung ganz ſo völlig unberechtigt, als es Herrn Düntzers Undank gegen jenen Recenſenten war. Düntzers Aufſatz giebt keinen beweiſenden und begrenzenden Unterricht über die Filiation der Textverderbniſſe, ſo daß daraus eine Conſequenz für die Textherſtellung gezogen würde; im Gegentheil, er verficht den Widerſpruch gegen dieſe Conſequenz als kritiſche Maßregel. Was hilft es, daß er zugiebt, der Ausgabe von 1806 ſei der nachläſſige göſchenſche Nachdruck in vier Bänden zu Grunde gelegt worden, wenn er nichtsdeſtoweniger eben dieſe Ausgabe, ſowie die von letzter Hand als durchgängig von Goethe ſelbſt revidirte betrachtet wiſſen will und (S. 238 des Aufſatzes) ausdrücklich ſagt: „Viel geringer iſt der Verdacht eines Druckfehlers, wenn eine Lesart auf der Ausgabe von 1806 oder auf der letzter Hand beruht, da in beiden die beſſernde Hand des Dichters vielfach thätig geweſen; nur wo die ältere Lesart als entſchieden beſſer und eine abſichtliche Aenderung als durchaus unwahrſcheinlich ſich ergiebt, iſt eine Abweichung von dem in der Ausgabe letzter Hand Gebotenen geſtattet.“ In der Ankündigung dieſer Ausgabe letzter Hand hat Goethe ſelbſt geſagt: er ſei „von jeher wenig geneigt geweſen, an ſeinen Productionen zu ändern; man werde auch in dieſer Ausgabe wenig geändert finden ... nur an die bisher nicht gekannten Aufſätze ſei der Fleiß gewendet, der von einer ſpäteren Bildung Zeugniß geben könne.“ Daß Goethe die durchgehende und definitive Reviſion Freunden und Helfern anvertraut, iſt notoriſch. Dennoch ſtellt Herr Düntzer als Norm der Textherſtellung auf, daß „die Ausgabe letzter Hand die nothwendige Grundlage bilde, da ſie die letzte vom Schriftſteller ſelbſt beliebte Geſtalt des Textes giebt; die früheren, mit Abſicht veränderten Lesarten können nur unterhalb des Textes nach der Zeitfolge nachgewieſen werden.“ Dieſe Norm verbietet gradezu der Filiation der Textverderbniſſe methodiſch nachzuſpüren, indem ſie den Text der letzten Ausgabe, die der Dichter veranſtaltet, für den weſentlich authentiſchen erklärt, und mit dieſer die Brücke der äußern Kritik abbrechenden Aufſtellung will Herr Düntzer die Fundamentalkritik von

Bernays „sehr nahe“ gelegt haben, von deren sicheren Aufschlüssen er keine Ahnung hatte. Düntzers Fiction der späten Aenderungen Goethes ist nichts als die Costümirung seiner eigenen kritischen Nachlässigkeit und Willkür. So hat er in „Götter, Helden und Wieland“ stehen lassen: „Hast mit deinem verzehrenden Schwert abgeweihet ihre Haare.“ Jener kundige Recensent bemerkte ihm, daß die authentische Schreibung (in der Erstausgabe) abgeweidet sei; die innere Kritik eines Sprachkenners wie Grimm entschied gleichfalls für diese. Das rührt Herrn Düntzer nicht im Geringsten; „Man hüte sich,“ lehrt er, „wirkliche Aenderungen des Dichters als Druckfehler verwerfen zu wollen.“ Aber woran erkennt man denn diese Aenderungen Goethes in Ausgaben, die doch ebenfalls Druckfehler, auch vererbte, auch von Herrn Düntzer anerkannte enthalten? Er giebt kein objectives Merkmal dafür, kann auch keins geben; was genügen muß, ist — Herrn Düntzers Belieben.

Das ist das Eigene der düntzerschen Kritik, daß sie als ganz individuell innere keinen methodischen Zusammenhang mit der äußern hat. Grade die methodische Verknüpfung der äußern Kritik mit der innern ist das Verdienst von Bernays, und daß Düntzer in der Anzeige versucht, dieses Verdienst für sich in Anspruch zu nehmen, ist um so monströser, als er unmittelbar darauf diesen angeblichen Abschluß seiner Kritik herabzuwerthen und wieder aufzulösen sucht durch das alte Mittel seiner Unkritik.

Von den Druckfehlern, die Bernays als den Nachdrucken entstammend aufgezeigt und aus den Erstausgaben authentisch verbessert hat, will Herr Düntzer, weil er sie ruhig hat stehen lassen, doch einige für wahrscheinliche Aenderungen von Goethe selbst erklären. Seine Belehrung des Herrn Bernays äußert sich zu diesem Ende als ein unglaublich feiner Tadel der ursprünglichen Schreibung Goethes. Von der kurzen Beschreibung, wie Werther auf seinem Bett gefunden wird, sagt Herr Düntzer mit seinem gewöhnlichen pluralis majestatis: „Wir gestehen, daß die Zusammenstellung des Verbundenseins der Stirne mit der Blässe des Antlitzes uns nichts weniger als logisch richtig, auch das adjectivisch gebrauchte (sein Gesicht schon) „wie eines Todten“ hart erscheint. So vertheidigt Herr Düntzer den Druckfehler: „sein Gesicht schien wie eines Todten;“ wo dann „wie eines Todten“ nicht mehr adjectivisch gebraucht, die angebliche Härte verlieren und der logische Widerspruch wegfallen soll, daß einer bei verbundenen Stirne im Gesicht den Ausdruck des Todes haben kann. Welche Logik, welche Grammatik, welches weiche Sprachgefühl! Genau von derselben Qualität sind seine Ausstellungen an Bernays durchhin bis zu der letzten, die dem Leser zumuthet, „die Vorstellung“, daß ein von einem Rade Ergriffener sich wider Willen dreht, „ebenso neu als wunderlich“ zu finden. Mittelst solcher Absurditäten nimmt sich Herr Düntzer das Recht, die technisch musterhafte Charakteristik, welche Bernays von den Ausgabenfehlern giebt, „phantastische

Bilder" zu nennen, „die vor der aufgeregten Einbildung Bernays" schweben; phantastisch wohl in Wahrheit für Herrn Düntzer, da mit ihnen die Geister seiner kritischen Sünden heraufsteigen. Er wirft Bernays „leidenschaftliche Vorliebe für die älteste Lesart" vor. Mit Unrecht. Bernays weiß auch von des Dichters Besserungen und Aenderungen, nur mit dem Unterschiede, daß er durch methodische Kritik sie objectiv begrenzt und beweist, ohne dem düntzerschen Gesetz der absoluten Willkür zu huldigen. Von allen einzelnen kritischen Unterscheidungen in der Schrift von Bernays, sowohl denen, welche Herr Düntzer mäkelnd annimmt, als denen, die er sophistisch bestreitet, bin ich im Fall zu versichern, daß nicht nur meine Wenigkeit, sondern ausgezeichnete Kenner der Goethetexte und anerkannte Meister kritischer Philologie sie technisch genau, wohl überlegt nnd unumstößlich gefunden. Es wäre nur Zeitverderb, noch weiter ins Einzelne die Unhaltbarkeit der Einwendungen Düntzers in der Anzeige klar zu machen. Blos daran will ich noch erinnern, welche würdige Rolle ihre Summe dem großen Dichter zutheilt. Er läßt ihn an einer ganzen Reihe Stellen das Unlogische, Sprachwidrige, Abgeschmackte seiner ersten Schreibung gewahr werden und die Besserungen, die der vorgeschrittene Dichter findet, sind keine anderen, als welche vor ihm die nachlässigen Setzer der Nachdrucke und irrenden Correctoren gemacht haben. Mit nichten! ruft mir Herr Düntzer entgegen. Nenne ich doch das Wort in den Lehrjahren, das Bernays aus der Erstausgabe herstellt: in dieser Weste: ausdrücklich einen argen Druckfehler." Dieses wohl; nur leider, es ist kein Druckfehler. Herr v. Loeper kann Herrn Düntzer sagen, daß es im Manuscript steht.

Der Leser kann nun wohl genugsam die „strenge Maßhaltung" beurtheilen, welche die Anzeige immer wieder dem „leidenschaftlichen öffentlichen Ankläger", der nur von Herrn Düntzer erkannten goetheschen Verbesserungen entgegensetzt. Daß der Schluß der Schrift von Bernays, der für die Sache begeistert spricht, für die er so fruchtbare Hingebung bewiesen, im Schluß der düntzerschen Anzeige ein „sehr gereizt geschriebener" heißt, und mit dem Vorwurf beehrt wird, den wieder der pluralis majestatis hebt: „Vor allem sollte, meinen wir, jeder Forscher das bereits Geleistete vollständig kennen und würdigen, was wir grade in der vorliegenden Schrift gar sehr vermissen" — wird niemanden befremden, der Herrn Düntzer kennt. Noch nie hat sich irgendjemand um die Goetheliteratur irgendein Verdienst erworben, dem es nicht eine entstellende und herabsetzende Recension von Herrn Düntzer eingetragen hätte, noch nie ein Kundiger etwas vorgebracht, dessen Richtigkeit unverträglich ist mit den düntzerschen Mißhandlungen Goethes, ohne daß Düntzer sich beeilt hätte, ihm öffentlich Unkunde und Unterschätzung der vorhandenen Leistungen anzudichten. So entschieden geberdet er sich seit einem Menschenalter als den alleinigen Großherrn und Oberrichter von allem, was Goethe betrifft, daß er in seiner voluminösen Her-

meneutik den Dichter selbst mit einem wahren Talent des Mißverstandes auf das unumwundenste und plumpste tadelt. Damit läugne ich nicht seinen verdienstlichen Fleiß in Erwerbung und Zusammenstellung des actenmäßigen Materials für Goethes Leben und Wirken. Nur muß ich gestehen, daß der Gebrauch, den Herr Düntzer von dem erworbenen actenmäßigen Material macht, oft willkürlich und die Angabe der Actenmäßigkeit unzuverlässig ist.

Dieses Zeugniß will ich mit einem Beispiel belegen, welches ich wähle, weil es der Zeit nach so alt ist, daß mein langes Schweigen darüber in all den Jahren, in welchen Herr Düntzer nicht aufgehört hat, Invectiven gegen mich loszulassen, wohl erkennen läßt, daß ich nicht „gereizt schreibe"; sodann darum, weil es ganz heiterer Natur ist.

In Düntzers Ausgabe des brieflichen Nachlasses von Herder im ersten Bande (vom Jahre 1856) S. 38 enthält Goethes Brief an Herder griechische Worte aus Pindar. In einer Anmerkung dazu theilt Herr Düntzer eine deutsche metrische Uebersetzung davon als von Goethe herrührend mit. Dies ist nur seine unrichtige Vermuthung, die ich am wenigsten übel zu nehmen hätte, da diese dem großen Dichter zugeschriebene Verdeutschung von mir ist. Ich hatte zwölf Jahre, bevor sie in Düntzers Hände kamen, Goethes Briefe an Herder lange Zeit in der Abschrift im Hause, welche Herders Enkel, der Geheime Staatsrath Stichling, sich hatte fertigen lassen, und in dieses Exemplar schrieb ich damals diese deutsche Uebersetzung der von Goethe angezogenen pindarischen Sätze, wie Freund Stichling bezeugen kann, auch Geibel sich wohl noch erinnern wird, der 1844 die Briefe bei mir sah und an den Versen („Lernvolk ist vorlaut" u. s. w.) lebhaftes Vergnügen hatte. Ohne Stichlings Wissen ist, wie jener ganze Nachlaß, so denn auch die Abschrift dieses Exemplars und meiner Note dem Buchhändler überliefert worden; denn die Uebersetzung, wie sie der Druck wiedergiebt, ist wörtlich die meinige, nur in schlechter Versabtheilung abgesetzt. Hätte nun Herr Düntzer angemerkt: das Manuscript hat unter dem Text folgende anonyme Uebersetzung, von der ich vermuthe, daß Goethe sie gemacht; so wäre das wohl kein Zeichen einer feinen Kenntniß goethescher Uebertragungsweise gewesen, aber seiner actenmäßigen Wahrhaftigkeit hätte es nichts vergeben. Nun sagt aber seine Anmerkung: „Nach einer Angabe in Riemers Nachlaß soll Goethe in einem in diesem Jahr an Herder gerichteten Brief die betreffenden Stellen also übersetzt haben:" Diese Angabe enthält eine Unmöglichkeit. Daß Goethe in einem 1772 geschriebenen Brief pindarische Verse mit Beobachtung des Metrums wiederzugeben gesucht, wird kein Kenner des damaligen Formengebrauchs deutscher Poesie und goetheschen Versbaus glauben, würde auch Riemer nicht angenommen haben. Aber Riemer hat jenes Manuscript und meine Verdeutschung Pindars nie gesehen, konnte also weder etwas Richtiges noch Unrichtiges darüber sagen. Folg-

lich hat Herr Düntzer, um seine Vermuthung in ein objectives Zeugniß zu verwandeln, die Kunde von einem Actenstück aus Riemers Nachlaß und von einem in diesem bezeugten zweiten, einem nach Jahr und Inhalt bezeichneten Brief Goethes — gefabelt.

A. Schöll.

Nachschrift. Zur Kritik des Redactionswesens der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Am 10. Januar d. J. sandte ich obige Antikritik an die Redaction der Augsburger Allgem. Zeitung. Ich müsse, schrieb ich, es für angemessen erachten, daß die Allg. Ztg., welche die Anzeige gebracht, auch der altera pars das Wort gebe. Zudem liege es doch wohl im Interesse der cottaschen Buchhandlung, die von ihr veranstaltete Ausgabe von Goethes ausgewählten Schriften nach Bernays Textherstellung, nicht durch grundlose Verdächtigung seiner Kritik zum Voraus discreditiren zu lassen. Sollte jedoch die Redaction nicht im Falle sein, meinen Aufsatz demnächst unverkürzt und unverändert in Druck geben zu können, so müsse ich sie ersuchen, mir das Manuscript umgehend unfrankirt zurückzuschicken.

Da nach drei Wochen mein Artikel weder in der Augsb. Allg. Ztg. erschienen, noch an mich zurückgekommen war, erinnerte ich die Redaction der Augsb. Allg. Zeitung an meine Bitte. Zur Antwort ging mir ein Schreiben zu, welches mich unterrichtete, daß meine Sendung nicht in die Hände der Redaction gelangt sei.

Da schrieb ich der Redaction — ich hatte meinen Brief recommandirt und auch mittlerweile den richtigen Eingang in Augsburg bescheinigt erhalten — ihre Angabe habe sich nicht bewahrheitet, die Bescheinigung des Gegentheils liege mir vor. Sie müsse also mein Manuscript haben und könnte es sogleich setzen lassen, wie sie mir, wenn ich ihr den Brouillon senden wolle, angeboten, falls es nicht „gar zu prolix" sei. Da ich dies vermuthete, verlangte ich die Rücksendung meines Manuscripts.

Inzwischen verreist, erhielt ich zwei Antwortschreiben, beide von der Hand des Herrn Redacteurs Altenböfer; das eine d. d. 19. Februar, theilte mir mit, der Einlauf meines Manuscripts sei erst nachträglich durch die Zeitungsexpedition bestätigt worden; das zweite d. d. 21. Februar 1867 erkannte an, daß die scharfe Antikritik zwar vollkommen berechtigt wäre, doch legten alte Beziehungen den Wunsch der Schonung D's. nahe. „Können Sie" — hieß es am Schluß — „zu den gewünschten Milderungen sich nicht entschließen, so geben wir in Gottes Namen den Aufsatz unverändert, und bemerken nur in einer Note, daß

Herrn D. das Blatt zu einer Replik offen stehe. Noch sei bemerkt, daß wir den Artikel auch erst in Stuttgart vorlegen müssen, weil es eine alte Bedingung der cottaschen Verlagshandlung ist, daß sie von jeder Besprechung cottaschen Verlags in der Allgem. Ztg. zuvor Einsicht erhalte." —

Meine Erwiderung hierauf sagte Herrn Altenhöfer, daß ich bei dem Wunsche, das höfliche Schreiben möglichst friedlich zu beantworten, mich darauf beschränken müsse, einfach auszusprechen, was ich für recht und billig erkenne. Zuerst müsse ich sagen, daß es mir lieber gewesen wäre, er hätte, wie ich ursprünglich bestimmt und letztlich wiederholt verlangt, mir ungesäumt mein Manuscript zurückgesendet, als daß er mir jetzt Aenderungen desselben für den Druck vorschlage, ohne selbst für den Fall, daß ich sie annehme, mir die Aufnahme in die Allg. Ztg. verbürgen zu können, die dann doch noch von der Genehmigung der cottaschen Buchhandlung abhänge. Das heiße doch in der That, sich des Manuscripts eines Schriftstellers gegen die Bedingung, unter welcher er es angeboten, bemächtigen, es gefangen halten und ihn zum Sklaven der Oberredaction machen. — Ich erklärte ihm, daß ich nichts an meinem Aufsatz ändere, da die Rügen in demselben bare Prädicirungen von Thatsachen seien; Milderung im Ausdruck zu verlangen, sei eine Redaction nicht berechtigt, welche die unwahren moralischen Rügen, durch welche diese Antikritik hervorgerufen worden, ungemildert veröffentlicht habe. — Herrn Düntzer die Replik offen zu halten, stehe der Redaction frei. Der Censur der cottaschen Buchhandlung jedoch gedächte ich meinen Aufsatz nicht zu unterwerfen und wenn derselbe nicht sofort unverändert abgedruckt werden könne, so fordere ich aufs Neue die Rücksendung.

Dies waren die Aeußerungen, die mir folgende überaus gesittete Abfertigung, d. d. Augsburg, den 28. Februar 67, eintrugen:

E. Hw. stellen uns in Ihrem letzten Schreiben das Zeugniß aus, die Anfrage unseres letzten Briefes bezüglich Ihres Artikels sei höflich gewesen. Das war sie allerdings; leider können wir aber dasselbe Prädicat der Höflichkeit Ihren Briefen an die Redaction der Allg. Ztg. nicht zuerkennen. Vielmehr hat es Ihnen beliebt, uns in einem Tone de haut en bas zu haranguiren, zu welchem Ihnen klärlich jede Berechtigung fehlt. Schlagen Sie diesen Ton, wenn Sie ihn für geschmackvoll halten, etwa gegen Ihren Bibliotheksdiener an, oder gegen Ihren Stiefelputzer, aber nicht gegen uns.

Ihren Goetheartikel hatten wir nicht verlangt, so waren Sie auch nicht befugt, die alsbaldige Aufnahme desselben zu commandiren; abgesehen davon, daß für die Aufgabe einer politischen Zeitung literarisch-kritische Fragen, so wichtig sie auch an sich sind, nur secundäre Wichtigkeit haben. Daß wir Herrn Professor Düntzer, was auch seine schriftstellerischen Sünden sein mögen, Rücksichten alter Verbindung schulden, ist einfach menschliches Anstandsgefühl; und

ebenso ist es wohl bei jeder Verlagshandlung der Welt herkömmlich, daß sie voraus zu wissen wünscht, was in einer Zeitung, die sie druckt, über ihre andern Verlagsartikel gesagt wird oder gesagt werden soll.

Die Herren Eigenthümer unseres Instituts also, denen ich Ihren Artikel vorlegte, sind der Aufnahme desselben e n t g e g e n, und hiernach schließen (sic) wir denselben zurück ꝛc. Redaction der Allgemeinen Zeitung.

Ton und Haltbarkeit dieser Redactionsrechtfertigung zu würdigen, kann ich dem Leser nach dem Vorangeschickten überlassen. Bei ihrem bewußten Unvermögen zu dieser Aufnahme konnte die Redaction ohne jeden Aufwand die Rücksendung sogleich bewirken und mußte es. Statt dessen versuchte sie zuerst, mich zu verspäten oder vielleicht todt zu schweigen. Aehnliches hatte ich vor vielen Jahren an der nämlichen Stelle erfahren.

Nicht ohne Grund aber schützte ich mich zugleich gegen die Prätension der cottaschen Buchhandlung, daß für den in die öffentlichen Organe ihres Verlags eintretenden Kritiker und Literaturgelehrten das Interesse ihres anderweiten Verlags eine normirende Maßgabe des wissenschaftlichen Urtheils ausmache. Vorlängst, nach der Erfahrung, daß bei der Red. der A. A. Z. eingesandte Anzeigen oder Berichtigungen ihrer nach dem Umfang von Zuverlässigkeit so wohlbekannten Correspondenzen, einfach in den Papierkorb geworfen zu werden Gefahr laufen, hatte ich in den seltenen Fällen, wo ich mir die Spalten der A. Allg. Z. geöffnet wünschte, mich an den nun verstorbenen Hrn. von Cotta gewendet. Als ich dies jedoch für eine Besprechung von „Hebbels Nibelungen" that, ward ich beschieden, die Mittheilung derselben in der Allg. Z. würde eine Rücksichtslosigkeit gegen Geibel sein, dessen von Cotta verlegte Dichtung gleichen Gegenstandes nicht so ausführlich(?) in der Allg. Z. beurtheilt worden. Und als ich eine kurze Anzeige des 1862 erschienenen „dramatischen Scherzes von Schiller" anbot, wurde die Aufnahme für unmöglich erklärt, weil der Verleger dieses Schiller-Anekdoton sich früherhin gegen die cottasche Verlagshandlung vergangen. Nun war die Schrift von Bernays, die ich in der A. A. Z., wo sie angegriffen worden, vertheidigen wollte, nicht im cottaschen Verlag erschienen und es mußte mir zweifelhaft sein, ob vor der Oberredaction der A. Allg. Z. der Umstand, daß die „Ausgewählten Schriften Goethes", welche der von mir vertheidigte Kritiker besorgt hat, im cottaschen Verlag erscheinen sollten, ein hinreichendes Gegengewicht gegen den größeren Umfang bilden könne, welchen die Herausgabe des von meiner Antikritik abgewehrten Hrn. Düntzer im cottaschen Verlag einnehmen. Darum hatte ich meine Zusendung durch Postschein versichert und von der Redaction, wenn unmittelbare Aufnahme nicht beliebt werde, unmittelbare Rückstellung verlangt.

So habe ich also meine Vertheidigung des Werks von Bernays, für welches ich das Interesse der Leser an der nöthigen und wichtigen Herstellung des Goethetextes in Anspruch nehme, hier in derselben Form vorgelegt, wie sie für die Augsb. Allgem. Ztg. bestimmt war; sie kommt jetzt zwar etwas verspätet durch Schuld der Red. d. A. A. Z., aber dafür unbeeinflußt von ihrer Literaturgesetzgebung. D. D.

Kleine Chronik vom Reichstage.

6.

Berlin, den 7. April.

In der ersten Woche, welche seit der Wiederwahl des Bureaus am 30. März verflossen ist, hat der Reichstag eine ganz außerordentliche Thätigkeit entfaltet. Mit anfangs kaum zu ahnender Schnelligkeit, ja mit einer Hast, welche den früher an ihn gerichteten wiederholten Mahnungen zur Beschleunigung seiner Arbeiten im vollsten Maß Folge giebt, hat er in wenig Tagen eine lange Reihe von Verfassungsparagraphen und Artikeln erledigt, so daß es möglich zu werden scheint, wirklich noch vor dem Osterfest die ganze Aufgabe dieser Vorberathung des gesammten Regierungsentwurfs zu absolviren. Arbeitskraft und Ausdauer der Mitglieder wird dabei freilich aufs äußerste angespannt. Eine kaum auf einen Tag ausgesetzte, ununterbrochene Aufeinanderfolge von täglich 5—7 stündigen Plenarsitzungen, wie sie diese Woche gebracht hat, ist in unsrer parlamentarischen Geschichte bisher wohl noch ohne Beispiel gewesen.

Und letzteres gilt auch mit vollem Recht in Bezug auf den Inhalt, die Wichtigkeit und Bedeutung der Gegenstände und der Verhandlungen über dieselben, welche während dieser Sitzungen die Versammlung beschäftigten. Denn die Debatten und Entscheidungen der letzten Tage betrafen die Cardinalpunkte des neu zu gründenden Werks, jene Festsetzungen, durch welche der Entwurf die militärische Einheit und die in der Hand des Bundesfeldherrn zu vereinigende Kriegsmacht des norddeutschen Bundes ins Leben rufen und ihre Formen, ihren Bestand, die Mittel für dessen Erhaltung für alle Zeit zu normiren und zu sichern bezweckt. Mit solcher gesteigerten Wichtigkeit des Inhalts ist auch

der ganze Pulsſchlag in den Reden und Debatten merklich lebhafter geworden, als während der Verhandlungen der vorangegangenen Wochen.

Der erſte Tag dieſes Monats wurde durch eine parlamentariſche Scene von beſonderer Feierlichkeit eingeleitet: die Interpellation Bennigſens wegen der luxemburger Angelegenheit. Sie erfolgte in der würdigen und nachdrücklichen Weiſe, die man bei dem Führer der Nationalpartei ebenſo zu erwarten berechtigt war, als ſie zumal bei einer ſolchen Veranlaſſung unerläßlich iſt, wo wirklich einmal die, man muß es zugeben, bereits ziemlich abgebrauchte Redensart, daß „die Augen Europas auf dieſe Tribüne gerichtet ſind", eine buchſtäbliche Wahrheit einſchloß. Wenn oft genug Zweifel erhoben worden ſind an der gleich großen Geneigtheit aller Mitglieder dieſes Hauſes und ihrer Committenten, den norddeutſchen Bund, wie ihn der Regierungsentwurf vorzeichnet, verwirklichen zu helfen, ſo mochte die Art, wie die Verſammlung Bennigſens Rede aufnahm, wenigſtens den Beweis liefern, daß in der Liebe des deutſchen Vaterlandes, in ſtolzem Nationalgefühl und in der feſten Entſchloſſenheit, jeden Angriff auf Ehre und Beſitz unſers Volks mit allen Kräften deſſelben zurückzuweiſen, keine Partei im Parlament von der andern überboten wird. Die Antwort des Grafen Bismarck, der dieſem mit ſo lebhafter Begeiſterung laut gewordenen Patriotismus ſeine herzliche Anerkennung nicht verſagte, war, wie es derartige Erklärungen von ſolcher Stelle in ſolchem Stadium einer noch nicht zum Abſchluß gelangten internationalen Frage zu ſein pflegen, nichts direct entſcheidend, das Geheimniß der ſchwebenden Verhandlungen discret genug wahrend, aber ſie erweckte doch bei aller Schonung der franzöſiſchen Empfindlichkeit die Zuverſicht, daß in jedem Fall Intereſſen und Ehre Deutſchlands in der preußiſchen Regierung ihren wachſamen ſtarken Schützer und Wahrer finden würden.

Damit war dieſe Epiſode erledigt. Daß es auch die Frage ſelbſt ſei, welche dieſelbe hervorrief, wer wollte es mit Gewißheit zu behaupten wagen, ſieht doch alles weit mehr nach einem Vertagen und Hinausſchieben einer ſchließlich unvermeidlich werdenden ernſten Löſung aus, als nach einem wirklichen ehrlichen Verzicht von Seite derjenigen, welche ſie heraufbeſchworen hatten. Die Verſammlung aber ging wieder an die Fortſetzung des Tagewerks, zu dem ſie ſpeciell berufen iſt: zunächſt an die Berathung der Artikel vom Zollgebiet des Bundes, vom Eiſenbahn-, Poſt- und Telegraphenweſen, von der Kriegsmarine, der Schiffahrt und den Conſulaten. In allen dieſen Dingen fand die principielle Oppoſition eigentlich keine rechte Gelegenheit, gegen die Beſtimmungen des Entwurfs vorzugehen. Die vorläufige Wahrung der Freihafenſtellung der Hanſeſtädte, wie ſie in dieſem enthalten iſt, fand in Sloman von Hamburg, in Meier von Bremen und beſonders in dem Bundescommiſſar für letztere Stadt, Herrn Krüger, beredte und überzeugende Vertheidiger, gegen welche ſich

die Angriffe derer nicht als besonders mächtig erwiesen, die wie Grumbrecht von Harburg und Wiggers (Berlin) jener bedeutungsvollen Sonderstellung schon jetzt zu Gunsten der norddeutschen unbedingten Zolleinheit ein Ende gemacht sehen wollten. Andererseits hat die von demokratischer Seite (Becker und Schraps) ausgehende und unterstützte Bekämpfung der Vereinigung und Monopolisirung des Post- und Telegraphenwesens in der Hand der Präsidialmacht nicht den geringsten praktischen Erfolg zu erzielen vermocht. Ueberraschender als die hierbei von den Gegnern des Entwurfs zu Tage geförderten Anschauungen waren freilich diejenigen, welche grade von Seiten einiger Vertreter unserer norddeutschen Küstenlande, von den Herren Schleiden und Chapeaurouge, gegen eine so populäre Einrichtung von so zweifelloser Wichtigkeit für Größe und materielles Wohl der Nation, wie die Bundesmarine es ist, vorgebracht wurden. Sie blieben damit natürlich sehr vereinsamt und der einzige Effect ihrer seltsamen Ausführungen war eine allgemeine Verwunderung. — Daß der Besitzer der Volkszeitung, Herr Franz Duncker, der „von seines Daches Zinnen" bei jeder findbaren Gelegenheit ein kolossales schwarzrothgoldenes Banner wehen läßt, nicht versäumen würde, gelegentlich der zur Bundes-, Handels- und Kriegsflagge gewählten neuen norddeutschen Tricolore, eine Lanze für die geliebten „ehrwürdigen Farben des deutschen Reichs" einzulegen, war sicher vorauszusehen. Seit letztere aber die Käppis der Italiener des neippergschen Corps geschmückt haben, ist ihnen bei uns so viel von der ehemaligen Volksthümlichkeit verloren gegangen, daß es Herrn Dunckers begeisterter Befürwortung nicht gelingen wollte, die Herzen in dieser Versammlung für sie zu erwärmen und wir es uns gefallen lassen müssen, künftighin das Schwarzweißroth von unseren Masten wehen zu sehen, jedenfalls eine sehr angenehme und bedeutungsvolle, wenn auch weniger prächtige Farbencombination.

In anderthalb Sitzungen war diese ganze Masse von Verhandlungsarbeitsstoff aufgeräumt und beseitigt. Das Haus konnte am Mittwoch bereits an das Hauptstück des Ganzen herangehen und in die Generaldebatte über den Abschnitt vom Bundeskriegswesen eintreten. Seiner Natur nach mußte dieser Gegenstand die besten Kräfte der Parteien zu Widerstand und Vertheidigung wachrufen. Die Führung der letztern, welche in den vorangegangenen Wochen fast ausschließlich dem Grafen Bismarck zugefallen war, übernahm nun Herr v. Roon und auch seine Gegner werden ihm zugestehen, daß er diese Rolle mit nicht geringerer Energie, Geschicklichkeit und Talent durchführte, als sein College die seine. Eine Unterstützung, welche den Debatten dieser Tage eine ganz originelle und charakteristische Färbung gab, wurde dem Kriegsminister dabei durch die berühmten Feldherren, welche uns das allgemeine Wahlrecht in den Reichstag gesandt hat. Daß Generale, und haben sie auch die größten

kriegerischen Thaten vollbracht, die geeignetsten Männer seien, eine Regierungsvorlage vorurtheilslos zu prüfen und mit guten Gründen und überzeugender Beredsamkeit parlamentarisch zu vertheidigen, läßt sich schwer behaupten. Die, welche sich vom Auftreten von Männern dieser hervorragenden Stellung in Reichs- und Landtagsversammlungen einen durchgreifenden Erfolg versprechen, begründen diese Hoffnung auch wohl mehr auf die bei der Gesammtheit der Mitglieder vorausgesetzte Pietät und auf die imponirenden oder Ehrfurcht erweckenden Persönlichkeiten. Daß aber unbeschadet der ersten Stimmung das alles nicht hinreicht, um anders denkende Versammlungen zu den Meinungen und Anschauungen der letztern herüberzulenken, haben wir bei dieser Gelegenheit wieder erfahren. Es entstand freilich wohl eine lebhafte Bewegung im Hause, als der berühmte „Denker der Schlachten", Freiherr v. Moltke, die Tribüne betrat; und mit einer fast andächtigen Aufmerksamkeit lauschte man seinem ruhigen, klaren Vortrag, in welchem er die Nothwendigkeit der dreijährigen Präsenzzeit und später seine Amendements begründete, welche die fortdauernde Geltung der zur Giltigkeit für das Bundeskriegswesen erhobenen preußischen Militäreinrichtungen, den Aushebungssatz von 1 Procent und die Zahlung von 225 Thaler pro Mann bis zum Erlaß eines Bundesgesetzes ohne dessen Termin zu bestimmen, wahren will. Es blieb auch die frische und kriegerisch muntere „oratio pro domo" des tapfern Führers der Mainarmee mit ihrem offen bekannten Kriegsdurst nicht ohne lebhaft geäußerte freundliche Aufnahme. Und selbst General v. Steinmetz hatte sich außer einer oft nicht zu unterdrückenden Heiterkeit, welche seine höchst eigenthümlichen ökonomischen Anschauungen über die Natur der „productiven Ausgaben" erwecken mußten, über keine Kundgebung derjenigen Stimmung zu beschweren, welche seine hier völlig unmotivirten Beschuldigungen der Gesinnung seiner parlamentarischen Gegner bei diesen wohl hätten provociren können. Aber Respect und Wohlwollen haben auf die Abstimmungen über die bezüglichen Paragraphen und Amendements keinen Einfluß geübt. Herrn v. Forkenbeck war es gelungen, in den von ihm zu Artikel 56, 57 und 58 gestellten Amendements die Formel zu finden, welche von den Männern der verschiedenen liberalen und oppositionellen Parteischattirungen eine genügende Anzahl zu einem Votum vereinigte, das einen Sieg mit freilich jedes Mal nur 8—10 Stimmen Majorität darstellt. Den bestimmten Termin, welchen die moltkeschen Amendements dem Belieben der Bundesregierung anheimgestellt wissen wollen, setzten die forkenbeckschen auf den 31. December 1871 fest. Nach diesem soll die Präsidialmacht gehalten sein, die künftig geltenden Militäreinrichtungen, Aushebung, Kosten ꝛc., „auf dem Wege der Bundesgesetzgebung" zu ordnen. Das Zugeständniß des begehrten Pauschquantums an Menschen und Geld mit Verzichtleistung auf jene alljährliche Controle,

welche das Amendement Dunckers und Waldecks verlangte, vermochte aber keineswegs den Kriegsminister und die preußische rechte Seite des Hauses zu befriedigen. Herr Wagener, Herr v. Blanckenburg, Herr v. Vincke (Hagen) erschöpften ihre ganze Beredsamkeit, um der Versammlung die Zustände in möglichster Schwärze zu schildern, welche bei Annahme der forkenbeckschen Zusätze mit dem Neujahrsmorgen 1872 über Norddeutschland hereinbrechen müßten: nach dieser Prophezeiung fielen wir dann sofort und unmittelbar „ins Vacuum", ins Bodenlose, zu den „Müttern"; und Armee, Reich und Volk hörten auf zu existiren. Der Kriegsminister erklärte wiederholt die Unannehmbarkeit — doch das alles änderte nichts an der Entscheidung. — Wir wollen, trotz der lebhaften Zustimmung, mit welcher es grade die äußerste Linke aufnahm, nicht fürchten, daß sich das Wort des Herrn v. Blanckenburg erfüllen werde: „Wenn Sie bei der Schlußberathung gleichfalls diese Amendements annehmen, so setzen Sie uns in die Lage, gegen den ganzen Entwurf zu stimmen." Aber werden sich die verbündeten Regierungen solchen „Verbesserungen" ihres Werks fügen?

Daß diese stürmischen Tage überreich waren an interessanten Zwischenfällen und wahrhaft dramatischen nebenher spielenden kleinen Scenen, ist bei einer solchen Erregung der Geister selbstverständlich. Dahin ist vor allem die ziemlich ernstliche Auseinandersetzung zwischen Lasker und Franz Duncker zu zählen, der jenen des Abfalls beschuldigte, weil er offen die Trefflichkeit und erlangte Gesetzlichkeit der preußischen Militärreorganisation anerkannt hatte; dahin ferner jener Hagel von persönlichen Bemerkungen, welchen Herrn v. Vinckes alle Welt reizende und herausfordernde Manier am Sonnabend auf sein weißes Haupt herabbeschwor; dahin endlich gehört die Schlußscene letzten Sitzung, die höchst energische und dräuende „Zwiesprach" zwischen F. Duncker und dem Grafen Bismarck, welcher sich durch das von dem erstern für den vorjährigen Krieg gebrauchte Wort („ein verwegenes Spiel") zu so leidenschaftlich energischer Zorneseäußerung bestimmen ließ, wie wir sie in einer parlamentarischen Versammlung selbst von diesem nicht eben scheuen Staatsmann kaum je zuvor vernommen haben. h.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Dr. R. Virchow u. Dr. Fr. v. Holtzendorff.

II. Serie. (Jahrgang 1867.)

Soeben erschien Heft 25. (II. Serie I. Heft.):

Die Stadtverwaltung der City von London.

Von

Prof. Dr. Rud. Gneist.

3¼ Bogen gr. 8°. **Abonn. Preis 5 Sgr.** einzeln 10 Sgr.

Dieses neue Heft sowie der ausführliche **Prospekt** über die **Zweite Serie** dieser mit allgemeinem Beifall von allen Schichten des Publikums aufgenommenen „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge" ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen kündigen wir vorläufig für die zweite Serie von 24 Heften (die Hefte 25—48 umfassend) nachfolgende Vorträge an:

Prof. Dr. **Gneist**: Die Stadtverwaltung der City von London. — Dr. **Schuhmacher**: Das Rettungswesen zur See. — Prof. Dr. **John**: Die Todesstrafe. — Dr. **Woltmann**: Die Kunst im Reformationszeitalter. — Dr. **Trautwein v. Belle**: Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. — Stadt-R. **Zelle**: Waisenpflege und Waisenkinder in Berlin. — Prof. Dr. **Wattenbach**: Algier. — Prof. Dr. **Endemann**: Die geschichtliche Entwickelung der Handelsgesellschaften. — Dr. **Nissen**: Pompeji. — Prof. Dr. **v. Holtzendorf**: Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen u. wirthschaftlichen Stellung der Frauen. — Prof. Dr. **Alex. Braun**: Ueber die Eiszeit der Erde. — Prof. Dr. **Otto Weber**: Ueber schmerzstillende Mittel im Allgemeinen und Chloroform insbesondere. — Prof. Dr. **Jul. Kühn**: Ueber die Ursachen der Pflanzenepidemien. — Prof. Dr. **v. Gräfe**: Ueber Sehen. — Prof. Dr. **v. Seebach**: Ueber Vulkane. — Prof. Dr. **Virchow**: Ueber Nahrungs- u. Genussmittel. — Ingen. **Perels**: Ueber die Bedeutung des Maschinenwesens für die Landwirthschaft. — Prof. Dr. **Oppenheimer**: Ueber den Einfluss des Klima's auf den Menschen.

Ausserdem haben die Herren Prof. Häckel und Prof. Dr. Kuno Fischer in Jena, Dr. Gerstäcker, Stadt-Ger.-Rath Twesten, Dir. Dr. Gallenkamp in Berlin, Prof. Rütimeyer in Basel, Prof. Bolley in Zürich, Prof. Eisenlohr in Carlsruhe, Prof. de Barry in Freyburg u. A. ihre Mitwirkung angezeigt.

Im Abonnement auf 24 Hefte kostet jedes Heft nur 5 Sgr.; der Einzelpreis eines Heftes wird circa 8—10 Sgr. sein.

Der Subscriptionspreis für die neue II. Serie 1867 (Heft 25—48) ist demnach, gleichwie für die I. Serie 1866 (Heft 1—24), 4 Thlr.

Berlin, März 1867.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Für Reichstagsabgeordnete u. Militairs.

Die

Heeresorganisation u. Kriegsführung

nach den

Berechtigungen der Gegenwart.

Für denkende Offiziere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete bearbeitet von

Julius von Wickede,

Großherzogl. Mecklenburgischer Rittmeister a. D., Ritter des Kaiserl. Russischen St. Stanislaus-Ordens II. Klasse, des Königl. Preuß. Rothen Adler-Ordens III. Klasse, des Sachsen-Ernestinischen Hausordens, der Mecklenburg-Schwerinischen großen gold. Verdienst-Medaille, des Schleßwig-Holsteinischen Feldzugskreuzes.

Gr. 8. eleg. broch. Preis 1⅓ Thlr.

Dies Werk des als militairischen Schriftstellers von Ruf bekannten Verfassers wird nicht verfehlen allgemeines Aufsehen in der Militairliteratur zu machen.

Herr v. Wickede wohnte als Offizier den meisten bedeutenden Kriegen der Neuzeit und auch den letzten Feldzug gegen Oestereich persönlich bei.

Seine reiche practische Erfahrung und sein theoretisches Studium berechtigen ihn über diese brennende Tagesfrage, welche in fast allen Staaten Europas eingehenden Berathungen unterliegt, sein Votum abzugeben.

Den Militairs wie auch besonders allen welche dazu berufen sind bei der Herstellung des norddeutschen Bundes mitzuwirken ist das Buch dringend empfohlen.

Neuer Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig. Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Louis Napoleon.

Roman und Geschichte v. **Lucian Herbert.** 2. Aufl.

2. **Billige Volksausgabe** in 28 Lief. od. 5 Bdn. 4⅔ Thlr.

Das deutsche Volk hat dieser zusammenhängenden Darstellung des Lebens Napoleons III. eine so große Theilnahme entgegengebracht, daß die erste Auflage in kurzer Zeit verkauft wurde. Der billige Preis dieser neuen Volksausgabe erleichtert die Anschaffung des Werks.

Die 1. Lieferung mit Inhaltsverzeichniß und Vorrede ist in allen Buchhandlungen einzusehen.

Die Braut im Kloster.

Roman

von

Paul Stein.

3 Bände. 2⅔ Thlr.

Dieser neue Roman der wohlbekannten Verfasserin behandelt eine romantische Geschichte, die theils im Kloster, theils in der Welt u. besonders theatralischen Welt spielt.

Im **J. C. Hinrichs**'schen Verlage in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber ein deutsches Bürgerrecht.

Von Dr. **Theodor Landgraf.**

24 S. 4 Ngr.

Im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tableaux
de la
Révolution française
publiés
sur les papiers inédits
du Departement et de la Police secrète de Paris
par
Adolphe Schmidt,
Professeur d'histoire à l'université de Jéna.

Tome premier.

Première Partie: La chute de la royauté et le début de là république. Seconde Partie: La chute de la Gironde et l'ascendant de la Montagne.

Gr. Octav. XII. und 380 S. Eleg. geh.

Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Dies neueste, Leopold von Ranke gewidmete Werk des berühmten Historikers bietet eine Fülle von für die Geschichte der **französischen Revolution** überaus wichtigen und mit wenigen Ausnahmen **nie veröffentlichten authentischen Documenten.**

Insonderheit ist es die specielle Revolutions-Geschichte der **Stadt Paris,** welche an der Hand dieser Documente Tag für Tag während eines grösseren Zeitraumes verfolgt werden kann. Das ganze Werk wird 3 Bände umfassen und in Jahresfrist vollständig vorliegen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben neu und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in allen Leihbibliotheken vorräthig:

Steffens, H. A., Auf der Roßtrappe. 2 Bde. 2½ Thlr.
Genast, Wilh., Der Köhlergraf. 4 Bde. 5⅓ Thlr.
Horn, Moritz, Schatten und Licht. 2 Bde. 2½ Thlr.
Herbert, Luc., Nikolaus und Metternich. 2. Abtheilung: Metternich. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Meißner, Alfred, Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 3. Auflage. 1 Thlr. 5 Ngr.

Diese gediegenen Romane der beliebten Autoren sind der Lesewelt bestens empfohlen.

Bei **F. W Grunow** in **Leipzig** erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Der Brandstifter. Criminalnovelle von **Alfr. Steffens.** 1½ Thlr.

Der Stoff der Erzählung beruht in seinen Hauptmomenten auf einer wahren Begebenheit und ist Freunden gediegener Lectüre bestens zu empfehlen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Alfred Meißner, Gedichte. 10. Aufl. eleg. carton. 27 Ngr.
— — **Ziska.** 10. Aufl. eleg. carton. 22½ Ngr.

Diese billige und elegant ausgestattete Auflage dieser beiden Hauptwerke des beliebten Dichters wird überall hin warm empfohlen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,
Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 17.

Ausgegeben am 19. April 1867.

Inhalt:

Die preußischen Feldlazarethe . . . . . Seite 121
Vom letzten tirolischen Landtage 134
Die frühen Uebersetzungen des Alten Testaments 142
Kleine Chronik vom Reichstage. 7. 151
Literatur 160

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die preußischen Feldlazarethe.

Von einem k. preuß. Generalarzt.

Seit ungefähr hundert Jahren wurde die Organisation der Feldlazarethe zum Gegenstand näherer Fürsorge in allen europäischen Staaten gemacht. Erst mit dem Aufhören des Söldnerwesens ließ man sich angelegen sein, der nun immer mehr zu praktischer Bethätigung gelangenden Humanität durch Verbesserung der Feldheilanstalten gebührend zu entsprechen. Das Feldlazarethwesen blieb aber ein ungelöstes Problem; weder die Regierungen noch die Völker konnten befriedigt werden. Jeder große Krieg wies neue Mängel der getroffenen Vorkehrungen und der Organisation der Rettungsanstalten nach, die immer wieder Veranlassung zu Veränderungen und Verbesserungen wurden. Ungeachtet dessen vermochten alle negativen Erfahrungen, welche in diesem Jahrhunderte bei allen kriegführenden Heeren gemacht wurden, bisher noch nicht normativ für das zu werden, was zu thun übrig bleibt und geschehen muß, um den Verwundeten wirklich rechtzeitig Hilfe zu leisten und die erwünschte Pflege angedeihen zu lassen.

Die Feldlazaretheinrichtungen Frankreichs und Englands, die man zu diesem Zweck in andern Staaten als Muster zu betrachten geneigt war, haben im Krimfeldzuge in begründeten Klagen ihre Kritik gefunden. Im italienischen Kriege von 1859 bewiesen die ersteren wiederum, sowie die östreichischen, daß sie den Anforderungen der Humanität bei weitem nicht zu genügen vermochten. Die betheiligten Völker standen den Opfern des Krieges zur Seite und suchten durch ihre Mitwirkung bei der Pflege die Mängel der Feldlazarethanstalten minder fühlbar zu machen. Auch der letzte, zwar kurze aber blutige Krieg trug in Preußen die Erfahrung ein, daß seine durch das Feldlazarethreglement von 1863 reorganisirten Feldlazarethe, welche den Verwundeten und Kranken im kleinen Kriege gegen Dänemark eine musterhafte Hilfeleistung und

Verpflegung zuführten, nicht in viel höherem Grade genügten als die der österreichischen Armee nach dem Reglement von 1864, obgleich das Ministerium durch eine Reihe von Vorkehrungen (Kriegs-, Etappen- und Reservelazarethe, Reservelazarethdepots und Transportcommissionen) und durch andere Anordnungen eine Fürsorge getroffen hatte, welche rücksichtlich der eigentlichen Behandlung kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Dieselbe vermochte unter der großartigen Beihilfe der Nation durch eine beispiellose Aeußerung der Mildthätigkeit, die von jedem großen Kriege unzertrennlichen traurigen Folgen zu mäßigen, und Jammer und Elend, wo sie bestanden, abzukürzen, aber — für die erste zu leistende Hilfe durch die eigentlichen Feldlazarethanstalten blieb noch viel zu thun.

Als eine allgemeine Ursache der Mangelhaftigkeit des Feldlazarethwesens kann zunächst in den verschiedenen Staaten betrachtet werden die Handhabung der Organisation derselben durch die Militärbehörde und mehr oder weniger hierbei die Ausschließung des Beirathes der Medicinalbehörde oder die Unfähigkeit der letzteren, jener mit verständigem, Abhilfe schaffendem Urtheile zur Seite stehen oder ihren Vorschlägen Geltung verschaffen zu können. Denn man beschränkte sich auf die Ausstattung der Feldlazarethe mit den zur ärztlichen Behandlung und Pflege erforderlichen Hilfsmitteln und wurde sich ferner nie klar, was man eigentlich durch die ambulirenden Feldlazarethanstalten bezwecken wollte und was diese leisten konnten. Man organisirte seit fünfzig Jahren fortwährend an der Verwaltung derselben, verfehlte bei der minutiösen Anordnung complicirter Ressortverhältnisse und der Stellung dieser Anstalten sowie ihrer ärztlichen Leiter zu den obersten Behörden den eigentlichen Zweck und lähmte hierdurch ihre Wirksamkeit, deren günstiger Erfolg durch ein umsichtiges, schnelles und selbständiges, an die militärischen Operationen sich anschließendes Handeln Sachverständiger begründet wird, aber nicht durch zu erwartende, oft ausbleibende militärische Befehle beengt oder verzögert werden darf. Nicht zu übersehen ist ferner, daß man sich bei der Reform der Organisation an die aus der Vorzeit überlieferten unvollkommenen Einrichtungen und zweckwidrigen Verordnungen ungeachtet ihrer auf dem Wege der Erfahrung erkannten Mängel anlehnte, hier und da zu ihrer Beseitigung wohl vermeintliche Verbesserungen oder nur formelle Veränderungen traf, aber an den Grundprincipien des Bestehenden festhielt, wodurch die ambulirenden Feldheilanstalten allmälig hinter der inzwischen fortgeschrittenen Organisation des Heerwesens, besonders aber hinter den Aufgaben der modernen Kriegführung zurückblieben. — Für Preußen bot der fünfzigjährige Frieden nicht Gelegenheit zu praktischer Prüfung seiner Feldheilanstalten. Der Feldzug gegen Dänemark, der größtentheils in Belagerungen auf einem begrenzten Terrain bestand, bei welchem alles vorbedacht und angeordnet werden konnte, ohne wesentliche Störung zu erleiden, vermochte nicht

der wahre Prüfstein für die Leistungsfähigkeit des preußischen Feldlazarethwesens zu werden. Diese Gelegenheit bot sich erst im Kampfe gegen Oestreich bei der Ueberstürzung der Ereignisse, die großen Kriegen eigen ist, und führte zu Erfahrungen, von denen für alle künftigen eine fruchtbringende Nutzanwendung gemacht werden kann und wird.

Die speciellen Ursachen der Nichtbefriedigung der ersten Hilfe, welche den Verwundeten durch die Feldlazarethe gebracht werden soll, sind folgende:

1) Die zu geringe Zahl der Transportmannschaften zur Aufnahme und Ueberführung der Verwundeten zu den Feldlazarethen. — Nachdem im Kriege gegen Dänemark schon erkannt worden war, daß 45 Bahren für die bei einem Armeecorps von 30,000 Mann und darüber leicht vorkommende Zahl von Verwundeten zur rechtzeitigen Ausführung dieses Liebeswerkes nicht genügen konnte und daß die vor dem Sturm auf die düppeler Schanzen und auf Alsen hierzu angeordnete Vermehrung der Blessirtenträger auch noch nicht hingereicht hatte, so daß noch andere Kräfte zur Aufnahme der Verwundeten beigezogen werden mußten, wurde durch Cabinetsordre vom 28. November 1865 die etatsmäßige Zahl verdoppelt und jedem der drei Divisionslazarethe eines Armeecorps eine Krankenträgercompagnie mit 30 Bahren beigegeben. Die Erfahrung im letzten Kriege hat indessen nachgewiesen, daß auch diese Zahl bei der jetzigen Art der Kriegführung, bei der schnellen Bewegung und der Action detachirter Truppenkörper bei weitem nicht genügte, um die Verwundeten rechtzeitig wegzubringen und namentlich den bei der Avantgarde vorkommenden und zerstreut liegenden den erforderlichen Beistand innerhalb des ersten Tages leisten zu können.

Wenngleich es eine unlösbare Aufgabe sein dürfte, bei einer großen Schlacht allen den vielen Tausenden von Verwundeten, deren Zahl durch allgemeine Einführung der Zündnadelgewehre noch mehr vergrößert werden wird, innerhalb der ersten 24 Stunden rechtzeitig Hilfe leisten zu können, so wird für die Beschleunigung derselben doch mehr geschehen, wenn die Zahl der Helfenden viel mehr vergrößert und auch den zur Action detachirten Truppenkörpern Träger beigegeben werden. Am zweckmäßigsten würde dieses Ziel erreicht und die Vernachlässigung der innerhalb des Gefechtsfeldes zurückbleibenden Verwundeten umgangen werden, wenn jedes Bataillon einige Blessirtenträger mit leichten Gefechtsbahren versehen bei sich führte, um überall von ihnen nach Bedürfniß Gebrauch machen zu können. Dieser Wunsch ist von den Truppencommandeuren immer gehegt worden, weil sie bei der Centralisirung der Hilfe in Compagnien eine Entbehrung derselben unter solchen Verhältnissen befürchteten und den moralischen Einfluß nicht unterschätzten, welcher auf die Mannschaften ausgeübt würde, wenn sie auf forcirten Märschen bei Erkrankung und Marodewerden, sowie bei Detachirung in der Schlacht die Hilfe bei sich wissen. —

Die Ausstattung jeder Infanteriedivision von 12,000 Mann mit einer Compagnie, die 60 Bahren mit sich führt, für jede derselben nur 3 Träger gerechnet, und außerdem eines jeden Bataillons mit 8 Bahren zu 2 Mann, würde bei der in den jetzigen Kriegen vorkommenden massenhaften Zerstörung des Menschenlebens zwar immer nicht ausreichen, aber doch ein weit entsprechenderes conservatives Bestreben darstellen, als wofür die bisherigen Maßregeln gelten können. Die Krankenträgercompagnien sind Humanitätsanstalten, deren sich die preußische Armee erst durch die Cabinetsordre vom 21. December 1854 erfreut, und hinsichtlich ihrer Organisation und Verwendung im Kriege einer weiteren Ausbildung bedürftig, die den gesteigerten Ansprüchen der Gegenwart gegenüber nicht außer Acht gelassen werden kann.

Bei dem in großartiger Weise an den Tag gelegten Bestreben der Völker, in den Kriegen den Regierungen helfend zur Seite zu stehen, das namentlich das preußische Volk kürzlich wieder ebenso wie vor 54 Jahren kundgegeben hat, drängt sich der Wunsch auf, daß auch die Mithilfe der Nation in dieser Richtung von der Regierung nicht zurückgewiesen werden möchte. — Die genfer Conferenzen beschäftigten sich vorwiegend mit dieser Unterstützung der officiellen Hilfe auf Grund der traurigen Erfahrungen, welche Dunant bei Solferino machte, also in einer Schlacht zwischen Heeren, deren Lazarethwesen bis dahin für das am besten organisirte gegolten hatte. Die Bedenken, welche in Betreff der Zulassung von freiwilligen Blessirtenträgern in die Reihen der Heere von mancher Seite bei den Verhandlungen zu Genf erhoben wurden, sind schon zum Theil durch die seitdem gemachten Beobachtungen sehr abgeschwächt worden. An die in dieser Richtung in Nordamerika bethätigten großartigen und erfolgreichen Bestrebungen reihen sich in Europa die des Johanniterritterordens im Kriege gegen Dänemark. Unter der Leitung seiner Mitglieder holten Brüder des rauhen Hauses und duisburger Diakonen mit Unerschrockenheit und Selbstverläugnung die Verwundeten aus den Gefechtslinien und aus dem Feuer vor Düppel und Alsen heraus. Kieler Studenten unterzogen sich demselben Liebesdienste bei den ersten Gefechten in Holstein. Im letzten Kriege bekundeten die Felddiakonen, breslauer Studenten und viele andere den gebildeten Ständen angehörige Männer ihre Opferwilligkeit zu jeder ähnlichen Leistung, zu welcher sie verwendet worden wären. In Frankfurt a. M. errichtete der Vorstand des dortigen Sanitätsvereins mit einem Aufwande von 25,749 Gulden ein freiwilliges Sanitätscorps von 180 Mann mit 60 Tragen und 12 Fahrbahren, und stellte es Anfangs dem Prinzen Alexander von Hessen, später dem preußischen commandirenden Generale zur Verfügung. Entgegentretender Verhältnisse wegen kam es nicht zur Probe auf dem Schlachtfelde, sondern widmete sich dem Krankendienste in den Lazarethen. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich bei künftigen Kriegen in Preußen und im ganzen Deutschland genug

Männer von Gesittung finden werden, welche aus rein patriotischen und humanen Beweggründen getrieben und unter verständiger Leitung der erforderlichen militärischen Disciplin sich fügend, in der ersten Pflege den Verwundeten die Hilfe des Staats unterstützen und vervollkommnen werden. Die Johanniterritter, welche durch ihre patriotische Hingebung, Opferwilligkeit und Fürsorge einen so großen und erfolgreichen Einfluß auf das Schicksal der Verwundeten in den beiden Kriegen des preußischen Heeres zu erkennen gegeben haben, werden mit ihren Mitgliedern, die dem Offiziersstande früher angehörten, die geeignetsten Führer und Leiter abgeben.

2) Der Mangel an Aerzten bei den leichten Feldlazarethen, denen die Leistung der ersten ärztlichen Hilfe bei den Verwundeten zufällt. — Ein leichtes Feldlazareth ist jeder Division zugetheilt und muß derselben, nachdem es seine Aufgabe am Schlachtfelde gelöst hat, wieder folgen, um bei den nächsten Actionen in Thätigkeit zu treten. Es ist also keine Heil-, sondern eine Rettungsanstalt, in welcher die das Leben bedrohenden Verwundungen und Zustände möglichst unschädlich, die Verwundeten transportfähig gemacht und erquickt werden sollen. Dies geschieht durch die Ausführung lebensrettender, also unaufschiebbarer Operationen an den nicht zu erhaltenden Gliedern, durch Blutstillung, Lagerung und Befestigung der zu erhaltenden zerschossenen Glieder mittelst Gips- und Schienenverbänden und durch Anlegung von Deckverbänden bei Substanzverlust durch Granatsplitter und andere große zerstörende Geschosse. Zur Lösung solcher technischer Aufgaben wird oft bei einem Verwundeten das gleichzeitige Zusammenwirken mehrer Sachverständigen, bei Unterstützung durch die hinreichende Zahl von geübten Gehilfen, erforderlich. Hierzu wurden bisher für die bei einer Division von 12,000 Mann vorkommenden Verwundeten die Hälfte des ärztlichen Personals eines Divisionslazareths, d. h. 6 bis 7 Aerzte (2 Stabs- und 4 Assistenzärte, denen der Oberarzt zutreten kann) und 4 Lazarethgehilfen bestimmt, welche der auf das Schlachtfeld rückenden einen Abtheilung, das fahrende Detachement genannt, angehören, während die andere Hälfte der Aerzte bei der andern Abtheilung, dem Depot, zurückbleibt, das die transportabel gemachten Verwundeten aufzunehmen und zu verpflegen hat, bis dieselben in einer Feldheilanstalt d. h. in einem schweren Feldlazareth oder Kriegslazareth untergebracht sind.

Bei Gefechten und kleinen militärischen Actionen kann ein solches geringes Personal wohl hinreichend sein, die erste Hilfe zu leisten, daß dasselbe aber bei Schlachten nicht genügen kann, die ihm dann zufallende große Arbeit rechtzeitig auszuführen, liegt auf der Hand. Schon bei der Reorganisation der Armee im Jahre 1809 wurde von Sachverständigen für jede Brigade ein solches Lazareth mit 15 Aerzten etatmäßig für nothwendig gehalten, von der Ausführung dieses Vorhabens aber abgestanden, weil dem Staate hierzu bei dem

Beginne der Freiheitskriege für sein immer mehr anschwellendes Heer die Mittel fehlten. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß sich infolge des bisherigen Etats an Feldlazarethen bei der Schlacht von Königsgrätz wenigstens temporär, wie einst bei Leipzig, Waterloo, sowie bei Solferino, dieselbe Noth bemerkbar machte. Wie tief der Mangel an Aerzten unmittelbar nach der Schlacht bei Königsgrätz empfunden wurde, beweist der Aufruf des Herrn Kriegs- und Marineministers v. Roon aus dem Hauptquartier zu Horitz vom 4. Juli, also am Tage nach der Schlacht, an alle Militär- und Civilärzte des In- und Auslandes zur Betheiligung an der Ausübung ihres Berufes bei der im Felde stehenden Armee, zugleich „um den humanen Bestrebungen nachkommen zu können, dem überwundenen Feinde dieselbe liebreiche Fürsorge zuzuwenden, welche den eigenen Angehörigen gewährt wurde". — Bei dieser Schlacht machte sich grade besonders der Fehler recht fühlbar, daß man bei der Feststellung des Etats der Aerzte für die leichten Feldlazarethe nie daran gedacht hat, daß dem Sieger auch die Sorge für die Verwundeten des Feindes zufällt, deren Zahl oft noch viel größer ist als die des Siegers, und die im letzten Kriege innerhalb acht Tagen bis incl. den 3. Juli über 14,000 Mann (411 Offiziere und 13,935 Mann) betrug. —

Die Schlachten künftiger Kriege erfordern bei der Verwendung jetzt leicht zu concentrirender großer Heeresmassen, bei der jetzigen Kriegsführung und Strategie, die ein schnelles Vorgehen, fast tägliches Zusammentreffen mit dem Feinde und Agiren detachirter Truppenmassen mit sich führt, bei der Verbesserung der Schußwaffen und bei der allgemeinen Einführung der Hinterladungsgewehre ganz ande Vorkehrungen zur Rettung derer, die zu retten sind, als vor fünzig Jahren und zu den Zeiten des siebenjährigen Krieges, dessen Feldsanitätsanstalten ihren Typus noch in den jetzigen nachweisen lassen. Die kurz aufeinanderfolgenden Gefechte und Schlachten werden, wie der letzte Krieg schon wahrnehmen ließ, die Zahl der Verwundeten innerhalb Tagen und wenigen Wochen zu einer Höhe steigern, die früher nur im Verlaufe von vielen Monaten beobachtet wurde. Die Verwundungen werden infolge der Form und des Kalibers der Projectile gefährlicher und complicirter, somit zerstörender sein, und daher den Feldärzten eine viel zeitraubendere und größere Arbeit bei der ersten Hilfeleistung machen. Die Aufgabe für die feldärztliche Thätigkeit nimmt diesen Vernichtungskräften gegenüber aber nicht allein an Umfang, sondern auch an Schwierigkeiten zu. Bei der Herstellung der Transportfähigkeit der Verwundeten in den Ambulancen fordert die jetzige conservative Feldchirurgie, daß schon auf dem Schlachtfelde die erste Hilfe die Bestrebungen derselben unterstütze und vorbereite. Die Art und Sorgfalt der technischen Leistungen bedingen oft die Erhaltung des Lebens oder wenigstens eines Gliedes des Verwundeten, deren Verlust durch Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit und infolge der Wirkung des

Transportes ebenso wie durch die Unterlassung eines rechtzeitigen Eingriffs herbeigeführt werden kann. — Soll in künftigen Kriegen der Humanität Rechnung getragen, die erste Hilfsleistung eine genügende und befriedigende sein und soll auch dem verwundeten Feinde eine solche zu Theil werden, so muß zur Milderung und baldigen Beseitigung der angeführten mit großen Schlachten stets verbundenen Zustände die Zahl der Aerzte einer Ambulance (des fahrenden Detachements) größer als bisher sein und wenigstens die ganze Zahl von dreizehn eines bisherigen leichten Lazareths, bei Erhöhung der Zahl der Lazarethgehilfen auf sechszehn, einer solchen auf dem Schlachtfelde wirkenden Rettungsanstalt gegeben werden. —

3) Die Organisation der Feldlazarethe wurde bisher ebenfalls Ursache unzureichender Wirksamkeit. Die leichten oder Divisionslazarethe hatten den dreifachen Zweck, durch die eine Abtheilung, das fahrende Detachement, die erste Hilfe zu leisten, durch die andere, das Depot, die Verwundeten bis zur Unterbringung in eine Heilanstalt vorläufig aufzunehmen und ärztlich zu verpflegen, und in Gemeinschaft beider auch die dauernde Behandlung von 200 bis 300 Mann zu übernehmen. Um diesem mehrfachen Zweck, besonders aber dem letztern zu entsprechen, mußte die Ausstattung eines solchen Lazarethes mit Utensilien, Lazareth- und ärztlichen Verpflegungsgegenständen aller Art viel umfassender sein, als zur Lösung der beiden erstgenannten Aufgaben nothwendig war. Es wurde aber hierdurch schwerfällig, vermochte nicht den schnellen Bewegungen der Truppen, zu denen es gehörte, bei Terrainschwierigkeiten und anderen Hindernissen des Transportes zu folgen, kam von ihnen ab und konnte nicht rechtzeitig anwesend sein, um seine Thätigkeit zu entwickeln.

Im letzten Kriege offenbarte die Schnelligkeit der strategischen Bewegungen die bei der jetzigen Art der Kriegführung längst vorhergesehene Unzweckmäßigkeit der Organisation dieser Anstalten. Das eine Depot konnte den bei den ununterbrochenen Gefechten vorkommenden Verwundeten seines Truppentheils nicht Aufnahme gewähren. Es wurde entweder am ersten Tage von den den Truppen nacheilenden fahrenden Detachements durch die Sorge für die ihm übergebenen Verwundeten getrennt oder, was häufiger vorkam, es verließ dieselben, selbst seine Lagerungs- und Verpflegungsgegenstände mitnehmend, um dem aus eigenem Beweggrunde oder auf Befehl vorfahrenden Detachement nachzufolgen. Zuweilen wurde ein Arzt bei den Verwundeten zurückgelassen oder ein solcher von dem betreffenden Regimente zur Hilfsleistung bestimmt, welcher dann, Anfangs aller nöthigen Mittel zur Verpflegung beraubt, die Mithilfe der Civilärzte des Ortes in Anspruch nehmen und auf die Mildthätigkeit der Bewohner oder auf Unterstützung aus der Ferne hoffen mußte. Im günstigen Falle konnte später die Abtheilung eines schweren Feldlazareths zur Uebernahme der Behandlung herangezogen werden, deren die Mainarmee jedoch ganz entbehrte.

Die Calamitäten, welche hierdurch für die Verwundeten erwuchsen und noch fühlbarer für sie geworden wären, wenn nicht unter Beistand der Johanniterritter die Privatmildthätigkeit in einer großartigen Weise bei jeder Noth sogleich hilfreich zur Seite gestanden hätte, machen dringend nothwendig, daß statt des fahrenden Detachements zur ersten Hilfe am Schlachtfelde jeder Division eine selbständige Ambulance mit den oben bezeichneten ärztlichen Personen, und zur Uebernahme der durch dieselbe transportfähig gemachten Verwundeten mehre leichte Aufnahmespitäler beigegeben werden, welche nach und nach an den verschiedenen Gefechtstagen in Thätigkeit treten und für die Verwundeten sorgen, bis dieselben nach Heilanstalten abtransportirt werden können. Da diese leichten Aufnahmespitäler, etwa zwölf für ein Armeecorps, sich nicht einer dauernden Behandlung zu unterziehen haben, sondern nach ihrer Evacuirung der Division wieder folgen müssen, so kann ihre Ausstattung eine ganz andere und nur auf den Zweck der temporären Beherbergung und Behandlung gerichtet, ihre Organisation somit in erster Linie auf leichte und schnelle Beweglichkeit berechnet sein.

In höherem Grade trat die Organisation der Corps- oder schweren Feldlazarethe einer erwünschten und rechtzeitigen Verwendung in den Weg. Durch das Feldlazarethreglement von 1863 sind sie (drei für jedes Armeecorps) wiederum, wie während der Freiheitskriege, bestimmt, als Nothbehelf zur Behandlung von 400, und, wenn die zur Lagerung nöthigen Geräthe am Orte disponibel gemacht werden können, selbst von 600 Kranken und Verwundeten zu dienen, bis die Evacuirung derselben nach rückwärts gelegenen, nicht mobilen Heilanstalten an Eisenbahn- und Wasserstraßen der Operationslinie erfolgt ist. Zu diesem Zweck ist jedes Corpslazareth mit einer großen Menge von Oekonomie-, chirurgischen und pharmaceutischen Utensilien, Arzneien, Verbandgegenständen u. s. w. ausgestattet, zu deren Fortbringung acht vierspännige und zwei zweispännige Wagen erforderlich sind, ohne mit der hinreichenden, schon beim Beginn der Wirksamkeit nothwendigen Zahl von Wäsche- und Lagerungsgegenständen versehen zu sein, die am Orte der Niederlassung angeschafft werden sollen, aber oft schwierig oder gar nicht zu erlangen sind, während an manchen zur Oekonomieführung und zur ärztlichen Behandlung dienenden Artikeln Ueberfluß besteht. — Durch eine solche Wagenburg wurden diese Lazarethe schwerbeweglich, durch die Munitions- und Proviantcolonnen und anderes Militärfuhrwerk auf Eisenbahnen und Landstraßen im Vorwärtskommen gehindert; sie verloren die Truppen, zu denen sie gehörten, kamen mit den Depots außer Verbindung und fuhren oft unerreichbar im Lande herum, und fehlten somit da, wo sie gebraucht wurden. Hatten sie sich zur Entwickelung ihrer Thätigkeit niedergelassen, mühsam alle Gegenstände ausgepackt, so wurde nach Lösung ihrer Aufgabe an einem Orte, der Weitermarsch durch die Einrichtung der

Wagen und ihre abermalige Bepackung schwierig. — Um diese Schwerfälligkeit zu vermindern und die Verwendung eines Lazareths an mehren Ortschaften und in verschiedenen Localitäten zu erzielen, wurde schon im Jahre 1861 angeordnet, jedes in drei Sectionen zu theilen. Dieses Vorhaben wurde aber nicht ganz ausgeführt; denn im Kriege gegen Dänemark konnte nur die dritte Section detachirt werden, und auch in dem gegen Oestreich besaßen die Sectionen noch nicht ihre Selbständigkeit, weil die dieselbe anordnende Ministerialverfügung vom 16. Mai zu spät erschien, um jede Abtheilung vor dem Beginn des Krieges mit den erforderlichen Instrumenten, chirurgischen Utensilien u. s. w. in besonderer Verpackung versehen zu können. — Diese Corpslazarethe haben daher im letzten Kriege ihrer Bestimmung nicht entsprechen können. Manche wurden stabil gemacht und zu Kriegslazarethen oder, wenn man ihrer rechtzeitig habhaft werden konnte, zur Stellvertretung von Depots benutzt.

Diese Erfahrungen dürften wohl zu der Ueberzeugung geführt haben, daß die Absicht, die eigentliche Behandlung der Verwundeten und Kranken in einem Kriege ambulirenden, der Armee nachgeführten Lazarethen zu übergeben, fast unerreichbar und verwerflich ist, somit den Behörden der agirenden Truppen die Sorge für die Verwundeten und Kranken abgenommen und andern Behörden im Rücken der Armee übergeben werden muß, wie bereits durch die Errichtung der Kriegs- und Reservelazarethe in Preußen angebahnt ist, zu deren besserer Organisation das große Material der Corpslazarethe zum Theil zweckmäßig zu verwenden sein wird.

4) Die bisherige Stellung der Feldlazarethe zu den Behörden, namentlich zu den militärischen, denen die Verwendung zum Dienste ausschließlich zugestanden ist. Der Divisionscommandeur verfügt über sein leichtes Lazareth und berichtet hierüber noch dem Generalcommando. Die Corpslazarethe erhalten ihre Befehle aus dem Hauptquartiere, je nach dem Ermessen durch den Corpsarzt oder durch den Corpsintendanten. Die Corpslazarethe sollen sich an die leichten, respective an die Depots derselben anschließen und die Verwundeten von ihnen zur Behandlung übernehmen. Ein Lazarethdirector, der auch die Befehle zu seinem Handeln aus dem Hauptquartier erhält, soll der Vermittler einer steten Verbindung der leichten mit den Corpslazarethen sein, ohne eine Zwischenbehörde darzustellen. Da für den Corpsarzt und den Armeearzt keine Instructionen bestehen und des letztern amtliche Stellung überhaupt und besonders während der Action der Truppen noch in der Luft schwebt, haben sie keinen Einfluß auf die Verwendung der Feldlazarethe. Durch die Theilung der Befehle über die Feldlazarethe zwischen dem Divisions- und dem commandirenden General wird ersterem die Möglichkeit entzogen, über die Corpslazarethe bestimmen und die weitere Sorge handhaben zu können, nachdem sein leichtes Lazareth die erste Hilfe geleistet hat. Er nimmt dieses

beim Vorangehen wieder mit sich, um es bei neuen Gefechten benutzen zu können. Der Lazarethdirector hat auf die leichten Lazarethe keinen Einfluß, zu seiner Fürsorge für die von denselben abgesetzten und verbundenen Verwundeten durch die Corpslazarethe erhält er aber seine Instructionen aus dem Hauptquartier. Er soll keine Zwischenbehörde bilden, darf also auch die Initiative nicht ergreifen, Befehle nicht selbständig ertheilen, die drei Corpslazarethe durch seine drei Ordonnanzen zum Dienste nicht herbeiziehen. — Außerdem kann das Depot mit der Abgabe seiner Verwundeten an ein Corpslazareth nicht bis zu dessen Ankunft warten; denn dieses ist, wenn es auch auf dem Marsche nicht abgedrängt wurde, zufolge seiner Organisation stets einige Tagemärsche zurück. Zuweilen bleibt es in Unkenntniß über die Richtung, welche das Corps beim Marsche genommen hat, und vermag auch der Etappencommandeur hierüber nicht Auskunft zu geben. Auch treffen die vom Hauptquartier abgeschickten Ordonnanzen nicht immer das Corpslazareth oder den Lazarethdirector an. Bei Absendung von Befehlen durch die Feldpost wird der Zweck in der Regel noch weniger erreicht; denn erfahrungsgemäß kamen dieselben erst nach acht Tagen an den Adressaten. — Durch die Ausrüstung mit nur einem Reitpferde wird der Lazarethdirector außerdem verhindert, eine erforderliche Wirksamkeit entwickeln zu können. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Ertheilung der erforderlichen Befehle über die Verwendung der Lazarethe zuweilen von den betreffenden Commandeuren bei der Ausübung ihrer anderweitigen Berufspflichten, man möchte sagen in der Hitze des Gefechtes, ebenso vergessen wird, als die Anlegung eines Verbandplatzes und die Verwendung der Truppenärzte auf demselben. — Die Chefärzte mancher Corpslazarethe irrten dann mit ihrem Personal und Material umher, ohne zur Entwickelung einer Thätigkeit zu kommen, so groß auch oft die Noth war. Daher läßt sich erklären, daß solche erst nach den Schlachten bei der Cholera Verwendung fanden, daß von den drei leichten Lazarethen der Mainarmee bei Langensalza keins gegenwärtig war, und drei leichte Lazarethe in Prag ankamen, ohne irgendeine Thätigkeit bei den Gefechten und bei Königsgrätz entwickelt zu haben, wodurch der absolute Mangel an Aerzten noch mehr vergrößert wurde.

Den aus diesen Zuständen resultirenden Calamitäten wird in der Folge vorgebeugt werden können, wenn die Bestimmungen über die Verwendung der Feldlazarethe nicht mehr an das Generalcommando eines Armeecorps, sondern an eine kleinere tactische Einheit, an die Division gekettet, und unabhängig von allem anderweitig zu erwartenden, den Anordnungen des Commandos derselben gemäß, in eine sachverständige Hand, also in die eines Arztes gelegt werden. — Die für den vierjährigen Krieg in Nordamerika getroffenen Einrichtungen und deren günstige Erfolge können der alten Welt als Vorbild dienen, respective zur Nacheiferung anregen. Die Regierung hatte die Feldsanitätsreg'ements

der europäiſchen Staaten vorliegen, und das Mangelhafte dieſer Inſtitutionen erkennend, überwies ſie unter Verantwortlichkeit den Aerzten als den allein Sachverſtändigen die unmittelbare und ſelbſtändige Leitung des Sanitätsweſens, ſomit die Verwendung der Feldlazarethe, die Organiſation und Leitung des Dienſtes in den Ambulancen und Spitälern. Der kranke und verwundete Soldat ſchied temporär aus der activen Armee aus und wurde der uneingeſchränkten Fürſorge der Militärmedicinalbehörde übergeben, deren Repräſentanten die ihrem Range entſprechende Autorität, gleich den Offizieren, zugeſtanden wurde.

Zur erſten Hilfsleiſtung müſſen die leichten Ambulancen mit den dazu gehörigen Krankenträgercompagnien dienen, von denen je eine einer jeden Diviſion, als der tactiſchen Einheit, einverleibt wird. Zur Aufnahme der Verwundeten bis zur Unterbringung in Heilanſtalten müſſen jeder Diviſion drei bis vier leichte „Aufnahmelazarethe" beigegeben werden, welche durch ihre Organiſation zu dem oben näher bezeichneten Zweck in den Stand geſetzt ſind, der Diviſion ebenfalls als ein integrirender Beſtandtheil überallhin folgen zu können. Sie werden nur theilweiſe und nach Bedarf zur Uebernahme der verbundenen Verwundeten verwendet, damit die anderen für folgende Gefechte disponibel bleiben und den Truppen folgen können. Nach der Evacuirung des in Dienſt geſtellten leichten Aufnahmelazareths, wofür baldigſt Sorge zu tragen iſt, folgt daſſelbe ſeinem Truppentheile zur ferneren Verwendung wieder nach.

Die Sorge für die Ausführung der erſten Hilfsleiſtung d. h. die Anordnung über Verwendung der Ambulance mit der dazu gehörigen Krankenträgercompagnie, die nur als Mittel zum Zwecke dient, in Betreff des Ortes und der Einrichtung ihres Verbandplatzes bei einem Gefecht oder einer Schlacht übernimmt ein Diviſionschefarzt, der bei einer Mobilmachung jeder Diviſion beizugeben iſt. Er wird zur Entwickelung ſeiner Thätigkeit vor Beginn eines Gefechtes von der ſtrategiſchen Dispoſition und von den militäriſchen Anordnungen, ſoweit es möglich iſt, in Kenntniß geſetzt. Er leitet unter ganzer Verantwortlichkeit den ärztlichen Dienſt auf dem Verbandplatze der Ambulance und die Uebergabe der Verwundeten an das in der Nähe zum Dienſte bereitſtehende Aufnahmelazareth. Hiermit hat der Chefarzt der Diviſion ſeine Aufgabe gelöſt; er folgt nun derſelben zum ferneren Dienſte mit der Ambulance nach, bei welcher bereits die nicht verwendeten übrigen Aufnahmelazarethe geblieben ſind. — Die in Thätigkeit geſetzten Aufnahmelazarethe eines Armeecorps werden unter den Befehl eines Lazarethdirectors geſtellt, der mobil genug ausgerüſtet mittelſt der Transportcommiſſionen und durch Fürſorge für Transportmittel bei dem Etappencommando oder bei der nächſten Militätbehörde für die Evacuirung der transportfähigen Verwundeten in Kriegs- oder Reſervelazarethe oder, wenn es zuläſſig iſt, für die Unterbringung Schwerverletzter in Civil- oder Militärheilanſtalten des Ortes oder in der Nähe ſorgt, um die Aufnahme-

lazarethe für die Division von neuem verwendbar zu machen, worauf er sich dem Armeecorps, zu welchem er gehört, zu ferneren Diensten wieder anschließt. Die Militärbehörden resp. die Etappencommandos können sich mit den genannten Obliegenheiten eines Lazarethdirectors nicht abgeben. Dieselben müssen einem Sachverständigen übergeben werden, den die Militärbehörden im Rücken der Armee bei der Ausführung zu unterstützen haben. Die Chefärzte der Aufnahmelazarethe haben hierzu nicht die Zeit; Aufsicht und Leitung müssen einheitlich sein und werden einen angemessenen Wirkungskreis für den Lazarethdirector bilden. — Mit der Ueberführung der Verwundeten aus den Aufnahmelazarethen in Heilanstalten hört die Sorge der Aerzte der Feldarmee auf. —

Die Ueberweisung einer Ambulance und mehrer Aufnahmelazarethe an jedes Divisionscommando schließt die Verwendung von solchen, die einer Reserve angehören, durch das Generalcommando bei Cavaleriecorps und bei der Artillerie nicht aus. Alle anderweitigen Bestimmungen über die Lazarethe einer Division müssen entfernt bleiben und nur dem Commandeur derselben darf das Recht zustehen, über sie zu gebieten.

5) Der Mangel an Verpflegungs- und Erquickungsmaterial beschränkte auch die Wirksamkeit der Feldlazarethe. Es betraf dieser Mangel namentlich solche Gegenstände, welche zunächst und am häufigsten gebraucht wurden und unentbehrlich sind, wie Leib- und Bettwäsche, Lagerungsmittel, auch manche Arzneien, wie Chloroform, Opium, Heftpflaster, Gips und chirurgische Utensilien zum Lagern und Schienen verwundeter Glieder u. s. w. Die Ursachen hiervon waren die Unmöglichkeit, den Bedarf solcher Gegenstände sowie der Erquickungsmittel für längere Zeit mit sich führen zu können, und die Anordnung für die Feldlazarethe, einen Theil des Bedarfs an Lazarethrequisiten aller Art an Ort und Stelle der Niederlassung durch Anschaffung (d. h. durch Ankauf oder durch Requisition im Feindeslande) sicherzustellen. Da die Wirksamkeit der Feldlazarethe, besonders der leichten, in Gegenden des feindlichen Landes begann, die ausgesaugt waren und keine Quellen zur Erlangung von Lazarethbedürfnissen darboten, so entstand an solchen nach der täglichen Wiederkehr von Gefechten sehr bald ein Mangel, der nach der Schlacht bei Königsgrätz sehr fühlbar wurde und für die ersten acht Tage einen großen Nothstand herbeiführte.

Das Kriegsministerium hatte für den äußersten Fall durch die Errichtung von Lazarethreservedepots für Ersatz des mangelhaften Etats der Feldlazarethe gesorgt, diese Depots auch als Sammelplätze für patriotische Gaben und die sich freiwillig meldenden Krankenpfleger und Pflegerinnen bestimmt, und den königlichen Commissar für Krankenpflege im Felde, den Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, als Vermittler zwischen diesen Depots und dem Centralcomité des Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter

Krieger und als Centralorgan für die Sammlung patriotiſcher Gaben u. ſ. w. bezeichnet, um die Depots nicht nur mit dem augenblicklichen, ſondern auch mit dem vorausſichtlich eintretenden Bedarf zu verſehen und um den Requiſitionen der Feldlazarethe zu entſprechen, allein bei der Ueberſtürzung der Verhältniſſe und infolge des ſchnellen Vordringens der Truppen geſtalteten ſich die Zuſtände ganz anders als man erwartet hatte.

Die Lazarethreſervedepots, deren Zahl übrigens zu gering war, da nur für jede Armee von vier Armeecorps ein ſolches errichtet wurde, fanden Schwierigkeiten bei der Ueberſiedelung von einem Orte zum andern, konnten ſomit der Armee nicht ſchnell genug folgen und blieben von den Bedarfsorten zu weit entfernt, weil es ihnen an den erforderlichen Transportmitteln d. h. an verſchloſſenen und beſpannten Wagen und an Begleitungsperſonal fehlte, um das requirirte Material ſicher und rechtzeitig an die Lazarethe abliefern zu können, von denen die Requiſitionen gemacht waren. Es fand auf dem Transport allerlei Schwierigkeiten, mußte ſelbſt Tage lang auf dem Wege liegen bleiben und kam häufig erſt am Orte der Beſtimmung an, wenn das Lazareth denſelben ſchon wieder verlaſſen hatte. Da überdies ſelten Telegraphen zur Requiſition benutzt werden konnten und dieſelbe durch die Feldpoſt befördert werden mußte, ſo entſtand auch hierdurch großer Aufenthalt. Auch die Completirung der Depots durch den Centralverein in Berlin bei Vermittelung des königlichen Commiſſars und die gehoffte Concentrirung der mildthätigen Gaben nach denſelben wurde verfehlt. Localvereine gaben zwar manche milde Gaben an das Depot ab, allein im Allgemeinen wurden dieſe Sammelplätze als Hinderniſſe und als ein Umweg zur Gewährung ſchneller Hilfe betrachtet. Sowohl der Centralverein als die Localvereine zogen mit Recht vor, ihre Gaben direct an die Bedarfsorte zu bringen, um der Noth ſo ſchnell als möglich und ſicher zu ſteuern, welcher Aufgabe die Lazarethreſervedepots nicht gewachſen waren. Es entſtand hierdurch bei vielen Lazarethen zwar Ueberfluß an Bedürfniſſen aller Art, aber nicht leicht irgendwo ein Mangel. —

Die Mithilfe der Nation wird ſich ohne Frage auch in künftigen Kriegen in der bisherigen großartigen Weiſe entfalten, jedoch der Staat kann ſich nicht allein auf dieſelbe verlaſſen. Es können durch Sperrung oder Unwegſamwerden einer Eiſenbahn und durch Mangel an Fuhrwerk auch der Privathilfe nicht zu beſeitigende Hinderniſſe in ihrem Beſtreben in den Weg gelegt werden. Für ſolche Fälle muß der Staat die erforderlichen Maßregeln bei einer künftigen Mobilmachung ergreifen, um ſogleich auszuhelfen, bis die private Hilfe ihre Wirkſamkeit wieder entwickeln kann, oder um zu ergänzen, was dieſe nicht zu leiſten vermag. — Dieſe Aufgabe kann nur durch die Errichtung von ambulirenden, d. h. von beſpannten Lazarethreſervecolonnen für jedes Armeecorps, nicht für eine Armee aus mehren Corps, erreicht werden. Sie müſſen

wie die Munitions- und die Proviantcolonnen bei den Truppen und in leicht erreichbarer Nähe der Ambulancen und leichten Aufnahmelazarethe bleiben. Die Gegenstände, welche eine solche Colonne mit sich zu führen hat, werden bei Berücksichtigung der im letzten Kriege gemachten Erfahrungen über die Artikel, welche die Privatmildthätigkeit an Wäsche, Verbandgegenständen, Erquickungsmitteln u. s. w. vorzugsweise lieferte und nach einer Verständigung mit dem Centralvereine über die von ihm herbeizuschaffenden Gegenstände eine Beschränkung der Auswahl derer zuzulassen, welche die Instruction für die Lazarethreservedepots aufführte. Alle Gegenstände müssen in so viele besondere Wagen verpackt werden, als einem Armeecorps Ambulancen beigegeben sind und leicht erreichbar untergebracht sein.

Damit es bei einem künftigen Kriege nicht an dem Material und besonders an chirurgischen Instrumenten und Utensilien für die Lazarethe fehlt, welche etwa neu zu errichtenden Armeecorps beigegeben werden sollen, wie es im letzten Kriege der Fall war, muß neben den etatsmäßigen Feldlazarethdepots der Armeecorps ein Reservecentralmagazin mit denjenigen Lazarethgegenständen errichtet werden, deren Bereitung und Anschaffung Zeit erfordert. In diesem Magazine müssen auch die Fahrzeuge für neu zu errichtende Lazarethe vorrätbig gehalten werden. —

Vor den negativen Erfahrungen im letzten Kriege können die Augen nicht verschlossen werden. Möchten diese Darlegungen eines Praktikers etwas dazu beitragen, der Lösung des schwierigen Problems: eine den Forderungen der Humanität der Gegenwart entsprechende Krankenpflege im Felde zu schaffen, näher treten zu können.

Vom letzten tirolischen Landtage.

Die Zeit zwischen dem Schlusse des vorletzten und dem Beginne des letzten Landtags füllten Maßnahmen der Reaction, die das Ziel bezeichnen, worauf wir lossteuern. Sie betrafen zunächst die Wahlen für die bevorstehende Session, um deren Leitung sich der am 6. December v. J. zum Statthalter von Tirol ernannte Ritter Georg v. Toggenburg sehr eifrig bemühte. Er war nie jener schwärmerische Ritter, an den wir bei diesem Namen zu denken gewohnt sind,

und die Venetianer, die ihn lange ihren Proconsul nannten, erzählten von ihm grade das Gegentheil. Während der concordatlichen Zeit Bachs war er Handelsminister und zur Annahme des Portefeuilles von Tirol, das er anfänglich ausschlug, soll ihn namentlich sein viel verkannter Landsmann Bernhard Ritter v. Meyer beredet haben.

Dem Grafen Belcredi, der in seinem uneigennützigen Amtseifer drei Ministergehalte in die Tasche schob, ahnte nichts Gutes von dem am 2. Jänner d. J. unternommenen Experimente einer außerordentlichen Reichsversammlung. Die Deutschen in Oestreich beschuldigten ihn eines offenbaren Verfassungsbruchs und der immer klarer hervortretenden Umkehr zum Absolutismus. Kam die neue Reichsversammlung zu Stande, so war das Februarpatent aufgehoben, und da sie über die Verfassungsfrage nur berathen durfte, stand es der Krone frei, was sie noch gewähren wollte. Diesem Schalten des bloßen Beliebens bot das große Beamtenheer in Oestreich, wovon alle, die 630 Gulden ö. W. mindestens an jährlichem Gehalt beziehen, wahlberechtigt sind, eine bequeme Handhabe, der czechische Minister erklärte somit allen denen, die ein so dankenswerthes Brod des Staates aßen, es sei bei den Wahlen „ihr Beruf, die Intentionen der Regierung zu unterstützen und auszuführen und nicht feindselig gegen dieselben aufzutreten". Dem neuen Statthalter von Tirol schien aber dieser Befehl noch lange nicht klar und eindringlich genug, er glaubte ihn daher durch einen geheimen Erlaß vom 22. Jänner noch näher intimiren und ins Tirolische übersetzen zu müssen.

Die Beseitigung der Februarverfassung war auch der sehnlichste Wunsch der schwarzen Cohorte, denn der dann nach ihrer Meinung wieder an die Reihe kommende Föderalismus verbürgte ihr unbedingte Herrschaft. Sie hißte daher wieder, wie bei jedem Umschwung der Dinge, die Fahne des Propheten auf und belehrte das unmündige Volk von der Kanzel und im Beichtstuhle, es gelte bei der neuen Reichsverfassung nur die Wahrung der Glaubenseinheit und des ewigen Seelenheiles; ihre Sendlinge hielten Wahlversammlungen und Trinkgelage, wie z. B. der Religionslehrer Greuter, und an vielen Orten wußten es die frommen Hirten so einzurichten, daß die zahme Heerde sie selbst zu Wahlmännern erkor. Die Leute, die sie zu Abgeordneten vorschlugen, durften auch auf den Beifall der innsbrucker Präsidialkanzlei rechnen. Zu diesen gehörte unter andern der Hofhistoriograph Pater Albert Jäger, zu dessen Gunsten die Klerikalen in Schwatz mit Abänderung der gesetzlichen Wahlart die Zahl der Wähler auf weniger als die Hälfte der wirklich berechtigten zu beschränken wußten, und die Behörde, welche „die Legalität des Wahlactes der Wahlmänner zu constatiren" berufen war, nahm daran nicht den geringsten Anstoß. Am entschiedensten schritt der Statthalter selbst bei der Wahl der Abgeordneten für den adeligen großen Grundbesitz ein. Aus Wälschtirol waren nur sieben Wähler

erschienen, darunter zwei Grafen, die als Bezirksvorsteher in kaiserlichen Diensten standen. Diese beiden beschied er zu sich und befahl ihnen, mit den Ultramontanen zu stimmen. Dennoch trugen ihre Gegner, wenngleich nur mit wenigen Stimmen, den Sieg davon, und der dadurch in Wuth versetzte Freiherr Ignaz Giovanelli entblödete sich nicht, öffentlich in den Zeitungen das Geständniß abzulegen, daß er und seine Verbündeten „keine Mühe gespart", um eine andere Wahl zu erzielen. Alle Welt wußte, was sie darunter zu verstehen hatte.

Trotz dieses Druckes und aller Ränke der Gottseligen zählten die „Verfassungstreuen" unter den Gewählten doch nicht weniger als 21, die „Glaubenseinheitler" hingegen einschließlich der 7 geistlichen Virilstimmen 31; die übrigen 16 entfielen auf Wälschtirol, wo die nationale Partei, so weit es an ihr lag, lauter Leute gewählt hatte, die voraussichtlich den Landtag nicht besuchten. In Roveredo veranstaltete man zur Feier der Wahl des Patrioten Publio Colle einen Demonstrationsspaziergang, wobei es der Pöbel an tollem Geschrei für Victor Emanuel und Steinwürfen auf den östreichischen Adler nicht fehlen ließ. Die Knaben, die dafür bezahlt waren, verriethen die Anstifter, ein Monstreproceß wurde eingeleitet, den politisch Verdächtigen der Laufpaß ertheilt und dem Magistrate die Besorgung der Regierungsgeschäfte abgenommen. Zugleich wurde der Belagerungszustand über ganz Wälschtirol verhängt und kurz nachher allen dortigen Beamten bei Dienstesentlassung untersagt, mit den Anhängern der nationalen Partei Umgang zu pflegen. Sie konnten sich darüber nicht verwundern, wenn sie hörten, wie sich auch ihre Amtsgenossen in Innsbruck jedesmal in schwarzem Frack und weißer Cravatte bedanken mußten, wenn ihnen die Ehre zu Theil wurde, an der Tafel ihres Chefs zu speisen.

Die Wahlen des Adels waren kaum vollendet, als sich all der Amtseifer für die Beschickung der außerordentlichen Reichsversammlung nicht nur als überflüssig, sondern selbst als unzweckmäßig erwies. Man hatte dadurch nur den Ultramontanen in die Hände gearbeitet. Durch den Austritt Belcredis aus dem östreichischen Ministerium war der außerordentliche Reichsrath beseitigt, Baron Beust setzte zur Beschwichtigung der deutschen Gewissen den „verfassungsmäßigen" an seine Stelle. Die „Verfassungstreuen" hatten also keinen Grund mehr, sich seiner Beschickung zu widersetzen. Der „außerordentliche" Reichsrath war aus den „persönlichen Bemühungen" des Herrn v. Beust hervorgegangen, und wenn er auch jetzt anstatt dessen den „engern" berief, hatte er damit doch nur einen Schritt weiter gethan als selbst Belcredi, der über den beantragten Ausgleich mit Ungarn vorerst die „legalen" Vertreter der Länder diesseits der Leitha vernehmen, ihnen aber nicht durch die Machtvollkommenheit der Krone zuvorkommen wollte. Mit dem „verfassungsmäßigen" Reichsrath trat sonach eine Reihe von Octroyirungen ein, denn er hob den weitern Reichsrath auf und ertheilte dem engern die Befugniß zu Verfassungsabänderungen. Diese

ſelbſt ſollten ihm zwar zur Annahme vorgelegt werden, aber die Lostrennung Ungarns, die Einſetzung eines cis- und transleithaniſchen Miniſteriums, die Feſtſtellung der Königskrönung in Buda-Peſth treten ihm ſchon als vollendete Thatſachen entgegen, und falls er die ihm zu machenden Vorlagen ablehnt, bleiben noch weitere Schritte vorbehalten. Ob es verfaſſungsmäßige ſein können, möchten wir ſehr bezweifeln, denn man will doch jedenfalls die alte Verfaſſung „revidiren“. Daneben iſt auch eine „Vorlage zur Erweiterung der verfaſſungsmäßigen Autonomie der Länder“ verheißen, und wenn wir auf die miniſterielle Wirkſamkeit des Herrn v. Beuſt in Sachſen zurückblicken, können wir uns beim beſten Willen doch grade keine ſanguiniſchen Vorſtellungen machen.

Für derlei Rückſchrittsbeſtrebungen ſcheint der neue Staatsminiſter Oeſtreichs namentlich in Tirol, wo ſie vorwiegend klerikal, alſo dem Geſammtreiche minder ſchädlich, milde Nachſicht zu tragen. Das zeigte die erſt nach dem Austritte Belcredis erfolgte Ernennung des k. k. Hofrathes und Oberſtaatsanwaltes Dr. Johann Haßlwanter zum Landeshauptmann. Den Ultramontanen, deren Führer und Hort er ſchon ſeit vielen Jahren war, verhieß der Strahl dieſer neuen Gunſt noch glückliche Tage für lange. Er ſelbſt fand darin den ſchönſten Lohn ſeiner treuen Dienſte, zumal auch ſein früheres Einkommen nicht verkümmert wurde.

Die Kräfte, welche die neuen Wahlen den Ultramontanen zuführten, waren übrigens nicht ſehr bedeutend, wenn man nicht den ſchon oben erwähnten Pater Albert Jäger, Geſchichtsprofeſſor an der wiener Univerſität, dafür nehmen will. Er hatte vor mehr als zwanzig Jahren durch einen Vortrag gegen die Jeſuiten im tiroler Nationalmuſeum viel von ſich reden gemacht und in verſchiedenen Werken über tiroler Geſchichte großen Sammlerfleiß bewieſen. Aber ſchon in den Märztagen hielt er ſich ſtramm zur Reaction, und wiewohl er ſpäter eine kleine Schwenkung nach links machte, trat er doch ſchließlich wieder auf die Seite der Ultras, wie er denn auch durch ſeine drolligen Aeußerungen in dieſer Richtung beim vorletzten niederöſtreichiſchen Landtag, wo er als Rector magnificus die dortige Hochſchule vertrat, den Witz ſeiner Gegner herausforderte. An die Wähler ſeiner Heimath ſchrieb er bei Annahme des Mandats: „Unſere „„Verfaſſungstreuen““ möchten Köpfe ohne Leiber ſein oder noch lieber Bäuche, für welche alle anderen Glieder des öſtreichiſchen Staates nur Fütterungsdienſte zu verrichten hätten.“ Eine Sprache, zwar des Akademikers unwürdig, aber den Bauern deſto verſtändlicher. — Dagegen war der geiſtige Zuwachs, den die Liberalen erhielten, aller Ehren werth. Sie durften ſich freuen, an den innsbrucker Profeſſoren Harum und Wildauer und dem Advocaten Rautenkranz von Hall wackere Kämpfer für das verfaſſungsmäßige Recht gewonnen zu haben, ein greifbarer Erfolg aber iſt damit freilich noch lange nicht verbürgt.

Am 18. Februar bei Eröffnung des Landtags verlas der Statthalter das miniſterielle Communiqué der k. k. Entſchließung betreffs Auflaſſung des „außerordentlichen“ und Berufung des „verfaſſungsmäßigen“ Reichsraths. Vorher hielt der neue Landeshauptmann nach Beſtätigung ſeiner Wahl zum Abgeordneten und Ablegung des Handgelübdes ſeine Antrittsrede. Er betonte darin, daß ihm ſchon früher das Vertrauen von 207 Gemeinden entgegengekommen, die ihn (als Held der Glaubenseinheit) zum Ehrenbürger ernannt, und glaubte auch unter allen Abgeordneten keinen Feind zu haben, weil er der Freund aller ſei. Wie er dies meinte, ſollte ſich bald zeigen. Vor der zweiten Sitzung übergab Profeſſor Wildauer eine Interpellation, ob die Regierung das neue Wehrgeſetz für Tirol bis auf Weiteres zu beſeitigen denke, da eine Abänderung des gegenwärtigen erſt durch den Reichsrath erfolgen könne. Der Landeshauptmann verweigerte deren Bekanntgebung angeblich wegen Abweſenheit des Statthalters, dem das Recht ſofortiger Beantwortung zuſtehe, verlas ſie aber, obſchon der Staathalter wieder wegblieb, Tags nachher zugleich mit einem Antrage der Klerikalen, der vielmehr Siſtirung jenes Geſetzes anſtrebte. Auffallend genug war dieſer von ihm ſelbſt geſchrieben und in ſolcher Eile verfaßt, daß er das Datum vom 18. December 1866 trug, um welche Zeit das neue Wehrgeſetz noch gar nicht erſchienen war. Alle Welt merkte die Abſicht, den Liberalen mit dieſem Antrage zuvorzukommen, nur der Landeshauptmann ſetzte ſich darüber hinweg. Mit derſelben Gewandtheit handhabte er auch die Geſchäftsordnung. Schien ihm abweichende Manipulation für ſeinen Zweck entſprechender, ſo ließ er über ſeine „Auslegung“, wie er das nannte, aller Einſprache ungeachtet abſtimmen — eine Praxis, die, weiter ausgebildet, hübſche Erfolge verſpricht.

In der Sitzung vom 27. Februar ſtellten 14 Liberale eine Interpellation an die Regierung, ob der ſchon erwähnte Erlaß an die Beamten betreffs ihrer Stimmgebung bei den Landtagswahlen wirklich beſtehe und wie ſich eine ſolche Beeinfluſſung gegenüber der Landtagswahlordnung, die es jedem Wähler zur Pflicht mache, nach eigener Ueberzeugung zu ſtimmen, rechtfertigen laſſe? Der Statthalter erklärte darauf ſichtlich ergriffen: die angeregten Erlaſſe ſeien in die Oeffentlichkeit gelangt, die Regierung mache kein Hehl daraus; ſie ſei ſich bewußt in ihrem vollen Rechte und redlich gehandelt zu haben ſowohl gegen die Beamten als gegen die anderen Wähler; ſie hätten eben erfahren, woran ſie ſeien. Indem das Geſetz die Beamten wahlberechtigt gemacht, habe ſie dieſelben von den Pflichten ihrer dienſtlichen Stellung nicht entbunden kein Wort ſei aus ihrem Dienſteid geſtrichen. Mit der Wahlordnung ſehe er keine Colliſion: der Beamte ſei nicht verpflichtet zur Wahl zu gehen, fühle er in ſeiner Bruſt einen Pflichtenconflict, ſo werde er von der Urne fern bleiben, ſtehe ihm aber ſein politiſches Recht höher, nun ſo möge er ſich der dienſtlichen Bande entledigen. In dieſer Nöthigung erblicke er keine Demüthigung. Demüthigend

finde er es, die Regierung zu bekämpfen und ihr doch dienen. Die Regierung werde unter keinen Umständen von offener moralischer Beeinflussung der Wahlen abstehen, es sei dies ihr natürliches Recht, und er glaube, daß es keine Regierung auf der Welt gebe, die sich in dem Momente schlafen lege, wo das politische Leben im Lande glühe. Bei diesen Worten glitt ihm die Hand so unsanft auf den Tisch, daß man es im ganzen Saale hörte, und von der Rechten erscholl ein stürmisches Bravo.

Die Erbitterung zwischen den Parteien wuchs bei solchen Reibungen mit jedem Tage, bei jeder Frage standen wenigstens 29 gegen 21. Dies erstreckte sich nicht blos auf alle wichtigeren Gegenstände, sondern selbst auf jene von untergeordnetem Belange, wie z. B. die Bildung der Gruppen, wobei einige Etschländer zur Vertretung von Nordtirol und Pusterthal gezogen wurden, um die Liberalen in allen Abtheilungen in die Minorität zu bringen. Parlamentarischer Brauch galt den Ultramontanen als Versündigung an ihrem Princip, so zwar, daß Professor Harum, der ein Comité für die Anträge zu den Reichsrathswahlen vorgeschlagen hatte, als Mitglied der Linken davon ausgeschlossen blieb.

Der schwarze Club, als dessen Großmeister jener harmlose Freiherr Ignaz v. Giovanelli fungirte, den ich Ihnen früher charakterisirt habe, hatte den Streich, den er hierbei auszuführen gedachte, schon lange beschlossen. In der That war er nur eine neue Auflage jener beim vorigen Landtage durchgefallenen Adresse, woran nun die Vornahme der Reichsrathswahlen geknüpft werden sollte. Man stand diesmal nicht mehr allein, auch die Landtage von Böhmen, Mähren und Krain drängten zur Schilderhebung für die alte Selbständigkeit der einzelnen Königreiche und Länder. Graf Leo Thun reichte den tiroler Ultramontanen seine hilfreiche Hand und Graf Brandis, ein Sohn des ehemaligen jesuitischen Gouverneurs von Tirol, vertrat die alpenhaften Sonderbündler auf dem Slawencongresse in Wien, wo man sich über das gemeinschaftliche Vorgehen einigte. Seitdem war dem Telegraphen zwischen Prag und Innsbruck die Ruhe hin.

Was die Zukunftspolitiker im Lande der Glaubenseinheit wollten, besagte ganz unverhohlen ein Programm, das im innsbrucker Pfarrhof und unter anderen geweihten Händen umlief. Entfernung des lutherischen Ministers Beust und Einsetzung eines Erzherzogs zum erblichen Statthalter von Tirol, das beteten diese frommen Herzen. Die Adresse an den Kaiser, die Pater Albert Jäger für den Landtag verfaßte, drückte sich freilich etwas zurückhaltender aus, ihren wahren Sinn und Zweck deuteten aber schon die absichtliche Umgehung der ministeriellen Zuschrift und einige kernige Schlagwörter an.

Zum Beweise, daß die Vornahme der Wahlen in den Reichsrath mit dieser Adresse nicht nur eng verbunden, sondern schlechtweg durch sie bedingt war,

behandelte der Landeshauptmann die über beide Gegenstände gestellten Anträge als einen und eröffnete darüber die allgemeine Debatte. Erst als sich niemand zum Worte meldete, ging er auf jede einzelne Frage und zwar zuerst jene der Wahl ein, worauf Dr. Rautenkranz verbessernd vorschlug, die Rückkehr in die verfassungsmäßigen Bahnen sei zur befriedigenden Kenntniß zu nehmen und mit Bezug auf selbe die Wahl zum verfassungsmäßigen Reichsrath zu bewirken. Es würde zu weit führen, wenn wir den Streit im Einzelnen verfolgen wollten, wir werden uns daher beschränken die Standpunkte zu bezeichnen, die sich beide Theile aneigneten. Auf der Rechten glänzten als Chorführer die beiden Giovanelli und Pater Jäger. Paul v. Giovanelli erklärte sich als Freund des wahren Verfassungsrechtes und Feind des Absolutismus, worunter er die Negation der bestehenden Rechte verstand. Als solche galt ihm das Februarpatent, das durch Aufhebung der Autonomie der Länder und ihrer Vertretungskörper, Centralisation der Verwaltung, Hebung der Börse und parlamentarisches Machtgebot den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht habe. Das Patent vom 2. Jänner pries er als Rückkehr zum Weg des Rechtes, die kaiserliche Entschließung vom 4. Februar als vollständiges Linksum in die alten absolutistischen Bahnen. Die nun in Aussicht gestellte Erweiterung der Autonomie der Länder und der engere Reichsrath verhielten sich wie Feuer und Wasser. Ohngefähr denselben Ton schlug sein Bruder Ignaz an. Als Beamter, nämlich als k. k. Oberlandesgerichtsrath, stilisirte er zwar seine Angriffe auf die Regierung etwas glimpflicher, doch konnte er es nicht über sich bringen, warnend anzudeuten, daß durch eine Constituante das ganze öffentliche Recht der einzelnen Länder diesseits der Leitha, die Existenz der Landtage, das Vermögen und die verschiedenen Fonds, alle bestehenden Rechte und Gewohnheiten in Gefahr kämen. Noch weit mehr sei aber die Krone selbst gefährdet. „Die Selbständigkeit und Individualität der Länder, ihre altererbte Treue und Anhänglichkeit, das Bewußtsein, an den Stufen des Thrones Schutz zu finden gegen Uebergriffe der Centralisation, das ist," betheuerte er, „der mächtigste Damm gegen die Revolution." Seltsam, daß immer die Gottseligen am eifrigsten sind, den Teufel an die Wand zu malen.

Der Berichterstatter Pater Jäger vertrat die wiener Camarilla. Das Wort „verfassungsmäßig" erschien ihm im Ministerialrescripte „offenbar nur als Wort, nicht als eine Sache". Die authentische Auslegung ergebe sich aus der Stelle, daß es Aufgabe des Reichsraths sei „die nur allzulange andauernde Verfassungskrisis auf einer dem Einverständnisse aller Betheiligten entsprechenden Grundlage zu beenden". Der einzuberufende Reichsrath sei nicht jener des Februarpatents, sondern ein erst zu constituirender, „aus dem ein neuer hervorgehen wird". Jedenfalls eine sehr schwankende Bürgschaft für die Zukunft, die mit dem Systeme der „freien Bahn" zusammenfällt. Aber auch über die

in der Adreſſe ſo ſtark betonten tiroler „Landesrechte“ wußte er nicht beſſern Beſcheid. Auf die wiederholte Frage mehrer Redner, was er darunter verſtehe, gab er zur Antwort: „Mir ſteht jene Detailkenntniß unſrer Rechtszuſtände nicht zu Gebote, die nöthig wäre, um die ganze Reihe von öffentlichen althergebrachten Rechten vorzuführen.“ Da es aber nicht unſere Aufgabe iſt ein Bauernſpiel zu ſchreiben, müſſen wir es unſern biedern Rechtsherolden ſelbſt überlaſſen, für ſolche famoſe Offenherzigkeiten Reclame zu machen.

Dem ſchon oben Geſagten nach vermögen wir uns leider nicht jene ideale Anſchauung anzueignen, die in der Initiative des Miniſters Beuſt ein neues Morgenroth des Liberalismus erblickt. Möglich, daß man aus Furcht vor der völligen Zerſetzung des Kaiſerreichs in ſeine mittelalterliche Geſtaltung noch ein Bindemittel für die Länder diesſeits der Leitha, ein Stück Februarverfaſſung gewährt, weil „darin für die Pflege der conſervativen Intereſſen ſo viel und Durchgreifendes geſchehen iſt“ wie in keiner anderen, die politiſche Freiheit wird aber jedenfalls das Letzte ſein, was in Rechnung kommt; dafür ſorgen ſchon die alten Traditionen, der Klerus und andere Auserwählte. Den „Verfaſſungstreuen“ in Tirol bleibt nur der Troſt, in ihrem redlichen Kampfe ausgeharrt zu haben, ohne Scheu vor jenen Ehrenmännern, welche die Lumpen, die ihre Blöße nicht einmal decken, als Fahnentuch des Patriotismus verwerthen. „Iſt es dahin gekommen — warf ihnen Geyer entgegen — daß die Deutſchen Tirols ſich zu Schleppenträgern der Czechen machen, dann muß künftig auf die Anklage geſchwiegen werden, daß der Ultramontanismus entdeutſchend wirke!“ — Am Schluß der Debatte legte Dr. v. Grebmer für ſich und ſeine Geſinnungsgenoſſen ſchriftlich Verwahrung ein gegen „die Anſchauungen, Vorausſetzungen und Anſprüche der Adreſſe“ und wies jede Betheiligung an derſelben zurück.

Hierauf ſchritt der Landeshauptmann zur Wahl der Reichsräthe. Die Ultramontanen entſchieden durch ihre Mehrheit für fünf Geiſtliche, nämlich den Pröbſt von Arco Heliodor Degara, der kaum deutſch verſteht, den Abt von Fiecht Pirmin Pockſtaller, deſſen Stimme noch unbekannt war, den Abt von Marienberg Peter Wiesler, ebenfalls einen ſtillen Denker, Pater Albert Jäger, den Anwalt des ſpecifiſchen Tirolerthums, und den Religionslehrer Greuter. Daran reihte ſich ſelbſtverſtändlich Ignaz v. Giovanelli und Dr. Planer, ein feiner Kenner der brixener Weine. Den beiden zur Linken zählenden Wälſchtirolern Dr. Leonardi und Baron Prato war nicht auszuweichen, da die Gemeinden wälſcher Zunge nur durch drei Abgeordnete vertreten waren, und der liberale Pfarrer von Rendena Johann Paiſolli ſchon im voraus die Annahme jeder Wahl abgelehnt hatte. Zum Schluß ſprach der Landeshauptmann Dr. Haßlwanter Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter ſeinen Dank aus „für die offenen, nie einen Zweifel übrig laſſenden Erklärungen, die er dem Hauſe machte — ſo wünſcht es der Tiroler!“ Es freute ihn, daß in den Reichsrath

Männer gewählt sind, welche „die Interessen und Rechte der einzelnen Länder nur in so weit beschränken werden, als es der Staatszweck nöthig macht". Noch sonderbarer aber klang es, daß selbst der Statthalter der Versammlung zur vollzogenen Wahl von Gegnern des verfassungsmäßigen Reichsraths Glück wünschte. —

Die Landtage von Böhmen, Mähren und Krain, die ähnliche Adressen und Verwahrungen wie der tiroler an den Kaiser gerichtet hatten, wurden aufgelöst, nur die Glaubenseinheitler fanden Gnade beim evangelischen Premier. Man sagt, er wolle den Kampf nicht mit den Feudalen und Klerikalen zugleich aufnehmen. Uns scheint er dabei blos Einflüssen gewichen zu sein, die bei ernstlichem Widerstande seine eigene Stellung untergraben. Für Tirol hat man in Wien stets eine eigene Politik, und seine Dunkelmänner mögen recht haben, wenn sie sagen, daß diese unter andern Umständen die allgemeine für ganz Oestreich wäre. Die Concordatspartei glaubt das Geheimmittel zu besitzen, aus diesem vielsprachigen und vielartigen Staat ein Ganzes zu machen; wir aber sehn, mit diesem Trank im Leibe, Helena eher in jedem andern Weibe, als in dem, welchem wir durch politische Ehe verbunden sind. Wer seine Zeit so wenig versteht, daß er die Thoren des Jahrhunderts für die einzigen Weisen hält, dem gehört weder die Gegenwart noch die Zukunft.

Die frühen Uebersetzungen des Alten Testaments.

Bis zum Beginn der griechischen Herrschaft genügte dem Judenthum der Urtext der aus dem Alterthum überkommenen Schriften. Wenn auch sicher schon mancher Ausdruck und mancher Gedanke nicht mehr recht verstanden ward, so herrschte doch in Palästina, damals dem einzigen Hauptsitz der Nation, die alte Sprache noch so, daß ein gewisses Verständniß der alten Bücher ziemlich leicht war. Ganz anders ward dies, seit sich die Juden nach Gründung des ägyptisch-griechischen Reiches massenhaft in Alexandria niederließen und ihre Muttersprache mit der griechischen vertauschten, während gleichzeitig die alte Nationalsprache, die schon viel von ihrer Alterthümlichkeit und Reinheit verloren hatte, von der Sprache der aramäischen Nachbarn verdrängt zu werden

begann. Für das religiöse Bedürfniß trat dadurch die Nothwendigkeit von Uebersetzungen hervor. Die nun entstehenden Arbeiten waren blos für die Juden berechnet, welche nur ausnahmsweise Angehörige fremder Nationen in ihre durch tausend Absonderlichkeiten abgeschlossene Gemeinde aufnehmen konnten. Wesentlich verändert werden die Verhältnisse, seit das Christenthum entstanden war, welches sich zwar als den rechten Erben der geistigen Güter Israels ansah, aber zugleich in der großartigsten Propaganda eine Lebensaufgabe fand, sich an alle Völker wandte und zu jedem in seiner Zunge redete. Nun mußte die Uebersetzungsliteratur einen gewaltigen Aufschwung nehmen. Diese Bewegung dauerte dann, bis alle damaligen christlichen Völker die heilige Schrift in ihrer eigenen Sprache lasen. Die darauf hereinbrechende mittelalterliche Finsterniß brachte aber auch auf diesem Gebiete eine fast vollständige Stockung hervor, bis endlich die Bewegung beim Morgenroth der neuen Zeit zu einem neuen, noch großartigeren, aber doch wesentlich veränderten Leben wieder erwachte. In vieler Hinsicht bietet die alte Uebersetzungsliteratur ein höchst anziehendes Schauspiel dar. Schon der Umstand, daß nie vorher ein solches Streben bestanden hatte, die literarischen Schätze einer Sprache in einer anderen einzubürgern, giebt ihr einen eigenen Reiz.

Mit verschiedenem Erfolg versuchten Einzelne und ganze Classen von Gelehrten die heiligen Bücher zu übertragen. An mancher dieser Uebersetzungen haben Jahrhunderte gearbeitet, und so wenig sie meistens dem Ideale entsprechen, welches wir uns von einem derartigen Unternehmen machen, so wichtig sind sie schon als Beweise des regen Eifers, die Bibel zum allgemeinen Volksbuch zu machen. Das Hauptinteresse war hierbei immer das religiöse. Daher spiegeln sich auch die religiösen Ansichten, welche man unwillkürlich immer auch in die alten Schriften hineindeutete, vielfach in den Uebersetzungen ab und so sehr hierdurch oft der wahre Sinn entstellt wird, so sehr wurde doch durch dies Anpassen der Bibel an den augenblicklichen religiösen Standpunkt der Gemeinde ihre Wirksamkeit gefördert. Durchgehends haben wir in solchen Umdeutungen, Zusätzen und Abschwächungen nicht die Willkür eines einzelnen Uebersetzers, sondern den Geist der Gemeinschaft zu suchen, innerhalb deren er stand. Eine ästhetische Rücksicht, die Absicht, das Original mit seinen Schönheiten in ähnlicher Weise nachzubilden, kommt nur vereinzelt und nebensächlich zur Geltung; war doch eine solche Betrachtung der alten herrlichen Schöpfungen auch denen fast ganz unbekannt, welche der Originalsprache mächtig waren.

Für den biblischen Kritiker wie für den Sprachforscher haben die alten Uebersetzungen des Alten Testaments, über welche wir hier etwas eingehender reden wollen, noch einen besonderen Werth. Sie geben uns nicht blos die Auffassung des Originals bei den Alten, sondern auch zum Theil den Reflex eines Textes, welcher sich von dem recipirten mehr oder weniger unterscheidet.

Dazu ſind ſie ſämmtlich theils die erſten, theils die einzigen Denkmäler wichtiger Sprachen und Dialecte.

Bei den Ueberſetzungen des Alten Teſtaments iſt die bei weitem wichtigſte Arbeit von den Juden geſchehen. Die unmittelbar aus dem Grundtext gemachten Ueberſetzungen ſind entweder ganz jüdiſchen Urſprungs oder ſie ſind doch auf Grund jüdiſcher Vorarbeiten und mit Hilfe jüdiſcher Ueberlieferung angefertigt. Rein chriſtlich ſind blos die zahlreichen Afterüberſetzungen. Die Juden allein hatten ſich durch eifrige Beſchäftigung mit dem Original und eine lebendige Tradition ein wenn auch durch mancherlei Einflüſſe getrübtes Verſtändniß deſſelben und eine genaue, freilich nichts weniger als wiſſenſchaftlich-grammatiſche Kenntniß der hebräiſchen Sprache erhalten. Die wenigen Chriſten, welche hebräiſch lernen wollten, mußten bei ihnen in die Schule gehen. Für den jetzigen Standpunkt der bibliſchen Philologie iſt allerdings die in den Ueberſetzungen niedergelegte Auffaſſung zur Erkenntniß des wahren Sinnes nicht beſonders wichtig. Man iſt jetzt mehr und mehr zu der Einſicht gekommen, daß in den Fällen, wo uns die ſonſtigen philologiſchen Hilfsmittel zur Erklärung ſchwieriger Worte und Stellen im Stich laſſen, die alten Ueberſetzungen ſelten fördern, denn gewöhnlich haben auch ſie dann den Sinn nur errathen. Bei dem Mangel einer eigentlichen wiſſenſchaftlichen Methode war es den Alten nicht möglich, die reicheren Hilfsmittel zur Ermittelung des wahren Sinnes zu benutzen, welche ihnen allerdings zu Gebote geſtanden hätten. Eine echt wiſſenſchaftliche Behandlung hat der Text des Alten Teſtaments im Grunde erſt durch die weit ſpäteren jüdiſchen Grammatiker und Ausleger erfahren, welche durch die arabiſche Schule gegangen waren.

Die älteſte und wichtigſte dieſer Ueberſetzungen iſt die alte griechiſche, die ſogenannte „Septuaginta“. Sie bildet eine Sammlung von Ueberſetzungen ſehr verſchiedenen Weſens, Urſprungs und Werthes, welche ſich noch über den Kreis der kanoniſchen Schriften des Alten Teſtaments hinaus erſtreckt. Unzweifelhaft iſt das moſaiſche Geſetzbuch (der Pentateuch) zuerſt überſetzt. Seit in Alexandria eine zahlreiche Judengemeinde exiſtirte, welche im regen Verkehr mit ihren griechiſchen Mitbürgern und anderen Griechen die Mutterſprache ſchnell vergeſſen mußte, machte ſich gewiß bald das Bedürfniß nach der Ueberſetzung des wichtigſten der heiligen Bücher, des damals noch von Vielen allein als Kanon betrachteten Pentateuchs geltend, zumal da derſelbe den Juden auch als bürgerliches Geſetzbuch diente.

Die Dichtung hat die Pentateuchüberſetzung auf eine ſehr unpaſſende Weiſe gloriſiciren wollen, indem ſie dieſelbe aus der literariſchen Liebhaberei des zweiten Ptolemäers hervorgehen läßt. Wir haben über das Machwerk, welches dieſe Erzählung enthält, den ſogenannten Brief des Ariſteas, vor längerer Zeit in dieſem Blatte eingehend geredet. Wir ſahen damals, daß die Angaben dieſer

Schrift so unhaltbar sind, daß es durchaus nicht erlaubt ist, wenigstens einige Einzelheiten aus ihr herauszunehmen, welche allenfalls wahr sein könnten, daß wir mithin nicht auf ihre Autorität hin behaupten dürfen, die Uebersetzung des Pentateuchs sei überhaupt schon unter Philadelphus (284—246 v. Chr.) gemacht. Auch das Zeugniß eines anderen jüdischen Schriftstellers, Aristobulus, welcher sie in die Zeit dieses Königs verlegt, ist werthlos, da derselbe entweder sehr spät lebte oder die Schrift ihm später untergeschoben ist; auf jeden Fall ist diese vom Aristeasbrief abhängig. Dagegen benutzen unzweifelhaft mehre Schriftsteller des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts unsere Pentateuchübersetzung, so z. B. der jüdische Dichter Ezechiel, welcher nach Euripides Muster in fließenden Versen ein Drama „Exagoge" (die Herausführung Israels aus Aegypten) schrieb, von dem ein großer Theil noch vorhanden ist. Wir können kaum zweifeln, daß die Uebersetzung des Pentateuchs allerdings schon im dritten Jahrhundert verfaßt ist.

Wie nun auch die näheren Umstände gewesen sein mögen, unter denen dies geschehen ist, jedenfalls ist sie ein höchst ehrenwerthes Werk, welches wir um so mehr bewundern müssen, als das Unternehmen, ein großes Buch zu übersetzen, damals etwas absolut Neues war. Vermuthlich ist dies überhaupt die erste Uebersetzung eines Buches.*) Wir haben dasselbe unzweifelhaft als eine Gemeinde-, nicht als eine Privatsache anzusehen. Man übertrug den vorliegenden Text so, daß er ihn den Begriffen und Bedürfnissen der Zeit gemäß möglichst ersetzen konnte. Dieser Text war freilich kein reiner. In jenen Jahrhunderten scheute man sich nämlich selbst in Palästina noch nicht, allerlei wirkliche und vermeintliche Schwierigkeiten und Anstöße in den heiligen Schriften durch kleine Aenderungen, Zusätze und Weglassungen zu beseitigen, und dazu kamen noch die unvermeidlichen Verderbnisse durch Flüchtigkeit der Abschreiber, sowie zufällige äußere Beschädigungen der Handschriften. Ein derartiger Text, freilich später noch mit manchen specifisch tendenziösen Aenderungen versehen, ist uns noch in dem Pentateuch der Samaritaner erhalten, und die griechische Uebersetzung reflectirt häufig ganz ähnliche Entstellungen, während die späteren Juden, als sie einmal einen officiellen Text sanctionirten, glücklicherweise für den Pentateuch grade eine sehr gute Handschrift auswählten. In Alexandria übersetzte man also ohne Arg und gewiß auch ohne Tendenz einen Vulgärtext, wie er grade war. Man gab diesen treu nach der Auffassung der Zeit wieder, wörtlich, aber ohne zu große Steifheit. Die Anthropomorphismen und sonstige den damaligen Begriffen anstößige Dinge suchte man durch leichte Umschreibungen

*) Allerdings behaupten einige alte Schriftsteller, der Pentateuch sei früher schon einmal, wenn auch mangelhaft, ins Griechische übersetzt, aber dies geschieht nur, um die unglücklichen Annahmen möglich zu machen, daß Platon und andre Griechen ihre Weisheit von Mose entlehnt hätten.

oder Umdeutungen zu mildern; manches Seltsame der Art erklärt sich aus der Geschichte der religösen Ideen bei den Juden überhaupt. Man übersetzte aber nicht für gebildete Griechen. Denen wäre ein Verständniß des Alten Testamentes ja überhaupt höchstens durch eine auszugsweise und sehr freie Behandlung möglich geworden. Was lag aber dem echten Israeliten an dem Beifall der „Völker?" Man arbeitete für die jüdische Gemeinde und benutzte desbalb die Sprache derselben, den macedonisch-attischen Dialekt, welcher in Alexandria herrschte, aber mit der eigenen Färbung, wie sie eine jede Sprache im Munde einer dichtgedrängten Judenschaft annimmt. Schon aus dieser Eigenthümlichkeit würde sich manche orientalische Redeweise in der Uebersetzung erklären; das Meiste der Art beruht jedoch auf der Wörtlichkeit derselben, bei welcher die hebräische Ausdrucksweise überall durchleuchten mußte, so seltsam dieselbe freilich einem an rein attische Sprache Gewöhnten erscheinen mußte. Die ägyptische Heimath erklärt auch einzelne von den Uebersetzern gebrauchte ägyptische Wörter, überhaupt hatten diese bei dem zum Theil in Aegypten spielenden Pentateuch öfter Gelegenheit, ihre Kenntniß der dortigen Verhältnisse zu zeigen.

Die Wichtigkeit dieser ersten Uebersetzung ist überaus hoch anzuschlagen. Zum ersten Mal war ein Muster gegeben, an das sich die Nachfolger halten konnten. Die hier geschaffene orientalisch-griechische Sprache ward für diese ganze Literatur maßgebend und mit dem Aussterben des hellenischen Geistes ward sie auch auf die Entwickelung der allgemein griechischen Schrift- und Umgangssprache einflußreich. Nicht minder übte sie durch die wörtlichen Uebertragungen seit dem Aufkommen des Christenthums auf das Lateinische eine große Wirkung; ja durch den Einfluß der lateinischen Kirchensprache und der durch sie stark beeinflußten neueren Bibelübersetzungen sind wichtige Elemente derselben auch in die neueren europäischen Sprachen gedrungen, namentlich ins Deutsche und Englische.

An die Uebersetzung des Pentateuchs schließt sich eine ganze Reihe andrer griechisch-alexandrinischer Uebersetzungen an. Wenn sie auch alle eine gewisse Aehnlichkeit mit jener haben, so wird sie doch von keiner erreicht. Einige von ihnen sind ängstlich, fast sklavisch wörtlich, wie z. B. die Uebersetzung des Predigers und des hohen Liedes. Auch das erste Makkabäerbuch, dessen hebräisches Original uns leider nicht erhalten ist, muß sehr wörtlich übersetzt sein. Dagegen ist z. B. das Buch Hiob sehr frei wiedergegeben. Man hat schon längst bemerkt, daß der Uebersetzer dieses Buches das ästhetische Interesse zeigt, Poesie durch Poesie wiederzugeben, indem er in seinen Umschreibungen allerlei Floskeln aus griechischen Dichtern anwendet, die sich freilich inmitten der sonst auch von ihm angewandten jüdisch-griechischen Sprache etwas seltsam ausnehmen. Ueberhaupt hat dieser Uebersetzer, welcher nach sicheren Zeichen vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. geschrieben haben muß, sein kühn erstrebtes

Ziel in keiner Weise erreicht. Dazu genügte schon seine Sprachkenntniß keineswegs. Wie frei er verfuhr, erhellt daraus, daß er ganze Stellen einfach wegließ, wenn sie ihm zu schwierig waren. Auch andere Bücher sind sehr frei übersetzt. Reine Willkür herrscht in den Uebersetzungen der Bücher Esther und Daniel, welche man wohl noch nicht für so heilig hielt, um sie einer sorgfältigeren Behandlung zu würdigen. Selbst die Propheten sind meist nur mäßig übersetzt, namentlich der wichtigste von allen, Jesaias. Besser ist im Ganzen die Uebersetzung der geschichtlichen Bücher. Nur von einem einzigen dieser Uebersetzer wissen wir etwas Näheres, nämlich dem des Sirachbuches, welcher sich in einer Vorrede selbst als Enkel des Verfassers bezeichnet und seine Zeit so angiebt, daß wir sie ungefähr ins Jahr 120 v. Chr. setzen müssen. Das Buch Esther ist nach der leider nicht ganz klaren Unterschrift wahrscheinlich erst gegen das Ende dieses Jahrhunderts übertragen. In noch spätere Zeit führt uns die Uebersetzung des ersten Makkabäerbuches und gar des Buches Henoch. Da in Alexandria kein wesentlicher Unterschied zwischen apokryphen und kanonischen Büchern gemacht ward, so dürfen wir sie bei dieser Uebersetzungsliteratur nicht trennen. Dieselbe hat sich mithin auf wenigstens zwei volle Jahrhunderte erstreckt. Dieser große Zeitraum würde allein schon die bedeutenden inneren Verschiedenheiten erklären.

Mit Ausnahme der Pentateuchübersetzung haben wir in ihnen allen nur Privatunternehmungen zu sehen. Dies ergiebt sich für manche schon aus der geringen Sorgfalt, mit der sie gemacht sind. Für viele Schriften stand damals ja das kanonische Ansehen noch gar nicht fest und ihre etwas leichtfertige Behandlung erschien deshalb nicht so schlimm. Bei dem raschen Verschwinden der alten Sprache aus dem wirklichen Gebrauch, ohne daß ein Versuch gemacht wäre, ihre Kenntniß durch wissenschaftliche Sprachstudien zu ersetzen, konnte allerdings eine einigermaßen befriedigende Uebersetzung der älteren poetischen Schriften kaum mehr gelingen. An grammatischem Sinne fehlte es durchweg und den meisten Uebersetzern kommt es gar nicht darauf an, die deutlichsten grammatischen Formen mit einander zu verwechseln. Daß jedoch so junge Bücher wie Esther und Daniel damals noch genau hätten übersetzt werden können, leidet keinen Zweifel. Aber es ist allerdings bezeichnend für die damalige geringe Kenntniß des Hebräischen in Alexandria, daß so schlechte Arbeiten allgemein angenommen wurden.

Einzelne Bücher sind mehrmals übersetzt. Das sogenannte dritte Buch Esra ist wenigstens eine Uebersetzung ausgewählter Stücke aus der Chronik und dem Buche Esra, welche von den sonstigen Uebersetzungen dieser Bücher unabhängig ist.

Die Texte, nach denen diese Uebersetzungen gemacht sind, weichen von dem später recipirten mehr oder weniger ab. Sehr groß ist der Unterschied nur bei

einzelnen Büchern, wie beim Jeremia, welcher den Alexandrinern in einer stark verkürzten und in Unordnung gerathenen Gestalt vorlag. Nicht selten führen uns die Uebersetzungen auf bessere Lesarten als die unseres Textes, wenn dieser auch in den bei weitem meisten Fällen besser ist. Uebrigens ist beständig zu beachten, daß die damaligen hebräischen Texte keine Vocal- und sonstigen Lesezeichen enthielten, mithin Mißverständnisse und abweichende Interpretationen auch bei Textgleichheit sehr leicht vorkommen konnten.

So vollkommen unberührt die Heidenwelt von diesen Uebersetzungen blieb — selbst der gelehrte Alexander Polyhistor hat seine Auszüge über die Juden aus allerlei jüdischen Schriftstellern genommen, ohne Benutzung der Bibel —, so sehr verbreitete sie sich in jüdischen Kreisen. Ohne Prüfung nahm man durchgängig den griechischen Text als vollständigen Ersatz des Originals hin. Selbst Josephus, der doch so sehr mit seiner tiefen Kenntniß der Geschichte Israels prunkt, benutzt jenen viel mehr als den Grundtext. Philo entwickelt ganz unbefangen seine Philosopheme aus der Uebersetzung und begründet sie selbst auf falsch übersetzte Stellen, ja auf zufällige Verderbnisse im Text derselben. Durch das Aristeasbuch kam die Ansicht auf, die Uebersetzung des Pentateuchs sei inspirirt, und dieser Glaube wurde denn bald auf die übrigen Bücher ausgedehnt, wie man später aus jenem Roman auch den Namen der 70 (eigentlich 72) Uebersetzer zuerst für den Pentateuch, dann für das griechische Alte Testament überhaupt nahm; daher die Bezeichnung desselben als Hebdomekonta, Septuaginta. Noch mehr stieg das Ansehen dieser Uebersetzung bei der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden. Der Urtext war diesen ganz aus dem Gesichtskreis entrückt; der griechische Text galt als inspirirt und wo man einmal von Juden auf die Abweichungen des Urtextes aufmerksam gemacht ward, da half man sich einfach durch die Annahme einer Verfälschung des letztern durch jüdische Bosheit.

Durch den Gebrauch der Uebersetzung von Seiten des immer mächtiger werdenden Christenthums wurden nun aber auch die Juden veranlaßt, sich jene etwas näher anzusehn. Die Christen fanden in ihrem Text deutlich Dogmen ausgedrückt, welche die Juden im Grundtext nicht finden konnten; namentlich gilt dies vom Dogma der Geburt Christi durch die Jungfrau (Jes. 7, 14). Man erkannte mit Schrecken, daß die Uebersetzung vielfach abwich und statt der Bewunderung früherer Zeiten entstand nun eine leidenschaftliche Abneigung gegen sie, welche in dem Ausspruch gipfelt, „der Tag, an welchem die Uebersetzung gemacht, sei für Israel so schlimm gewesen wie jener, an welchem das goldene Kalb gegossen, und ferner, als jene gemacht, sei eine dreitägige Finsterniß über die Welt gekommen". Am liebsten hätte man im zweiten Jahrhundert n. Chr. die heidnische Weltsprache ganz verboten, aber zu viele Juden redeten dieselbe und bedurften daher auch eines griechischen Bibeltextes. So entstanden

nun mehre neue griechische Uebersetzungen nach dem inzwischen festgestellten officiellen Text und gemäß der recipirten Auslegungsweise.

Zuerst (gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts) übersetzte Aquila den kanonischen Text mit peinlichster Wörtlichkeit, welche so weit ging, daß er selbst Partikeln, welche blos die grammatischen Casusbeziehungen ausdrücken, durch griechische Wörtchen wiedergab. Hier erkennt man die Schule des Akiba, welche in jeder Construction, in jedem Wörtchen, ja in jedem Buchstaben der Schrift eine tiefe Absicht des inspirirenden heiligen Geistes fand, so daß auch die Uebersetzung jede Einzelheit, so weit irgend möglich, wiedergeben sollte. Bald nachher arbeitete Theodotion (sicher ebenfalls ein Jude) den griechischen Vulgärtext mit strenger Rücksicht auf den hebräischen Wortlaut um. Diese Arbeit gefiel mit Recht auch in christlichen Kreisen, sodaß man sogar sehr bald statt der als zu schlecht erkannten alten Uebersetzung des Buches Daniel die des Theodotion zum Kirchengebrauch einführte. Eine etwas freiere und dem Ausdrucke nach elegantere Uebersetzung verfaßte gegen den Schluß des zweiten Jahrhunderts Symmachus, der wahrscheinlich auch ein Jude war, obwohl ihn christliche Nachrichten zum Judenchristen (Ebioniten) machen. Leider sind von diesen drei Uebersetzern mit Ausnahme des theodotionschen Daniels nur kleine, wenn auch sehr zahlreiche Bruchstücke erhalten, aus denen sich indeß erkennen läßt, daß sie vollkommen von der damaligen jüdischen Schulauffassung abhängen. Uebrigens halten sie sich alle drei gern an den Wortlaut der alten Uebersetzer, wo sie keine besondern Gründe zur Abweichung haben. Von einigen andern jüdisch-griechischen anonymen Uebersetzern haben wir nur einzelne Fragmente; auch von christlicher Seite fehlte es nicht ganz an derartigen Bemühungen.

Die alte Uebersetzung war inzwischen vielfach verderbt. Leider hat der Fluch, den nach dem Aristeasroman die Synagogenvorsteher in Alexandria auf jede Entstellung der Uebersetzung des Pentateuchs legten, keine Wirkung gehabt. Da bei den Juden, welche dieselbe benutzten, der Gebrauch des Originals nie ganz verschwand, so konnte es nicht fehlen, daß man sie oft nach demselben verbesserte. Man schrieb seine abweichende Auffassung eines Wortes oder Satzes auch wohl an den Rand und dieser kam dann leicht zu der ursprünglichen in den Text. Dazu änderte man auch vielfach willkürlich und endlich konnten bei einem so viel gebrauchten Buche zahlreiche Abschreibefehler nicht ausbleiben. Schon Philon hatte einen sehr verdorbenen Pentateuchtext vor sich. Später kamen noch tendenziöse Versuche hinzu, den Text im christlichen Sinne zu fälschen, ohne jedoch viel Wirkung zu haben. Noch schlimmer mußte dies nun werden, seit man noch andere griechische Uebersetzungen hatte, welche als genaue Repräsentanten des jüdischen Wortlauts galten und mit deren Hilfe nun auch solche, die der Grundsprache nicht mächtig waren, die Septuaginta verbessern konnten. Der Text verwilderte ganz und gar.

Diesem Zustand suchte die gewaltige Arbeitskraft des Origenes ein Ende zu machen durch sein großes Bibelwerk, die Hexapla d. h. „das Buch in sechs Columnen". In demselben stellte er neben den hebräischen Text in hebräischer und griechischer Schrift die Septuaginta, die drei andern Uebersetzer und, so weit er sie hatte, auch noch andre griechische Uebersetzungen zusammen. Den Text der alten Uebersetzung constituirte er aber nach bestimmten Principien mit Rücksicht auf den hebräischen Text, indem er unter anderm auch das nach seiner Ansicht Ueberflüssige als solches bezeichnete und das Fehlende unter Hinzufügung eines kritischen Zeichens aus einem der andern Uebersetzer ergänzte. Origenes hatte bei diesem Unternehmen keinen wissenschaftlich-kritischen, sondern einen praktisch-kirchlichen Zweck; es wäre deshalb verkehrt, wenn man demselben den Mangel wahrer Kritik zum Vorwurf machen wollte. Er strebte eine dem hebräischen Texte sich etwas enger anschließende und für alle als Norm geltende Gestalt der alten Kirchenübersetzung herzustellen und daneben aus den jüdischen Arsenalen selbst ein unanfechtbares Rüstzeug zum Kampfe gegen die Juden zu schaffen. Sein Unternehmen hatte allerdings für die Kritik des Textes schlimme Folgen. Das ganze Werk ist wohl nie abgeschrieben; man begnügte sich, seinen Septuagintatext zu vervielfältigen und dazu aus den übrigen Columnen Glossen zu schreiben. Diese drangen nun noch leichter in den Text und dazu ließen die Abschreiber die kritischen Zeichen meistens weg, so daß nun auch die Zusätze des Origenes ganz wie Theile des Textes aussahen. Das große Ansehn, welches der Text des Origenes genoß, und welches namentlich durch den berühmten Eusebius noch mehr gehoben ward, verschaffte seinen Lesarten einen mehr oder minder großen Einfluß auf alle Handschriften. Wir haben schwerlich eine einzige griechische Bibelhandschrift, welche von diesem Einfluß ganz unberührt wäre. Wie sehr dadurch aber die Erkenntniß des ursprünglichen Textes, wie er aus den Händen der Uebersetzer hervorgegangen ist, erschwert wird, liegt auf der Hand. Es giebt denn auch wenig so schwierige Aufgaben für die Philologie als die kritische Herstellung dieser alten Urkunden jüdischer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, so ungeheuer groß das kritische Material ist.

Sobald sich das Christenthum weiter ausdehnte, wurde die für die Christen als authentisch geltende Septuaginta in die verschiedenen Sprachen der Neubekehrten übersetzt. Die erste dieser Afterübersetzungen ist die lateinische, die alte Vulgata, auf welche nicht ganz mit Recht gewöhnlich der Name Itala angewandt wird; ferner ward der griechische Text ins Aethiopische, in mehre koptische Dialekte, ins Armenische, Gothische, Altslawische und noch in andere Sprachen übersetzt. Diese Uebersetzungen haben zum Theil in linguistischer Hinsicht eine hohe Bedeutung, zum Theil sind sie wenigstens zur kritischen Herstellung des Septuagintatextes wichtig. Ein Theil derselben dient, wie die griechische

Ueberſetzung ſelbſt, noch jetzt als kirchlicher Text für verſchiedene chriſtliche Völker und Stämme.

Ueber die weiteren wiſſenſchaftlichen Schickſale deſſelben ſprechen wir in einem nächſten Artikel.

Kleine Chronik vom Reichstage.

7.

Berlin, den 14. April.

Drei Tage der ſechſten Woche ſeines Beiſammenſeins haben dem Reichstag genügt, die noch vorliegende, nicht eben geringe Maſſe des Berathungsſtoffs zu bewältigen. Am Mittwoch, den 10. April, war man bei dem Schluß der Vorberathung des ganzen Entwurfs angelangt; freilich mit Zuhilfenahme einer Abendſitzung. Gegen die Paragraphen des Abſchnitts vom Bundeskriegsweſen, welche am Sonnabend zuvor noch nicht zur Erledigung gelangt waren, iſt es, nachdem die Hauptpunkte damals ſo wie ich Ihnen berichtet habe entſchieden waren, kaum noch zu ernſtlichen Debatten gekommen. Die Einheit des norddeutſchen Bundesheeres, die nur in ſehr geringem Maß noch durch die einzelnen Landesherren bedingte und eingeſchränkte Macht des Bundesfeldherrn über dasſelbe, wie ſie durch die Artikel 59—63 des Entwurfs nach allen Seiten feſtgeſtellt wird, iſt durch die Verſammlung faſt widerſtandlos ſanctionirt worden. Die particulariſtiſche wie die liberale Oppoſition zeigte ſich in dieſen Punkten ziemlich reſignirt und hat die meiſten der von ihr geſtellten Amendements nur ſchwach und erſichtlich hoffnungslos vertheidigt. Noch einmal verſuchte Waldeck in einem Artikel, deſſen Einfügung in dieſe Paragraphenreihe der Verfaſſung er mit einigen Geſinnungsgenoſſen von der Linken beantragt hatte, den verantwortlichen Kriegs- und Marineminiſter, welchen der Entwurf nicht kennt, für den Bund zu retten. Er fühlte, daß er auch hier einen vergeblichen Kampf kämpfte, daß er in der „letzten Breſche" ſtünde, die letzte Poſition des wirklichen Conſtitutionalismus vor ſeinen Gegnern zu ſichern. Dieſe ſind natürlich auch, wie zu erwarten war, über die Leiche dieſes Antrags hinweggedrungen: die betreffenden Paragraphen des Regierungsentwurfs wurden ohne Aenderung und Zuſatz mit großer Majorität angenommen.

General- und Specialdebatte über das Capitel von den Bundesfinanzen haben die Versammlung während der letztern Hälfte der Montags- und des größten Theils der Dienstagssitzung beschäftigt. Hier war es die nationalliberale Partei, welche durch die von einem ihrer bedeutendsten Führer, Miquèl, gestellten und wirklich zur Annahme gebrachten Amendements sehr wesentliche Modificationen des ursprünglichen Entwurfs herbeiführte. Freilich sind diese Dinge zunächst nur rein ideale, theoretische. Ja nicht einmal für ihre Aufrechthaltung bei der definitiven Abstimmung in der kommenden Woche haben wir die Garantie. Es kommen grade hierbei Punkte von höchster principieller und praktischer Wichtigkeit in Frage. Der Entwurf will, — immer natürlich abgesehen von dem festgestellten Aufwande für das Bundesheer und die Marine — die gemeinschaftlichen Ausgaben für die Dauer einer Legislaturperiode d. h. also immer gleich für drei Jahre festgestellt sehn. Er will ferner dem Präsidium das Recht vindiciren, wenn die aus den Zöllen, den Bundessteuern, dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinsamen Einnahmen die gemeinsamen Ausgaben nicht decken, Matrikularbeiträge auszuschreiben nach Maßgabe der Bevölkerungen der Einzelstaaten und „nach Bedarf". Und über die Verwendung dieser beiden Gattungen von Einnahmen verpflichtet er das Präsidium, dem Bundesrath und dem Reichstag Rechnung zu legen. Die Montags-Generaldebatte gab Gneist, Miquèl, den Ministern v. d. Heydt und v. Roon Veranlassung, in längern Reden noch einmal ihre Anschauungen von dem dem Reichstag einzuräumenden Budgetrecht zu entwickeln. Auch die beiden erstgenannten Abgeordneten sind nicht mehr der Meinung, dies Recht soweit ausgedehnt wissen zu wollen, daß alljährlich der Bestand der Armee gleichsam immer wieder von neuem in Frage gestellt werde, und sie, wie Gneist sagte, somit „nur bittweise" bestehe; aber ebenso wenig kann er die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der parlamentarischen Controle auch des Militäretats soweit verläugnen, daß er durch die Bewilligung eines Pauschquantums für alle Zeiten eine Minimalzahl der Armee feststellend, jenen der Prüfung der Volksvertretung durchaus zu entziehn sich entschlösse. Miquèls Bedenken wendeten sich hauptsächlich gegen die dreijährige Finanzperiode, welche er durch die einjährige ersetzt haben möchte, und gegen die im Entwurf der Bundesregierung gewahrte Macht, die Matrikularbeiträge nach freiem Ermessen zur Deckung etwaiger Mängel in den Einnahmen aus Zöllen ꝛc. auszuschreiben. Nach den Erläuterungen des Finanzministers schien es übrigens, als wenn die Regierung diesem Paragraphen des Entwurfs gar nicht die von Miquèl darin gesehene Deutung gegeben hätte und vielmehr ganz in seinem Sinn bei der Veranschlagung der Einnahmen im Voraus auch die zum Ersatz nöthig werdenden Matrikularbeiträge bereits für die betreffende Finanzperiode auf den Etat zu bringen gedächte. Herr v. Roon versagte sich das Vergnügen nicht, wie es seit der Zeit jenes berühmten persönlichen parla-

mentarischen Rencontres mit Gneist seine Gewohnheit ist, diesem scharfsinnigen Abgeordneten in einer Rede zu erwidern, welche die bewundernde Anerkennung seines juristischen Verstandes und die Schärfe seiner Deductionen mit zu viel, wenig verhehlter, die allgemeinste Heiterkeit erweckender Ironie verfolgte, um nicht dem gelehrten Gegner ziemlich unbehaglich zu werden. In der Specialdebatte über den betreffenden Paragraphen übernahmen es nach altem Gebrauch wieder Herr Wagener und Herr v. Blankenburg, mit all den bekannten Declamationen auch gegen die mäßigste und verständigste Amendirung des Entwurfs vorzugehen, komme diese von welcher Seite des Hauses sie wolle. Waldeck, der sich seinem Princip getreu auf die Artikel der beschworenen preußischen Verfassung zurückzog, um von diesen aus die widerstrebenden, sie lahm legenden neuen Feststellungen des Entwurfes einfach zurückzuweisen und die ganze liberale Partei des Hauses zu beschwören, der hier beabsichtigten „Expropriation des preußischen Budgetrechts ihre Sanction zu verweigern", — Waldeck erfuhr von diesen Herren eine kaum weniger rücksichtslose höhnende Abfertigung und Verdammung als Gneist und Miquèl, und überraschenderweise der eigene seitherige Parteigenosse Graf Bethusy-Huc. Diesem Mitgliede der freien conservativen Vereinigung war freilich das Unerhörte passirt, für Miquèls einjährige Finanzperiode zu sprechen und die Versicherung zu geben, daß die conservative Partei den ernsten Willen habe, die constitutionellen Rechte des Volkes zu wahren. Für eine so offenbare Abfallserklärung glaubte Herr Wagener denn sein Strafrichteramt üben zu müssen. Daß er sich in einer poetischen Anwandlung, durch irgendwelches tertium comparationis verleitet, dazu verstieg, den edlen Grafen mit „Faust" zu vergleichen, war von Seiten eines Mannes mit dem Namen „Wagener" jedenfalls Humor auf eigene Kosten. Wie vorauszusehen hat Herr v. Bethusy seinem Angreifer die auch gar zu nah liegende Replik nicht erlassen, wenn er schon in parlamentarischer Höflichkeit den „trocknen Schleicher" sich zu versagen vorzog. — In seinen Versicherungen der Unannehmbarkeit gewisser Amendements wurde in zärtlicher entente der Finanzminister vom sächsischen Bundescommissar Herrn v. Friesen bereitwillig unterstützt, der damit die etwas zur Schau getragene Rücksicht und Freundschaft lohnte, welche die preußische Regierung und die Rechte des Hauses gegenwärtig bei jeder Gelegenheit den sächsischen Abgeordneten zu erweisen bemüht ist. — Von praktischem Erfolg für die vorläufigen Beschlüsse des Reichstags sind übrigens weder die Erklärungen der Minister noch die Anstrengungen ihrer dienstbereiten Freunde in diesen speciellen Fällen gewesen. Bei der Abstimmung ist der Artikel 66 des Entwurfs (der von den Matrikularbeiträgen) abgelehnt und die beiden auf Miquèls Antrag einzuschaltenden Artikel 68 und 69: „Ueber die Verwendung aller Einnahmen des Bundes ist vom Präsidium dem Bundes-

rath und dem Reichstag jährlich zur Entlastung Rechnung zu legen", und „in Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses können im Wege der Bundesgesetzgebung die Aufnahme einer Anleihe sowie die Uebernahme einer Garantie zu Lasten des Bundes erfolgen", — mit einer hier bei Abänderungsvorschlägen ganz ungewohnten Majorität angenommen.

Der Gang dieser Verhandlungen wurde vorigen Dienstag durch ein wichtiges Intermezzo unterbrochen, das sich zwischen General- und Specialdebatte einschob. Es war die Interpellation, welche die oberhessischen Abgeordneten durch das Organ des Grafen Solms-Laubach an den Präsidenten der Bundescommissare in Betreff der eventuellen Aufnahme des ganzen Großherzogthums Hessen in den Bund richteten. Aus der Beantwortung dieser Fragen, zu welcher sich Graf Bismarck sofort bereit erklärt hatte, scheint hervorzugehen, daß jene Sprödigkeit, mit der im vorigen Herbst nach dem Friedensschluß solche auf den Eintritt in den Bund gerichtete Wünsche der großherzoglichen Regierung Seitens der preußischen aufgenommen resp. zurückgewiesen wurden, gegenwärtig einer freundlicheren Bereitwilligkeit gewichen sind. Gäbe sich heute das gleiche Verlangen Seitens der hessischen Regierung von neuem kund, so werde das Bundespräsidium darüber sofort mit dem östreichischen Cabinet in Unterhandlung treten, in wie weit die Auslegung der Süddeutschland betreffenden Paragraphen des prager Friedens diesen Eintritt des gesammten Großherzogthums gestatte, und der Minister zweifle nicht an der Zustimmung jenes Paciscenten zu einer diesen Eintritt ermöglichenden Auffassung. — Diese Erklärung scheint der großherzoglichen Regierung selbst ganz unerwartet gekommen zu sein, wenn man die merkwürdig herzlich gegebenen, von wahrem Dankgefühl gegen Preußen erfüllten Worte erwägt, welche nachträglich am Mittwoch der in der Dienstagsitzung nicht anwesende hessische Bundescommissar v. Hoffmann in dieser Angelegenheit zu hören gab.

Jener Tag brachte übrigens zum ersten Male während der bisherigen Dauer des Reichstags das ungewohnte Schauspiel einer Abendsitzung. In dem von Gaslicht fast taghell erleuchteten Raume gestaltete sich das ganze Zusammensein ersichtlich behaglicher als während der Tagesstunden, und da auch der Gegenstand der Verhandlungen, der Abschnitt über die Schlichtung von Streitigkeiten im Bunde, ohnehin zur Friedfertigkeit aufforderte, so zeichnete sich diese abendliche Discussion durch eine seltene Versöhnlichkeit der allgemeinen Stimmung aus. Angriffe gegen die Beibehaltung des Wortlautes des Regierungsentwurfs richteten sich nur auf wenige Punkte, welche er unter andern aus dem preußischen Strafgesetz in das Bundesstrafgesetz hinübergenommen wissen will (so den bekannten „Haß- und Verachtungs-Paragraphen"), oder gegen die Einsetzung eines als Staatsgerichtshof fungirenden obersten

Gerichts für Hochverrath und Verbrechen gegen die Sicherheit des Bundes. Außerdem wurde besonders von hannöverischer Seite die Begründung eines Bundesgerichts, welches der Entwurf nicht kennt, befürwortet, vom Regierungscommissar Herrn v. Savigny aber bekämpft. Der dresdner Abgeordnete Dr. Schwarze wurde bei diesen Verhandlungen in einen kleinen Privatkampf mit dem Abgeordneten Wölfel verwickelt, der, an eine vielbesprochene Scene in Sachsen anknüpfend, die Mitglieder der bewaffneten Macht noch besonders dem Rechtsschutz des Bundes empfohlen wissen wollte. Es war erfreulich, Herrn Dr. Schwarze dabei so warme, aufrichtig bundesfreundliche Gesinnungen entwickeln zu hören, von deren Allgemeinheit in Sachsen er auch unter andern als nothwendige Folge das Aufhören der fatalen und überflüssigen preußischen Besatzung gewisser sächsischer Städte erwartet. Wiggers von Rostock entnahm aus der Erfahrung, welche man bei dem bekannten Proceß gegen die dortigen Nationalvereinsmitglieder gemacht, die Begründung seines Zusatzantrags, den Bundesrath als Nachfolger des alten Bundestags zu dem Bundesorgan zu bestimmen, das nöthigenfalls den im eignen Lande versagten Rechtsschutz des Einzelnen übernimmt. Bei den Abstimmungen dieses Abends wurde, mit Hinweglassung jenes oben genannten Strafgesetzparagraphen, Artikel 68 mit dem Amendement des Dr. Schwarze (nach welchem die näheren Bestimmungen über die Zuständigkeit und das Verfahren des obersten Gerichtshofes gesetzlich erfolgen sollen) der Art. 69, und mit Wiggers Zusatz Art. 70 angenommen.

Es blieb für die letzte Sitzung der Schlußberathung kein weiteres Material mehr als die Bestimmungen des Entwurfs über die Beziehungen des Bundes zu Süddeutschland sowie Titel und Eingang der ganzen Urkunde.

Abänderungen der Vorlagen in Bezug auf erstern Punkt waren nur von zwei Seiten beantragt, vom schleswig-holsteinischen Abgeordneten Schrader, und der äußersten Linken durch Duncker (Berlin) vertreten. Beide haben denselben Zweck, den süddeutschen Staaten den Beitritt zum Bunde als ein Recht offen zu halten, dessen Geltendmachung in der Hauptsache nur von ihrem Wunsch und Willen abhängt, während eine von den Nationalliberalen vorgeschlagene Fassung solchen Beitritt nur auf Vorschlag des Präsidiums im Wege der Bundesgesetzgebung ermöglicht sehen will. Die von dem sächsischen Abgeordneten Herrn Bebel repräsentirte radical-, so wie Herrn Wigards großdeutsch-demokratische Ansicht wurde von beiden dem Reichstage nicht vorenthalten. Die dabei zu Tage tretenden Anschauungen dieser Herren von dem wahren unheilvollen Wesen der von Preußen angestrebten Gestaltung Deutschlands waren freilich in diesem Hause patriotische Verschwendung. Nachdem Herr v. Vincke noch einmal zu guter Letzt mit klangvoller patriotischer Rhetorik seine Kritik sämmtlicher Amendements geschlossen und Graf Bismarck seine

Sympathie mit dem der Nationalliberalen, dem lasker-miquèlschen, kund gegeben, wurde dies, nach Ablehnung der andern, mit dem Art. 71 vom Hause angenommen und nach einigen kurzen unwesentlichen Debatten und einem von Kantak erhobenen nochmaligen Polen-Veto auch Eingangsformel und Titel des Regierungsentwurfs bestätigt.

Den 16. April.

In zwei entscheidenden Sitzungen am 15. und 16. April ist der Reichstag mit der Schlußberathung der Verfassung, wie sie aus den Vorberathungen hervorgegangen war, zu Ende gekommen. Die Abstimmung über das Werk hat ihm die gesetzliche Weihe gegeben. Die Befürchtungen seines schließlichen Scheiterns an irgendwelchem noch zu erhebenden Widerspruch gegen das Ganze haben sich nicht bestätigt. Das Resultat der Berathungen, welche unter den verbündeten Regierungen seit dem letzten Mittwoch über ihr Verhalten zu dem in der Vorberathung amendirten Entwurf geführt worden waren, theilte Graf Bismarck der Versammlung zu Eingang der Montagsitzung mit: Nachgiebigkeit in Bezug auf alle vom Reichstag vorgeschlagenen Zusätze und Verbesserungen, dagegen aber unbedingtes Festhalten an zweien der ursprünglichen Bestimmungen dem Widerspruch des Hauses gegenüber: an der Diätenverweigerung und den zur Sicherstellung der Heereseinrichtungen dienenden, unveränderten Artikeln des Regierungsentwurfs. Das Nachgeben in diesen beiden Stücken seitens des Reichstags sollte die Nachgiebigkeit der Regierungen in anderen gleichsam lohnen. Für den Fall des Beharrens der Versammlung auf ihren ersten abweichenden Beschlüssen hierüber wurde das Aufgeben der ganzen Verfassung als unvermeidliche Folge hingestellt.

Bei solcher Lage der Dinge konnte ein letzter parlamentarischer Kampf eigentlich nur noch um Paragr. 32, 60 und 62 erwartet werden. Die vorangehende „Generaldiscussion" beschränkte sich auf zwei Reden, beide gegen die Vorlage gerichtet. Herr Reichensperger, erst neuerdings eingetreten, hielt die eine etwas lang ausgesponnene gegen den Geist der Einschränkung verfassungsmäßiger Volksfreiheit, den er im Entwurf nachzuweisen trachtete; Waldeck die andere, seinem principiellen Standpunkt entsprechend, der ihn auf unbedingte Verwerfung des Ganzen dringen läßt.

Zwei Amendements von Kraatz und Wachenhusen, die „Garantirung der religiösen und der Preßfreiheit für jeden Bundesstaatsbürger" bei Artikel IV eingeschaltet wissen wollten, wurden abgeworfen, dann durch immer wiederholtes Aufstehn ohne ein weiteres Wort der Erörterung die ganze Artikelreihe bis 20

inclusive angenommen. Der Versuch Grumbrechts, bei dem einundzwanzigsten, welcher die Beamtenwahlfähigkeit in die Verfassung wieder einführt, auch noch den Ersatz der Stellvertretungskosten hineinzubringen, scheiterte an dem eindringlichen Hinweis auf die Mühe, die es gemacht habe, grade diesen Paragraphen bei den Regierungen zur Annahme zu bringen, ein Erfolg für den Reichstag, der durch diesen neubeantragten Zusatz wieder in Frage gestellt zu werden drohe. Die gleiche Verwerfung fand aber auch ein von conservativer Seite her gemachter Versuch, auf eine sechsjährige Legislaturperiode zurückzukommen. Erst bei Paragraph 32, der die Diätenfrage betrifft, kam ein Ruhepunkt in das immerwährende Auf und Nieder. Der Minister des Innern übernahm es hier, die Gründe zu entwickeln, welche die verbündeten Regierungen bestimmten, mit so außerordentlicher Hartnäckigkeit auf der Wiederherstellung des diese Taggelder verwerfenden ursprünglichen Artikels der Vorlage zu bestehen. Man sähe allerdings ein Correctiv des directen allgemeinen Wahlrechts darin, ein Mittel trotz desselben Männer von der Volksvertretung auszuschließen, welche, ohne hervorragende Stellung und öffentliches Vertrauen im Wahlkreise, ohne die Bürgschaft eines gesicherten Besitzes, durch persönliche und eitle Motive angestachelt sich in die politische Carrière würfen. Die schließliche Appellation an das Gefühl der Versammlung, nicht den Fremden z. B. den Engländern das Schauspiel zu geben, daß dieser neue Versuch Deutschlands, seine staatliche Einheit zu begründen, scheitere, weil die Parlamentsmitglieder nicht auf 9 Schilling täglich verzichten wollten, erwies sich nicht als fruchtlos. Oder richtiger: der Entschluß war wohl bereits vor dieser Stunde gefaßt, den Bennigsen und Graf Schwerin im Anschluß an diese Rede von der Tribüne kundgaben: dem Verlangen der Regierung gemäß, wenn auch gegen die innerste Ueberzeugung von der mangelnden Güte und Zweckmäßigkeit des Verlangten, zu stimmen, da die Nachtheile des Scheiterns der Verfassung ihnen zu groß erschienen, um sie nicht selbst durch ein solches Opfer abzuwenden. Nach diesen Erklärungen zweier Führer so bedeutender Parteien konnte das Schicksal des Paragraphen nicht mehr zweifelhaft sein. In namentlicher Abstimmung, die unter lebhafter Theilnahme des Hauses stattfand, wurde das die ursprüngliche Regierungsvorlage wieder herstellende Amendement Arnim-Heinrichsdorf von einer ziemlich beträchtlichen Majorität angenommen.

Noch einmal, in der Dienstagsitzung, schien ähnliche Gefahr das Verfassungswerk zu bedrohen. Herr v. Vincke, welcher die Rolle übernommen zu haben scheint, gelegentlich der Regierung als tönendes Mundstück zu dienen, malte wenigstens jene in ziemlich starken Farben bei der Discussion über Artikel 60, den in der Vorberathung mit Forkenbecks Amendirung durchgegangenen, die Friedenspräsenzstärke des Heeres bis zum Schluß des Jahres 1871 normirenden

viel umrungenen Paragraphen. Noch kurz vor Eröffnung der Schlußberathung war außerhalb des Hauses zwischen den Nationalliberalen und der freien conservativen Vereinigung ein Uebereinkommen geschlossen worden, ihre beiderseitigen Vorschläge in einem Amendement zu Artikel 62 zu verschmelzen, das, von Bennigsen und dem Herzog von Ujest unterzeichnet, vorschlägt: „nach dem 31. December 1871 diese Beträge von den einzelnen Staaten des Bundes zur Bundeskasse fortzahlen zu lassen und zur Berechnung derselben die im Artikel 60 interimistisch festgestellte Friedenspräsenzzeit so lange festzuhalten, bis sie durch ein Bundesgesetz abgeändert ist; die Verausgabung dieser Summe für das Bundesheer und dessen Einrichtungen solle durch das Etatgesetz festgestellt, bei der Feststellung des Militärausgabeetats die auf Grund dieser Verfassung gesetzlich bestehende Organisation des Bundesheeres zu Grunde gelegt werden." Gegen dieses Amendement, durch welches Herr v. Vincke bereits die „preußische Armee in die Luft gesprengt" sah, richtete sich sein ganzer Zorn. Aber das Dräuen fand keinen rechten Glauben. Um so weniger, als eine direct von Bethusy provocirte Erklärung des Grafen Bismarck durchaus nicht die Hoffnung völlig abzuschneiden schien, auch die *so* amendirte Verfassung bei den verbündeten Regierungen und besonders beim Bundespräsidium zur Annahme zu bringen. Nach Abwerfung des von der Rechten begünstigten Amendements Stolberg wurde die Fassung des bennigsen-ujestschen Zusatzes mit bedeutender Majorität in namentlicher Abstimmung, welche manche überraschende Erscheinungen bot (z. B. Prinz Friedrich Karl und Moltke dafür, Bismarck dagegen votirend, Gneist sich enthaltend), angenommen.

Von da ab ging es wieder im Fluge bis zu § 72 weiter. Ein Versuch Wigards, hinter Abschnitt XII noch einen besondern, ein dem in der *preußischen* Verfassung garantirten entsprechendes Minimalmaß der Volksrechte und Freiheiten sichernden Abschnitt einzuschalten, fand, wie zu erwarten, nur sehr geringe Unterstützung. Aber wichtig und interessant wurde noch die von Simon mit vielem Geschick eingeflechtene Episode. Ehe der Präsident seine völlige Abschweifung von der Sache abwehren konnte, hatte er den Grafen Bismarck fast unabweislich zu nöthigen gewußt, sich noch jetzt über die Frage zu erklären, ob eine Annahme von Entschädigungsgeldern durch die Reichstagsmitglieder als Ersatz der wegfallenden vom Staat gezahlten Diäten von der Regierung gestattet werden würde. Die Antwort klang diplomatisch, war aber wohl für die Beamten deutlich genug: wir können nur denen etwas verbieten, denen wir befehlen können.

Nicht unbedingt tactvoll versuchte Miquèl noch bei dem Schlußartikel recht eigentlich die Gelegenheit vom Zaun zu brechen, einen Rückblick auf das ganze Verfassungswerk zu thun; der Präsident mußte seiner Rede mitten im schönsten

Fluß ein unfreiwilliges Ende setzen. — Und nun bei feierlicher Stille des Hauses der Schlußact: die namentliche Abstimmung über den ganzen Entwurf mit den in Vor- und Schlußberathung angenommenen Aenderungen: 230 mit Ja, 53 mit Nein ergab der Aufruf und Dr. Simson hätte mit den kurzen und bewegten Worten, mit denen er das Resultat begrüßte, schließen können, wenn nicht — als moutarde après dîner — ein erneuter, im Namen der Polen gegebener Protest Kantaks gegen die hier vollzogene „Gewaltthat", womit dieser Abgeordnete zugleich seine Mandatsniederlegung verband, den Präsidenten zu einer höchst energischen und dabei doch würdevoll gehaltenen amtlichen Zornesäußerung bewogen hätte. So schloß diese letzte Sitzung eigentlich mit einem gewissen Mißklang. Doch im buchstäblichen Sinn ist es nicht die letzte: zur Beschlußfassung über die eingegangenen Petitionen und behufs geschäftlicher Mittheilungen ist noch eine „letzte" auf Mittwoch angesetzt, welche indeß kaum noch etwas von Wichtigkeit zu bringen verheißt. — So ist denn dieses Reichstags Tagewerk gethan. — h.

Literatur.

Collection of German Authors Tauchnitz Edition. Vol. 1—3. On the Heights by B. Auerbach. Translated by F. E. Burnett.

Mit Freude constatiren wir angesichts dieses geschmackvollen Bändchens, daß derselbe Verlag, der uns Deutschen die Schätze der englischen Literatur in so trefflicher Auswahl dargeboten, nunmehr werthvolle deutsche Arbeiten den Engländern zu vermitteln beginnt. Die Uebersetzung des auerbachschen Romans, womit das Unternehmen inaugurirt wird, ist, wie jeder britische Leser unumwunden bezeugt, im besten Englisch verfaßt und wir fügen vom deutschen Standpunkt anerkennend hinzu, daß sie ebenso knapp als wörtlich zu sein trachtet. Daß bei diesem Bestreben mancher kleine Nebensinn des deutschen Ausdruckes verloren gehen mußte, wie in dem englischen Titel „auf den Höhen" die Anspielung auf die Höhe der spinozistischen Weltanschauung, daß kleine unwesentliche Versehen mit unterlaufen, wie bei der Ueberschrift „vom einsamen Weltkind", wo das „von" im Deutschen nicht den Autor, sondern das betrachtete Object bezeichnet und daher nicht mit „by" zu geben war

daß öfter der deutsche Ausdruck beibehalten oder ein entsprechendes Fremdwort (air naïveté) gewählt werden mußte, ist natürlich. Grade durch diese genau wörtliche Behandlung aber hat Herr Tauchnitz uns Deutschen, von denen die schmucke englische Ausgabe gleichfalls vielfältig gelesen werden wird, einen Dienst für die richtige Beurtheilung unseres Landsmannes geleistet, wie umgekehrt die Engländer nach Gervinus Bemerkung von gleichem Gesichtspunkt unsere schlegelsche Shakespeareübersetzung zu würdigen wissen. Indem z. B. der Uebersetzer die im Dialekt geschriebenen Stellen, statt sie mit einer ähnlichen aber fremdartigen Particularfärbung nachzuahmen, in schlichtem Englisch giebt, bringt er uns zum Bewußtsein, wieviel von dem Gesagten der Rolle des Redenden entsprechend und stichhaltig ist, was man bekanntlich über dem eigenthümlichen Reiz des Dialektes grade bei Auerbach oft ganz übersieht. Aehnliches gilt auf der andern Seite wieder für den philosophischen Stil der Gräfin Irma. — Wir hoffen zuversichtlich, daß die Sammlung in der begonnenen Weise mit Energie und Umsicht weitergeführt zu einem neuen Band der beiden Nationen werden wird.

Von einem kleinen beifällig aufgenommenen Magazin kurzer Erzählungen und Aufsätze

Baensch Pocket Miscellany (Leipzig, Baensch)

berichten wir das Erscheinen des 13. Bandes; nur können wir nicht grade, wie das von anderer Seite bei früheren Bänden geschehen ist, denselben zum Gebrauch in Schulen empfehlen, da er, abgesehen von einer etwas überschwänglichen Geschichte, unter den thatsächlichen Schilderungen einige nicht ganz passende Notizen enthält.

Kiepert, Ethnographische Karte von Deutschland und von Oestreich mit den unteren Donauländern. Berlin, D. Reimer.

Nach den Protesten der echauffirten französischen Presse gegen die Resultate der zeichnenden Statistik hat es doppeltes Interesse, die obigen musterhaften Karten zu betrachten und zu würdigen. Um so mehr empfehlen wir diese beiden neuesten Arbeiten des berühmten Geographen, die, indem sie uns eine Ueberschau der Sprachentopographie aus höchster Vogelperspective gewähren, unser Culturbesitzthum umschreiben und dem patriotischen Ehrgeiz stumme Fingerzeige geben. Daß ihre Farben auch vom Osten (Polen und Böhmen) und vom Norden (Dänemark) her Widersprüche erfahren werden, kann der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit keinen Abbruch thun. Bei den peristaltischen Bewegungen der Nationalitäten Oestreichs und dem Kampfe, in welchem sich ihre Elemente befinden, wird namentlich die zweite der Tafeln allen Politikern lehrreiche Anhaltepunkte gewähren. —

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Deutsche Geschichte

vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes.

Von

Ludwig Häusser,

Professor in Heidelberg.

Dritte sehr veränderte und vermehrte Auflage.

4 Bände. Geheftet Preis 6 Thlr. 20 Sgr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Niederländische Novellen

den Originalen nacherzählt von

Adolf Glaser.

8. Fein Velinpapier. geh. Preis 24 Sgr.

Physiologie des Geschmacks

oder

physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse.

Den Pariser Gastronomen gewidmet von einem Professor.

Von

Brillat-Savarin.

Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von

Carl Vogt.

Dritte Auflage. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 1 Thlr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien soeben neu und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in allen Leihbibliotheken vorräthig:

Hesekiel, H. A., Auf der Roßtrappe. 2 Bde. 2½ Thlr.

Genast, Wilh., Der Köhlergraf. 4 Bde. 5⅓ Thlr.

Horn, Moritz, Schatten und Licht. 2 Bde. 2½ Thlr.

Herbert, Luc., Nikolaus und Metternich. 2. Abtheilung: Metternich. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Zur Ehre Gottes. Eine Jesuitengeschichte. 3. Auflage. 1 Thlr. 5 Ngr.

Diese gediegenen Romane der beliebten Autoren sind der Lesewelt bestens empfohlen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 18.

Ausgegeben am 26. April 1867.

Inhalt:

Der Reichstag und die Kriegsverfassung des Bundes . . Seite 161
Zu den Kriegsartikeln des deutschen Verfassungsentwurfes . . . 172
Der Streit um Luxemburg 175
Die frühen Uebersetzungen des Alten Testaments. 2. 177
Phonographische Bestrebungen in der französischen Schweiz . . . 188
Ein Beitrag zur Textkritik des goetheschen Clavigo 195
Literatur 198

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Der Reichstag und die Kriegsverfassung des Bundes.

Durch sieben Wochen eifriger Arbeit hat der Reichstag seine Aufgabe gelöst, den Verfassungsentwurf eines norddeutschen Bundes mit den verbündeten Regierungen zu vereinbaren. In gehobener Stimmung und dem Gefühl, zu einer außerordentlichen Thätigkeit berufen zu sein, begannen die Abgeordneten ihr Werk, aber auch mit geheimem Bangen vor den Compromissen, die ihnen zugemuthet werden würden, und sie schieden aus den Räumen des Herrenhauses mit einer gewissen Resignation, ja wie ermüdete Arbeiter, aber doch mit der Empfindung, daß es nicht an ihnen liegen werde, wenn die politische Neugestaltung Deutschlands sich auf einem andern als dem eingeschlagenen Weg vollziehe. Die Mehrzahl blieb entschlossen, mit gutem Vertrauen in die Zukunft zu blicken, anderen freilich von der Rechten und Linken blieb ein Theil ihrer Sorge zurück, daß die neue Verfassung das feste Gefüge des preußischen Staates allzu sehr lockern werde.

An jedem Tage der Verhandlungen wurde der doppelseitige Charakter des Verfassungsentwurfs erkennbarer und ebenso die Schwierigkeit größer, welche das Doppelantlitz bereitete. Der Entwurf hatte einmal die Tendenz, die Regierungen des Bundes dauernd zu festen Prästationen zu verpflichten, andererseits die Zukunft des neuzubildenden Heeres und Bundes gegen die Einsprüche der Volksvertretung sicher zu stellen. Er glich darum einigermaßen der kunstvollen mechanischen Erfindung, welche man doppelte Schraube nennt. Denn seine Grundlage bildeten geheime Compromisse zwischen den Leitern der preußischen Politik, Verträge der einzelnen Bundesstaaten mit Preußen, und zuletzt wieder Compromisse, welche den Vertretern der Nation und der Landesverfassungen zugemuthet werden müssen. Und was dem ersten Blick aussah wie eine Anzahl Blätter, welche aus den einzelnen preußischen Ministerien herangeflattert und

mit ſchwarzweißen Fäden umwunden waren, um eilig dem Reichstag vorgelegt zu werden, das wandelte ſich bei näherer Betrachtung in eine Sammlung von großen Reſultaten, welche aus der Bewegung des vorigen Jahres hervorgegangen ſind und jetzt die Grundlage eines neuen Staatsbaues werden ſollen.

Bei jedem Artikel, über den der Reichstag abſtimmte, wurde ebenſo klarer, daß dieſe Summe von Verträgen und Compromiſſen ſchwerlich in der Geſtalt, wie ſie jetzt zwiſchen Reichstag und Bundespräſidium vereinbart worden ſind, in lebendige Wirkſamkeit treten wird. Jeder Schritt vorwärts wird neue Verhandlungen zwiſchen den Regierungen nothwendig machen, die Möglichkeit, daß der deutſche Süden — für Zollangelegenheiten — dazu treten könne, iſt vom Miniſterium ausgeſprochen und dadurch die ſtille Verpflichtung übernommen worden, dieſe Möglichkeit herbeizuführen; die Südſtaaten werden ihre Bedingungen nicht nur empfangen, auch ſtellen, und ſelbſt wenn nur ein Friedensjahr vergönnt ſein ſollte, würde der nächſte Reichstag wahrſcheinlich keinen Abſchnitt und vielleicht nur wenige Artikel finden, welche unverändert beibehalten werden können. Wenn man z. B. den Mittheilungen trauen darf, welche über die Beſtimmungen der Militärconvention mit Heſſen-Darmſtadt in die Oeffentlichkeit gedrungen ſind, ſo iſt kaum einer der betreffenden Paragraphen, welche zu derſelben Zeit mühſam zwiſchen Reichsrath und Bundescommiſſaren vereinbart wurden, in dieſer Convention unverändert zur Geltung gekommen. Das iſt ein Fingerzeig für die Zukunft. Es mag klug, ja es mag nothwendig ſein, den Südſtaaten gegenüber andere und weniger drückende Beſtimmungen über ihre militäriſchen Leiſtungen zu adoptiren. Man ſieht daraus doch, daß die Zeit einer einheitlichen verfaſſungsmäßigen Formulirung nicht günſtig iſt. Noch iſt der Verfaſſungsentwurf nicht ein giltiges Geſetz für Norddeutſchland, er wird es erſt nach ſeiner Annahme durch die Landesvertretungen, reſp. durch die Schlußannahme der Regierungen und durch die Publication. Und das Bundespräſidium hat allerdings in dem Entwurf die Giltigkeit der durch beſondere Verträge geſchaffenen Ausnahmeverhältniſſe vorgeſehen. Es wird alſo wahrſcheinlich preußiſches Beſtreben ſein, auch andere Südſtaaten zu Verträgen heranzuziehen, bevor die geſetzliche Feſtſtellung der Verfaſſungsartikel erfolgt, weil in dieſer Friſt am leichteſten Spielraum für abweichende Beſtimmungen bleibt. Aber man wird zuletzt auch wenig Bedenken haben, nach Publication der Verfaſſung im Zwange der Verhältniſſe abweichende Verträge zu vollziehen, und einem künftigen Reichstage wird kaum nach einer Richtung erſpart werden, von neuem zu revidiren und zu amendiren.

Das alles verhindert nicht, daß die Vereinbarung doch ein Werk von höchſter Bedeutung für unſere Nation geworden iſt, eine feierliche Formulirung der bis jetzt gewonnenen Reſultate, der erſte Anfang einer geſetzlichen

Gründung unſeres neuen Lebens, aber auch Anfang und Vermittelung eines weiteren Fortſchritts. Und in dieſer Beziehung iſt der Verfaſſungsentwurf allerdings einer Papierrolle ähnlich, welche in offener Scene einem Helden in die Hand gedrückt wird, damit er ſeine bedeutſame Action damit mache, es kommt vielleicht weniger darauf an, was darin ſteht, als daß die Rolle im rechten Augenblick zur Stelle iſt.

Dieſe Betrachtung durfte nicht die Sorgfalt vermindern, mit welcher der Reichstag die einzelnen Beſtimmungen des Vertrags prüfte, er ſelbſt als Vertreter des Gewiſſens und der Freiheitswünſche der Nation. Wohl aber machten ſchon die Verhandlungen über Bundespräſidium und Bundesrath deutlich, daß das Miniſterium ebenſo wie der Reichstag darüber unſicher ſei, wie das Detail der Regierung und Verwaltung des neuen Bundes gefunden werden ſolle. Eine Mittheilung des Miniſterpräſidenten ſuchte zur Ueberraſchung der Verſammlung zu conſtatiren, daß die Regierung auch in den Verwaltungsgebieten, welche fortan zur Competenz des Bundes gehören ſollen, ſich als dem preußiſchen Landtag verantwortlich anſehen werde. Aus ſeinen Erklärungen ging wenigſtens ſo viel deutlich hervor, daß die preußiſche Regierung ſich davor ſcheut, den feſten Bau des preußiſchen Staats, ſeine großartige, tüchtige und erprobte Staatsmaſchine zu zerſtören, um einer neuen und noch unſichern Geſtaltung willen. Auch mancher von den Liberalen ſah deshalb ohne Bedauern die Verſuche ſeiner Freunde ſcheitern, eine gewiſſe politiſche Verantwortlichkeit den Hilfsarbeitern des Bundeskanzlers und des Miniſterpräſidenten aufzuerlegen. Der moraliſchen und juridiſchen Verantwortung unterliegt jeder Beamte, die politiſche Verantwortung, welche nur die leitenden Beamten eines Staates treffen kann, und welche in gewiſſen ausnahmsweiſen Fällen durch ein Ausnahmegericht ihr Haupt zu beſtricken ſucht, grade weil die moraliſche und juridiſche Verantwortung ſich bei ihrer hohen Stelle als unzureichend erweiſt, ſolche politiſche Verantwortung kann den Leitern preußiſcher Politik nur von den Preußen ſelbſt abgefordert werden. Und ſo lange nicht die Möglichkeit gegeben iſt, ſiameſiſche Zwillinge zu Miniſtern zu machen, iſt bei der gegenwärtigen Lage der Dinge vielleicht unmöglich, jedenfalls nicht rathſam, den preußiſchen Miniſterpräſidenten oder gar ſeine Unterbeamten mit einer politiſchen Verantwortlichkeit gegenüber dem Bundesrath und Reichstag zu begaben, zumal wenn man einen Zutritt der Südſtaaten für nahe bevorſtehend hält.

Sogleich nach Eröffnung des Reichstages erwies ſich das Stimmenverhältniß der Parteien als ſehr ungünſtig für ſichere Majoritäten. Wenn die liberalen Fractionen gegen die Regierung votirten, wurde durch den Zutritt oder Abfall der Polen, Saxonen, Hannoveraner, Holſteiner und Ultramontanen faſt zufällig ein kleines Mehr oder Minder hervorgebracht. Sollte das Verfaſſungswerk geſichert werden, ſo konnte dies nur durch das Zuſammenwirken der großen

nationalen Partei mit den Regierungsfractionen geschehen.*) Unter diesen letzteren stand die freie conservative Vereinigung, zum großen Theil hoher und begüterter Adel Schlesiens, der Politik der nationalen Fraction fast am nächsten und die letzten Resultate wurden durch das Zusammenwirken der beiden Fractionen erreicht. Bei dieser Sachlage war der Regierung besonders werthvoll, die Unterstützung der national-liberalen Partei zu erwerben zumal die Fraction den größten Theil der technischen und parlamentarischen Talente einschloß. Die Conflicte innerhalb dieser Partei entziehen sich der öffentlichen Besprechung, der Gegensatz zwischen Altpreußen und Neupreußen, vom ersten Anfang bemerklich, wurde doch durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit und alter Waffenbrüderschaft immer wieder überwunden, sogar bei den letzten entscheidenden Abstimmungen. Aber die Politik der Fraction wurde dadurch schwieriger, weil vorzugsweise ihr die Verpflichtung oblag, auf Temperatur und Forderungen des preußischen Abgeordnetenhauses Rücksicht zu nehmen und ihre Amendements so zu richten, daß die Annahme des Verfassungsentwurfs auch der Majorität des preußischen Abgeordnenhauses möglich würde.

Wenn man freilich schon im Anfang der Verhandlungen von liberalen Alt- und Neupreußen häufig die Ansicht aussprechen hörte, der preußische Landtag dürfe keine verfassungsmäßigen Rechte opfern, die nicht an seiner Statt der Reichstag erhielte, so war es schwer, sich bei dieser tapfern Behauptung etwas Befriedigendes zu denken. Denn dasselbe Recht, selbst wenn es aus einer Verfassung wörtlich in die andere aufgenommen wird, wird bei zwei ganz verschiedenen Organisationen hier wenig, dort viel bedeuten; hier eine nichtssagende Phrase sein, dort einen Grundpfeiler freiheitlicher Entwickelung bilden. Die Verantwortlichkeit der Minister z. B. vermag in der preußischen Verfassung ein wichtiges Hilfsmittel zu werden, um dem Abgeordnetenhause Bedeutung zu geben, dieselbe paragraphirte Verantwortlichkeit wird bei einer Bundesregierung nichts als ein constitutioneller Strohhalm sein, der auf ein vielfarbiges Gewand aufgenäht wird. Das Recht der Controle und das Recht der Bewilligung bei Einnahmen und Ausgaben dagegen ist in dem preußischen Staate gegenüber einer starken und sehr selbstwilligen Regierung ein unvollständiges und mühseliges Recht geblieben, es vermag in dem Reichstage eines Bundesstaats, wo die preußische Regierung keineswegs dieselbe sichere Herrschaft besitzt, in Wahrheit der Anfang verfassungsmäßiger Freiheit zu werden, selbst wenn die Beschränkungen desselben ebenso groß wären, wie in der preußischen Verfassung, was

*) Im Laufe der Sitzung stellte sich das Zahlverhältniß der Fractionen folgendermaßen: Conservative 59, — freie Conservative 39, — Centrum (einst Altliberale) 27, — Bundesstaatlich constitutionelle Vereinigung (Hannoveraner und Holsteiner) 18, — Nationalliberale 80, — Fraction Bockum-Dolfs 14, — Linke 19, — Polen 13, — keiner Fraction angehörig 24 (darunter 6 Sorgonen).

ſie nicht ſind. Unter keinen Umſtänden konnte den Preußen das Gefühl erſpart werden, daß ſie aus ihrer heimiſchen Staatsordnung Opfer bringen mußten für ein ungewiſſes Neues. Denn niemand vermag vorauszuſagen, wie weit Rechte und Competenzen des Reichstags unſerer Zukunft dienen werden, dagegen iſt ziemlich ſicher, was die preußiſche Landesvertretung von ihren Befugniſſen dahingeben muß.

Schon bei der Generaldebatte für die Vorberathung des Reichstags wurde offenbar, wo der Conflict zwiſchen der Regierung und der liberalen Seite des Hauſes zu finden ſein würde, es war in der Diätenfrage und dem Militärbudget.

Es liegt im Weſen jeder repräſentativen Verſammlung, ihre eigenen Befugniſſe hoch und weit zu faſſen, und der Reichstag hat von ſeinem Rechte Gebrauch gemacht, einige Bedingungen feſtzuſtellen, welche nach Auffaſſung der Majorität dem künftigen Reichstag eine gedeihliche Thätigkeit ſichern. Daß der Reichstag die Beamten für wählbar erklärt hat, war in der Ordnung, es wird auch den Regierungen als in der Ordnung erſcheinen. Alle unſere Staaten ſind ſeit zwei Jahrhunderten in ſo eminenter Weiſe Beamtenſtaaten geweſen, und die politiſche Bildung der Nation liegt noch ſo ſehr in den Beamtenkreiſen, daß ein principieller Ausſchluß derſelben die Autorität des Reichstags nicht ſteigern, ſondern beeinträchtigen würde, weil er denſelben, zumal wenn die Mitglieder keine Diäten erhalten ſollten, faſt nur mit großen Grundbeſitzern und Eiſenbahnintereſſenten füllen würde.

Für die Diäten haben in der Vorberathung auch ſolche Abgeordnete geſtimmt, welche perſönlich gewöhnt ſind, dem Staat, dem armen Mann, Geld zu geben, nicht Geld von ihm zu empfangen, auch ſolche, welche eine Entſchädigung für ihre Auslagen da als gleichgiltig erachten, wo ſie ihre höchſten politiſchen Rechte und Pflichten ausüben. Sie haben aber dafür geſtimmt, weil bei einem Theile ihrer Wähler, namentlich in Oſt- und Mitteldeutſchland, die Beſorgniß ſehr verbreitet und lebendig war, daß die Wähler vor Candidaten ohne Diäten zu Wählern zweiter Claſſe herabgedrückt werden könnten, welche nur dazu da ſind, um reichen oder vornehmen Männern durch ihre Stimmen den Weg zur politiſchen Carrière zu öffnen. Denn der deutſche Wähler iſt gewöhnt, ſeinen Deputirten als ſeinen Beamten zu betrachten.

Durch eine kleine Majorität wurde bei der erſten Berathung des Entwurfes gegen die eifrigen Einwendungen der Bundescommiſſare Zahlung der Diäten an die Abgeordneten des Reichstags angenommen. In den Privatbeſprechungen, welche zwiſchen der erſten und zweiten Leſung des Geſetzentwurfes unter den Miniſtern und einzelnen Fractionsführern ſtattfanden, wurde unzweifelhaft, daß die Regierungen und perſönlich Graf Bismarck die Nichtzahlung von Diäten, alſo die Streichung des eingefügten Amendements für den

Cardinalpunkt hielten, von welchem die Annahme des Verfassungsentwurfs durch die Regierungen abhänge. Es blieb kein Zweifel, daß diese Erklärung ernsthaft gemeint und das letzte Wort der Regierungen sei. Und da in diesen Privatbesprechungen kein Einvernehmen erzielt wurde und die nationale Partei noch an den Diäten festhielt, so brachte, wie erzählt wurde, Graf Bismarck in die Schlußberathung des Reichstags über die Diäten eine Ordre des Bundespräsidiums mit, welche die sofortige Auflösung des Reichstags verfügte, für den Fall, daß die Majorität auf Zahlung der Diäten für die Mitglieder bestehen würde. Ein Theil der nationalen Partei legte von Anfang an auf die Diätenzahlung kein großes Gewicht, andere hatten die Ueberzeugung, daß die Diätenfrage unter keinen Umständen das Scheitern der Vereinbarung verursachen dürfe, so kam es, daß bei der Abstimmung auch die Stimmen der liberalen Partei auseinandergingen und daß unter großer Erregung des Hauses das Ministerium eine Majorität für Herstellung der ursprünglichen Regierungsvorlage erhielt. Die Eifrigen, welche in Nichtzahlung der Diäten an einen künftigen Reichstag das größte Unheil sahen und heftig den Parteigenossen grollten, weil diese sehr verständig die Diäten der Verfassung opferten, sie mögen sich damit trösten, daß ein Reichstag aus einem allgemeinen Stimmrecht gewählt und zwar ohne Diäten bei den gegenwärtigen Culturverhältnissen Deutschlands keine Erfindung ist, welche das preußische Abgeordnetenhaus auf die Dauer in den Hintergrund rücken oder entbehrlich machen kann. Und das wird ganz in der Ordnung sein. Ja dieser Umstand wird dazu beitragen, den Reichstag recht bald in die richtige Stelle zu dem bestehenden Staatsbau zu setzen, d. h. in die Stellung eines deutschen Oberhauses, welchem ein durch Beitritt der Bundesgenossen erweitertes preußisches Abgeordnetenhaus mit beschränktem Wahlrecht und mit Diäten zur Seite steht. Denn trotz Reichsapfel und Reichsfahne und aller Feierlichkeit, womit dieser Reichstag eröffnet wurde und trotz dem Vertrauen, womit ihm Regierung und Nation entgegenkamen, wird er in Zukunft doch nur ein Festgebäck des deutschen Volkes sein, das preußische Abgeordnetenhaus aber das tägliche Brod, und nicht für die Preußen allein. Erst wenn der Reichstag fest in den Bau des neuen Staates eingefügt ist, werden die zahlreichen Inconsequenzen, welche seiner Bildung anhaften, überwunden werden, und wir werden uns alsdann freuen, auch die Vertreter der Regierungen als Bundesgenossen und Mitglieder mit ausgezeichnetem Sitz und Stimme darin zu begrüßen, dieselben Commissare, denen das Haus jetzt gegenübersaß, Bundescommissare und Linke wie zwei Collegien von Auguren, welche nach verschiedenem Glaubenssystem den Vogelflug deuten und einander zuweilen die Vögel scheuchen. — Und wir werden es, wenn dieser erwünschte Zeitpunkt eintritt, für einen Vortheil halten, wenn sich dann bei den Schlußberathungen des Reichstages hinter der Schranke der Commissarien noch die purpurnen Thron-

ſeſſel der deutſchen Souveräne erheben. Denn auch ihnen wünſchen wir aufrichtig die Gelegenheit zu einer ſelbſtthätigen und perſönlichen Mitberathung bei den großen Geſetzgebungsacten der deutſchen Nation.

Der Kampf um das Militärbudget dagegen endigte mit Zugeſtändniſſen der Regierung, welche allerdings nicht ſo weit gingen, als die in der Vorberathung des Reichstags angenommenen Forderungen der Majorität, aber doch das große Princip ſicher ſtellten, daß nach einer für die neue Heerorganiſation bewilligten Ausnahmezeit die geſammten Einnahmen und Ausgaben, welche in die Competenz des Bundesſtaats fallen, auf dem Wege der Geſetzgebung mit künftigen Reichstagen jährlich vereinbart werden ſollen. Ob durch Feſtſtellung dieſes Princips viel oder wenig für die Zukunft erreicht ſei, muß die Erfahrung lehren. Wir bekennen, daß wir auf die einzelnen beſcheidenen conſtitutionellen Clauſeln, um welche dabei ſehr eifrig gekämpft wurde, nur geringen Werth legen. Wir ſtehen im Beginn der größten politiſchen Umwälzungen, welche nach menſchlichem Ermeſſen ohne großen Waffenentſcheid nicht durchgeführt werden; wir ſtehen wahrſcheinlich vor einem Kriege mit dem mächtigſten Staat des Continents. Es iſt ſicher, daß in dieſer Zeit einer gewaltigen Revolution, welche ſich in Staatsverträgen vollziehen wird, die Stellung Preußens zum Ausland und zu ſeinen Bundesgenoſſen, daß auch das Verhältniß der preußiſchen Regierung zum Volke große Aenderungen erfahren wird. Vorausſichtlich wird am Ende des Jahres 1871 die innere und äußere Lage des Staates eine ſehr andere ſein, ebenſo die Finanzlage des Staats, das Verhältniß der Regierung zur Volksvertretung, auch die Stimmungen und die politiſche Bildung des Volkes ſelbſt. Wir ſind innig überzeugt, daß am Ende des Jahres 1871, wenn nicht früher, auf der einen Seite das Mißtrauen der preußiſchen Volksvertreter gegen die militäriſchen Forderungen und abſolutiſtiſchen Wünſche der Regierung unter dem Drange neuer Zuſtände geſchwunden ſein wird, und ebenſo die ſpröde Abneigung der Regierung, den Freiheitswünſchen des Volkes gerecht zu werden. Die Bedürfniſſe des neuen Staates und die politiſchen Perſpectiven ſind ſchon ſeit dem Sommer vorigen Jahres ſehr verändert, der neue Großſtaat wird in den kriegeriſchen Wehen, welche ſeiner Geburt vorhergehen, jedem Einzelnen von uns die politiſchen Forderungen modificiren. Wie die Schlacht bei Sadowa uns den Reichstag nothwendig gemacht hat und den gegenwärtigen Verfaſſungsentwurf, ſo werden neue Erfolge oder Mißerfolge uns neue Programme unſrer Zukunft, andere repräſentative Verſammlungen und im Drange einer harten Zeit größere Rechte der Volksvertretung geben.

Sogleich beim Zuſammentritt des Reichstages war in der Mehrzahl der Liberalen die Ueberzeugung lebendig, daß man dem Bundespräſidium auf einige Jahre dictatoriſche Befugniſſe der Heeresorganiſation zugeben müſſe. Da man ſich, ohne große Weigerung über den Endtermin dieſes Ausnahmezuſtandes

mit der Regierung einigte, war in Wirklichkeit die Hauptschwierigkeit beseitigt. Es sei deshalb hier von liberaler Seite nicht eine Beurtheilung der in der Schlußberathung durchgebrachten Amendements, sondern eine kurze Betrachtung über die Principien der festgestellten Heeresorganisation unternommen.

Die Abkürzung der Dienstpflicht auf 12 Jahre statt der 19 Jahre nach alter preußischer Heeresverfassung und der 16 Jahre nach der Reorganisation ist mit Recht als Fortschritt begrüßt worden. In der That ist die darnach zu hoffende Befreiung der preußischen Männer vom 32.—39. Lebensjahr eine große Erleichterung für das Volk. Denn es war der ganze spartanische und an Opfer gewöhnte Sinn der Preußen nöthig, um die Last zu ertragen, welche die alte Pflicht kinderreichen Familienvätern und Vorstehern festeingerichteter Geschäfte noch in der Blüthe ihres Mannesalters auflegte. Es ist ein großer Fortschritt, und seine Bedeutung ist freudig zu würdigen. Nur dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Erleichterung, welche er gewährt, auch in Preußen nur allmälig, allerdings nach jedem Friedensjahr in stärkerem Maße eintreten und daß sein voller Segen nicht eher als nach zwölf Jahren fühlbar sein wird. Denn erst nach und nach vermag die neue Einrichtung die frühere entbehrlich zu machen, wenn die Wehrkraft des Staates nicht desorganisirt werden soll. Grade wie Pflanzen und Bäume wachsen auch Truppenkörper nur langsam im Laufe der Jahre ihrer völligen Ausbildung zu.

Jedes neuformirte Infanteriebataillon würde, wenn es sich nur aus seinem jährlichen Contingent von Recruten zu bilden hätte, drei Jahre brauchen, bevor es die Friedensstärke von 534 Mann erreicht, und wieder neue vier Jahre, bevor es die volle Kriegsstärke von 1,000 Mann erhält, wenn man den unvermeidlichen Abgang durch Tod, Untauglichkeit und die für das sogenannte Reservebataillon abzugebende Mannschaft einrechnet. Erst nach sieben Jahren abermaligen Wachsens vermag ein Bataillon den ersten Jahrgang der Landwehr abzustoßen. Wird eher seine volle Kriegsstärke verlangt, als vor dem achten Jahre seines Bestehens, wie im Jahr 1866 bei den Neubildungen Preußens hier und da der Fall war, so muß es sich aus den jüngsten Jahrgängen der Landwehr completiren, und wieder zur Ergänzung der Landwehr müssen die letzten Altersclassen derselben herangezogen werden. Da wir nun gegenwärtig in einer Periode der größten militärischen Neubildungen sind, so ist selbstverständlich, daß eine Befreiung der höheren Altersclassen der Landwehr erst nach und nach stattfinden kann. Das dämpft die Freude über eine große Verbesserung nicht, aber es macht sie ruhiger.

Von liberaler Seite hatte man in dem ursprünglichen Wortlaut des Regierungsentwurfes: „Jeder wehrfähige Norddeutsche gehört sieben Jahre lang dem stehenden Heere an“, eine bedenkliche Bestimmung gefunden, welche der Regierung Spielraum gewähre, die dreijährige Dienstzeit

noch über drei Jahre auszudehnen und man hat deshalb drei Jahre Dienstzeit, vier Jahre Reserve amendirt. In der Sache selbst war gegenüber dem bei weitem größten Theil des Heeres kein Grund zu Bedenken. Ja, wenn man die vorliegende Bestimmung des Artikel 55 (59) mit den übrigen Bestimmungen über Heeresorganisation zusammenhält, ist viel eher Grund, daraus eine künftige nothwendige Herabsetzung der Dienstzeit zu folgern, als das Gegentheil. Die einfache Schlußfolgerung empfiehlt sich der Beachtung.

Art. 53 (57) stellt dem Heere die gesammte waffenfähige Jugend zu Gebote.

Art. 56 (60) normirt die Präsenzstärke des Friedensheeres auf 300,000 M.

Art. 58 (62) contingentirt die Kosten jedes dieser 300,000 Mann.

Die Bundesregierung ist also außer Stande mehr als 300,000 Mann unter der Fahne zu halten und zu bezahlen, die verbündeten Regierungen und der Reichstag werden darin gleich eifrige Wächter sein.

Da nun Truppenzahl und Geld fest bemessen sind, welches Mittel bleibt der Regierung, um innerhalb dieser beiden Schranken die Wehrkraft der Nation möglichst hoch zu steigern? kein anderes, als in dem gegebenen Rahmen so viel Soldaten auszubilden als möglich ist, das heißt mit anderen Worten, die Dienstzeit so kurz zu bemessen, als die Rücksicht auf die Ausbildung der Mannschaft irgend gestattet. Die Zahl aber der jährlich einzustellenden Recruten ist ihr *nicht limitirt*. Und dies ist ganz vortrefflich, und z. B. im Gegensatz zu anderen Heeren ein charakteristischer, selten genügend gewürdigter Vorzug des preußischen und des neuen Bundesheeres. *Freiheit in der Zahl der einzustellenden Recruten und Normirung der Truppenzahl unter der Fahne führt nothwendig zur Verkürzung der Dienstzeit.* Wenn 300,000 Mann unter der Fahne stehen, so ist unverwehrt, daß 120,000 davon jedem ersten und zweiten, 60,000 jedem dritten Jahrgang angehören; daß also in Wahrheit innerhalb drei Jahren nicht 300,000, sondern 340—360,000 Mann eingestellt und ausgebildet werden. In der That war schon während der letzten Jahre in der preußischen Infanterie trotz der nominell dreijährigen Dienstzeit der Anfang gemacht, ein ähnliches Verhältniß herbeizuführen.

Nun beachte man daneben die bedrohliche Lage Norddeutschlands, den Eifer der Regierung, so schnell als möglich das vorhandene Menschenmaterial der neuerworbenen und Bundesländer militärisch zu organisiren und man wird zugeben, daß die Regierung jede Aufforderung hat, die Dienstzeit so kurz als möglich zu bemessen, keine Möglichkeit, sie für die Hauptmasse des Heeres, die Infanterie, zu verlängern. —

Die erwähnten Artikel in ihrer Verbindung sichern uns erstens ein großes volksthümliches Heer, zweitens dadurch, daß nicht die Zahl der Auszuhebenden limitirt ist, sondern die Präsenzstärke bei der Fahne, ein junges Heer mit reichlichen Reserven und möglichst kurzer Dienstzeit, während im französischen Heere,

bei welchem die entgegengesetzten Principien, die Contingentirung der Recrutenzahl, die Kasse zum Loskaufen, und das Bestreben alte Soldaten bei der Fahne zu halten, die Kriegstüchtigkeit der Armee wesentlich beeinträchtigt haben.

Ein Heer aber, dessen Grundlagen so national sind wie die unseren, und dessen Bildung so kunstvoll, verträgt schwer das gelegentliche Eingreifen der Volksvertretung und seiner Organisation.

Der Grundsatz, daß die Volksvertretung, welche die Schnüre des Geldbeutels hält, alljährlich die Stärke der Armee zu bestimmen habe, wurde in den älteren Verfassungen durchgeführt, in einer Zeit, wo im Frühjahr die Werbetrommel das lose Volk unter die Fahne rief, zum Winter häufig das geworbene Volk sich wieder zerstreute. An die Stelle der lockeren Landknechtsheere und der dauerhafteren Lohnsoldaten sind andere Principien der Ausbildung und ein kunstvoll gegliederter Organismus eines Volksheeres getreten. Mit diesem haben sich die Forderungen der Volksrepräsentation auszugleichen. Wenn § 56 (60) des amendirten Verfassungsentwurfs bestimmte, daß die Präsenzstärke des Heeres für die Zeit nach 1871 im Wege der Bundesgesetzgebung normirt werden mußte, so war allerdings die Frage berechtigt: Was soll dann geschehen, wenn ein Gesetz nicht zu Stande kommt, d. h. wenn die drei Factoren der Gesetzgebung: Reichstag, Bundesrath und Bundespräsidium sich nicht über den Procentsatz vereinigen, z. B. weil Reichstag und Präsidium einer Meinung sind, der Bundesrath aber einer andern, ein wohl denkbarer Fall, zumal nach Zutritt der süddeutschen Staaten; — soll dann die Armee aufhören? — Man antwortet uns, ein solches normirendes Gesetz muß eben zu Stande kommen, so gut wie ein Etatgesetz. Aber auch ein Etatgesetz kommt zuweilen nicht zu Stande, und der preußische Conflict kann sich überall wiederholen, wo das sogenante Etatgesetz in Wirklichkeit so verkehrt als Gesetz behandelt wird, wie nach unsrer constitutionellen Doctrin, während dasselbe in England thatsächlich eine Dotation des Unterhauses für die Regierung ist, welcher nur aus Courtoisie und aus formellen Gründen die Form eines Gesetzes gegeben wird. Es wird ganz in der Ordnung sein, wenn der Reichstag bei seinen Geldbewilligungen allmälig in dieselbe bevorzugte Stellung einrückt; bei Bestimmungen aber über die Stärke des Heeres den Reichstag in ähnlicher Weise zum entscheidenden Factor zu machen, halte ich für Unrecht, schon darum, weil die Heeresfrage zum großen Theil eine technische Frage ist, und nach anderer Rücksicht von genauem Einblick in die äußeren politischen Verhältnisse des Staates abhängt, und weil der Reichstag nach diesen beiden Seiten nicht die sachverständige Instanz ist.

Es ist sehr möglich, daß der Reichstag vollständig begreift, daß einige Formationen zu reichlich bemessen sind, daß z. B. die Cavalerie wohl eine Verminderung erfahren könne, und daß, da jedes Reiterregiment ca. 300,000 Thlr. jährlich kostet, schon allein darin nicht unbedeutende Ersparnisse bewirkt werden

können. Hat der Reichstag in Wahrheit einmal dergleichen zu moniren, so giebt der ihm vorgelegte Militäretat jede Veranlassung dazu, dergleichen in geeigneter Weise zur Sprache zu bringen. Denn das gelegentliche Abstreichen einer Generalstelle, der Baugelder für eine Kaserne und ähnliche kleine Vexationen einer übergreifenden Regierung sind nur Mittel zu ärgern, nicht Abhilfe zu schaffen.

Unterdeß sind wir zu einem großen Staat herangewachsen, von kriegerischen und mißgünstigen Nachbarn umgeben, wir brauchen ein großes Heer, um die neue Stellung zu behaupten, und unsere nächste Pflicht ist, nach dieser Richtung Opfer zu bringen. Ja man darf behaupten, daß auch die Eingewöhnung unserer süddeutschen Stammgenossen in den Bund, im Anfange und vornehmlich durch die Eingewöhnung in unsere Heeresorganisation und die Zucht derselben erfolgen wird; ohne diese Heereszucht aber wahrscheinlich niemals erfolgen wird. Und immer wieder müssen wir uns daran erinnern, daß seit vorigem Jahre einige Grundlagen unseres Lebens sich geändert haben, wir sind vor allem genöthigt, ein kriegerisches Volk zu sein, nicht um zu erobern, sondern um uns zu behaupten.

Wie bekannt, vollzog sich Besprechung dieser Interessen und Vereinbarung über den Wortlaut des Gesetzentwurfes im Reichstage durch zweimalige Verhandlung. Bei der ersten, der Vorverhandlung, formulirten die liberalen Fractionen und die Separatisten Abänderungsvorschläge, welche zu etwas mehr als 2 Drittheilen bei der Abstimmung verworfen wurden. Nach der Vorverhandlung war der Entwurf so weit in liberalem Sinne redigirt, als die Zusammensetzung des Hauses und die äußerst mangelhafte Methode der Verhandlung gestattete. In den Ruhetagen vor der zweiten, der sog. Schlußberathung, beschlossen die Regierungen, was von den Aenderungen durch den Reichstag ihnen annehmbar sei; etwa 34 Amendements wurden angenommen, etwa vier, die wichtigsten, für unannehmbar erklärt oder beanstandet. Die Schlußberathung war also wesentlich nichts als eine Restriction der liberalen Aenderungen in die den verbündeten Regierungen annehmbar erscheinende Form. Dies geschah in der Art, daß die Regierung durch Mitglieder der Rechten den betreffenden, in oppositionellem Sinn geänderten Artikeln ihre Forderungen in Form neuer Amendements gegenüberstellte, während auch die nationale Partei bei den Concessionen, welche ihr zugemuthet wurden, in Gegenamendements so viel als möglich von ihrem Standpunkt zu behaupten suchte. Darum wurde eifrig gekämpft. Wer aber einst den Wortlaut der letzten Amendements, welche einander gegenüberstanden, z. B. der von Stollberg und von Ujest-Bennigsen mit einander vergleichen und den heftigen Gegensatz, der darum entbrannte, und die Spannung der namentlichen Abstimmung beachten sollte, der wird ein — hoffentlich heiteres — Lächeln schwerlich von seinen Lippen fern halten. Denn der Unterschied in

Sinn und Meinung ist wirklich gering; und die Amendements haben meist eine politische Ordnung im Auge, welche erst in vier und dreiviertel Jahren deutscher Zukunft lebendig werden soll, eine politische Ordnung, welche so, wie sie jetzt pactirt worden, nach menschlichem Voraussehen nicht thatsächlich wirksam werden kann, und endlich eine Ordnung deutscher Zukunft, welche unmittelbar vor Beginn großer kriegerischer Entscheidung berathen wird. —

Zu den Kriegsartikeln des deutschen Verfassungsentwurfes.

Die betreffenden Artikel des vorgelegten Verfassungsentwurfes enthielten allerdings die Grundzüge der neuen Organisation, aber nicht eben gut geordnet, in mangelhafter Redaction und mit manchen sachlichen Inconvenienzen von Bedeutung. Nächst dem Abschnitt über „Eisenbahnen" und „Schlichtung von Streitigkeiten" ließ dieser wichtigste Theil der Vorlage in seiner Abfassung am meisten zu wünschen übrig. Auch war die Methode der Berathung im Plenum — wie heilsam sie dem Ganzen sein mochte — grade bei diesem Abschnitt einer gründlichen Remedur der Mängel nicht günstig. Die liberalen Fractionen hatten kaum ein anderes Augenmerk, als die Rechte der Volksvertretung gegenüber den einzelnen Bestimmungen geltend zu machen, die rechte Seite und die Regierungen waren einer radicalen Umschreibung der Paragraphen selbstverständlich abgeneigt. Fast bei allen, auch in den gehaltenen Reden war eine gewisse Hast oder Oberflächlichkeit bemerkbar. So ist es gekommen, daß selbst nach Schlußberathung und Vereinbarung die militärischen Paragraphen mehr als billig zu wünschen übrig lassen.

Nicht um eine unfruchtbare Kritik derselben zu üben, sondern um vielleicht einer künftigen Umformung durch Regierung oder Reichstag anspruchsloses Material zu überliefern, sei hier eine Darstellung unserer Bundeskriegsverfassung in Artikeln gestattet, wie sie bei dem gegenwärtigen Sachverhältniß und trotz der geschlossenen Verträge noch möglich wären.

Art. a. Der norddeutsche Bund stellt ein einheitliches Bundesheer auf, welches in Kriegs- und Friedenszeit dem Könige von Preußen als Bundesfeldherrn untergeben ist.

Art. b. Das Bundesheer soll aus dreizehn Armeecorps bestehen, deren Zusammensetzung und Eintheilung nach den bisher in Preußen für Krieg und Frieden geltenden Bestimmungen stattzufinden hat. Als Friedensetat gilt der für 1867 aufgestellte Etat der preußischen Armee; als Kriegsetat aber der preußische Mobilmachungsplan mit zugehörigen Bestimmungen.

In welchem Maße die einzelnen Staaten des norddeutschen Bundes geschlossene Truppenkörper in diesem Verbande bilden oder an der Bildung von dergleichen participiren sollen, wird vom Bundesfeldherrn bestimmt.

Art. c. Die Kosten und Lasten des gesammten Kriegswesens des Bundes werden von allen Staaten nach gleichem Maßstabe getragen und sollen deshalb die erstern durch Bundessteuern aufgebracht werden. Die jährlichen Kosten sind für die Zeit bis zum 31. December 1871 für Friedensverhältnisse auf 225 Thlr. pro Kopf der unter Art. b normirten Präsenzstärke des Heeres festgestellt. Für 1872 und für die folgenden Jahre ist dem Reichstag alljährlich ein Budget vorzulegen.

Die im Laufe eines Jahres gemachten Ersparnisse fallen der Bundeskasse und niemals einem einzelnen Lande anheim.

Art. d. Das preußische Kriegsministerium wird Bundes- und Kriegsministerium.

Bis auf Weiteres gelten sowohl für das Bundesheer als auch für das Bundesgebiet die für die preußische Armee und das Königreich Preußen giltigen Bestimmungen über finanzielle und anderweitige Entschädigungen und Leistungen.

Art. e. Jeder Norddeutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen.

Jeder wehrfähige Norddeutsche gehört sieben Jahre lang, in der Regel vom 20. bis zum beginnenden 28. Lebensjahre, dem stehenden Heere und die folgenden fünf Lebensjahre hindurch der Landwehr an.

Es sind jedes Jahr so viele Recruten in das stehende Heer einzustellen, daß mit vorstehender Dienstdauer hinreichende Leute ausgebildet werden, um im Fall eines Krieges das Bundesheer vollständig completiren und die betreffenden Ersatz- und Besatzungstruppen aufstellen zu können. Hierbei ist ein Abgang von 25 Procent beim Product der Recrutenzahl mit den 12 Jahren der Dienstpflicht zu berechnen.

Bis im ganzen Bundesgebiet die hiernach erforderliche Reserve an ausgebildeten Mannschaften des beurlaubten Standes gewonnen ist, sind die bis jetzt länger verpflichteten Leute nach Bedürfniß über jene 12 Jahre hinaus in ihrer Verpflichtung zu erhalten.

Art. f. Die Zahl der nach Art. e alljährlich einzustellenden Recruten wird vom Bundesfeldherrn bestimmt und im Verhältniß zur Einwohnerzahl auf die einzelnen Staaten vertheilt.

Die Aushebung selbst findet bis zum Erlaß eines Bundesgesetzes nach den preußischen Bestimmungen statt. Die Aushebung wird von den Bundesmilitärbehörden unter Hinzuziehung der betreffenden Civilbeamten der einzelnen Staaten geleitet.

Findet in einzelnen Bezirken ein Ausfall in der aufzubringenden Mann-

ſchaft ſtatt, ſo iſt derſelbe zunächſt in den einzelnen Staaten, dann in den Corpsbezirken aufzubringen, und ſchließlich durch das Kriegsminiſterium auf diejenigen Bezirke zu übertragen, wo wehrfähige Leute überſchießen.

Die Rekruten werden, ſo weit als zuläſſig, in diejenigen Truppentheile eingeſtellt, welche in ihren Landen ſtehen.

Art. g. Für den freiwilligen Eintritt und das Avancement im Truppentheil, ſowie für die Entlaſſung, Penſionirung und Verſorgung gelten die zur Zeit in Preußen giltigen Beſtimmungen.

Die Ernennung zum Offizier, auf Grund der für Preußen giltigen Vorbedingungen erfolgt durch den Bundesfeldherrn, ſoweit derſelbe dies Recht nicht einzelnen Landesherren überlaſſen hat.

Die Beförderung und Verſetzung der Offiziere reſſortirt vom Bundesfeldherrn, jedoch iſt es ihm anheimgeſtellt, dies Recht ſoweit den einzelnen Landesherren zu überlaſſen, als es nicht das Commando der Truppen eines Landes betrifft. Iſt das Recht überlaſſen, ſo bleibt es Pflicht des Bundesfeldherrn, durch Verſetzungen, Commandirungen und Beförderungen ſowohl, als auch durch gemeinſame Bildungs- und Ausbildungsanſtalten die Einheit des Offiziercorps des Bundesheeres aufrecht zu erhalten.

Was von den Beförderungen geſagt iſt, gilt auch von den Entlaſſungen und Verabſchiedungen der Offiziere.

Art. h. Die Feſtungen und Verſchanzungen ꝛc. im Gebiet des norddeutſchen Bundes gehen ohne Entſchädigung in den Beſitz deſſelben über. Das Recht neue Feſtungen und Verſchanzungen ꝛc. anzulegen, ſteht dem Bundesfeldherrn zu.

Der Bundesfeldherr ernennt die Commandanten, ſowie die Stäbe aller Feſtungen und Befeſtigungen.

Art. i. Jedes Mitglied des Bundesheeres ſchwört dem Bundesfeldherrn Treue und Gehorſam nach einer vom Bundesfeldherrn zu beſtimmenden Formel.

Art. k. Der Bundesfeldherr verfügt die Garniſonen aller Theile des Bundesheeres, ordnet ihre Gliederung, Namen, Nummern, Kleidung, Ausrüſtung und Bewaffnung.

Der Bundesfeldherr iſt verpflichtet für die Ausbildung des Bundesheeres in allen Theilen Sorge zu tragen, er beſtimmt den Gang ihrer Ausbildung, verſammelt ſie zu Uebungen und überwacht durch Inſpicirungen in eigener Perſon oder durch ſeine Generale ꝛc. die Ausführung ſeiner Befehle.

Bis zum Erlaß anderer Befehle treten die für die Handhabung des Dienſtes ſowohl, als auch für die Ausbildung der Truppen, die Disciplin, die juriſtiſchen Verhältniſſe, die Kleidung, Verpflegung, Einquartierung, Löhnung u. ſ. w. giltigen preußiſchen Beſtimmungen in Kraft.

Das Kriegsminiſterium wird die bereits erlaſſenen Reglements und Beſtimmungen den der preußiſchen Armee hinzutretenden Truppen mittheilen.

Art. l. Der einzelne Landesherr ſteht zu den Truppen, welche in ſeinem Lande dislocirt ſind, in dem Verhältniß, wie der preußiſche Chef eines Regiments zu dem letztern. Auch ſollen dieſe Truppen, wenn ſie aus dem Lande zum größten Theil recrutirt ſind, den Namen des Landes, ſowie deſſen Farben- und Wappenabzeichen tragen. Endlich ſoll den Landesherren das Recht zuſtehen, alle in ihrem Lande dislocirten Truppen zu polizeilichen Zwecken zu requiriren.

Art. m. Das Recht, über Krieg und Frieden für den Bund zu entſcheiden, ſteht dem Bundesfeldherrn zu. — Ebenſo iſt er allein befugt über das geſammte Gebiet des Bundes und einzelne Theile deſſelben den Kriegszuſtand zu verhängen und den hieraus für die einzelnen Lande folgenden Rechtsſtand hervorzurufen.

Die für obige Maßregeln, ſowie überhaupt nach Lage der allgemeinen und politiſchen Verhältniſſe nothwendigen militäriſchen Anordnungen, Verſtärkungen, Zuſammenziehungen, Kriegsbereitſchaft und Mobilmachung des Bundesheeres ganz oder in einzelnen Theilen zu verfügen, hat der Bundesfeldherr allein das Recht. Wie auch ihm allein die für die Führung eines Krieges nothwendige Leitung und Beſtimmung aller Perſonalien und Organiſationen zuſteht.

Der Streit um Luxemburg.

Wer jetzt in Deutſchland über die große Frage der nächſten Zukunft ſchreibt, der hat dringende Verpflichtung, ſeine wogende Empfindung zu bändigen, damit vor einer ſchweren Gefahr weder ſanguiniſcher Trotz, noch unpatriotiſcher Kleinmuth aus den Worten erkennbar ſei, die er zu ſeinem Volke ſpricht. Wir alle wiſſen nicht, was werden wird, und wahrſcheinlich ſieht die Bundesregierung zu Berlin in dieſen Tagen nicht viel deutlicher durch das dunkele Gewölk, welches ſo plötzlich an unſerem Horizont heraufgezogen iſt, als wir andern auch.

Denn ſelten hat es einen politiſchen Conflict gegeben, bei welchem die eine der Parteien, die in den Streit gezogen wurde, ſo ganz und gar keine Veranlaſſung zum Streit und Krieg gegeben hat, als diesmal wir. Es iſt nach dieſer Richtung eine ſeltſame und in neuer Zeit völlig unerhörte Fehde, welche uns angeſagt iſt. Wir ſtehen ruhig, ohne Forderung, ſelbſt ohne Wunſch in den aus einer früheren Generation überkommenen Verhältniſſen, wir ſtehen friedlich auf alten Verträgen der Großmächte Europas, wir haben jeden Schein und jede kleinſte Wirklichkeit einer Provocation unſerer Nachbarn vermieden, wir haben nicht einmal unſere Beſatzung zu Luxemburg verſtärkt, keine neue Schanze gebaut, keine entfernte Andeutung gemacht, daß wir dieſen militäriſchen Beſitz für gefährdet hielten. Wir lebten im tiefſten Frieden und im Glauben

an ebenso friedliche Gesinnung unserer Nachbarn, eifrig mit innern Angelegenheiten beschäftigt, ohne Ahnung der Intrigue, des vollgerüttelten Maßes von Neid, Mißgunst, Zorn, aufbäumenden Ansprüchen, welche von Paris über den Rhein hinüber gegen uns ausgeschüttet werden.

Allerdings merken wir, daß die französischen Ansprüche schon von dem vorigen Jahre datiren. Zweimal, im Juli zu Nikolsburg, im August zu Berlin hat Frankreich Compensationen für sich gewollt, beide Male sind seine Ansprüche durch die militärischen Fortschritte und die feste Haltung der Preußen zurückgewiesen worden. Jetzt sucht der Kaiser auf einem Umwege zu gewinnen, was ihm von andern Territorien deutschen Grundes im vorigen Jahre versagt wurde.

Auch in der deutschen Presse klang die Ansicht durch, daß zuletzt an dem Besatzungsrecht von Luxemburg und vielleicht an der ganzen Festung nicht viel gelegen sei, und daß es keine Kränkung des nationalen Selbstgefühls werde, wenn man ein werthloses, ja lästiges Object des Streites aufgebe, um den werthvollen Frieden zu bewahren. Als wenn es sich nur um das Besatzungsrecht von Luxemburg handelte! Der Mann ist doch von Kriegsfurcht völlig verblendet, welcher nicht einsehen will, daß sich hier zunächst bei einer Landschaft von vorwiegend deutscher Bevölkerung das Schicksal des Elsaß wiederholen soll, daß es sich ferner in Wahrheit gar nicht mehr um Luxemburg allein handelt, sondern daß die Französirung dieses Landes zugleich das Bestehen Belgiens als eines selbständigen Staates für die Zukunft unmöglich macht und daß eine bedeutende Vergrößerung Frankreichs unsere Rheingrenze einer neuen und unablässigen Kriegsgefahr aussetzt. Diese Politik Frankreichs, von den Nachbarländern abzuwacken, ist für die Ruhe Europas und den gesicherten Bestand der übrigen Staaten unerträglich geworden, wir sind jetzt die durch eitle Großmannssucht zunächst Bedrohten und wir würden unmännlich handeln und die Zukunft des neuen deutschen Reichs gefährden, wenn wir bei diesem ersten Attentat gegen die Sicherheit unserer Grenzen, welches nur in der Zeit Ludwigs des Vierten entsprechende Vorgänge aufweisen kann, uns demüthig fügen wollten.

Nun ist allerdings möglich, daß dem Kaiser Napoleon bereits unheimlich wird bei dem Kriegslärm, den sein eingeleitetes Landgeschäft in Frankreich selbst hervorgerufen hat. In dem Drange sich durch einen neuen Erfolg von neuem zu befestigen, hat er sich in den Leidenschaften seines eigenen Volkes ein Ungeheuer heraufbeschworen, das er nach menschlicher Berechnung ebenso wenig zur Ruhe bannen kann, wie der Zauberlehrling die verwandelten Besen. Es ist möglich, daß er bereits jetzt empfindet, wie die Folgen früherer Thaten sich verhängnißvoll um sein Haupt sammeln. Wir sehen für ihn keinen Rückweg, und wir sehen für uns keine Möglichkeit, einen Conflict mit seiner Politik auf die Länge zu vermeiden, weder in Ehren noch in Unehren.

Das ist der Ernst der Lage, wir sind durch eine unerträgliche Laune und den nationalen Hochmuth unserer Nachbarn bedroht, wir können ihren Rüstungen nur die unsrigen entgegensetzen, diese Rüstungen aber werden selbst wieder ein neues, bestimmendes Moment zu dem Zusammenstoß. Nach menschlichem Ermessen kann nur ein außer der Berechnung liegender Zufall den Krieg aufschieben oder auf ein entferntes Kriegstheater überleiten. Und wenn die Erfahrung der letzten Jahre maßgebend sein darf, daß etwa drei Monate nach dem Beginn einer solchen Verwickelung die Entscheidung kommt, so haben wir diese Entscheidung wieder Ende des Juni zu erwarten.

Die frühen Ueberſetzungen des Alten Teſtaments.

2.

Kaum ſpäter als in Aegypten war auch im jüdiſchen Lande ſelbſt das Bedürfniß nach einer Ueberſetzung der heiligen Schriften rege geworden. Die hebräiſche Sprache verſchwand allmälig aus dem Leben und wenn ſie ſich auch im ſchriftlichen und ſelbſt mündlichen Gebrauch der Gelehrten noch lange erhielt, ſo ward ſie doch dem gemeinen Manne unverſtändlich. Man half ſich nun dadurch, daß man nach der Vorleſung der Textabſchnitte in den Synagogen für das Volk eine mündliche Uebertragung in die nunmehrige Landesſprache, das Aramäiſche (ſog. Chaldäiſche) gab. Dieſe Ueberſetzung (aramäiſch Targûm), galt aber immer nur als Begleitung des Textes und ſollte nie die Autorität desſelben verdrängen. Eben deshalb verbot man auch die ſchriftliche Aufzeichnung des Targums. Da ſich dieſes in den Händen einer beſtimmten Gelehrtenclaſſe (der Methurgemâne) befand, die natürlich an die herrſchende Auffaſſung gebunden war, ſo bildete ſich eine beſtimmte Norm aus, welche zwar nicht für jedes einzelne Wort ganz feſt war, aber doch eine im Weſentlichen gleichlautende Ueberlieferung darſtellte, durch welche die individuelle Willkür ſehr beſchränkt ward. Dem Weſen einer populären Erläuterung des Textes gemäß enthielten dieſe Targume mancherlei Umſchreibungen, ſowie erklärende und erbauliche Zuſätze, obwohl faſt überall eine wörtliche Ueberſetzung den Grundſtock bildete. Da ſich dieſe Ueberſetzungsmanier in einer Zeit feſtſetzte, in welcher der Schrifttext noch nicht ganz die ſpäter recipirte Geſtalt hatte und namentlich auch die Auffaſſung der geſetzlichen Beſtimmungen noch vielfach eine andre war als die nachher in den Schulen üblich gewordene, ſo ergab ſich ſpäter manche Differenz zwiſchen den durch einen beharrlichen Gebrauch ſtarr gewordnen Ueberſetzungen und den officiellen Erklärungen der Gelehrten, ſo daß dieſe ihre Mißbilligung über die Methurgemane nicht immer verſchweigen konnten und ſchließlich eine völlige Umformung des Targums veranſtalteten.

Aufgezeichnet wurde in dieſer Zeit das Targum nur vereinzelt unter entſchiedner Mißbilligung von Seiten der herrſchenden Gelehrten. Aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. wird ein ſchriftliches Targum des Buches Hiob erwähnt und ein ebenſolches ſoll ſchon zwei Generationen früher exiſtirt haben. Näheres iſt über dieſe leider nicht bekannt. Nach und nach erwies ſich jedoch die ſchriftliche Fixirung auch auf dieſem Gebiet als unumgänglich.

Geiger, welcher ſich ein großes Verdienſt um die richtigere Würdigung der Targume, wie überhaupt der alten Ueberſetzungen in ihrem Verhältniß zum

Grundtext erworben hat, hat auch den Nachweis geliefert, daß uns aus dem älteſten Targum noch bedeutende Reſte mitten unter Stücken aus ganz andrer Zeit in der ſogenannten jeruſalemiſchen Ueberſetzung des Pentateuchs erhalten ſind. Wir wollen nur einen ſchlagenden und intereſſanten Fall dieſer Art anführen. Die Stelle 5. Moſe, 33, 11 „und nicht ſollen ſeine Haſſer ſtehen bleiben" wird überſetzt: „und nicht ſollen die Haſſer des hohen Prieſters Johanan (Johannes) einen Fuß zum Stehn haben". „Der hohe Prieſter Johanan" iſt nun in den jüdiſchen Schriften die regelmäßige Bezeichnung des gewaltigen Herrſchers Johannes Hyrcanus. Dieſe Stelle muß ſich aus ſeiner Regierungszeit (135—106 v. Chr. G.) erhalten haben, denn ſpäter hat die Engherzigkeit der geiſtigen Beherrſcher des jüdiſchen Volkes das Andenken dieſes Helden auf eine ſchnöde Weiſe verunglimpft, weil er ſich nicht ihren Schulmeinungen angeſchloſſen hatte, ſo daß eine Einſchiebung ſeines Namens nach ſeinem Tode eine Unmöglichkeit geworden wäre. So finden wir in dieſem Targum auch noch allerlei Auslegungen, welche in den normativen Schriften des Judenthums (wie der Miſchna) gemißbilligt werden, die mithin in eine ältere Zeit hineinreichen.

Nicht blos dieſe Differenzen, ſondern überhaupt das berechtigte Streben nach einer genauen Ueberſetzung veranlaßte nun eine Reaction gegen die alte weitläufige Art und führte zu einer immer ſtrengeren Wörtlichkeit. Eine ältere Stufe dieſer Thätigkeit wird uns durch die chriſtlich-ſyriſche Ueberſetzung reflectirt, von der wir unten reden werden, während das officielle Targum noch weit ſtrenger durchgearbeitet ward. Dieſe officielle Recenſion erſtreckt ſich aber nur auf den Pentateuch und die Propheten im jüdiſchen Sinn (d. h. mit Einſchluß der älteren Geſchichtsbücher Joſua, Richter, Samuel, Könige). Dieſe Arbeit iſt nicht mehr im Mutterlande vollendet, ſondern in Babylonien, wohin im dritten nachchriſtlichen Jahrhundert die geiſtige Werkſtätte des Judenthums überſiedelte. Hier iſt aber blos die Schlußredaction des im Weſentlichen ſchon feſtſtehenden Targums gemacht; auch iſt die Mundart deſſelben, eine etwas jüngere Entwickelung des ſchon in einigen Büchern des Alten Teſtaments angewandten paläſtiniſchen Aramäismus, im Weſentlichen beibehalten und nicht etwa in den babyloniſchen Vulgärdialekt verändert, den wir aus dem Talmud kennen. Aus der urſprünglich volksthümlichen Arbeit war aber ſomit ein gelehrtes Werk geworden. Die Endredaction kann nach verſchiedenen Zeichen nicht lange nach der Erhebung Babyloniens zum Sitz der jüdiſchen Gelehrſamkeit vorgenommen ſein. Von wem ſie durchgeführt, wiſſen wir nicht gewiß; dies hat auch keine Wichtigkeit, da es ſich ja hier nicht um eine Ueberſetzung, ſondern nur um eine Bearbeitung nach ſtreng vorgeſchriebnen Grundſätzen unter genauer Controle durch die Gelehrten handelt. Sicher iſt die ſpätere Meinung durchaus falſch, daß das Targum zum Pentateuch von Onkelos, das zu den Propheten von

Jonathan, dem Sohn des Uzziel herrühre; beide Männer haben viel früher gelebt. Am besten bezeichnet man diese Arbeit als officielles oder babylonisches Targum.

Die Uebersetzung ist in diesem durchgehends peinlich wörtlich, und wenn diese Wörtlichkeit nicht ganz den abschreckenden Eindruck des aquilaschen Griechisch macht, so liegt das theils daran, daß die Sprache bei ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Hebräischen sich der Ausdrucksweise desselben leichter anschmiegt, theils auch blos an unsrer geringeren Vertrautheit mit dem wahren Sprachgebrauch des Aramäischen. Aesthetische und grammatische Rücksichten stehn der Durchführung dieser Wörtlichkeit nie im Wege, aber sobald diese irgendeinen Anstoß erregen oder zu einem religiös bedenklichen Mißverständniß führen könnte, wird sie sofort aufgegeben und dann scheut man sich selbst vor breiten Umschreibungen nicht. Es erklärt sich leicht, daß in der kühnen Rede der poetischen und prophetischen Stücke viel mehr Anlaß zu solchen Umschreibungen war, als in der einfachen Prosa. Daher ist der sog. Onkelos fast stets einfach wörtlich und ebenso der sog. Jonathan zu den Geschichtsbüchern, während die poetischen Stücke im Pentateuch und ebenso ein großer Theil der eigentlichen Propheten ganz paraphrasisch behandelt sind. Uebrigens ist kaum zu verkennen, daß das Prophetentargum nicht so streng revidirt ist, wie das des Pentateuchs. Die Auffassung des Textes in diesen Targumen ist durchgängig die officielle des damaligen Judenthums und schon darum sind sie für uns sehr wichtig. Geschmack, historisches und poetisches Verständniß wird man natürlich in diesem Denkmal einer unter äußerem Druck und in stark getrübter geistiger Atmosphäre unermüdlich arbeitenden, in vieler Hinsicht sehr achtbaren Gelehrtenwelt nicht suchen dürfen. Der Text, nach dem sich die Uebersetzung richtet, ist ganz der unsre; wo einmal eine kleine Abweichung vorkommt, handelt es sich wahrscheinlich nur um die unbedeutenden Differenzen der von ihnen befolgten babylonischen und der in unsern hebräischen Texten ausgedrückten palästinischen Lesarten.

Seit der Schlußredaction sind diese Targume von den Juden immer sehr hoch geschätzt und vielfach als einzig giltige Norm der Auslegung betrachtet. Namentlich die Pentateuchübersetzung, im Grunde ganz gegen den ursprünglichen Sinn der alten Lehrer, noch nach dem Aussterben der aramäischen Sprache meistens als nothwendige Begleitung des Urtextes angesehen, wie sie denn auch gern in Handschriften columnenweise diesem gegenübergestellt wird. Der Text dieses sogenannten Onkelos ist zwar in den gewöhnlichen Ausgaben nichts weniger als rein, ließe sich aber mit den vorhandenen Hilfsmitteln ziemlich genau herstellen. Etwas schwieriger wird dies schon beim Prophetentargum sein, welches auch allerlei spätere Zusätze zu enthalten scheint.

Während so von den babylonischen Gelehrten eine strenge Durcharbeitung der alten Uebersetzungen vorgenommen ward, wucherten diese in Palästina oder

vielmehr in Galiläa, wohin ſich ſeit der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. das Judenthum faſt ganz zurückgezogen hatte, fort. Zu ganz alten Reſten kamen immer neue Zuſätze; verſchiedene Auffaſſungen derſelben Stellen, zum Theil ſogar Ueberſetzungen verſchiedener Lesarten wurden neben einander geſtellt und ſo entſtand ein formloſes, buntſcheckiges Durcheinander, welches freilich keinerlei Anſprüchen genügen kann. Im paläſtiniſchen Targum zum Pentateuch, das in den Ausgaben zum Theil in zwei Recenſionen (dem ſogenannten Pſeudo-Jonathan und der Hieroſolymitana) vorliegt, das aber im Grunde in noch weit mehr von einander abweichenden Geſtalten vorhanden war, wird z. B. Konſtantinopel (gegründet gegen 330) erwähnt, während in der Stelle 1. Moſe 43, 31 der ſchon vorher abgeſchaffte Thierdienſt der Aegypter als noch beſtehend erſcheint und andere Stellen, wie wir oben ſahen, noch auf ein weit früheres Alter deuten. Zuſätze aus einem ſpäteren als dem vierten Jahrhundert finden wir jedoch in dieſem Targum kaum.*) Andere Targume aus dieſem Kreiſe haben aber ſelbſt aus arabiſcher Zeit noch Zuſätze (vgl. Targ. des Hohen Liedes 1, 2). Als die Arbeit eines Einzelnen betrachtet, müßte dieſe Pentateuchüberſetzung für eine Ausgeburt des Wahnwitzes gelten; wenn man ſie aber als eine Vorrathskammer von Anſichten der verſchiedenen Jahrhunderte anſieht, ſo tritt ſie in ein anderes Licht. Freilich kann der Eindruck kein erfreulicher ſein. Die äußere und innere Lage des paläſtiniſchen Judenthums war damals eine trübe und dieſe ſpiegelt ſich in einem derartigen wild aufgeſchoſſenen Product natürlich ab. Wir finden hier oft eine ſehr große Beſchränktheit der Anſichten und einen unglaublichen Mangel an Verſtändniß des grade im Pentateuch ſo herrlich hervortretenden rein Menſchlichen. Wenn der Urtext z. B. in rührender Einfachheit erzählt, daß Joſeph und Benjamin ſich umarmen und weinen (1. Moſe 45, 14), ſo giebt die Ueberſetzung als Motiv an, daß Benjamin durch die von ihm vorhergeſehene Zerſtörung der heiligen Stadt Joſephs, Siloh, jener wieder durch das gleiche Schickſal gerührt worden ſei, das Benjamins heiliger Stadt, Jeruſalem, bevorſtünde. Das Zuſammentreffen Jakobs mit Eſau, welcher den ſpäteren Juden als Prototyp des tyranniſchen Roms gilt, wird in gradezu burlesker Weiſe verdreht. Der wilde, freilich nur zu wohl begründete Haß der Juden gegen alles Fremde findet nicht ſelten ſeinen bittern Ausdruck, während dagegen das in damaliger Zeit ſo tief gebeugte Iſrael hier auf jede Weiſe verherrlicht wird. Neben dieſer Leidenſchaftlichkeit geht doch ein tief proſaiſcher Zug her, der ſelbſt in der ſagenhaften Ausbildung der Erzählungen des Textes oft hervortritt und die reine Poeſie deſſelben überall verdunkelt. Kurz, das Ganze berührt auf eine unerquickliche Weiſe, und es iſt ſehr leicht, darüber den Stab

*) Mit Unrecht findet noch Geiger 1. Moſ. 21, 21 zwei Frauen Muhammeds erwähnt. Daß die Lombardei 4. Moſ. 24, 24 durch eine Corruptel in den Text gekommen iſt, hat man ſchon früher geſehen.

zu brechen. Aber doch ist das Werk eine Fundgrube jüdischer Ansichten und Sagen, und die Hauptsache ist, daß wir hier nie individuelle Willkür, sondern stets Ansichten und Auffassungen ganzer jüdischer Volksclassen haben, welche sich dann zum großen Theil auch in sonstigen jüdischen Schriften nachweisen lassen.

Dies alles gilt von der palästinischen (sogenannten jerusalemischen) Pentateuchübersetzung und würde auch wohl von der Uebersetzung der Propheten gelten, von der aber nur wenige Bruchstücke bekannt sind. Dagegen ist der Charakter der palästinischen Uebersetzungen zu den übrigen biblischen Büchern zum Theil ein etwas anderer. Sie sind durchgängig wörtlicher und haben nur zum Theil größere oder geringere Zusätze. Bei einigen derselben haben freilich die Zusätze den ursprünglichen Text ganz überwuchert, so namentlich bei dem der Umdeutung so bedürftigen Hohen Liede und beim Buche Esther, dessen romanhafter Charakter fabelhafte Ausschmückungen aller Art besonders begünstigte. Hier zeigt sich eine noch ungebundenere Freiheit als beim Pentateuch. Aber auch in diesen Targumen lassen sich zum Theil die verschiedenen Bestandtheile noch von einander sondern. Zu einigen Schriften gab es mehre Uebersetzungen; so haben wir z. B. zu dem ziemlich einfachen Targum des Buches Hiob noch Bruchstücke eines anderen. Das Targum der salomonischen Sprüche ist nicht einmal selbständig jüdisch, sondern nur eine Bearbeitung der christlich-syrischen Uebersetzung dieses Buches. Vom Daniel und Esra scheint es nie Targume gegeben zu haben; man scheute sich vielleicht, diese Bücher ins Aramäische zu übersetzen, weil schon in ihren Originalen aramäische Abschnitte vorkommen.

Die große Verschiedenheit dieser palästinischen Uebersetzungen zu den Hagiographa deutet schon an, daß dieselben nicht nach einem bestimmten Plan gemacht oder auch nur bearbeitet sind. Wir haben in ihnen durchgehends Privatarbeiten ohne officielle Autorität zu sehen, die uns freilich dennoch eine wichtige Quelle zur Erkenntniß der damaligen jüdischen Schriftauslegung sind. Der Text, dem sie folgen, ist fast ausnahmlos der unsrige. Besondere Wichtigkeit haben sie auch in sprachlicher Hinsicht. Selbst wenn man vom Targum der Sprüche absieht, bei dem die syrische Sprache des Musters noch überall durch die späteren Entstellungen durchblickt, erkennt man doch in diesen Targumen mehre Dialektschattirungen. Zu Grunde scheint überall eine galiläische Mundart zu liegen. Leider wird die sprachliche Untersuchung sehr erschwert durch den verwilderten Zustand der uns vorliegenden Texte, der freilich bei derartigen Schriften kaum zu verwundern ist, die zum Theil ja nie eine feste Gestalt besessen haben.

Auch die stets feindlichen Brüder und unglücklichen Nachahmer der Juden, die Samaritaner, haben ein Targum zu ihrer einzigen heiligen Schrift, dem Pentateuch. Es ist dies eine sehr wörtliche Uebersetzung, die aber von wenig

Sprach- und Sachverständniß zeugt, wie denn fast alle literarischen Producte der Samaritaner recht schwach sind. Werth hat sie für uns aber als ältestes authentisches Zeugniß für die Auffassung der Bibel bei diesem eigenthümlichen Völkchen; sie erklärt uns auch den Sinn von manchen Aenderungen, welche sie in ihrem Pentateuchtext angebracht haben, dem die Uebersetzung genau folgt. Ganz besonders wichtig ist diese Uebersetzung jedoch als einziges echtes Denkmal des aramäischen Dialekts der Samaritaner, welcher allerdings dem galiläischen ziemlich nahe steht. Sie enthält übrigens noch manche Dunkelheiten. Die Zeit der Abfassung scheint in die Periode vom vierten bis sechsten Jahrhundert n. Chr. zu fallen. Leider wissen wir gar nichts Näheres über die Umstände, unter denen sie entstanden ist; wir können nicht entscheiden, ob sie eine bloße Privatarbeit oder eine öffentlich autorisirte ist und ob sie jemals officielle Geltung gehabt hat.

Die Targume sind durchaus jüdisch und nur von Juden gebraucht. Aber auch die schon früh sehr zahlreichen aramäisch redenden Christen bedurften einer Uebersetzung der heiligen Schriften in ihre Muttersprache, da nur die Gelehrten griechisch verstanden. Glücklicherweise benutzte man hierzu nicht den griechischen, sondern den hebräischen Text. Schon hieraus ergiebt sich, daß man mittelbar oder unmittelbar dabei die Hilfe von Juden in Anspruch nehmen mußte, da nur bei diesen die nöthige Kenntniß des Hebräischen vorhanden war. Dies wird nun durch eine nähere Prüfung dieser syrischen Uebersetzung (später Peschitâ, „die Einfache" genannt) durchaus bestätigt. Sie zeigt, namentlich im Pentateuch, nicht blos in der Auffassung, sondern selbst in den Ausdrücken eine entschiedene Verwandtschaft mit den Targumen, theils mit den officiellen, theils mit den übrigen. Man hat deshalb in neuerer Zeit auch die Peschita ohne Weiteres als eine jüdische Uebersetzung in Anspruch nehmen wollen, aber dagegen sprechen doch gewichtige Gründe. Manche Stellen zeigen in ihr eine entschieden christliche Auffassung, zum Theil in Widerspruch mit allen sonstigen alten Uebersetzungen und in einer Weise, die nicht durch nachträgliche Interpolation erklärt werden kann; namentlich finden sich solche Stellen im syrischen Psalter. Ferner ist die Peschita, soweit wir wissen, nie von Juden gebraucht — der Verfasser des Targums zu den Sprüchen unterwarf sie erst einer Umarbeitung im jüdischen Sinn —, während sie stets bei allen christlichen Parteien Syriens als Kirchenübersetzung gedient hat. Auch ist der Dialekt, in dem sie abgefaßt ist, derselbe, welcher im syrischen Neuen Testament herrscht und der überhaupt die Schriftsprache der christlichen Syrer bildet, dessen erstes Monument für uns wenigstens eben sie ist, während wir keine jüdischen Schriften in dieser Mundart kennen. Der scheinbare Widerspruch verschwindet übrigens bei der Annahme, daß die Uebersetzer sich entweder, wie später Hieronymus, der Hilfe jüdischer Gelehrten bedienten oder, was noch näher liegt, daß sie selbst

getaufte Juden waren, welche die fest ausgeprägte exegetische Tradition des Judenthums mit ins Christenthum herübernahmen.

Auch in dieser Uebersetzung zeigen die verschiedenen Bücher keinen ganz gleichen Charakter. Während z. B. der syrische Pentateuch in strenger Abhängigkeit von der jüdischen Ueberlieferung steht, ohne die Septuaginta zu berücksichtigen, und die Chronik in allerlei Umschreibungen und Zusätzen gar einen starken Anflug von targumartiger Aengstlichkeit zeigt, benutzen andere Theile die griechische Uebersetzung und sind selbständiger. Ueber das Verhältniß der einzelnen Bücher in der Peschita zur jüdischen Tradition sind übrigens noch genauere Untersuchungen anzustellen. Beim Pentateuch läßt sich dasselbe dahin präcisiren, daß sie zwar eine jüngere Stufe repräsentirt als das alte mündliche Targum, von dem uns nur einige Reste erhalten sind, daß sie aber wieder auf einer älteren Stufe steht, als das officielle Targum, da sie manche in den maßgebenden Schriften verworfene und in diesem aufgegebene Deutungen enthält und im Ganzen weniger ängstlich ist. Auch der Text, nach dem man übersetzte, ist zwar im Ganzen der unserige, aber im Einzelnen kommen doch allerlei Anklänge an früher übliche Lesarten vor, welche im officiellen Targum durchaus fehlen. Mehr oder minder wird dies für alle Bücher des syrischen Alten Testaments gelten. Im Ganzen ist dasselbe eine vortreffliche Arbeit, die über sämmtlichen Targumen steht. Die Uebersetzung ist zwar durchgehends wörtlich und scheut sich auch vor Hebraismen nicht, aber sie ist nie steif und giebt meistens mit Glück den Sinn des Textes in einfacher Weise wieder. Geschmacklosigkeiten und baren Unsinn, wie sie in den sonstigen alten Uebersetzungen doch nicht selten sind, finden wir hier nur wenig. Wenn bei den Syrern das gesunde Verständniß des Alten Testaments ebenso verschwunden ist, wie bei den übrigen alten Völkern, so trägt ihre Uebersetzung wahrlich nicht die Schuld daran.

Die Peschita ist wohl die älteste aller christlichen Bibelübersetzungen. Bei der starken Ausbreitung des Christenthums in Syrien und Mesopotamien schon in dessen frühsten Zeiten konnte man eines allgemein verständlichen Textes des damals noch allein als kanonisch geltenden Alten Testaments nicht länger entbehren. Für den heiligen Efrem (gestorben 373) ist die Peschita denn auch schon ein altes Werk, bei dem er zuweilen obsolet gewordene Ausdrücke seinen Landsleuten in der Heimath desselben erklären muß. Für ein hohes Alter spricht auch die Reception bei allen syrischen Secten, die sich doch sonst unter einander so bitter haßten, und ferner das oben dargelegte Verhältniß zur jüdischen Tradition. Endlich scheint bereits Melito von Sardes (gestorben 170) unsre Uebersetzung als „den Syrer" zu citiren. So scheue ich mich denn nicht, dieselbe schon in den Anfang des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu setzen. Die näheren Umstände, unter denen sie entstand, sind uns völlig dunkel. Auf

die Angabe syrischer Schriftsteller, daß die Uebersetzung der heiligen Schrift auf Veranlassung des Apostels Addai und des Königs Abgar von Edessa geschehen sei, ist nur insofern Gewicht zu legen, als darin die Anknüpfung derselben an die erste Gründung des Christenthums in syrischen Landen liegt, als deren Repräsentanten jene beiden Männer gelten. Allerdings denkt man zuerst an die altchristliche Hauptstadt Edessa — der noch ältere Sitz des Christenthums Antiochia war ganz oder doch zum großen Theile hellenisirt — als den Ort, an dem dies Werk gemacht ist, um so mehr als wenigstens bei den späteren Syrern die hier angewandte Sprache als die Mundart von Edessa bezeichnet wird.

Zu der Uebersetzung der bei den Juden als kanonisch geltenden Schriften kamen später noch nach und nach verschiedene unter sich ungleichartige syrische Uebersetzungen der Apokryphen. Dieselben sind aus griechischen Texten gemacht, nur das Buch Sirach scheint aus dem uns leider verlorenen hebräischen Original genommen zu sein.

Die Peschita ist in allen aramäischen Ländern als christliche Kirchenübersetzung recipirt; nur die Christen Palästinas haben sich, wie erst in neuester Zeit bekannt geworden ist, theilweise einer andern aus dem Griechischen gemachten Uebersetzung in ihrer eigenen Mundart bedient. In der Praxis war also das Ansehen der Peschita sehr groß. Leider verkannten aber grade die syrischen Gelehrten den Werth derselben nicht selten. Des Hebräischen unkundig, wußten sie nicht, wie viel besser sie den Urtext wiedergiebt als die griechische Uebersetzung. Ihnen galt letztere vielmehr für authentisch, was freilich durch ihre Abhängigkeit von griechischer Kirche und Wissenschaft hinlänglich erklärt wird. Sehr früh begann daher das Streben, den syrischen Text nach der Septuaginta zu „verbessern". Dies geschah theils gelegentlich, theils ganz systematisch in gelehrten Werken. Namentlich seitdem es eine sklavisch wörtliche syrische Uebersetzung des von Origenes festgestellten Septuagintatextes gab (im Jahre 617 durch den Bischof Paulus von Tela verfaßt), waren auch solche, die nicht griechisch verstanden, im Stande, derartige Verbesserungen vorzunehmen. Daher sind unsere Texte der Peschita voll von Glossen und Veränderungen aus dem griechischen Text und es wird noch einer mühvollen Arbeit bedürfen, dieser ehrwürdigen Uebersetzung wieder ihre ursprüngliche Gestalt zurückzugeben. Glücklicherweise besitzen wir jetzt in den Schätzen des britischen Museums Handschriften, wenigstens von Theilen derselben, welche bis ins fünfte und sechste Jahrhundert zurückgehen und außerdem hat uns der Fleiß syrischer Gelehrten auch noch mit anderen textkritischen Hilfsmitteln versehen.

Von der Peschita sind nach dem Aufkommen der arabischen Sprache auch bei den Christen der syrischen Länder verschiedene arabische Afterübersetzungen gemacht.

Während der Urſprung der bis jetzt beſprochenen Ueberſetzungen mit wenig Ausnahmen ganz dunkel iſt, ſind wir über die Entſtehungsgeſchichte der beſten Arbeit des Alterthums auf dieſem Gebiet, der des Hieronymus (geboren 329, geſtorben 420) ziemlich genau unterrichtet. Dieſer geiſtvolle und fein gebildete Mann hatte ſich zuerſt Mühe gegeben, die formell und materiell ſehr ungenügenden, von einander vielfach abweichenden lateiniſchen Ueberſetzungen der Septuaginta nach richtigeren Texten, namentlich dem des Origenes, zu verbeſſern. Da man dem lateiniſchen Texte durchaus keine Autorität zuerkannte, während dieſelbe der Septuaginta unbedingt beigelegt ward, ſo erregte dieſe Arbeit keinen Anſtoß. Aber Hieronymus, der ſchon bei dieſem Unternehmen jüdiſche Hilfe in Anſpruch nahm und ein Auge auf den hebräiſchen Text warf, erkannte, daß ſolches Flickwerk nichts nützen könnte und faßte den kühnen Entſchluß, direct aus der Urſchrift eine neue lateiniſche Ueberſetzung zu verfaſſen. Hieronymus, der bei allen Gaben und allem Wiſſen kein Mann von Charakter war, hätte ſchwerlich ein ſolches Wagſtück unternommen, wenn er nicht von angeſehnen Männern auch des Klerus Ermunterung und Unterſtützung erhalten hätte. Denn es war kein Kleines, den Text der Apoſtel und der Väter aufzugeben und ſich dem der Juden zuzuwenden, denen man alle Bosheit zutraute. Selbſt der heilige Auguſtinus fand das Unternehmen ſeines Freundes Hieronymus höchſt bedenklich. Dieſer wendet gegen ihn das treffende Argument an, daß die Chriſtenheit ja gar nicht mehr den alten Septuagintatext, ſondern den des Origenes gebrauche, in dem doch ſo viele Zuſätze von den Juden und Ketzern Aquila, Theodotio und Symmachus ſeien, daß alſo jener nicht abſolut heilig und der jüdiſche Text für einen Chriſten nicht gradezu verwerflich ſei. In den Jahren 392—404 überſetzt nun Hieronymus in Bethlehem das ganze hebräiſche Alte Teſtament ins Lateiniſche. Schon als Jüngling hatte er, nachdem er ſeine claſſiſchen Studien vollendet, von einem gelehrten Juden Hebräiſch gelernt. Aber ſeine eignen hebräiſchen Kenntniſſe hätten ihn ſchwerlich befähigt, etwas irgend Genügendes zu leiſten. Deshalb verſchmähte er nicht, ſich beſtändig der Hilfe gelehrter Juden zu bedienen, die ihm dieſelbe natürlich nur gegen baare Bezahlung gewährten und noch dazu heimlich aus Furcht vor den Glaubensgenoſſen, welchen der Unterricht eines „Heiden“ in der heiligen Schrift ein Greuel ſein mußte. Daß ſeine Lehrmeiſter in der damaligen jüdiſchen Wiſſenſchaft wohl bewandert waren, zeigt ſeine ganze Arbeit. An zahlloſen Stellen repräſentirt dieſelbe nicht etwa einfach den hebräiſchen Text, ſondern die in den jüdiſchen Schulen herrſchende Auffaſſung deſſelben. Aber daneben behielt Hieronymus mit einer für jene Zeiten ſehr anerkennenswerthen Kritik auch ſeine ſonſtigen ihm zugänglichen Vorgänger im Auge, die Septuaginta, den Aquila, Symmachus und Theodotio, namentlich die beiden Letzteren. Auf dieſe Weiſe ward es ihm möglich, eine vorzügliche Arbeit zu liefern.

In der Sprache hielt er sich ziemlich an die durch die alte Vulgata einmal gangbar gewordene orientalisirende Redeweise, obwohl sie seinem classisch gebildeten Sinn nicht eben sehr behagte. Aber er mußte hier auf den einmal herrschenden Gebrauch Rücksicht nehmen, und seinen Wunsch, den Geist der lateinischen Sprache durch etwas freiere Uebersetzung mehr zu schonen, unterdrücken. Ueberhaupt hielt er sich, wo er es irgend verantworten konnte, an seine Vorgänger „um die Leser nicht durch all zu viele Neuerung abzuschrecken". Hieronymus war überhaupt nur allzu geneigt, den herrschenden Ansichten gegen sein besseres Wissen Zugeständnisse zu machen; man muß jedoch bedenken, welch gefährliche Folgen in jenen Zeiten ein consequenter Widerstand gegen das kirchlich Recipirte haben konnte.

Ein solches Zugeständniß ist es auch, daß er von den wegen ihres Fehlens im hebräischen Kanon von ihm sehr geringschätzig betrachteten Apokryphen wenigstens die Bücher Judith und Tobit bearbeitete; freilich entspricht die flüchtige Arbeit hier auch dieser geringen Meinung von den Büchern.

Der Text, nach dem Hieronymus übersetzte, ist durchaus der gewöhnliche jüdische; ganz vereinzelt sind die Abweichungen und sie beruhen stets nur auf leichten Schreibfehlern. Für diesen hebräischen Text, Hebraica veritas, wie er sagt, kann er seine Hochschätzung nicht oft genug ausdrücken. Freilich mußten die Vorzüge desselben vor dem griechischen Text bei unbefangener Prüfung sehr einleuchten.

Wir wiederholen es, daß des Hieronymus Uebersetzung für ihre Zeit vortrefflich ist. Die inneren Vorzüge haben es auch wohl hauptsächlich bewirkt, daß das Mißtrauen gegen alles von den Juden Ausgehende bei ihr so rasch überwunden ward. Daneben wirkte aber auch der große Ruf seiner Gelehrsamkeit, der sich in den Worten des Augustinus ausdrückt, daß das, was Hieronymus nicht gewußt habe, keinem Sterblichen bekannt gewesen. Hieronymus sorgte, theils aus Eitelkeit, theils um den Erfolg seines Unternehmens zu sichern, übrigens selbst dafür, daß diese sehr übertriebene Ansicht von seinem Wissen allgemein verbreitet wurde. Dazu kamen endlich noch die persönlichen Verbindungen mit vielen einflußreichen Männern.

Trotz der Verketzerungen, denen das Volk nur zu leicht das Ohr lieh, fing diese Uebersetzung schon bei Lebzeiten des Verfassers an sich zu verbreiten. Dieser erlebte noch den Triumph, daß sie theilweise ins Griechische übersetzt ward. Der Septuaginta hat sie freilich direct kein Gebiet abgewonnen, dagegen ist die alte lateinische Vulgata, deren Mangelhaftigkeit durch den Vergleich mit dem neuen Werke zu grell hervortreten mußte, nach und nach ganz verdrängt und seit etwa dem sechsten Jahrhundert fast spurlos verschollen.

Nur den Psalter, das volksthümlichste aller alttestamentlichen Bücher, wagte man dem Volke nicht in der gänzlich neuen Gestalt zu geben. Zwar verließ

man auch hier die alten Texte, behielt aber die weniger radicale frühere Bearbeitung des Hieronymus nach der Septuaginta bei, und zwar wandte man in gewissen Kirchen eine erste Redaction (Psalterium Romanum), in den meisten eine etwas sorgfältigere spätere (Psalterium Gallicanum) an. Aus der alten Vulgata behielt man nur die von Hieronymus nicht bearbeiteten Apokryphen bei.

So ward denn also die Uebersetzung des Hieronymus bald so verbreitet, daß auch der alte Name der Gemeinüblichen, überall Recipirten (Vulgata) auf einen Text angewandt ward, dessen wichtigste Bestandtheile aus ihr genommen waren. Freilich werden bei gewissen kirchlichen Handlungen in der römischen Kirche immer einige Stücke aus der alten Vulgata benutzt, und diese ist für ihre Verdrängung dadurch gerächt, daß durch Reminiscenzen an sie der Text des Hieronymus vielfach verderbt ist, aber sonst herrscht derselbe doch völlig. Es ist gewiß als ein großes Glück zu betrachten, daß das Abendland in der Finsterniß des Mittelalters das Alte Testament in einer relativ so treuen Uebersetzung las. Dagegen ist es doch selbst vom Standpunkt der römischen Kirche aus schwerlich zu rechtfertigen, daß das tridentiner Concil die ganze Vulgata, sowohl in ihren älteren wie in ihren hieronymianischen Bestandtheilen für authentisch erklärte. Hatte doch der Verfasser selbst sein Werk keineswegs für fehlerfrei erklärt und dasselbe sogar in seinen Schriften nachträglich zuweilen verbessert. Es liegt aber eine eigene Ironie des Schicksals darin, daß die unfehlbare Kirche ein Werk, daß sie anfangs mit entschiedenem Mißtrauen aufgenommen hatte, zuletzt so feierlich sanctionirte. Vergeblich haben sich später wissenschaftliche Katholiken bemüht, den Sinn jenes Decrets etwas umzudeuten und zu mildern. Sogar der Wortlaut des Textes ist den Gläubigen durch die sogenannte sixtinische Ausgabe*) unter Androhung schwerer geistlicher Strafen festgestellt, wie auch für die römischen Christen griechischer Zunge eine „authentische" Ausgabe der Septuaginta in Rom veranstaltet ist. An einer kritischen Ausgabe fehlt es leider auch noch bei der Vulgata.

Keine Uebersetzung ist in der Christenheit so weit verbreitet, wie die Vulgata. Dies Uebergewicht wird freilich dadurch erheblich beschränkt, daß die Bibel in der römischen Kirche lange nicht die populäre Bedeutung hat, wie bei den alten Christen und bei den Protestanten. Es ist schon bezeichnend, daß von der Vulgata im Mittelalter nur wenige und aus dem kirchlichen Gebrauch immer ausgeschlossene Uebersetzungen gemacht sind, so viel fremde Sprachen die Kirche auch nach und nach damals unterwarf. Erst mit dem Anbruch der neueren Zeit beginnt eine lange Reihe von Afterübersetzungen aus der Vulgata. Für uns Deutsche hat diese übrigens schon dadurch große Bedeutung, daß

*) Die Herstellung derselben hat eine eigene, sehr piquante Geschichte, bei der die Wahrhaftigkeit des römischen Hofs in ein höchst verdächtiges Licht tritt.

Luther in dem kühnen und gelungenen Verſuch, ſie zu übertreffen, ſie ſelbſt ſtark benutzt hat.

Man könnte an die Reihe der alten Ueberſetzungen noch die jüdiſch-arabiſche des Sadiga und die mit dieſer wetteifernde ſamaritaniſch-arabiſche des Abu Said anſchließen; doch gehören dieſe, obwohl in mancher Hinſicht noch ganz auf dem Boden des Alterthums ſtehend, doch einer modernen Entwickelung an, da ſich bei ihnen ſchon der Einfluß arabiſcher Wiſſenſchaft zeigt.

Phonographiſche Beſtrebungen in der franzöſiſchen Schweiz.

Zu den zahlreichen Kalendern, welche ohne zu dem Jahreswechſel in irgendwelcher näheren Beziehung zu ſtehen, bei Anlaß deſſelben allerlei Leſeſtoff unter dem Volke verbreiten, hat ſich mit Neujahr 1867 ein neuer geſellt, der durch ſeinen etwas befremdlichen Titel die Neugierde rege zu machen geeignet war, und der bei der Tragweite der von ihm angeſtrebten Revolution auch außerhalb der Kreiſe Beachtung verdient, an welche er ſich zunächſt wendet. Er iſt betitelt: Almana fonografiqe pour 1867, publié par lé qomité fonografiqe de la Suise romande. Première anée. Pri: 30 santime. Neuchatel, ènprimerie G. Guillaume fils (ſollte heißen Gilôme fis), und trägt als Motto folgendes Wort von Andrieux (de l' Aqadèmie fransèze): Il è d'un bon èspri de dèziré la rèforme de l'ortografe fransèze; il è d'un bon gramèrièn, é mème d'un bon sitouaièn, de s'oqupé de sèto rèforme.

Bemerken wir gleich von vorn herein, daß es ſich hier keineswegs um die Art „phonetiſcher Transſcription" handelt, welche in Deutſchland durch Lepſius unter Zugrundelegung des lateiniſchen Alphabetes zum Behufe der Vermeidung gewiſſer fremder Schriften bewerkſtelligt worden iſt, noch auch um diejenige, welche Brücke, Thauſing und Merkel unter Erfindung ganz neuer Schriftzeichen zum Behufe der Aufzeichnung aller dem Sprachorgane möglichen Laute verſucht haben. Es gilt vielmehr blos die Einführung einer neuen Schreibweiſe für das Franzöſiſche, einer Schreibweiſe, welche keineswegs der Wiſſenſchaft irgendwie Dienſte leiſten, dagegen zur Förderung der Volksbildung weſentlich beitragen ſoll, und welche, da ihre Einführung allerdings folgenreich ſein müßte, der Prüfung wohl werth iſt.

Sehen wir uns zuerſt nach den Urſachen um, welche die verſchiedenen comité fonografiqe veranlaſſen, die Umgeſtaltung der Schreibweiſe zu befürworten und zu betreiben. Es iſt ihnen nicht entgangen, daß mehr als bei andern Völkern bei den Franzoſen eine bedenkliche Incongruenz zwiſchen der geſprochenen Sprache und der ſchriftlichen Darſtellung derſelben beſteht; die Schrift begnügt ſich nicht, für jeden Laut ein Zeichen zu ſetzen, ſondern ſie fügt zu den nothwendigen Repräſentanten der gehörten Laute eine Menge überflüſſiger Begleiter, welche das Recht da zu ſein nur aus allerlei früheren Zuſtänden mit mehr oder weniger Sicherheit, oft auch gar nicht ableiten können; es ſcheint nothwendig, ſie zu tilgen; dies wird das Loos des h ſein in homme, wofür man ome ſchreiben will, des einen n in année, überhaupt der einen Hälfte der Doppelconſonanten, die ja mit wenigen Ausnahmen gleich lauten wie die einfachen; des u nach q u. dergl. Die Neuerer finden ferner — und die Thatſache iſt nicht zu beſtreiten — während auf einer Seite die Schrift ein Uebriges thue, laſſe ſie es auf der andern am Nothwendigſten fehlen, ſie ſetze denſelben Buchſtaben s in sur und in rose zur Bezeichnung ganz verſchiedener Laute, ſie verwende mit ganz verſchiedener Geltung d in vendons und in vend-il; e in prenons und in prendre; ll in ville und in fille; c in cartes und in certes; g in gants und in gens; eu in deux und in fleur und was dergleichen Inconſequenzen mehr ſind. Hinwieder brauche ſie verſchiedene Zeichen, wo das Ohr außer Stande ſei, verſchiedene Laute auseinanderzuhalten; ſie biete temps, tant, tends, tend, tan, wo dieſes doch nur tan vernehme; ſie ſtelle in rose den weichen Ziſchlaut durch s, in douze durch z, in deuxième durch x dar; und gleich als ob beim Leſen zum richtigen Verſtändniß allerlei Nachhilfe unentbehrlich wäre, deren wir doch beim Hören entrathen, werden für das Auge mère und maire, raiponce und réponse, sain und saint und sein und seing und ceins und cinq unterſchieden, die dem Ohre, wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden, in völligem Gleichlaute zuſammenfallen.

Wenn nun dieſen Uebelſtänden keine weiteren ſchlimmen Folgen zuzuſchreiben wären, als daß Leute wie Scribe und Beranger ſich zu dem Geſtändniß gedrungen gefühlt haben, die Rechtſchreibung ihrer Sprache ſei ihnen nie in dem wünſchbaren Maße geläufig geworden, und daß Lamartine außer Stande iſt, eine Seite zu ſchreiben ohne mehrfach ſich gegen die Gebote der Orthographie zu verſündigen, ſo wäre ein Umſturz des Beſtehenden noch immer nicht indicirt; es giebt zum Glück Setzer und Correctoren die Hülle und Fülle, die der Schwachheit der großen Geiſter bereitwilligſt beiſpringen und Aergerniß verhüten. Wenn aber darauf hingewieſen wird, daß die vielfach in der Schreibweiſe herrſchende Regelloſigkeit ein Hemmniß der allgemeinen Volksbildung ſei, indem ſie das Erlernen des Leſens und Schreibens erſchwere, ja ſchwächeren Kräften ganz unmöglich mache und einen zu bedeutenden Theil der ohnedies

kurzen Schulzeit für ſich in Anſpruch nehme, ſo wird die Sache ernſt genug, um einiges Verweilen bei ihrer Prüfung zu rechtfertigen. Denn die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit jener Erſchwerung leuchtet jedem ein, und eine Erleichterung von Belang würde ſo werthvoll ſein, daß die von dem „Almana" beigebrachte Berechnung der zu verwirklichenden Erſparniß an Zeit für alle Schreibenden, an Papier und Druckkoſten und der Verwohlfeilerung der Bücher kaum daneben in Betracht kommt.

Die phonographiſchen Beſtrebungen werden im Weitern gerechtfertigt durch das Ergebniß einer an andern Sprachen vorgenommenen Unterſuchung des Verhältniſſes zwiſchen Schrift und Laut. Das Italieniſche und das Spaniſche werden da namentlich in den Vordergrund geſtellt; und in der That iſt ihre Orthographie eine verhältnißmäßig leicht erlernbare, ſo wenig auch ein ruhiger Beobachter dem Satze des „Almana" beipflichten wird, in Spanien ſchreibe man, wie man ſpreche (man bedenke die Silben ca, ce; ga, gi; qui, gui; du, ud), oder der Behauptung, in Italien oder vollends in Deutſchland ſeien Schrift und Ausſprache in beſter Uebereinſtimmung; was hätte denn im 16. Jahrhundert Triſſino (mit dem ſo oft falſch betonten Namen!) veranlaßt, die Einführung des griechiſchen ε und ω neben dem e und o in die italieniſche Schrift zu verſuchen, wenn nicht die Wahrnehmung der noch heut beſtehenden Vertretung je zweier weſentlich verſchiedener Laute durch ein Schriftzeichen? was ſollen die Accente und Häkchen, mit welchen der fleißige Tedeschi in ſeiner Anleitung zur italieniſchen Ausſprache (Siena 1862) ſeine e und o und s und z ausſtattet, was ſollen die Accente und Punkte, die Fanfani in ſeinem Wörterbuche der toscaniſchen Ausſprache (Florenz 1863) über dieſelben Buchſtaben ſetzt, was ſollen ihre für Italiener beſtimmten Bücher überhaupt, wenn nicht conſtatiren, daß der Schrift nicht zu trauen iſt und daß ſie ganz bedeutende Lautunterſchiede unberückſichtigt läßt, und nachholen was ſie verſäumt? Wer vermag es den Namen Villari, Ricaſoli anzuſehn, daß ſie den Accent auf der drittletzten Silbe haben, wer dem Namen Canova, daß er anders betont iſt als cánova (Keller)? Wie arg dann vollends es um die Schreibung des Deutſchen ſteht, wie lange man ſich ſchon bemüht, ſie, die ja doch noch gar nicht ſo alt iſt, in ein beſſeres Verhältniß zur Ausſprache zu bringen, das kann nur im Auslande unbekannt geblieben ſein, und davon ſchweigen wir am liebſten ſtill. So viel indeſſen kann man den Verfaſſern des „Almana" immer zugeſtehn, daß in der That die von ihnen angeführten Völker in Bezug auf Erlernung des Leſens und Schreibens ihrer Sprache bedeutend günſtiger geſtellt ſind als die Franzoſen, und daß Italiener und Spanier ſehr unrecht daran thun, eine Kunſt, die ihnen ſo leicht gemacht iſt, nicht ſammt und ſonders zu erlernen.

Am ſchlimmſten ſind nun freilich die Engländer daran, deren Schreibweiſe womöglich ein noch verworreneres Bild verſchiedenartigſter Einflüſſe, ſtarren

Festhaltens an Altem und halb durchgeführter Neuerungen darbietet als ihr Sprachschatz. Dafür haben sie aber auch ganz besonders sich bemüht, durch phonographische Systeme die Kunst des Lesens leichter erlernbar zu machen; und was die Verfasser des „Almana" von dem Erfolge dieser Bemühungen in Erfahrung gebracht haben und mittheilen, hat sie wohl mit bestimmt, thatkräftig vorzugehen. Die jetzt in England betriebene Phonographie, deren Erfindung Isaac Pitman (sein Handbuch erschien 1837) zugeschrieben wird, steht übrigens in engster Verbindung mit der Stenographie, worauf die in Rede stehenden französischen Phonographen vorläufig noch verzichten; sie wurde schon 1850 von einem Vereine gepflegt, der in beinahe allen Städten Großbritanniens Sectionen zählte und kam in 56 periodischen Schriften zur Anwendung; schon 1853 wurde sie in 113 Schulen des Staates Massachusets gelehrt. Schmitz in seiner Encyklopädie des philologischen Studiums der neuern Sprachen führt als Thatsache an, daß in Correctionsanstalten und Gefängnissen älteren des Lesens unkundigen Leuten dasselbe bei Zugrundelegung der Publicationen der Phonetic Friends sehr leicht beigebracht werde. Und wir wollen, um auch hier das von dem „Almana" Gebotene um ein Geringes zu erweitern, aus Foscolos Untersuchung über den Text Dantes die Notiz beibringen, daß schon Benjamin Franklin, um die Aussprache mit der Schrift in bessere Uebereinstimmung zu bringen, die englische Orthographie durchaus umgestaltet und die Zahl der verwendeten Buchstaben um sechs vermehrt habe, worüber in seinen nachgelassenen Werken (London, 1806) weitere Auskunft zu finden ist.

Die Bestrebungen der englischen Phonographen lassen wir indessen für jetzt unbeachtet und wenden uns der Betrachtung der Mittel zu, mit welchen die französischen die oben auseinandergesetzten Uebelstände beseitigen wollen. Der Grundsatzlosigkeit der bisherigen Schreibweise steht bei ihnen die einfache Regel gegenüber: es wird geschrieben, wie gesprochen wird; jeder Laut hat sein Zeichen und zwar überall das nämliche, jedes Zeichen repräsentirt einen im Sprechen erscheinenden Laut und zwar immer den nämlichen; was nicht gehört wird, findet in der Schrift keine Berücksichtigung. Dabei ist jedoch noch einmal hervorzuheben, daß, im Unterschiede von der auf mehre oder alle Sprachen anwendbaren „phonetischen Transscription" der Gelehrten, nur die Wiedergabe der correcten Aussprache des Französischen und zwar mittelst der bisher üblichen Zeichen (Typen) beabsichtigt wird. Es kommen dabei zur Verwendung: a, â, b, d, é, è, f, g (immer lautend wie in golfe), h (worüber unten), j, i, î, l, m (nie nasal), n (rein und nasal), o, ô, p, q (ohne u, z. B. qi), r, s (immer hart), t, u, û, v, z; e ohne Accent ist immer das sogenannte stumme; ch stellt den einfachen Laut dar, den die bisherige Schreibweise in chose damit bezeichnet; eu und eû ebenfalls den einfachen Laut in fleur, jeû (bisher jeu); auch ou und oû werden in bisheriger Weise ver-

wendet; der Accent circonflexe deutet wie bei a, i, o, u die Dehnung an; an, èn, on, un bezeichnen die vier bekannten Nasallaute, ñ nach spanischer Weise den sonst durch gn vertretenen, ʃ (ein umgekehrtes j) den sonst durch ill, il, li (familier) vertretenen Laut. Es verschwinden k, x, y, w, das nicht von h begleitete c, au, eau, ai, ei, oi. Im Interesse der Folgerichtigkeit wird in einem Nachwort an die Ungeduldigen (ôz ènpasian) die Ersetzung der einfache Laute darstellenden Doppelzeichen ch, ou, eu durch c, w, ɛ (umgekehrte Zahl 3) anerboten.

Nehmen wir einmal an, es sei gegen die hierin befolgten Grundsätze nichts einzuwenden, und prüfen wir vorläufig, was geleistet worden ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die vorgeschlagene Schreibweise ein schärferes Bild der Aussprache geboten wird als durch die jetzt herrschende, und daß es einem Franzosen leichter werden wird, in den so dargestellten Wörtern die seinem Ohr und seiner Zunge geläufigen wieder zu erkennen, und was er spricht so schriftlich darzustellen. Doch will uns bedünken, die Durchführung des Grundsatzes lasse noch manches zu wünschen übrig. Während mit Recht das sogenannte stumme, in den meisten Fällen aber nicht stumme e geschrieben wird — was würde auch sonst aus allem französischen Versbau? ⏑, muß doch befremden, daß es auch da zur Darstellung kommt, wo es theoretisch und thatsächlich durchaus unhörbar ist: qatre paje (quatre pages) lassen wir uns gern gefallen, aber qatre an (quatre ans) wird nicht gesprochen und dürfte folglich nicht geschrieben werden; und wie steht es mit der gerühmten Eindeutigkeit der Zeichen, wenn man devenue schreibt? Auch in Bezug auf das n geht unsere bescheidene Ansicht (mon unble opinion) dahin, man hätte noch einen weiteren Schritt wagen sollen; hätte man die beiden Bedeutungen des n auseinandergehalten, so brauchte man nicht un hazar neben le azar zu stellen, was eben auch nicht geeignet ist, die Rechtschreibung zu erleichtern. Die Beseitigung der beiden gerügten Inconsequenzen wird auch das anstößige Nebeneinander von une harange und la arange überflüssig machen. Ganz besonders aber müssen wir die Behandlung der Diphthongen tadeln; durch den Besitz des oi hat die bisherige Schreibweise vor der neuen einen bedeutenden Vortheil: loua „Gesetz" und „lobte", noua „Nuß" und „knüpfte", doua „Finger" und „soll" und „begabte", voua „Stimme" und „gelobte" hat nicht nur die Schrift bis heute, sondern auch die Aussprache fein säuberlich geschieden und dabei erst noch, wenigstens in Bezug auf die Vocale (vouaièle), an Zeit und Raum, Papier und Druckkosten einiges erspart.

Doch lassen wir diese Einzelnheiten. Wenn je dieser von den Neuerern empfohlenen Schrift günstig aufgenommen und in größern Kreisen verwendet zu werden beschieden ist, so werden geringfügige Uebelstände, wie die eben hervorgehobenen, einer Menge denkender Betheiligten bald genug fühlbar werden,

und es wird nicht schwierig sein, denselben abzuhelfen. Bedenken ganz anderer Art möchten wir noch äußern, bevor wir unsere summarische Berichterstattung schließen.

Der unverkennbare Gewinn, welcher für die Gesellschaft in der durch die Phonographie gebotenen Erleichterung des Lesens und des Schreibens liegt, scheint uns nur unter Umständen erreichbar, deren Eintreten wir aus verschiedenen Gründen sehr bedauern müßten, und scheint uns in seinem Gefolge Umgestaltungen zu haben, die uns mit Besorgniß erfüllen. Gern sei zugegeben, daß von der auch auf die Schrift sich ausdehnenden Uebereinstimmung der im Französischen so zahlreichen gleichlautenden Wörter wenig zu fürchten ist; so lange das Verständniß beim Hören unter der Mehrdeutigkeit gewisser Wörter nicht leidet, wird dieselbe auch dem sofortigen richtigen Auffassen des Gelesenen geringen Eintrag thun; ja es wird sich grade in willkommenster Weise dem schriftlichen Wortspiel ein gleich weites Feld aufthun, wie das, auf dem sich der mündliche Calembourg bewegt. Dagegen wird die Einheit der Schreibweise innerhalb des französischen Sprachgebietes bedeutend dadurch gefährdet, daß die Aussprache für die Schrift maßgebend wird. Schon in den von dem „Almana" dargebotenen Proben wird bei weitem nicht jeder gebildete Franzose eine Darstellung seiner Sprechweise anerkennen; dem Ausländer steht es nicht an, dies oder jenes als falsche Aussprache zu bezeichnen; aber gewiß ist, daß wer ètè (était), pèdan (pédant), prècèdan (précédant), fèzan (faisant), fègon (fécond) schreibt, die Ansicht einer großen Zahl von Orthoepisten wider sich hat; und zu welcher Buntheit der Schreibweise müßte nun die Verbreitung der Phonographie über ganz Frankreich führen! —

Im Französischen pflegen die verschiedensten Endconsonanten, wofern nicht ein gleich darauf folgendes Wort mit einem Vocal beginnt, zu verstummen; es hat also eine ungeheure Anzahl von Wörtern eine je nach Umständen verschiedene Aussprache, d. h. eine je nach Umständen verschiedene Schreibung für den Phonographen — und zwar nicht blos für den gebildeten Herrn, der in der alten Schreibweise aufgewachsen ist, sondern auch für den armen Teufel, der so bald als möglich möchte schreiben können. Es dürfte diesem sehr schwer werden, im Falle der Bindung, immer den richtigen Consonanten zu schreiben und vielleicht nach und nach auch ihn zu sprechen, wenn die Gewöhnung des Auges an die volle Form des Wortes ihm nicht mehr zu Hilfe kommt. Schon jetzt „verwechseln Ungebildete leicht die stummen Endconsonanten und begehen den Fehler, den man un cuir nennt, indem sie ein t statt eines s einschieben (patencore für pas encore) oder denjenigen, welchen man un velours heißt, indem sie s statt t sprechen z. B. poinsencore für point encore" (Barbieux, Antibarbarus). Dieser Sammt- und dieser Lederfabrication steht eine nie geahnte Blüthe bevor.

Wir wissen nicht, ob in den Zeiten, da die Phonographie überall durchgedrungen sein wird, der Grammatik der Muttersprache unter den Unterrichtsgegenständen ein bescheidenes Plätzchen verbleibt oder nicht; wenn ja, dann wohl uns, daß wir nicht unsere Enkel sind, daß die schwierige Wissenschaft vom Participe passé unter so erschwerenden Umständen erst über unsern Gräbern gelehrt und gelernt werden muß, daß wir nicht erklären und nicht begreifen müssen, warum man sagt: j'é èqri, le livre q'il a èqri, lé livre q'il a èqri, la lètre q'il a èqrite, le bilè q'il a èqrit ièr, lé bilè q'il a èqriz ièr u. dgl. Und dies ist nur ein Beispiel. Müßte nicht, wenn die Phonographie oder doch eine Phonographie mit unbedingter Unterdrückung aller zeitweise „stummen" Buchstaben zum Siege gelangte, in kurzem eine tief greifende Umgestaltung der Sprache erfolgen? Könnte z. B. das Französische unter diesen Umständen bei dem jetzigen Stande seiner Syntax der Congruenz verbleiben? Wir können es nicht glauben; und weil wir nicht wünschen, daß der ruhige Verlauf literarischer Ueberlieferung ohne Noth unterbrochen werde, weil wir verhüten möchten, daß das heutige Französisch in hundert Jahren altfranzösisch sei, sträuben wir uns gegen so gewaltthätige Eingriffe. Zweierlei wird man uns entgegenhalten: einmal das Wesen der Schrift, deren Aufgabe es nicht sein könne, bestimmend auf die Sprache zurückzuwirken oder das Weiterschreiten derselben auf einer abschüssigen Bahn zu hemmen, und die Versicherung, man wolle die bisherige Schreibweise auch weiterhin dulden, sie solle noch lange fortbestehen, „wie das Lateinische Jahrhunderte lang die gelehrte und einzig geschriebene Sprache gewesen sei", die neue Schreibweise solle nur denen zu Statten kommen, welche blos den elementarsten Schulunterricht genießen können. Was das Erstere betrifft, so soll allerdings die Schrift nicht den Anspruch erheben, die Sprache habe sich nach ihr zu richten; aber sie soll ein in wohlthätiger Weise conservativ wirkendes Element sein und den in unseren Tagen ganz unberechenbaren Einfluß auf die Wahrung des Sprachbestandes (wäre es auch in manchen Fällen nur im Bewußtsein oder Gefühl der Sprechenden) soll sie nicht ohne Noth preisgeben.

In Bezug auf das Zweite möchten wir, nachdem wir der Lateinschreiberei so ziemlich ledig geworden sind, nachdem wir endlich die Schranken niedergerissen haben, welche gewisse Classen des Volkes vom Mitbesitz des geistigen Vermögens der Nationen ausschlossen, nicht über Nacht neue Scheidewände errichtet sehen. Der Unterricht der Volksschule soll den Zutritt zu noch anderen Dingen eröffnen als zu einer phonographisch zu druckenden Bibel, einem Katechismus und einem Localblättchen, und jenseits der Volksschule soll nicht der zweite Leseunterricht beginnen für die Auserwählten, die über zwei Alphabete verfügen werden. Sucht lieber Mittel und Wege, daß die Theilnahme am jetzigen Sprachunterricht immer Mehrern erleichtert werde, arbeitet an der

Digitized by Google

Hebung der Lehrerbildung, an der Verbesserung der Unterrichtsmethoden, damit in dieser kurzen Schulzeit immer mehr geleistet werde; verbessert, vereinfacht auch die Orthographie, die jetzige Schreibweise führt viel Ballast mit, dessen sie sich ohne Schaden entledigen kann, aber bringt die Sprache nicht in die Gefahr rascher Zerrüttung, macht nicht die Nationalliteratur zu einem fremden, schwer zugänglichen Ding, führet keine Kasten ein. Was ihr mit Bedacht und reiflicher Ueberlegung annehmbares zu Stande bringt, dessen wollen wir alle genießen. —

Ein Beitrag zur Textkritik des goetheschen Clavigo.

Die Grenzboten haben neulich auf das interessante Schriftchen von M. Bernays über Kritik und Geschichte des goetheschen Textes mit gebührendem Lobe aufmerksam gemacht.

Die Hauptentdeckung von Bernays ist die, daß Goethe der von ihm ausgegangenen Sammlung seiner Werke nicht die Originalausgaben der einzelnen Schriften, sondern mit vielen Fehlern behaftete ihm fremde Nachdrucke zu Grunde legte. Bernays zeigt dann an vielen Beispielen überzeugend, oft zur wahren Erheiterung und Herzenserleichterung des von Zweifeln am überlieferten Buchstaben geplagten Goethefreundes, wie der so entstandene Text aus den Lesarten der ursprünglichen Einzelausgaben zu berichtigen sei. Er verfährt dabei unter besonnener Verbindung der äußeren mit der inneren Kritik, d. h. er begnügt sich nicht, auf die Lesart der ursprünglichen Einzelausgabe, als wäre sie untrüglich, hinzuweisen, sondern er sucht sie zugleich aus inneren Gründen zu rechtfertigen. Er verschließt sich mithin nicht der Möglichkeit, daß auch die Originalausgaben wie alle menschlichen Werke Fehler enthalten können. Dies ist freilich einleuchtend, man muß aber noch einen Schritt weiter gehen und die zweite Möglichkeit ins Auge fassen, daß die Nachdrucke und die späteren gesammelten Werke die aus inneren Gründen vorzüglichere Lesart, also eine Verbesserung der ursprünglichen bieten.

Sei es mir gestattet diesen Punkt zu urgiren, indem ich einen Fall der Art kurz erörtere, wo ich dem Urtheil von Bernays nicht beipflichten kann, einen Fall, der zugleich ein gewisses heiteres Interesse beanspruchen dürfte.

In der ersten Scene des Clavigo spricht der Held mit seinem Freunde Carlos über die Weiber. Clavigo meint: „Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.“ Carlos antwortet nach der Vulgata: „Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viele schöne Sachen, tröste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernsten zu thun habe.“

Bernays will aus der ersten Einzelausgabe die Lesart „röste mich“ statt „tröste mich“ herstellen. Allen Respect vor der ersten Ausgabe — aber dies scheint mir eine entschiedene Verschlechterung des gangbaren Textes. Bernays meint, das „röste mich“ bedürfe weder der Erklärung noch der Vertheidigung. Der Schauspieler werde es schon vorzutragen wissen. Das „Trösten“ sei nicht klar, passe nicht in den Zusammenhang, bleibe in jedem Falle kraftlos, unbestimmt, schielend. Ich meine dagegen das Trösten sei klar und passend, das Rösten im Zusammenhange unpassend, und auch der begabteste Schauspieler werde dies nicht durch sein Spiel ändern können.

Carlos ergeht sich gegen die sentimentale, platonische Liebe. Er findet es thöricht, sich daran zu rösten, sagt Bernays. Allein „geröstet werden“ im natürlichen Sinn ist gewiß etwas sehr Unangenehmes, also kann es auch bildlich nur von etwas sehr Unangenehmen gebraucht werden. Läßt sich aber der Zustand eines sentimental Liebenden mit dem des heiligen Laurentius vergleichen? So schmerzlich kann er doch nicht sein, sonst würden nicht so Viele in jener Art lieben. Und nun gar sich rösten an Sentiments, wäre die Handlung eines Asceten, eines Büßers! Haben denn überhaupt jene Gefühle einen so hohen Hitzegrad, eine so jähe Gluth, wie zum Rösten erforderlich ist? Wer würde auch ein „Monate langes“ Rösten aushalten? Müssen wir nicht im Gegentheil annehmen, daß Carlos die Sentiments verschmäht, weil sie ihm zu lau sind, nicht die ihm behagliche Wärme erzeugen? Dagegen erscheint es mir ganz verständlich, daß man sich „an Sentiments tröste“, wie man sich eben an Einem tröstet, wenn man ein Andres entbehrt, und ganz natürlich im Munde von Carlos, der die Sentiments überhaupt nur als pis aller für ein Entbehrtes begreift, daß er in ihnen einen schlechten Trost findet, weil ihm eben das Entbehrte unentbehrlich ist. Und so bin ich der Meinung, daß hier ein Fall vorliegt, wo in der Originalausgabe die falsche, in den späteren Drucken die richtige Lesart erscheint.

Sodann giebt es aber noch eine andre Möglichkeit, daß nämlich die späteren Gesammtausgaben eine Lesart aufweisen, die sich mit mindestens ebenso guten Gründen vertheidigen läßt als die der ersten Einzelausgabe, so daß dann das Urtheil der inneren Kritik in der Schwebe bleibt. Ich führe wieder aus Clavigo einen solchen Fall an, in dem ich mich ebenfalls der

Zuverſicht Bernays in ſeiner Entſcheidung für die erſte Lesart nicht anſchließen kann.

Clavigo erwartet im zweiten Act die beiden Franzoſen, die ſich haben melden laſſen. Es ſind Landsleute Mariens. Der Gedanke an ſeine Untreue gegen dieſe ſteigt quälend in ihm auf. Aber er will ihn verſcheuchen. „Weg!“ ruft er nach der Vulgata, — „und wär' ich Marien mehr ſchuldig als mir ſelbſt? und iſts eine Pflicht mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?“

Bernays will aus der erſten Ausgabe „war ich“ ſtatt „wär' ich“ herſtellen. „War,“ ſagt er, „iſt das einzig Richtige; Clavigo ſchweift mit ſeinen Gedanken in die Vergangenheit zurück.“

Allein ſein Verhältniß zu Marie iſt — darauf beruht das ganze Stück — nicht völlig vergangen, abgeſchloſſen, die Wirkungen davon dauern fort. Es liegt alſo in der Situation, daß Clavigos Gedanken zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart hin und her ſchweifen. Dies thun ſie ja grade auch nach der B'ſchen Lesart, denn danach würde Clavigo in der erſten Hälfte des Satzes aus der Vergangenheit reden („war“), in der zweiten aus der Gegenwart („iſts, liebt“). Wäre Correctheit das entſcheidende Kriterium, ſo müßten wir uns deswegen gegen einen ſolchen Wechſel des Tempus in demſelben Satz entſcheiden, alſo für die Vulgata. Aber dieſe Art von Correctheit kann im Clavigo überhaupt und namentlich in jener Scene nicht der höchſte Maßſtab ſein. Und ſo iſt zwiſchen beiden Lesarten aus innern Gründen überhaupt gar nicht zu entſcheiden. Um ſchließlich auf die goetheſche Textkritik im Allgemeinen zurückzulenken, ſo betrachte ich es durch die bernaysſchen Unterſuchungen als feſtgeſtellt, daß die erſten Einzelausgaben correcter ſind als die von Goethe ſelbſt beſorgten Geſammtausgaben. Aber damit iſt in keinem einzelnen Fall von vornherein die Möglichkeit abgeſchnitten, daß die Geſammtausgaben eine vom Dichter ausgehende oder gebilligte oder wenigſtens dem, was er wirklich ſchrieb reſp. ſchreiben wollte, entſprechende Correctur der erſten Ausgaben enthalten. Und ſo wird am Ende, wenn nicht goetheſche Manuſcripte zu erlangen ſind, die innere Kritik doch das Beſte thun müſſen. Erſt wo ſie unentſchieden bleibt, können die erſten Drucke den Ausſchlag geben.

S.

Literatur.

Dr. H. Jolowicz, Geschichte der Juden in Königsberg in Preußen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des preußischen Staates. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet.

Diese Schrift, deren Material mit großem Fleiße aus zahlreichen gedruckten und archivalischen Quellen zusammengetragen ist, hat allerdings zunächst ein locales, doch auch ein allgemeines, culturgeschichtliches Interesse und enthält viele interessante Einzelnheiten. Wir heben einiges hervor. Die königsberger Kaufmannschaft war seit der Mitte des 14. Jahrhunderts im Besitze des seit Karl dem Großen im ganzen Nordosten von Deutschland eingeführten Niederlagsrechts, wonach fremde Kauf- und Handelsleute ihre Waaren an dem Ort nicht an Fremde, sondern an die kaufmännischen Bürger verkaufen, auch von diesen und von keinen andern ihre nöthigen Retourwaaren entnehmen sollten, bei Verlust des dritten Werttheils ihrer Waaren. Der Handel als solcher war überdem, nach Muster anderer deutschen Städte, das ausschließliche Vorrecht der sogenannten Großbürger, welche aus den beiden Zünften der Kaufleute und Mälzenbräuer bestanden; sie wachten mit Argusaugen über ihre Privilegien, gestatteten nur Eingebornen und deutschen, vorzugsweise hanseatischen Kaufleuten die Aufnahme in die Zunft und beschränkten dieselbe später auf Lutheraner und Katholiken. Fremden Kaufleuten war demnach der Handelsbetrieb so gut wie verboten, sie wurden als Handelsgäste betrachtet, in verschiedene Classen getheilt und unter der Benennung Lieger vielen Bedrückungen unterworfen. Während nun die Zünfte aufs äußerste bemüht waren, alle fremden Concurrenten (namentlich die Juden) wo möglich ganz auszuschließen oder ihnen doch die Concurrenz aufs äußerste zu erschweren, sehen wir die Regierungen im Ganzen geneigt, sie zu schützen, theils in richtiger Erkenntniß des Handelsinteresses, theils weil sie die Einkünfte des Judenschutzes nicht entbehren konnten. Die zahlreichen Beschwerden der privilegirten Handel- und Gewerbetreibenden gegen die verhaßten Concurrenten zeigen manchmal, daß diese verstanden hatten sich unentbehrlich zu machen. Im Jahre 1703 klagte das Kürschnergewerk zu Königsberg, daß die Juden Hirsch und Moses mit ihrem Anhange es ihnen im Ein- und Verkauf des rohen und aufgearbeiteten Pelzwerks zuvorthäten, wodurch ihnen ein großer Schaden erwachse, nur dem Juden Schmerz sei als geschicktem Zobelfärber, welcher bereits eine Zeit lang für die hiesigen Kürschner gut gefärbt, der längere Aufenthalt zu gestatten, nicht aber dem Moses, der diese Kunst nur wenig verstände. Aber nicht nur am Orte, sondern auch auswärts schadeten ihnen die Juden, denn der Großhändler Meyer Schlanke und sein Sohn „verlegen gantze Buden mit Ihren wahren, als eben anitzo die Brieffe von den Mämmelschen (Memelschen) Meistern berichten". Wem fällt hier nicht Atta Troll ein, der sich zwar für die Emancipation der Juden erklärt: „nur

auf Märkten sollen sie nicht tanzen, dies Amendement, ich stell' es im Interesse meiner Kunst".

In Königsberg hatten schon um 1770, also mindestens so früh als in Berlin, die wohlhabenden Juden durch Bildung sich den Eintritt in die besseren geselligen Kreise erkämpft. In einer damaligen Reisebeschreibung heißt es, daß gewisse Familien der reichen Judenschaft in großem Ansehn stehn. „Viele von ihren Gattinnen und Töchtern genießen hier eine Ehre, worüber manche delicate Schöne, wenn sie diese Stelle lesen würde, das Näschen rümpfen möchte, sie werden nämlich in die besten Gesellschaften der hiesigen Einwohner gezogen" u. s. w. Den jüdischen Studirenden der Medicin Marcus Herz wählte Kant 1770, ungeachtet des lauten Widerspruchs einiger Mitglieder des akademischen Senats, zum Respondenten bei seiner Inauguraldissertation als Professor, er wurde bekanntlich später als Arzt in Berlin einer der eifrigsten Apostel der kantischen Philosophie. Promoviren konnte er aber an der königsberger Universität nicht, deren Statut alle Nichtevangelischen ausschließt. Doch schon 1781 ertheilte die medicinische Facultät, mit Abänderung der Eidesformel, zum ersten Mal einem Juden die Doctorwürde. Ueber die durch den Minister Eichhorn im J. 1847 angeregten (jetzt wie verlautet durch den Minister v. Mühler ihrem Abschluß entgegengeführten) Bestrebungen, den confessionellen Charakter der Universität aufzuheben, mag man in dem Buche des Dr. J. näheres nachlesen. Dasselbe verdient allen, die sich für den Gegenstand interessiren, empfohlen zu werden.

Der Zeitroman, der uns culturhistorische Zustände und Ereignisse unserer Tage in lebendigen Typen darzustellen sucht, wird bei einigermaßen anziehender Darstellung immer ein großes Publikum und erheblichen Einfluß auf dasselbe gewinnen; er muß aber deshalb auch um so genauer betrachtet werden. Wir erwähnen als eine der besseren Erscheinungen dieser Kategorie:

Deutsche Schützen-, Turner- und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? (Jena, Costenoble),

dessen Verfasser bereits vier ebenso pikant modern als obscur klingende Romantitel sein eigen nennt. Das Resumé der jüngsten Zeitgeschichte, wie unser Volk bei seinem Ringen nach Einheit und Verbrüderung inmitten einer bequemen und genußsüchtigen Zeit es nur zu symbolischen und wesentlich materiellen Festen mit viel Phrasenthum und Selbsttäuschung hat bringen können, während es gegen die einzige Macht, die ihm zu helfen berufen war, systematische Opposition bildete und sich von ihr schließlich zur Erfüllung seiner Wünsche zwingen lassen mußte, ist in den Schicksalen und Raisonnements der hier agirenden Personen lebendig abgewickelt; nur ist das Arsenal des Künstlers recht mangelhaft. Die im Anfang gut angelegte Handlung wird übereilt, die Charaktere verflüchtigen sich, namentlich entpuppen sich die zur conservativen Partei gehörigen Figuren als Heuchler, Denuncianten ꝛc. Auf diese Weise ist freilich auch mit den ernsthaftesten Problemen schnell fertig zu werden.

Sehr schlüpfrig wird das Terrain für den Zeitroman, wenn er Namen oder Charakter hervorragender Persönlichkeiten in sein Bereich zieht; er wird dann nur

zu oft entweder zur unleidlichen Posse, indem er die Unsitte, von historischen Größen der Vergangenheit zu fabuliren, auf Zeitgenossen unter uns Lebenden ausdehnt, — oder aber zum Pasquill, wenn er die von ihm Copirten zwar nicht bei Namen nennt, aber durch frappante Züge kennzeichnet, um ihnen dann aus Gerüchten und Klatschereien, die als baare Münze auftreten, das Relief zu bereiten. Als Hauptvertreter dieser letztern Art Literatur für hohe und höchste Persönlichkeiten Oestreichs giebt der pseudonyme Leo Wolfram in seinem Roman

Ein Goldkind (Berlin, Janke)

neue Beiträge. Die Grenzboten haben, anstatt in das vielstimmige Loblied einzufallen, das man den „Verlorenen Seelen" desselben Autors gesungen hat, die innere Frivolität seiner Muse an den Tag gelegt. Wir finden unser Urtheil durch diese neueste Leistung leider bestätigt. Sein Lieblingsthema bleibt in allen seinen Romanen ein Weib, welches in unnatürlicher Scheinehe lebt; bei den Variationen desselben werden wir naturgemäß mit sehr widerwärtigen Details und mit abenteuerlichen Erfindungen regalirt, ein Hautgout, vor dem wir den Gaumen unsres Publikums gern hüten möchten. Die Speculation des Verfassers auf die Lüsternheit des Lesers, verbunden mit der Tendenz gewisse Persönlichkeiten zu compromittiren, auf die ein mit der wiener Gesellschaft näher Bekannter sofort mit Fingern weist, ist wie man sieht ziemlich sicher gebaut. Denn das Buch übt allerdings den ganzen Reiz der mit witziger und flotter Feder gehandhabten Indiscretion; aber wir sind überzeugt, daß ein Verleger, dem wir so viele interessante Werke novellistischer Literatur verdanken, die Zweideutigkeit dieses Lobes empfindet. Wenn die Romanzeitung, der wir mit aufrichtiger Theilnahme folgen, derartigen Erzeugnissen sich nicht verschließt, wird sie, wie uns scheint, genöthigt sein, zwischen ihrem bisherigen und einem ganz neuen Publikum die Wahl zu treffen. —

Wirklich getreue Schilderungen aus dem wiener Leben enthält dagegen das interessante Büchlein

Wiener Bilder und Büsten von Michael Klapp (Troppau, Kolck),

das ebenso glücklich in der dem leichtlebigen östreichischen Typus entsprechenden Tonart geschrieben ist, wie Kossak für seine Skizzen der dickblütigeren berliner Kinder die ihre gefunden hat. Die Darstellung der aristokratischen, literarischen und anderweitigen öffentlichen Charaktere ist überall geistreich und pikant, wenn auch das zweideutige Licht, in dem der Verfasser sie öfter schillern läßt, dem Norddeutschen, der an entschiednere Farben gewöhnt ist, nicht immer sympathisch sein kann.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Benedix, Rod., Bilder aus dem Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.

Beta, H., Deutsche Früchte aus England. 2 Bde. 2½ Thlr. — Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 2½ Thlr.

Cosmar, A., Erziehung und Ehe. 3 Bände. 4 Thlr.

Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse. 2 Bde. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1 Thlr.

Gayette, Jeane Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Genast, Wilh., Das hohe Haus. 4 Bde. 4 Thlr. — Der Köhlergraf. 4 Bde. 5⅓ Thlr.

Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 1⅔ Thlr.

Großmann, A., Wahn und Wahrheit. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1½ Thlr. — Fes und Tschako. 1 Thlr. -- Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 1½ Thlr. — Pêle-mêle. 3 Bde. 4 Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1½ Thlr.

Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. 1⅓ Thlr.

Hemsen, Theodor, Die Czarentochter. 4 Bde. 4⅔ Thlr.

Herbert, Lucian, Louis Napoleon. 2. Volksauflage. 5 Bde. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bde. à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Victor Emanuel. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Napoleon III. und sein Hof. 1⅓ Thlr. — Neue Anekdoten aus dem Leben Napoleon III. 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. 1⅔ Thlr. — Zwischen Leben u. Sterben. 1⅓ Thlr. — Die todte Hand. 4 Bde. 5 Thlr. — Nikolaus u. Metternich. I. u. II. Abthlg. à 2 Bde. à 2⅔ Thlr. — König Leopold I. 1⅓ Thlr.

Horn, Moritz, Schatten und Licht. 2 Bde. 2½ Thlr.

Katsch, Ad., Vitibuck. 3 Bde. 3½ Thlr. — Unter dem Storchnest. 3 Bde. 4 Thlr.

Kessel, C. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. 22½ Ngr.

Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 3½ Thlr. — Zur Ehre Gottes. 1⅓ Thlr. — Die Sansara. T. A 4 Bde. 2½ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅔ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 15 Ngr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen. 2 Bde. 2 Thlr. — Am Stein. 15 Ngr.

Mende, Fritz, Politische Sünden. 1½ Thlr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.

Mühlbach, Louise, Erzherzog Johann und seine Zeit. 2. ill. Aufl. 4 Abth. à 3 Bde. 6 Thlr.

Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 2 Abthlgn. 4 Bde. 4 Thlr. — Die geraubte Schatulle. 2 Bde. 2½ Thlr.

Pichler, Louise, Bei Lampen- und Sternenschein. 2 Bde. 2¼ Thlr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr. — Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr.

Schirmer, A., Lütt Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr. — Aus aller Herren Ländern. 3 Bde. 4 Thlr.

Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 3. Volksausgabe. 24 Ngr.

Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 1½ Thlr.

Stein, P., Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 3 Thlr. — Leopold's Irrfahrten. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — Aus Andalusien. 2 Bde. 2½ Thlr.

Steffens, Alfr., Der Brandstifter. 1½ Thlr. — Auf der Roßtrappe. 2 Bde. 2½ Thlr.

Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.

Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2½ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr. — Deutsche Opfer. 1⅓ Thlr.

Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.

...ahlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Mädag...

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 19.

Ausgegeben am 3. Mai 1867.

Inhalt:

Die französische Armee im Jahre 1867 . . . . . Seite 201
Aus Schwaben 208
Aus alter Zeit. Burkhart Zingg 214
Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger 230
Luxemburg und die Mainlinie 234
Literarisches: Welt oder Weste bei Goethe? — Deutsche Shakespearegesellschaft 237

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die französische Armee im Jahre 1867.

Unter diesem Titel hat der französische General Trochu ein Buch herausgegeben, welches in wenigen Tagen bereits fünf Auflagen erlebte, und welches über die französische Armee im Allgemeinen das Urtheil fällt, daß sie seit der Regierung des jetzigen Kaisers an Werth und Zahl bedeutend zurückgegangen sei. Da grade jetzt die Frage nach dem Gehalt der französischen Streitkräfte ganz Deutschland interessirt und der genannte General ein in seinem Urtheil selbst vom Kaiser Napoleon anerkannter Mann ist, wie seine Berufung zur Armeereorganisationscommission beweist, so verdient das Werk auch in diesem Blatte eine nähere Besprechung.

Das Buch spricht sein Princip aus, indem es sich dem Marschall Bugeaud mit einem Hinweis darauf widmet, daß er der letzte Heerführer gewesen, welcher das Princip der Ordnung allen seinen Forderungen und Handlungen in der Armeeleitung zu Grunde gelegt habe. Die rein militärischen oder vielmehr taktischen Capitel verurtheilen dann von diesem Standpunkte aus die heutige Gefechtsweise der Franzosen, ihre militärische Ausbildung und vor allen Dingen die Disciplin der Truppen. — Wenn man nun auch vom preußischen Standpunkte aus diesen Ansichten vollständig beistimmen möchte, und wenn selbst ein Blick in die französischen Truppen, ihr Leben und Treiben genau zu demselben Urtheil führt, so wollen wir doch in Rücksicht auf die kriegerischen Thaten der französischen Armee und auf den überall von ihr erworbenen Ruhm uns nicht verleiten lassen, die militärische Tüchtigkeit der französischen Armee gering zu schätzen. — Der ungeheure Trieb jedes einzelnen französischen Soldaten, sich persönlich geltend zu machen, ist es grade, der die innere Ordnung auflöst, der die Heere aber auch zu den glänzendsten Heldenthaten führt. Das unablässig vorwärts drängende Gefühl jedes Einzelnen hat eben das Ganze bis jetzt

immer vorwärts gebracht und hat also seine Berechtigung. Die innere Disciplin ist seit langer Zeit in der französischen Armee gelockert und wir können uns deshalb nicht entschließen, dem jetzigen Kaiser einen Vorwurf daraus zu machen oder wohl gar heute diese Armee geringer zu achten als früher.

Das interessanteste Bild, welches der General entrollt, ist entschieden die Schilderung der heutigen Recrutirungsgesetze und deren Folgen für den Geist und Charakter der französischen Armee. Die Stellvertretung und das Avancementsrecht aller Unteroffiziere zum Offizier war schon zur Zeit der Revolution Regel geworden. Die Zeit der Bourbonen hatte in diesen Verhältnissen einige Rückschritte gebracht, unter Louis Philipp aber im Jahre 1832 wurde das Recrutirungswesen und das Avancement gesetzlich geordnet.

Das Recrutirungsgesetz gestattete jedem Einzelnen, für sich einen zum Dienst geeigneten Ersatzmann zu stellen. Wie er denselben aufbrachte war seine Sache. Statt des Stellvertretungsrechts führte Napoleon das Loskaufsrecht ein. Der Dienstpflichtige brachte früher statt seiner einen andern Mann, jetzt bringt er Geld und überläßt der Regierung die Beschaffung des Stellvertreters. Anscheinend wird dabei kein Princip gegen früher geändert, in Wirklichkeit ist das ganze Lebenselement der Armee ein anderes geworden.

1) Die Dienstpflicht ist in eine Steuer verwandelt, welche nur mit Widerstreben durch die eigene Person bezahlt wird. Diese einmalige Steuer betrug bisher 2,000 bis 2,300 Frcs. und ist erst vor wenigen Tagen auf 3,000 Frcs. erhöht. Die Industrie hat sich darauf geworfen, jedem, der nur arbeitsfähig ist und einige Charakterfestigkeit hat, die Aufbringung dieser Summe zu ermöglichen. Wie wir in Deutschland Ausstattungskassen haben, welche durch regelmäßige kleine Zahlungen, Lohnersparnisse u. s. w. größere Summen flüssig machen, so finden wir in Frankreich Versicherungsgesellschaften gegen „Le service militaire". — Die Folge davon ist, daß mehr und mehr nur das allergeringste Element der französischen Gesellschaft in das Heer eintritt. Während sonst auf dem Lande, in der kleinen Gemeinschaft eines Dorfes sich nur ausnahmsweise ein Einzelner fand, welcher das Onus auf sich lud, als Stellvertreter einzutreten (die Romanliteratur ist angefüllt mit betreffenden Schilderungen), und durchschnittlich jeder Bauer seiner Dienstpflicht selbst genügte, hat sich heute das Blatt gewendet, grade der Bauer in seinem einfachen und ruhigen Leben genügt am leichtesten den Anforderungen jener Versicherungsgesellschaften und die gesunden und kräftigen Elemente der ländlichen Bevölkerung verschwinden immer mehr aus der Armee. Die Städte fangen an, aus der Masse ihrer unsichern Existenzen und aus dem untern Proletariat den größern Theil des Ersatzes für die Armee zu liefern.

2) Die Zahl der sich Loskaufenden wird jedes Jahr größer und da die Regierung die Stellvertreter aus ihren alten Soldaten nimmt, so mindert sich

in gleichem Verhältniß die Zahl ihrer ausgebildeten Soldaten. Das jährliche Contingent der französischen Armee beträgt — abgesehen von 40,000 Mann Reserve — zur Zeit 60,000 Mann. Bei einer Dienstpflicht von sieben Jahren ergiebt dies 420,000 Mann. Wenn aber die Regierung für 20,000 Mann alte Soldaten behält und damit den Stamm der Armee besetzt, so bleiben nur siebenmal 40,000 Mann, gleich 280,000 Mann, und es ergiebt sich ein Minus von 140,000 Mann an ausgebildeten Leuten.

3) Die Armee behält sehr viel mehr alte Soldaten wie früher. Der Soldatenstand in den unteren Stellen nutzt aber den Menschen in so bedeutendem Maße ab, daß das zunehmende Alter in der Armee deren innern Werth verringert. General Trochu sagt, daß er diese Frage nach allen Seiten hin erforscht und folgendes als richtig erkannt habe: „Die jungen Leute kommen fast durchgängig mit dem Gefühl der geraubten Freiheit zum Regimente und empfinden die Forderungen des Dienstes nur als Zwang. Nachdem sie im ersten Jahre gelernt und im zweiten Jahre fertig geworden sind, erhalten sie im dritten Jahre den militärischen Geist, das Gefühl ihres Standes und ihrer Stellung und werden im vierten Jahre die richtigen alten Soldaten. Dieser alte Soldat ist ein junger Mann, der noch alle Federkraft, Glauben und Träume der Jugend hat. Er ist voller Kraft und Ehrgefühl, er denkt aber nicht daran, auch nur eine Stunde länger zu dienen, als er muß. Im Frieden ist er der treue, im Kriege der tapfere Soldat. Ihn ergreift es, wenn der General an das Vaterland erinnert und er thut seine Pflicht, gleichgiltig, ob er stürmend dem Feinde entgegengeht oder ob er Stunden lang im feindlichen Feuer in den Trancheen ruhig liegen muß. Er arbeitet mit allen Kräften, murrt nie und fordert als Lohn seiner Thaten am Ende seiner militärischen Laufbahn nur ein gutes Führungszeugniß. Wenn er dann heimkommt, wird der alte Soldat ein junger Bürger, welcher den Keim der Ordnung in seinen neuen Hausstand legt. Eine Armee, welche sich so periodisch erneuert und dem Lande alle Jahre seine so gebildeten Elemente zurückgiebt, ist ein mächtiges Instrument öffentlicher Erziehung."

Wenn aber ein Soldat den Rücktritt in die Familie aufgiebt und die militärische Laufbahn vorzieht, so entäußert er sich der inneren Freiheit, er entwöhnt sich der Arbeit und macht sich unfähig für jede spätere bürgerliche Existenz. — Die Folge davon ist der Verlust der innern Widerstandsfähigkeit und jener edeln Gefühle des freien Bürgers. —

Im Anfang ist dieser alte Soldat noch der regelrechte Mensch, da er aber den Dienst nicht mehr als eine nothwendige Pflicht, sondern nur als ein Handwerk ansieht, so fängt er an, seine Persönlichkeit dem Dienst gegenüber geltend zu machen. Er wird mißmuthig und da er reicher geworden, fordert er son aise, thut nicht mehr, als er muß. Selbst im Kriege wägt er Arbeit, Ruhe und

Genuß gegen einander ab, weiß ſich aber frei von allen unnützen Gefühlen; der Vorgeſetzte wird ihm eine Laſt, nach und nach zieht er ſich ganz auf ſich ſelbſt zurück, wird Trinker und vollſtändig ſtumpf. — Dieſer tiefe Fall des alten Soldaten iſt eine Folge des langen Kaſernenlebens, des Beiſpiels der anderen alten Soldaten, der Abgeſchloſſenheit von dem bürgerlichen Leben und deſſen nothwendiger Ehrbarkeit.

4) Das heutige Syſtem mehrt aber nicht nur die geringeren moraliſchen, ſondern auch die phyſiſch unbrauchbaren Elemente. Nach den Geſetzen unter Louis Philipp bedurfte es bei dem Soldaten einer dreißigjährigen Dienſtzeit, um die volle Penſionsberechtigung zu erlangen. Napoleon hat die Grenze auf 25 Jahre gemindert. Hat nun ein Soldat zweimal als Einſteher, alſo mit ſeiner eigenen Zeit 21 Jahre gedient, ſo iſt ſchon eine quasi Verpflichtung vorhanden, ihn noch vier Jahre zu behalten und ihn in jene Penſion treten zu laſſen. Ein Mann aber, welcher 20 Jahre in den unteren Chargen dient, iſt im Allgemeinen körperlich ſo abgenutzt, daß er nicht mehr als felddienſtfähig zu erachten iſt und ſo füllen denn eine Menge körperlich unbrauchbarer Leute die Reihen der Armee.

5) Das Offiziercorps hat ungemein an guten Elementen verloren. Zu der Zeit, als der Stellvertreter von Außen der Truppe zugebracht wurde, ſtand er dieſer ferner. Der Commandeur ſtieß ihn ab, ſobald er ihn nicht mehr haben wollte; ſeine Beförderung zum Unteroffizier geſchah nur ausnahmsweiſe; die Unteroffiziere ergänzte man aus den anderen an ſich moraliſch höher ſtehenden Elementen, welche dann bei Beendigung ihrer Dienſtpflicht entwede bereits Offiziere wurden oder der Beförderung nahe waren und dann ſelbſt auf dieſe Ausſicht hin dienen blieben. Heute beſetzen die Stellvertreter ausſchließlich die Unteroffizierſtellen. Grade dieſe Charge weiſt die große Zahl abgenutzter und abgeſtumpfter Perſönlichkeiten auf und aus ihr werden reglementariſch bei der Infanterie z. B. $^2/_3$ aller aufgehenden Lieutenantsſtellen beſetzt. So ſteigt jene träge, das ſorgenloſe aber kümmerliche Brod des Soldaten der mühevollen aber lohnenden körperlichen Arbeit vorziehende Claſſe, nachdem ſie ihre beſten Kräfte verloren, in die leitenden Elemente auf.

6) Im Avancement ſelbſt iſt die große Veränderung gegen früher erfolgt, daß für Auszeichnung im Kriege das Avancement Regel iſt. Ein dreiſtes Vorwärtsgehen bringt die Beförderung und die Folge davon iſt, daß ſich Unfähigkeit in jungen Jahren in höhere Stellen bringt und in denſelben vorwärts kommt, weil man zu wenig Auswahl hat und die Penſionen zu ſchlecht ſind, als daß man jemanden vor der Zeit ohne ſein Verſchulden verabſchieden könnte.

7) Die Militärſchulen, welche z. B. bei der Infanterie $^1/_3$ der aufgehenden Lieutenantsſtellen beſetzen, ſind ſchlecht und für die Bildung in der Armee ſelbſt wird nichts gethan.

So schildert General Trochu die Fundamente der französischen Armee. Diesem Urtheil wollen wir weiter nichts hinzufügen, sondern uns nunmehr dazu wenden, das militärische Element selbst nach Zahl und Verhältniß zu betrachten.

Das vorjährige Militärbudget Frankreichs weist einen summarischen Bestand von 400.000 Mann nach, von denen 20,337 der Gensdarmerie, 22,713 dem Offizierstande, 9,837 der Administration und noch 5,200 den anderen Verwaltungszweigen in der Armee angehören, was in runder Summe 58,000 Mann ergiebt. Diese Zahl, welche wir im Armeestande nicht rechnen, von der Gesammtsumme abgezogen, giebt einen Friedensstand von 342.000 Köpfen.

Nach den Auseinandersetzungen des General Trochu bedarf Frankreich im Falle eines Krieges zur Besatzung seiner Colonien, Festungen und großen Städte circa 150,000 Mann, es bleiben also von obiger Summe noch 192,000 Mann für die Feldarmee, zu welcher die vorhandenen Reserven im Lande hinzutreten.

Diese Reserven setzen sich folgendermaßen zusammen: das jährliche Recrutencontingent Frankreichs beträgt 100,000 Mann mit einer Dienstpflicht von sieben Jahren. Von diesen 100,000 Mann werden 40,000 jährlich der Reserve überwiesen und dienen im ersten Jahre drei Monate, im zweiten zwei Monate. Dann sind sie beurlaubt und dürfen in den folgenden fünf Jahren nur im Fall eines Krieges eingezogen werden. Ihr militärischer Werth ist gering und was sie mit einem guten Gewehr anfangen sollen, ist schwer zu sagen. Doch siebenmal 40,000 Mann macht 280,000 Reserve.

Der Rest des Contingents ist zum Eintritt in die Armee verpflichtet. Nach dem Budget treten aber nur 40,000 wirklich ein, während sich 20,000 durch Stellvertreter ersetzen lassen. Die Armee besteht also aus

siebenmal 20,000	Stellvertreter	140,000 Mann
siebenmal 40,000	Recruten	280,000 „
		420,000 Mann.

Da sie aber factisch nur aus 342,000 Mann besteht, wie wir oben gesehen, so sind 78,000 Mann beurlaubt. Dazu die 280,000 Mann Reserve, welche wir oben nachgewiesen, ergiebt 358,000 Mann in Reserve. Die ganze französische Armee zählt also 700,000 Mann, davon müssen wir aber den jährlichen Abgang abziehen. Dieser berechnet sich nach Trochu auf den sechsten Theil, ein Verhältniß, das wir nach den Erfahrungen in Preußen durchaus nicht als zu hoch gegriffen annehmen dürfen. Der sechste Theil beträgt 116,666, es bleiben also rund 584,000 Mann. Von dieser Gesammtstreitmacht die 150,000 Mann Besatzungen abgezogen, bleiben im Felde disponibel 434,000 Mann, von denen die Hälfte beinahe unausgebildete Leute sind. General Trochu bringt in

seinem Calcül die letzteren gar nicht in Anschlag und meint, daß Frankreich heute kaum mehr als 200,000 Mann an der Grenze disponibel habe. Preußen hatte im vorigen Jahre vor dem Feinde an eigenen Truppen aufgestellt 320,000 Mann und behielt noch eine gleich große Zahl unter den Waffen in Reserve.

Der norddeutsche Bund hat ein jährliches Recrutencontingent von 90,000 Mann und zwölfjährige Dienstpflicht, das ergiebt über eine Million vollständig ausgebildeter Soldaten.

Wenn man die verschiedenen Cadres der Armee berechnet, d. h. die Zahl der wirklich vorhandenen Regimenter und annimmt, daß beide Theile im Stande sind, dieselben auf den Kriegsfuß zu completiren, was, nebenbei gesagt, den Franzosen in der Neuzeit erfahrungsmäßig noch nicht möglich gewesen ist, so finden wir in Frankreich

Infanterie	112 Regimenter à 3 Bataillone	à 1000 Köpfe	336,000 Mann
	21 Jägerbataillone	à 1000 "	21,000 "
		französische Infanterie	357,000 Mann.

Nur im norddeutschen Bunde:

Preußen	97	Infanterieregimenter
Sachsen	9	"
Mecklenburg	2	"
Oldenburg	1	"
Braunschweig	1	"
Hansestädte	1	"
Thüringen	3	"
Weimar	1	"
Anhalt, Reuß, Waldeck und beide Lippe	2	"
	giebt 117	Regimenter.

Hierbei geben die kleinen Staaten, der eine mehr, der andre weniger Bataillone als 3 zu einem Regiment, durchschnittlich stellen sie aber die angegebene Stärke auf.

Die	117 Regimenter à 3 Bataillone	à 1000 Köpfe	351,000 Mann,
	15 Jägerbataillone (13 preußische, 2 sächsische)		15,000 "
		Norddeutsche Infanterie	366,000 Mann.

Aehnlich stellt sich Cavalerie und Artillerie zu einander und es bleiben dann noch für uns ungerechnet die gesammten süddeutschen Staaten incl. Hessen-Darmstadt.

Was nun endlich die Bewaffnung anbetrifft, so haben die Franzosen das Chassepotgewehr eingeführt, aber natürlich bis jetzt nur für einen sehr kleinen

Theil beſchaffen können. In Händen hat es erſt ein Bataillon der Garde. Es wird ſchwer ſein ein ganzes Armeecorps noch in der nächſten Zeit damit auszurüſten und mit der nothwendigen Munition zu verſehen. Aber was hilft ſelbſt dieſen das gute Gewehr, wenn ſie in deſſen Gebrauch nicht geübt ſind. Bis jetzt fehlte in der franzöſiſchen Armee jede Schule für ihre Schießübungen und es bedarf mehrer Jahre, bis ſie ſich eine ſolche aneignen und in allen Chargen heimiſch machen können. — Es war grade das volle Vertrautſein mit dem Zündnadelgewehr und deſſen Leiſtungsfähigkeit, welche dem preußiſchen Soldaten den öſtreichiſchen Stürmen gegenüber die volle Ruhe und Sicherheit gab, und ihm ermöglichte alle Vorzüge deſſelben auszunützen.

Ein diesjähriger Krieg würde, wenn die ganze franzöſiſche Armee mit Chaſſepotgewehren ausgerüſtet wäre, und ſelbſt wenn das Zündnadelgewehr gegen jenes zurückſtände, doch dem letztern nothwendig den Vorrang überlaſſen müſſen.

Die franzöſiſche Artillerie zählt 146 Batterien à 6 Geſchützen, alſo 876 Geſchütze,
die norddeutſche " " 195 " à 6 " " 1,170 "

Die erſtern ſind durchgängig gezogen, von den letztern circa 200 nicht, es bleibt alſo in jeder Beziehung ein Uebergewicht auf unſrer Seite.

Wenn wir das bisher Geſagte noch einmal überblicken, ſo dürfen wir, was die moraliſchen Elemente in der Armee, was die Effectivſtärke der Armee und was die Bewaffnung derſelben betrifft, ruhig einem Kampf Deutſchlands mit Frankreich entgegenſehen; ja, wenn dieſer Kampf einmal nicht zu vermeiden iſt, ſo müſſen wir Angeſichts aller franzöſiſchen Reorganiſationspläne wünſchen, daß der Krieg möglichſt bald ſtatthat.

Ein Uebergewicht der franzöſiſchen Armee freilich müſſen wir anerkennen: in der Siegesgewißheit jedes Einzelnen, in der Kriegsgewohnheit des Ganzen, in der großgezogenen Thatkraft der Generale, kurz in der furia francese. Wenn wir aber das Soldatengebot befolgen, „Laß dich nicht verblüffen", ſo werden wir wohl auch darüber fortkommen.

Wie erfolgreich die Engländer ſtets ihre Ruhe den Franzoſen gegenüber geltend gemacht haben, läßt Trochu den Marſchall Bugeaud in einer Schilderung des gewöhnlichen Verlaufs eines Gefechts wie folgt erzählen: „Je näher wir dem Gegner kamen, deſto unruhiger wurden wir; der Ruf, „vive l'empereur, à la bayonette, en avant", erſcholl, die Gangart wurde immer raſcher und Einzelne fingen an im Lauf zu ſchießen. Die Engländer, Gewehr bei Fuß, ſchienen nichts von uns zu ſehen oder zu hören. Einzelne von uns fanden, daß der Feind ſehr langſam ſei; wenn er feure, werde es aber um ſo unbequemer werden, die Ruhe des Gegners lagerte ſich wie Blei auf die Seelen; aber die Reihen gingen vorwärts. Da plötzlich macht ſich der Gegner ſchußfertig, unſere Leute beginnen ein unſicheres Feuer, aber eine feſte Salve des Gegners ſchlägt

mit einem Male in die Reihen und alles macht Kehrt. — Drei Hurrahs unterbrachen das Schweigen der Engländer und mit dem dritten waren sie unter uns; folgten aber zu unserm großen Erstaunen nicht weiter als 100 Schritt, dann ordneten sie sich, um uns bei einer zweiten und dritten Attaque ebenso zu empfangen wie bei der erstern." Bei Vittoria nahmen die Engländer bei ihrem schließlichen Vorgehen die sämmtlichen Geschütze der Franzosen.

Aus Schwaben.

27. April.

Langsam, nicht ohne Zögerungen, die sich vielleicht bitter rächen dürften, nicht ohne Schwankungen, die wenig guten Willen verriethen, ist auch Würtemberg in die Linie eingerückt, die ihm durch die Ereignisse des vorigen Jahres, wie durch die nationalen Pflichten der Gegenwart vorgezeichnet sind. Eben in diesen Tagen schließt — wie wir hoffen für immer — eine Periode unbehaglicher, drückender Ungewißheit ab, die keineswegs nur die natürliche Folge des Uebergangszustandes war, die vielmehr recht gut hätte abgekürzt werden können, wenn man nur gewollt hätte.

Zum Theil trifft die Schuld freilich nicht allein die leitenden Staatsmänner, die ohne mehr oder weniger sanfte Anregung von außen am liebsten noch länger in der bisherigen Weise hingedämmert hätten, sie trifft theilweise auch den schwerfälligen Regierungsapparat unsers Kleinstaats, der nicht leicht in eine veränderte Richtung zu bringen war, und für neue Organisationen fast gänzlich zu versagen schien, so laut das Bedürfniß derselben auf allen Gebieten von jedermann, von der Regierung selbst anerkannt war. Sie trifft aber endlich großentheils das Volk selbst, das nur langsam sich in den Gedanken finden konnte, daß nun einmal die Axe des deutschen Lebens seit dem vorigen Jahre sich gedreht hat, und das in seiner großen Masse die Dinge an sich kommen ließ, ohne das Bedürfniß zu fühlen, selbst zur Vollendung des deutschen Neubaus eine Hand zu rühren. Weder sah sich das Land von der Regierung in einer bestimmten Richtung geführt, noch sah sich die Regierung durch das Land zu einer Entscheidung gedrängt, und beide schienen sich bei diesem gedankenlosen Hinträumen wohl zu befinden, bis endlich das luxemburger Gewitter die Schläf-

rigen aufzuſchrecken begann. Bis dahin überließ man es ruhig der Vorſehung, was ſie mit den Geſchicken des weiteren und des engeren Vaterlandes anzufangen für gut fand. Man gefiel ſich in jener müßigen Verdroſſenheit, die mehr an das Vergangene zu denken liebt als an die Forderungen der Gegenwart und Zukunft, und die in der Regel auf ſo gewaltige Täuſchungen zu folgen pflegt, wie das vorige Jahr gebracht hatte.

Milde und wohlwollende Beurtheiler mögen es vielleicht anerkennenswerth finden, daß das ſchwäbiſche Volk, nachdem es früher in ſo ungeſtümer Weiſe ſeine Partei ergriffen hatte, eine gewiſſe Scheu empfand, raſch und entſchieden zur ſiegreichen Fahne zu ſchwenken und jedenfalls den Uebergang nicht Wort haben wollte. Strengere Beurtheiler dürften — ungerührt durch die catoniſche Phraſe — auch hierin nur jenen ſchwäbiſchen Eigenſinn erblicken, der, nachdem ihm ſchon längſt die richtigere Einſicht aufgegangen iſt, erſt recht nicht zu ihr ſich bekennen mag. Von einem unſrer Abgeordneten, der zur (antipreußiſchen) Majorität gehört, wird folgende Aeußerung erzählt: er gebe zu, daß die Entſcheidung des vorigen Jahres ein Glück und einen unendlichen Fortſchritt für Deutſchland bedeute, aber er ſchätze ſich glücklich, wenigſtens für ſeine Perſon keinen Theil an dieſem Werk zu haben. Ein anderer Abgeordneter derſelben Richtung, der kürzlich eine Rede vor ſeinen Wählern hielt, ſagte, allerdings bliebe nichts übrig als ſich „auf irgendeine Weiſe“ — (wie euphemiſtiſch!) — an Preußen anzuſchließen; aber die Sache preſſire ja nicht, man könne ruhig abwarten, was ſich nicht abweiſen laſſe und was ſich ohne „unwürdiges Eilen und Drängen“ naturgemäß doch von ſelbſt vollziehe. Derlei ſtaatsmänniſche Aeußerungen ſind für die matte und verdroſſene Stimmung in unſerm Land in der That charakteriſtiſch. Die große Mehrzahl ergab ſich ſtumpfſinnig in das, was ſie nicht ändern konnte. Allerdings hat es nicht an einem lebhaften Parteikampf gefehlt. Die „deutſche Partei“ agitirte ebenſo für den Anſchluß an Preußen, als die „Volkspartei“ dagegen arbeitete. Aber die eine wie die andere Agitation blieb auf der Oberfläche des Volkes, in die Tiefe drang keine von beiden; was überhaupt politiſch lebendig blieb, war ein kleiner Bruchtheil, und es iſt bezeichnend, daß weitaus die größte Zahl der Abgeordneten beiden Parteirichtungen fremd blieb und ſich in weiſer Neutralität hielt. Wenn demungeachtet allmälig ein Fortſchritt erſichtlich war und die Anſichten der deutſchen Partei endlich durchgedrungen ſind, ſo iſt dies mehr der Kraft der Trägheit, der unwiderſtehlichen Wucht des Erfolgs zu danken, an der auch die Kunſt der gewerbsmäßigſten Agitatoren ſchließlich erlahmte. Als die geheimen Auguſtverträge ans Licht kamen, ſeufzten die Meiſten auf, daß nun doch die Sache entſchieden und fernerer Streit überflüßig geworden ſei. Endlich, als die luxemburger Frage näher und näher brannte, mußte ſich alles, was deutſch dachte und fühlte, vollends von einer Partei abwenden, die, wie man jetzt durch

keine Phrasen mehr geblendet plötzlich in einer concreten Frage erkannte, mehr oder weniger bewußt den Interessen des Auslandes in die Hände arbeitete.

Aber war denn mit dem Schutz- und Trutzbündniß die Sache wirklich schon entschieden? In dem Augenblick, da es zur Oeffentlichkeit gelangte, war man weniger von der Thatsache selbst überrascht: durch die Aeußerungen Bismarcks im Parlament und durch die Veröffentlichung der Bündnisse Badens und Bayerns war man allmälig darauf vorbereitet worden; auch waren eingeweihtere Kreise nicht ganz im Dunkel darüber geblieben. Um so größer aber war nun das Erstaunen über das bisherige Verhalten der Regierung. Sieben Monate lang hatte sie diesen Vertrag in der Tasche, zu dem Hr. v. Varnbüler selbst die Anregung gegeben, und in dieser ganzen Zeit war nichts geschehen, um die Bevölkerung für eine solche Wendung der würtembergischen Politik vorzubereiten und zu gewinnen, nichts, um diejenigen Maßregeln ins Leben zu rufen, ohne welche der Bündnißvertrag ein Stück Papier blieb. Es hätte den Minister wenig gekostet, bei den Kammerberathungen im October seiner Partei einen Wink zu geben, daß das damals noch zum guten Ton gehörige Schreien gegen den „Friedensbrecher" nicht mehr ganz zeitgemäß sei. Statt dessen hatte er zugelassen, daß seine Getreuesten munter in die Trompete der Volkspartei bliesen und sich für den süddeutschen Bund erhitzten, dem er selbst insgeheim den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Die Führer der Kammermehrheit sollen es nachträglich dem Minister schwer verdacht haben, daß er sie damals in solcher Weise bloßstellte und für ein Programm sich compromittiren ließ, das jetzt doppelt lächerlich war. Auch in Bayern und in Baden waren die Verträge geheim gehalten worden, aber die Minister hatten inzwischen doch den Anschluß an Preußen als das anzustrebende Ziel bezeichnet, und damit der öffentlichen Meinung eine Direction gegeben, die namentlich in Bayern für die Haltung der Abgeordnetenkammer vom größten Werth war. In Würtemberg wiegte man die öffentliche Meinung in dem Glauben, daß die Souveränetät des Staats die oberste Richtschnur der Politik sei. Die deutsche Partei, die dasselbe wollte, was die Regierung im Geheimen bereits geplant hatte, ließ man nicht direct, aber durch die beeinflußte niedere Presse in Stadt und Land bekämpfen. Für alle Mahnungen zu energischen Reformmaßregeln schien man taub. Von einer Thätigkeit im Kriegsministerium war nichts zu bemerken, außer daß noch im Januar der Kriegsminister den Entwurf einer Wehrverfassung ausarbeitete, der auf viermonatlicher Präsenz beruhend, möglichst an das schweizerische Milizsystem sich anschloß. Die stuttgarter Conferenzen hatten nur allgemeine Grundsätze aufgestellt und waren ohne ersichtliche praktische Consequenzen. Eine solche Haltung war doch nur erklärlich, entweder wenn die Regierung aus Respect vor den Agitationen der Volkspartei nicht offen mit ihrer Meinung hervorzutreten wagte, oder wenn sie selbst noch keine feste

Meinung beſaß und je nach den Ereigniſſen erſt ihre definitiven Entſchlüſſe zu faſſen gemeint war. Schon damals übrigens ging die Sage, daß zwei widerſtreitende Einflüſſe ſich in den leitenden Kreiſen bekämpfen, daß Herr v. Varnbüler, durch die Machtentſcheidung gründlich bekehrt, die preußiſche Partei vertrete, während Herr v. Neurath, der Juſtizminiſter und Präſident des Staatsraths, der alten Liebe für Oeſtreich treu geblieben ſei.

Das ſchwankende Doppelſpiel ſchien auch dann noch eine Zeit lang fortzudauern, als der Allianzvertrag bereits veröffentlicht und die Regierung ſomit officiell engagirt war. Ein höherer Stabsoffizier, der damit allerdings nicht die Meinung der großen Mehrheit des Offizierscorps ausdrückte, äußerte damals, der Vertrag ſei ein bloßes Stück Papier, über Würtemberg werde einfach diejenige Macht verfügen, die zuerſt ihr Heer auf würtembergiſchem Boden ſtehen habe. Und noch vor kurzem betonte der Miniſter des Innern bei einem localen Feſte einem nationalen Redner gegenüber die Selbſtändigkeit und Gleichberechtigung des Königreichs unter Ausfällen auf die Partei des „Anbettelns“ in einer Weiſe, die mindeſtens von wenig Tact zeugte. Von militäriſchen Reformen hörte man noch immer nichts, als daß die Schießverſuche mit allen möglichen Arten von Hinterladern eifrig fortgeſetzt würden und nach ſelbſtverſtändlicher Verwerfung der preußiſchen Zündnadel die Wagſchale für etwas ganz Exquiſites und Originelles, nämlich für das Syſtem Albini-Brendle ſich zu entſcheiden ſcheine.

Indeſſen hatten die dem Ende zuneigenden Berathungen des norddeutſchen Reichstags die Frage des Anſchluſſes der Südſtaaten näher gerückt. Die wiederholten Aeußerungen Bismarcks, zumal bei der heſſiſchen Interpellation, waren den Anſchlußbeſtrebungen über Erwarten günſtig. Gleichzeitig drängte die drohende Verwickelung wegen Luxemburgs in derſelben Richtung. Unter dieſen Einwirkungen konnte die deutſche Partei ihre Forderungen immer beſtimmter formuliren. In ihrer Verſammlung zu Heilbronn am 7. April forderte ſie, daß die Regierung endlich zu einer entſchiedenen Haltung ſich bekenne, daß ſie die praktiſchen Conſequenzen des Allianzvertrags ziehe, das Heerweſen nach dem preußiſchen Syſtem umgeſtalte, zu dem völligen Eintritt Würtembergs in den norddeutſchen Bund die Hand biete. Außerdem wurde eine Reſolution wegen Luxemburgs beſchloſſen, die zu Bennigſens Interpellation ein entſprechendes Echo aus dem Süden bildete. Nicht ohne Abſicht wurde der Beſchluß hinzugefügt, die gefaßten Reſolutionen direct zur Kenntniß des berliner Reichstags zu bringen, dem ſie eben noch zugingen, bevor er den Schlußabſchnitt der Verfaſſung, das Verhältniß zu den ſüddeutſchen Staaten betreffend, berieth.

In derſelben Zeit fingen nun die Officiöſen in Berlin an, über die Langſamkeit in den militäriſchen Maßregeln des Südens Klage zu führen. Man erfuhr, daß eine entſchiedene Note auf Beſchleunigung derſelben gedrungen habe.

Je ernster die preußisch-französische Verwickelung sich gestaltete, um so dringlicher wurde die Entscheidung. Eine kleine, etwas mysteriöse Reise des Herrn v. Varnbüler war von der Gegenpartei rasch benutzt worden, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen. Als er davon zurückkehrte — es war in der vorigen Woche —, spitzte sich der Zwiespalt zu einer förmlichen Ministerkrisis zu. Die Ministerberathungen häuften sich in ungewöhnlicher Weise. Varnbüler verfocht energisch das Festhalten an der preußischen Allianz. Herr v. Neurath rieth Neutralität, Abwarten, Fühlung mit Oestreich zu behalten. Der König selbst soll anfänglich der letzteren Seite zugeneigt haben. Am Ende aber siegte die Vertragstreue: Herr v. Varnbüler hatte in eindringlichster Weise die Gefahren geschildert, welche der Souveränetät Würtembergs bei fortdauernder Zweideutigkeit seiner Politik drohen; in sechs Wochen, soll er geäußert haben, würde es keine würtembergischen Minister mehr geben, und selbst das Privatvermögen könnte er dem König nicht garantiren u. s. w. Mit diesen Argumenten behauptete Herr v. Varnbüler das Feld und der Rücktritt Neuraths, sowie des Kriegsministers Hardegg ist entschieden und wird ohne Zweifel noch am heutigen Tage officiell sein. Schon jetzt ist weniger der letztere als Herr v. Varnbüler selbst die Seele der militärischen Rüstungen, auf die er sich mit seinem bekannten jugendlichen, etwas sanguinischen Eifer geworfen hat. Das große Problem des Hinterladers ist endlich entschieden — leider eben zu Gunsten jenes Systems Albini-Brendle; in diesem Stück mußte doch die Stammeseigenthümlichkeit gewahrt bleiben. Aber es ist wenigstens der rascheste Vollzug der Umänderung angeordnet. Nur hat der Minister sofort zu seinem Unmuth die Erfahrung machen müssen, daß man nicht in vierzehn Tagen nachholen kann, was man ein halbes Jahr lang versäumt hat, und wie ihn die Conferenz der Maschinenfabrikanten, die er sofort aus dem Lande zusammenberief, mit dieser unliebsamen Wahrheit in Betreff der Hinterlader überraschte, so dürfte ihm dieselbe Ueberraschung in sämmtlichen Zweigen des Militärwesens vorbehalten sein.

Des Versäumten ist viel. Möge man nicht durch allzu schwere Opfer zu büßen haben, was zum Theil aus Scheu vor Opfern unterlassen worden ist. Wenn vielfach die Besorgniß vorhanden ist, daß Frankreich einen kräftigen Stoß über den Oberrhein nach Süddeutschland führen werde, so liegt darin zugleich das Eingeständniß, daß nicht ohne die Schuld unserer Versäumnisse der Süden die militärisch schwächste Seite Deutschlands ist, und daß in der bis in die neueste Zeit schwankenden Haltung unserer leitenden Kreise für Frankreich eine weitere Versuchung grade zu dieser Diversion gelegen ist. Wenn man sich freilich in Frankreich auch mit der Hoffnung schmeicheln sollte, daß der süddeutsche Haß gegen Preußen und die Agitationen einer vaterlandlosen Demokratie den fremden Heeren hier eine andere Aufnahme bereiten werde, als überall sonst, so wird diese Täuschung hoffentlich nicht von langer Dauer sein. Die

Stimmung im Volk ist durchgängig gut und patriotisch, dabei ernster und gesammelter als sonst bei großen Krisen herkömmlicher Stil war. Es ist nichts von hohler Renommage zu spüren und die „negative Haltung", zu welcher eingestandenermaßen die zusammengeschmolzene Volkspartei sich selbst verurtheilt hat, sorgt dafür, daß man von Gut- und Blutphrasen und den lächerlichen Aufhetzungen zur „nächtlichen Axt" diesmal verschont bleibt. Niemand wünscht den Krieg, niemand nimmt ihn leicht oder gefällt sich in wohlfeilen Herausforderungen der mißleiteten großen Nation, aber allgemein ist die Ueberzeugung, daß Preußen in dieser nationalen Frage nicht nachgeben darf, und fest der Entschluß, zum Schutz der deutschen Integrität auf alle Gefahren zu Preußen zu stehen. Neben dem Organ unserer Ultramontanen, das offen die Neutralität predigt, ist es nur der „Beobachter", der, wie gesagt, eine „negative Haltung" für die Demokratie in Anspruch nimmt und vornehm lächelnd, mit gebeugten Armen dem Kampf eines doppelten „Cäsarismus" zusieht; inzwischen fährt er fort, den Grafen Bismarck oder den „preußischen Chauvinismus" als alleinigen Anstifter des Kriegs zu denunciren, öffnet allerhand verdächtigen Correspondenzen „vom Rhein" seine Spalten, findet es seltsam, daß man sich in einer Sache erhitze, die „neben den edelsten Stammgütern der Nation klein und nichtssagend" ist, und versteigt sich in einer Zuschrift vom Lande zu folgendem Ausruf: „Um Gottes Willen, schlaget doch eine Brücke über den Rhein und nicht wie die deutsche Partei über den Main; reichet dem Volk in Frankreich nachbarlich die Hand; wir wollen keinen Krieg wegen einer elenden Grenzberichtigung, wir wollen keine Grenzen, alle freien und guten Menschen begrüßen wir als Brüder, reden sie französisch oder deutsch; wollen wir Krieg, führen wir ihn gegen den Cäsarismus" u. s. w. Das sind Proben, wie herrlich weit es unser Radicalismus gebracht hat. Gott Lob wird dieses Treiben überall nach Gebühr gewürdigt, und wenn schon jetzt nur noch eine kleine Schicht der Bevölkerung an solcher Kost Behagen findet, so ist mit Zuversicht zu hoffen, daß auch der kleine Anhang vollends in die Brüche gehen wird, wenn erst der furchtbare Kampf unvermeidlich geworden sein sollte. Es sind die Zuckungen einer verendenden Partei.

Würtemberg hat in der nationalen Sache viel gut zu machen; es ist der Wille vorhanden, es zu thun, vor allem in der Armee selbst. *γ.*

Aus alter Zeit.

Burkhart Zingg.

Die Leſer der Grenzboten werden wohl mit wenigen Ausnahmen kaum den Namen des Mannes kennen, den ſie hier als Ueberſchrift finden, obwohl dieſer Name ſogar auf dem granitenen Poſtament einer Statue ſteht, die vor wenigen Jahren in der guten Stadt Memmingen errichtet wurde. Und doch iſt dieſer Mann einer der wenigen Deutſchen des Mittelalters, von deren Bildungsgang und Privatleben wir nicht nur überhaupt, ſondern ſogar durch ihn ſelbſt ſehr genaue und eingehende Nachrichten haben. Von den großen Hiſtorikern der Griechen und Römer wiſſen wir ja wohl, welche Rolle ſie im öffentlichen Leben geſpielt haben, aber über ihr alltägliches Treiben giebt gewöhnlich nur ein Rückſchluß aus unſerer Kenntniß der Privatalterthümer beider Völker nothdürftigen Aufſchluß. Sollten wir angeben, welchen Schulunterricht Thucydides oder Livius genoſſen, mit welchen Mitteln ſie ſich ihre Kenntniſſe erworben, wie hoch ſie ihre Häuſer gekauft, unter welchen Verhältniſſen ſie geliebt und gefreit haben, wir befänden uns in der größten Verlegenheit. Desgleichen die Schriftſteller, welche uns in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters die Geſchichte ihrer Zeit erzählen, verrathen nur wenig über ihre eigne Perſon. Wenn ein mönchiſcher Hiſtoriograph den Tag ſeiner Prieſterweihe angiebt oder bei Berührung irgendeines wichtigen Ereigniſſes hinzufügt, er ſei nicht dabei geweſen, ſo iſt das gewöhnlich alles, was aus ſeinem Werk über ſeine Perſon beizubringen iſt; ein ſolches Hervortreten der Perſon des Autors, wie z. B. in Liutprands von Cremona Werken iſt eine große Seltenheit. Erſt die Chroniken, die im 14. und 15. Jahrhundert in den deutſchen Städten abgefaßt wurden, beginnen neben der Schilderung der politiſchen Ereigniſſe und den Localbegebenheiten auch die Erlebniſſe der Verfaſſer in eine Darſtellung zu verweben. Aber auch in dieſer tritt gewöhnlich die Perſönlichkeit des Autors nur in dürftigen Andeutungen und Notizen, in Zwiſchenreden, die ſeine Theilnahme oder ſeine Empfindungen bei einzelnen Vorgängen verrathen, hervor, oder eine trockene Regiſtrirung des Familienbeſtandes unterbricht an paſſender Stelle den Fluß der hiſtoriſchen Darſtellung. Auch da noch muß in der Regel aus Urkunden oder Copial- und Miſſiv-Büchern der biographiſche Zuſammenhang hergeſtellt werden. Das Geſchichtswerk, das unſer Burkhart Zingg der Nachwelt hinterließ, ſeine Chronik der Stadt Augsburg, zeichnet ſich dadurch vor andern ähnlichen Aufzeichnungen aus, daß es uns außer dem, was er über die ihm bekannt gewordenen geſchichtlichen Thatſachen der Jahre 1368 bis

1468 niederschrieb, auch ausführliche Auskunft über ihn selbst, seine Jugend, seine Lehr- und Wanderjahre, sein Lieben und Leiden giebt.

Die Chronik des Burkhart Zingg besteht aus vier Büchern. Das erste ist eine Bearbeitung oder, wie er es nennt eine „Erneuerung" einer älteren Vorlage, die in ihrer ursprünglichen Fassung erhalten ist und uns daher einen näheren Einblick in seine geistige Werkstätte erlaubt. Wir ersehen aus einer Vergleichung beider Stücke, daß die Arbeit Zinggs hauptsächlich darin bestand, in der Ausdrucksweise Aenderungen vorzunehmen, Worte und Redensarten zu vertauschen, einzelne Andeutungen seiner Vorlage zu ausführlichen Darstellungen auszudehnen, Zusätze aus der Tradition hinzuzufügen und anderswo Einzelheiten, die ihm unrichtig erschienen, wegzulassen, endlich einer subjectiven Auffassung der Ereignisse durch Ausrufe und Zwischensätze, die eine Theilnahme, Schmerz oder Freude, Billigung oder Tadel bezeugen, Ausdruck zu geben.

Das zweite Buch rührt bereits vollständig von B. Zingg her. Dessen Hauptgegenstand ist der augsburger Bischofsstreit zwischen Anselm v. Nenningen und Friedrich von Grafeneck. Jedoch bildet die Schilderung desselben nicht ein zusammenhängendes Ganzes, sondern die Erzählung wird durch eine umständliche Besprechung des constanzer Concils und verschiedenartige Notizen über allerlei Begebenheiten der Jahre 1409—29 unterbrochen; dann erst folgt der Schluß des Bischofsstreites, woran sich eine Beschreibung der hussitischen Bewegung und der Hussitenkriege bis 1431 schließt, der wieder vermischte Notizen, hierauf ein Verzeichniß aller Orte, die Zingg auf seinen Reisen gesehen und endlich eine chronologisch geordnete Erzählung der Begebenheiten der Jahre 1459—66 folgt.

Das vierte Buch erzählt augsburgische Stadtgeschichten aus den Jahren 1416—68, wie Zingg sie selbst erlebt oder von andern erfahren hat.

Der Inhalt des ganzen Werkes ist bunt und mannigfaltig. Nicht blos über eigentlich geschichtliche Vorkommnisse referirt der Verfasser, sondern auch über Naturereignisse, Witterungsverhältnisse, Lebensmittelpreise, und seine persönlichen Erfahrungen geben ihm Anlaß, die werthvollsten Notizen über Handel und Verkehr, über die Preise der Waaren, mit denen er selbst handelte, u. dgl. einzuflechten und allerlei Erlebnisse zu erzählen, die ihm auf seinen vielen Reisen begegnet sind.

Dies alles verleiht dem ganzen Werke einen eigenthümlichen und höchst anziehenden subjectiven Charakter, der indeß, so wenig man den Reiz verkennen mag, den er auf den Leser ausübt, doch nicht den Hauptwerth dieser Chronik ausmacht. Dieser beruht vielmehr auf dem objectiven Bestande der Chronik, da dieselbe alle Seiten des städtischen Lebens gleichmäßig beachtet, über die Verwaltung der Stadt, über den Verlauf ihrer kriegerischen Unternehmungen

und inneren Streitigkeiten die schätzenswerthesten Aufschlüsse giebt und überhaupt eine Fundgrube für culturgeschichtliche Untersuchungen ist.

Das dritte Buch der zinggschen Chronik ist bisher noch nicht erwähnt worden und grade dieses ist es, worauf wir die Aufmerksamkeit der Leser vorzüglich lenken möchten. Dieses konnte mit Fug die Ueberschrift führen: „Dies Buch gehört Burkhart Zingg" — es ist des Verfassers Selbstbiographie. Sie enthält in redseliger Breite und mit der liebenswürdigsten Naivetät seine mannigfaltigen Schicksale und ist, wie keine andere gleichzeitige Aufzeichnung geeignet, „das häusliche und bürgerliche Sein in einer deutschen Reichsstadt des 15. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen."

Die Chronik Zinggs ist vor kurzem als fünfter Band der deutschen Städtechroniken im Auftrage der münchner historischen Commission von den Prof. Frensdorf und Lexer herausgegeben und wie bei allen diesen Publicationen der Text unter kritischer Vergleichung aller zugänglichen Handschriften hergestellt und mit mustergiltig gearbeiteten Anmerkungen, Beilagen und Glossar ausgestattet worden.*)

Wir haben im Folgenden versucht, die Sprache des 15. Jahrhunderts, die unserem lesenden Publicum nicht mehr geläufig ist, in die heutige Schriftsprache zu übertragen, dabei aber doch den Charakter des Originals so viel thunlich beizubehalten. Hören wir denn, wie Burkhart Zingg von seinem Leben erzählt:

„In dem Namen Gottes fang ich an zu schreiben dieses nachfolgende Buch, wie ich Burkhart Zingg von meinen kindlichen Tagen an gelebt und wessen ich mich befleißiget habe und wie es mir ergangen ist.

Meine liebe Mutter starb an einem Kind als man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1401 Jahr, Gott Herr erbarme Dich über sie. Amen. Da war ich vier Jahre alt und hatte drei Geschwister, zwei Brüder Johannes und Conrad und Margreten unsere Schwester. Und es ist zu wissen, daß unser Vater genannt ist Burkhart Zingg, war damals ein Gewerbtreibender, arbeitete auf der Steiermark und hatte Ehr' und Gut und war zu Memingen ansässig nahe bei des Mangolts Graben zunächst an der Beckin, die war eine Wittwe und nahm danach einen andern Mann, der hieß der Kipfenperg. Dasselbe unsers Vaters Haus hat seither ein Hufschmied gekauft und sitzen noch heutigen Tags viele Schmiede, die Sensen machen, an derselben Gasse. Ich gedenk' auch wohl, daß wir da innen waren.

Danach als man zählte 1404 Jahr, da nahm mein Vater ein ander Weib, deren Vater war genannt Hans Schmid von Krumbach und war auch ein Schmid, ein frommer Mann. Die war eine junge, stolze Frau, war uns

*) Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Fünfter Band. Die Chroniken der schwäbischen Städte. Augsburg. Zweiter Band. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1866.

Kindern nicht günstig, hielt uns hart und that uns übel; aber sie war unserm Vater lieb und gefiel ihm wohl, wie gar oft alten Männern junge Weiber wohl gefallen.

Danach als man zählte 1407 Jahr, da war ich ein Jüngling von 11 Jahren, schied aus von Memingen, vom Vater und von allen meinen Freunden und ging mit einem Schüler; ich war auch ein Schüler und war bei vier Jahre in die Schule gegangen. Und wir gingen also mit einander in das Krainland gegen die wendischen Lande in einen Markt, der heißt Reisnitz, das ist ein Markt, in Krainland hinter Lobach sechs Meilen gegen Kroatien.[1]) In dem Land blieb ich sieben Jahre und ging da in die Schule, denn mein Vater hatte einen leiblichen Bruder, der war Pfarrer in einem Dorf, genannt an der Riegg, das ist ein großes, schönes Dorf und es gehören wohl fünf andere Dörfer dazu, die heißen Göttenitz, Pausenbrunnen 2c. Da war dieser mein Herr bei 30 Jahren Pfarrer gewesen und war mit Graf Friedrichs von Ortenburg Weib in das Land gekommen, die hatte ihn zum Priester gemacht, denn er war ihr Schreiber gewesen; sie war eine von Teck. Die Herzoge zu Mindlhaim[2]), Herzog Ulrich, Herzog Friedrich und Herzog Lutz, der viele Jahre danach Patriarch in Friaul ward, waren derselben Frau von Ortenburg Brüder. Derselbige mein Herr, meines Vaters Bruder, der ließ mich in die Schule gehn in die Reisnitz und gab mich in die Kost bei einem biderben Mann, genannt Hans Schwab, der war Graf Friedrichs Baumeister und baute damals das Haus zu Ortenburg unten-am Berg.

Als ich nun sieben Jahren bei meinem Herrn in der Reisnitz gewesen war, der mich gern zu Ehren gebracht hätte und mir gütlich und wohl that und mich gen Wien auf die hohe Schule schicken wollte, da wollte ich nicht und zog von ihm wider seinen Willen und wollte nicht bleiben; also gab er mir nichts. Da war ich nun ein Schüler von 18 Jahren und kam gen Memingen und vermeinte nun, ich wollte da bleiben bei meinem Vater und ein Junker sein. Da hatte sich die Sache gar sehr und fremdartig verkehrt, denn mein Vater und meine Stiefmutter waren von einander, meine Brüder waren todt und meiner Schwester hatte man einen Mann gegeben. Und was ich von mütterlichem Erbgut haben sollte, das hatten mein Vater und meine andern Freunde[3]) alles meiner Schwester gegeben; denn wir Kinder hatten unser eigen Gut und unser Vater hatte uns unser mütterliches Erbgut herausgegeben, als er sein (zweites) Weib nahm. Da ich nun bei meinem Herrn in windischen Landen war, meinten meine Freunde, ich käme nicht mehr von meinem Herrn, er würde mich versorgen; und um meine Schwester desto besser auszusteuern, gaben sie ihr desto mehr. Und als ich nun gekommen war, da hätt ich gern

[1]) Reifnitz im Landesgericht Neustadtl des Herzogthums Krain, südöstlich von Laibach
[2]) Die Hauptbesitzung der Herzöge von Teck. [3]) d. h. Verwandte.

Danach, als wir durch Gottes Gnade gesund wurden, in demselben Jahr an dem Montag nach Allerheiligen, da genaß meine Hausfrau einer Tochter, genannt Barbara.

Es ist zu wissen, daß in der Zeit, in der meine Hausfrau im Kindbett war, ich fleißig arbeitete, gen Venedig ritt und Kaufmannschaft trieb und Ballen von Venedig herausführte und meinem Herrn sein Gewerb so auerichtete und mit ihm in Gesellschaft stand und es ging mir wohl. Ich hatte damals mehr als 1,000 Gulden[55]), Gott von Himmel sei gedankt.

Danach, als man zählte nach Christi Geburt 1440 Jahr am Donnerstag nach St. Gallentag, da starb meine liebe Hausfrau Elisabeth, der Gott gnädig sei durch seine unergründliche Barmherzigkeit, und sie liegt zu St. Ulrich begraben unter meinem Stein. Damals wohnte ich in meinem Haus, das an der weiten Kirchgasse gelegen ist, das ich von Meister Heinrich gekauft hatte. Also hab ich meine liebe Hausfrau gehabt 20 Jahre — in rechter Freundschaft und wir haben tugendlich und freundlich mit einander gelebt und Ehr und Gut gewonnen. Der allmächtige Gott möge ihre Seele pflegen immer und ewiglich. Amen.

Danach an dem nächsten Sonntag nach dem heiligen Pfingsttag hatte ich Hochzeit mit Dorothea Kuelinbeckin, einer Wittwe, die Heinrich Adelzhauser von Wickerhofen eheliche Tochter war; der allmächtige Gott geb uns Glück und Heil. Und ist zu wissen, daß die genannte Dorothea, meine eheliche Hausfrau, damals zu Möring bei ihrem Bruder war, der war Pfleger zu Möring; ihr Mann der war ihr gestorben zu Landshut, der war ein Edelmann und war Herzog Heinrichs Diener, ein frommer Edelmann und hieß Bernhart Kuelnbeck. Da er starb, fielen die Gläubiger über die gute Frau her und nahmen, was da war; also blieb der Frau und ihren Kindern nichts über, denn ihr Mann war viel schuldig. Und es mußte die liebe Frau aus Noth zu ihrem Bruder nach Möringen, da sie nichts hatte; sie hatte nicht einmal eine Heimath, um anderswo als bei ihrem Bruder zu bleiben. Dieser hatte ein Weib, die war eine von Westernach, eine scharfe zornige Frau, die hatte die liebe Frau ungern und behandelte sie aller Zeit übel und verächtlich, sie und ihre Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Nun ward mir gar viel von ihr gesagt, daß sie eine schöne und gewandte Frau wäre, so fromm und tugendhaft, daß man ihresgleichen kaum finden möchte. Also ward ich bewegt in Barmherzigkeit von ihrer Schönheit und Trefflichkeit wegen und schickte nach ihr gen Möringen. Also kam sie zu Fuß als eine arme Frau und als ich sie sah, da gefiel sie mir wohl und ich redete mit ihr, ob sie mich nehmen wollte. Deß ward sie von Herzen froh und sprach, sie wollte mich gern haben und alles das thun, was

[55]) 2,333 Thlr. 10 Sgr., das war für die damalige Zeit ein ansehnliches Vermögen, s. Chroniken V, 439.

ich wollte, und wollte mir unterthänig und gehorsam sein und nichts von mir begehren, als was mein freier und guter Wille wäre und wollte mich und alle meine Kinder in Ehren halten und sich empfohlen sein lassen wie ihre eigenen Kinder. Und als ich hörte, daß die Frau so gutwillig war, da gefiel sie mir noch besser als zuvor und ich nahm sie; doch waren dabei genug ehrbare Leute. Und als ich sie genommen hatte, da war sie fromm und schlicht und je länger je besser und was man mir von ihr gesagt hatte, war alles wahr: sie war schön, fromm, tugendhaft und spann fleißig und hielt meine Kinder gar gut. So hielt ich sie auch gut und in Ehren und kaufte ihr, was sie bedurfte, Röcke und Mäntel und Pelzwerk, daß sie wohl damit zufrieden war. Also lebten wir in Freundschaft mit einander 7 Jahre. Gott vom Himmel sei ihr gnädig. Und es ist zu wissen, daß sie mir nichts zubrachte als 2 Betten ohne Ueberzüge und eine Truhe ohne Füße und eine Decke von Fuchspelz; und sie hatte weder Mantel noch Schleier, wohl aber einen Sohn und eine Tochter, die waren auch nackt, die bekleidete ich von Fuß an, wie auch meine Hausfrau; die Tochter ist seitdem gen St. Katharina in das Kloster gekommen und ist eine schöne Klosterfrau und lebt noch um das Jahr 1466 und ist jung und stolz; Gott behüt sie und uns alle vor Uebel., Amen.

Die vorgenannte Dorothea, meine liebe Hausfrau, starb am Mittwoch nach Oculi in der Fasten im 1449. Jahr, der Gott gnädig sei und es ist zu wissen, daß sie krank gelegen war von St. Thomas Tag vor Weihnachten bis auf den obgenannten Tag (19. März) und sie liegt unter meinem Stein zu St. Mauritien begraben. Als nun mein Weib, die Edelfrau, todt war, da blieb ich danach ein Wittwer bei 4½ Jahren und lebte schlecht und hatte ein thörichtes Fräulein zu mir genommen, das war mir lieb, aber ich gewann nicht viel dabei, sie that mir schier mehr Schaden als Gutes, wie es vielleicht einem thörichten Mann oft geschieht. Also bedacht ich mich, daß ich so schlecht und in Sünden lebte und niemand mir treu war und Gutes that als um mein Geld. Und das Fräulein war mir gar gefährlich und stahl mir das Meine, so viel sie vermochte; das verdroß mich und ich wollte es nicht mehr. Und da es vernahm, daß es Urlaub haben sollte, da hätte es gern viel Bosheit verübt; aber es gelang ihm nicht mehr. Es machte seinen Plan und meinte, es wolle mir Geld abjagen, lud mich vor das Ehegericht und verklagte mich auf die Ehe, woran sie mir doch wahrlich Unrecht that und es hätte gern gesehen, daß ich mich mit ihm verglichen hätte; aber ich wollte nur mein Recht. Also ward ich von ihr ledig ohne Geld, darüber hab ich einen Brief von dem Ehegericht, der kostete mich 1 fl. 20 Pfenning[56]), damit bin ich ledig von ihm. Es ist zu wissen, daß dasselbe Fräulein zwei Kinder von mir gehabt hat.[57])

[56]) 2 Thlr. 16 Sgr. [57]) Mit derselben Unbefangenheit spricht ein Zeitgenosse Zinggs, L. Rem in seinen Aufzeichnungen über die Geburt seiner „ledigen Kinder", s. Chroniken V, 140.

Das Fräulein hieß Margret Segeßerin von Walhaupten, die genas eines Sohnes in der Woche nach Bartholomä im 1452. Jahr, der ward Jörglin genannt, den ich aufgezogen und zur Schule habe gehen laſſen und im 1462. Jahr hab ich ihn nach Kaufbeuren gelaßen zu einem Schulmeiſter und gebe für ihn jedes Jahr 7 Gulden [58]) Koſtgeld. Darnach auf Dreikönig in dem 1453. Jahr genas dieſelbe Margret einer Tochter, die ward Hildgart genannt, die ſtarb an dem andern Tag danach und liegt zu St. Ulrich begraben bei andern kleinen Kindern.

Am Mittwoch nach S. Pauli Bekehrung (1454) nahm ich zum Weib der Münſterlerin, der Krämerin, Tochter, die hieß Dorothea, die war eine ſo fromme und ehrbare Tochter, als es in der ganzen Stadt nur eine geben mochte; Gott vom Himmel ſei gedankt für ſeine göttliche Gnade, daß er mir 3 ſo fromme Hausfrauen beſchert hat. Dieſe meine liebe Hausfrau, Dorothea Münſterlerin, hab ich gehabt in aller Freundſchaft und Liebe 5 Jahre und ſie hat 4 Kindlein von mir gehabt; der allmächtige Gott ſei ihr ewiger Lohn und laße ſie deß genießen.

Danach ſtarb meine liebe Hausfrau Dorothea Münſterlerin im Kindbett, als das Kind 10 Tage alt war, Gott vom Himmel ſei ihr gnädig. Amen. Geſchah im 1459. Jahr.

Als ich meine Hausfrau, der Münſterlerin Tochter, nahm, da wohnte ich in ihrem Haus, das am Judenberg gelegen iſt und nahm damals das Kornungeld [59]) ein und man gab mir dafür 43 fl. [60]) im Jahr. Und ich blieb alſo in meiner Schwieger Haus bei 3 Jahren, bis man das Kornungeld wieder abließ; dann zog ich in mein neues Haus in der Sachſengaſſe, das ich ſelber gebaut hatte und bewohnte es ganz hinten und vorn und Stadel [61]) und Garten. Darin blieb ich bis ich auf den Salzſtadel [62]) kam.

Ich kam auf den Salzſtadel zu Weihnachten 1456 und war noch darauf als man zählte 1462; wie lang ich aber noch darauf bleibe, das ſteht bei Gott.

In dem Jahr, als ich auf den Salzſtadel kam, auf St. Michels Tag im 1456. Jahr, da lag Herzog Sigmund und mit ihm der Biſchof von Trient vor Biſin [63]) mit vielem Volk; darauf ſaß ein Edelmann, genannt der Gradner; der war des Herzogs Diener geweſen und war gar gewaltig in dem Land und dem Herzog gar lieb. Es fügte ſich bald danach, daß derſelbe Gradner bei dem Herrn verleumdet ward und der Herzog ſtellte ihm nach und hätte ihn gern gefangen. Das ward nun der Gradner inne und ſäumte nicht länger und ſah, was er zu ſchaffen hatte und nahm überall von den beſten Schlößern, die der Herzog hatte, was darauf war von Geſchütz und Vorräthen und führte

[58]) 16 Thlr. 10 Sgr. [59]) Getreideſteuer. [60]) c. 100 Thlr. [61]) Scheune. [62]) Salzmagazin. [63]) Burg Biſein (Beſeno) zwiſchen Trient und Roveredo, die vom Biſchof von Trient zu Lehen ging.

alles nach Biſin, das iſt ein herrlich, reichlich und gutes Schloß, gehört dem Biſchof von Trient und liegt eine Meile dieſſeits von Roſereit. Das Schloß rüſtete er ſo wohl mit guten Geſellen, mit guten Büchſen, mit Pulver und aller Koſt, daß man ſagte, man könne es in 3 Jahren nicht gewinnen, des Proviants und des Kriegszeugs halber. Derſelbe Gradner hatte, wie man ſagt, bei 70 gute Geſellen, unter denen war auch mein Sohn Wilhelm, den ich gehabt habe von meiner erſten Frau, der Gott gnädig ſei. Der ward gefangen mit andern und gen Trient geführt, da lagen ſie in dem Thurm bei 5 Monaten. Nun wußt ich nichts darum, daß er gefangen lag, denn er war wohl 9 Jahre aus geweſen, ohne daß ich ein Wort von ihm gehört, ich hatte ihn auch ganz aufgegeben und wähnte, er wäre todt. Er war in welſchen Landen geweſen und war auf dem Weg, heim zu ziehen; da begegneten ihm Geſellen, die zu dem Gradner gingen, bei denen war er, bis er gefangen ward.

Als er nun zu Trient im Thurm lag, da hatte der Biſchof einen Trompeter, der war vor Zeiten ein Thürmer hier zu Augsburg auf dem Perlachthurm, der wollte ſich bei dem Biſchof einſchmeicheln und ſprach, mein Sohn hätte einen reichen Vater zu Augsburg, wär ein Kaufmann und könnte ihm 1000 Fl. geben. Als der Biſchof die Mähr hörte, daß er 1000 Fl. haben könne, die hätt er nun gern gehabt und ließ meinen Sohn im Gefängniß hart halten und ließ ihm ſagen, man wolle ihn tödten oder er müſſe 1000 Fl. geben. Alſo ward mir kund gethan, daß mein Sohn um Leib und Leben gefangen läge zu Trient; ich erhob mich, ritt gen Trient und kam am 5. Tag dahin. Als ich nun ankam, hätt ich ihn gern ledig gemacht, aber es konnte nicht ſein; ich verſuchte mancherlei und that was ich vermochte, aber es half alles nicht. Und es wollte der Biſchof gen dem Stein[64]) reiten, das iſt ein Schloß nahe bei Piſa und ich ritt mit ihm; und ich hatte 2 Edelleute, die waren Oberſthauptleute in dem Feld vor Piſa, die waren genannt der eine Herr Joachim und der andere hieß der Compenner, der hatte Herrn Joachims Tochter und war Hauptmann auf Perſin[65]); die waren mir gar behilflich und förderlich und halfen mir auch gar ſehr einen halben Tag verhandeln; doch mochte das anders nicht helfen, außer wenn ich 300 Ducaten[66]) gäbe; das wollt ich aber nicht thun, ſchied von dannen und ließ meinen Sohn im Thurm. Und danach über 6 Wochen ward er ledig, ich mußte aber dem Böſewicht, dem Biſchof zu Trient, 50 Gulden baar geben und koſtete mich ferner auch bei 30 Fl. mit Zehrung und Geſchenken, das that 80 Fl.[67]), die er mich koſtete."

Hier ſchließt, was B. Zingg über ſich ſelbſt aufgezeichnet hat. Noch einmal, im 4. Buche nimmt er einen Anlauf, eigene Schickſale im Zuſammen-

[64]) Stein am Calian — Caſtell alla Pietra. [65]) Veſte Perſen (Pergine) im Suganathale, öſtlich von Trient. [66]) c. 930 Thlr. [67]) c. 187 Thlr.

hange zu ſchildern, aber nach wenigen Sätzen bricht er wieder ab. Aus dieſem Wenigen mögen wir etwa die Motive errathen, die ihm eine Fortſetzung ſeiner Selbſtbiographie verleideten. Nach drei glücklichen Looſen hatte der alt gewordene Mann, als er nochmals heirathete, eine böſe Nummer gezogen. Zum Jahre 1466 ſchreibt er das Folgende:

„Seit ich mein Weib, das ich jetzo habe, genommen habe, das iſt in der Woche vor Jacobi 6 Jahre geweſen und ich war bei 64 Jahren alt, in der Zeit hab ich mehr Unbiltes und Uebles erlebt als je zuvor in allen meinen Tagen von Jugend auf bis zur obgenannten Zeit, beſonders mit meinem zornigen, trotzigen Weib. Alſo laß ich das Weib leben und thun was ſie will und habe mich darein ergeben von meiner Kinder wegen.“

So umwölkte das Greiſenalter des vielgewanderten Mannes, ſtatt daß es ihm die ſüße Ruhe einer glücklichen Häuslichkeit geboten hätte, der trübe Schatten des Mißmuths und Kummers. In der Vergangenheit mußte er den Troſt ſuchen, den ihm die Gegenwart verſagte, und ſo ſchrieb er Erinnerungen und Erlebniſſe nieder. Bis 1468 reichen ſeine Aufzeichnungen, dann legte er mit dem Spruche:

„Hie hat das buech ain end,
das Gott alls zum peſten wend!“

die Feder nieder.

Im Jahre 1474 ſtarb er, achtundſiebzigjährig.

Fr. v. Weech.

Deutſche Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

An der deutſchen Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger haben wir ein recht augenfälliges Beiſpiel, daß der Krieg vom vorigen Sommer wirklich gute, lebensfräftige Beſtrebungen nur wenig geſtört und aufgehalten hat. Sie wurde bekanntlich im Mai 1865 zu Kiel gegründet. Im Januar 1866 trat in Hamburg der Geſellſchaftsausſchuß zum erſten Mal zuſammen, und muſterte, als Stand vom 1. Januar, 3,847 Mitglieder mit 4 726 Thlr. 12½ Sgr. Jahresbeiträgen. Am 1. Januar 1867 dagegen zählte man nicht weniger als 12,692 Mitglieder, die der Geſellſchaft 13,743 Thlr. 12 Sgr. laufenden Beitrag ent-

richteten. Das Jahr des Bürgerkrieges, des Umſturzes der alten Bundesverfaſſung iſt folglich für die deutſche Rettungsgeſellſchaft zugleich das Jahr der eigentlichen Einbürgerung und nationalen Ausbreitung geweſen. Es hat ſich an ihr abermals die außerordentlich folgenreiche Thatſache bewährt, daß ringsum in der Nation Organe bereit ſtehen, fähig und geneigt, jedes vaterländiſche oder humane Unternehmen freiwillig gemeinſam auf die Schultern zu heben. In Frankreich pflegt man ſich für ſolche Fälle an Präfecten und Maires zu wenden; ja ſelbſt in England gelingt es in der Regel weniger raſch, ein Netz von zuſammenhängenden lebendigen Maſchen über das ganze Land hin auszuſtrecken. Wir Deutſche ſind gleichzeitig mit den Eiſenbahnen Politiker geworden, haben unſer Schickſal — unbeſchadet der Verdienſte Einzelner — in die eigene Hand genommen, und organiſiren uns daher mit beinahe beiſpielloſer Leichtigkeit für alle halbwegs würdigen und populären Zwecke.

Der Jahresbericht des Generalſecretärs Dr. Schumacher in Bremen für 1866, der am 27. April dem in Lübeck verſammelten Geſellſchaftsausſchuß vorgelegt wurde, enthält außer den ſummariſchen Beſtandziffern in einer Anlage auch eine Vertheilung derſelben über die verſchiedenen Gebiete. Es ergiebt ſich daraus, daß von den zu Neujahr vorhandenen 12,692 Mitgliedern 7,215 in Preußen, 3,326 in den andern norddeutſchen Küſtenſtaaten, 2 131 im deutſchen Binnenlande außerhalb Preußens, 15 in Oeſtreich und 5 im Auslande wohnen. Den zehn damals beſtehenden Küſtenbezirksvereinen gehörten 8,630 Mitglieder an, den zehn binnenländiſchen Bezirksvereinen 2,722, den Vertreterſchaften 1,300. Die letzteren befinden ſich in folgenden Städten: Augsburg, Aſchaffenburg, Apolda, Arnſtadt, Alsleben, Berlin, Breslau, Bockenheim, Düſſeldorf, Eybau, Frankfurt am Main, Friedberg, Gotha, Gera, Hanau, Hagen, Hameln, Jena, Kaſſel, Lüneburg, Lindau, München, Magdeburg, Münden, Neuwied, Osnabrück, Rotenburg, Paderborn, Verden, Würzburg, Wiesbaden, Weimar; während in Altenburg, Barmen, Bonn, Braunſchweig, Elberfeld, Halberſtadt, Hildesheim, Leipzig, Nürnberg, Nimburg, Saalfeld, ſowie in Karlsruhe für den ganzen Oberrhein binnenländiſche Bezirksvereine beſtehen. Wir führen dieſe Namen hier an, um ſympathiſche Leſer auf die etwa noch übrigen Lücken in ihrer Nähe aufmerkſam zu machen.

Im Binnenlande herrſcht die deutſche Geſellſchaft unbeſtritten. An der Küſte hingegen hat ſie noch immer mit der Abſonderung zu kämpfen, welche auf der Gründungsverſammlung in Kiel als Reſt eines der Centraliſation der Sache gradezu feindſeligen Strebens übrigblieb. Doch muß man conſtatiren, daß der Particularismus im Rettungsweſen neuerdings viel von ſeinem trotzigen Selbſtbewußtſein, und folglich alſo wohl von ſeiner Lebenskraft eingebüßt hat. Die relativ berechtigte Sonderbündelei der Oſtfrieſen iſt offenbar ebenſogut auf

dem Rückzuge begriffen, wie die ſchwer zu verſtehende der Hamburger und der Stralſunder. Mit dem Welfenreiche iſt das ſtärkſte Hinderniß ihres Eintritts in die allgemeine Geſellſchaft gewichen. Die Uebernahme des Protectorats derſelben durch König Wilhelm muß es allen drei Sondervereinen erleichtern, ihre äußere Selbſtändigkeit zu opfern, um gleichverpflichtet und gleichberechtigt theilzunehmen an dem nationalen Rettungswerke, anſtatt daß ſie jetzt blos innerhalb ihrer eigenen engen Sphäre handelnd eingreifen können und nur wie Deutſche zweiter Claſſe gleichſam an den gemeinſchaftlichen Berathungen ſchriftlich oder mündlich theilnehmen. Die Empfindung von der Unhaltbarkeit ihrer Stellung iſt denn auch ſchon bei allen drei Sondervereinen ſichtlich hervorgetreten, bei Oſtfriesland und Stralſund in den letzten Jahresberichten und Vereinsverſammlungen, bei Hamburg mehr privater Weiſe. Es handelt ſich eber nur noch um die Form des Anſchluſſes als um den Anſchluß ſelbſt. Bis übers Jahr wird der letztere in der einen oder anderen Weiſe wohl vollzogen ſein.

Das hauptſächliche Argument der Gegner der Centraliſation in Kiel war die koſtſpielige Ueberflüſſigkeit der centralen Verwaltung. In der That hat dieſe im Jahre 1866 z. B. 2500—3000 Thlr. gekoſtet, die ohne nationale Organiſation nicht zur Ausgabe gelangt ſein würden, abgeſehen von Koſten für Proben, Modelle u. ſ. w., welche ohne ſie ebenfalls ſchwerlich hervorgerufen worden wären. Aber dieſem Aufwande ſteht der ganze Reinertrag der hundert Sammlungen in großen und kleinen, maritimen und binnenländiſchen Orten gegenüber, welche erſt durch ihn wirklich und möglich geworden ſind; — ſo daß der Generalſecretär im Jahresbericht durchaus berechtigt iſt anzunehmen, die Centralverwaltung habe mindeſtens das Achtfache deſſen aufgebracht, was ſie gekoſtet.

Dieſen Einwand haben die Particulariſten des Rettungswerks — um ohne böſe Meinung einen bequemen und verſtändlichen Ausdruck zu gebrauchen — denn auch fallen laſſen. Sie widerſetzten ſich nicht einmal mehr, als auf der Jahresverſammlung in Lübeck jene Einſetzung eines techniſchen Inſpectors beſchloſſen wurde, welche man in Kiel 1865 ihrem Murren über den Luxus einer zweckloſen Centraliſation hatte opfern müſſen. Ueber den Präſidenten und den Generalſecretär wird alſo in einem Betriebsinſpector demnächſt ein dritter ſtändiger Beamter der Rettungsanſtalt treten, deſſen Aufgabe die beſtändige Ocularcontrole des ſämmtlichen gebrauchten Materials ſein wird.

Dieſer Beſchluß dürfte leicht das wichtigſte concrete Reſultat der ſoeben gehaltenen Jahresverſammlung in Lübeck ſein. Die Verhandlungen ließen ſonſt formell genommen dies und das zu wünſchen übrig. Der Generalſecretär hatte ohne Zweifel alles aufs ſorgfältigſte vorbearbeitet. Der Geſellſchaftspräſident, Conſul H. H. Meier aus Bremen, kann, was allgemeine Einſicht und Erfahrung,

praktischen Blick, angesehene Lebensstellung, Energie und Initiative anbelangt, nicht leicht von jemandem übertroffen werden. Für die Gesellschaft im Ganzen ist sein Präsidium von ausgemachtem und allgemein anerkanntem Werthe. Er hat aber für die Vorsitzführung mitunter die Fehler seiner Vorzüge an sich, d. h. ein zu starkes persönliches Eingreifen in die Debatte, eine zu reizbare Ungeduld gegen Abschweifungen oder was ihm als dergleichen erscheint, ja wohl auch gegen eingehend erschöpfende Besprechung von Hauptfragen überhaupt. Eine gewisse Ermüdung kam in die des besten Willens volle Versammlung der Ausschußmitglieder schon dadurch, daß sie den Jahresbericht mußte vorlesen hören, anstatt ihn gedruckt auf ihren Plätzen zu finden, was, so trefflich der Bericht auch orientirte, doch die nachtheilige Wirkung hatte, daß die Frische der ersten Stunde den eigentlichen Verhandlungen verloren ging. Nachher litten diese dann noch einigermaßen unter der Fluth von Anträgen der Bezirksverwaltungen, worin sich namentlich diejenige für das westliche Schleswig hervorgethan hatte. Da der Vorsitzende den Stoff gern in einer einzigen Sitzung erledigen wollte, so trat später ein wahrer Wetteifer zwischen ihm und den Antragstellern ein, freiwillig zurückzuziehen oder zur Zurückziehung zu bestimmen, was dann wieder nicht in allen Fällen zum Vortheil der Sache ausschlagen konnte. Beispielsweise hätte eine Besprechung über die die Bezirksvereine betreffenden Vorschriften des Statuts wohl dazu führen können, die Verhandlung mit den außenstehenden Vereinen wegen ihres Eintritts einen Schritt weiterzuführen. Diese Verhandlung ist in Lübeck anscheinend gar nicht vorwärts gerückt, obgleich alle drei Sondervereine durch leitende Mitglieder vertreten waren (Hamburg durch Herrn Ad. Godeffroy, Ostfriesland durch Oberzollinspector Breusing aus Emden, Stralsund durch Professor Zober). Eine Berührung des Punktes auf der beiden Parteien zugänglichen Jahresversammlung der deutschen Gesellschaft mußte natürlich tactvoll geschehen, um nicht zu schaden statt zu nützen; aber in dieser Hinsicht hätte man sich ja sowohl auf die Leitung, wie auf die einzelnen Theilnehmer der Debatte unbedenklich verlassen können.

Unter den letzteren war auch der ehemalige erste Generalsecretär und eigentliche Gründer der Gesellschaft, Professor Emminghaus aus Karlsruhe. Er vertrat den großen südwestdeutschen Bezirksverein, der Baden, Würtemberg, die bayerische Rheinpfalz und Rheinhessen umfaßt. Im letzten Winter gegründet, ist dieser Verein auf seine Art auch ein Protest gegen die Mainlinie, die die deutsche Rettungsgesellschaft mit ihm erst recht eigentlich herrschend überschritten hat. Es ist, als ob unsere süddeutschen Brüder sich seit der Stiftung des norddeutschen Bundes doppelt verpflichtet glaubten, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihre Zusammengehörigkeit mit dem Norden thatsächlich und opfer-

bringend zu bekunden. Möge dieſer Drang ſie auf noch wichtigeren und ernſteren Gebieten nicht im Stiche laſſen! Und möge ihr Vorgehen endlich in einer gewiſſen wohlanſtändigen Scham die letzten Bedenken erſticken, welche die beſtehenden Sondervereine noch abhalten, in die nationale Rettungsgeſellſchaft aufzugeben.

Luxemburg und die Mainlinie.

Am Freitag, den 26. April wurde in Berlin beſchloſſen, auf die Vermittlungsvorſchläge der unbetheiligten Großmächte in der luxemburger Frage einzugehen, obgleich dieſelben in ihrer Neigung der Unruhe Frankreichs eine große Conceſſion zu machen, den Preußen die Aufgabe der Feſtung Luxemburg empfahlen; wogegen ſie allerdings verhießen, das Großherzogthum unter gemeinſamen Schutz zu ſtellen und dadurch ſeinen Anneg an Frankreich zwar nicht zu verhindern, vielleicht zu erſchweren. Die Thätigkeit der Botſchafter in Berlin wurde gefördert durch die perſönliche Einwirkung mehrer Souveräne, welche die Vermählung der Prinzeß Hohenzollern mit dem Grafen Flandern in Berlin vereinigt hatte. Unter ihnen war der König der Belgier beſonders hervorragend durch Urtheil und ſein Landesintereſſe, und er ſuchte, wie verlautet, beſonders eifrig eine Verſtändigung zwiſchen Preußen und Frankreich.

Thatſache iſt, daß wir uns mit dem Gedanken vertraut machen müſſen, die Feſtung Luxemburg gegen irgendwelche Garantien zu opfern. Von dieſen Garantien werden wir nur eine für genügendes Aequivalent halten, wenn es gelingt, die Perſonalunion zwiſchen Luxemburg und Holland in der Weiſe aufzuheben, daß ein Prinz des Hauſes Oranien-Naſſau: Heinrich, der gegenwärtige Statthalter, oder Prinz Nikolaus v. Naſſau das Territorium als Landesherr erhält. Dann mag das Land für ewige Zeiten neutraliſirt zwiſchen Deutſchland und Frankreich liegen, für militäriſchen Einmarſch in Frankreich uns ein arges Hinderniß, den Franzoſen ein Schutz, den ſie jetzt ſo aufgeregt begehren; im

Frieden durch den Zollverein mit uns verbunden, im Uebrigen ohne alle Präſtationen für den norddeutſchen Bund. Es wäre keine ideale Löſung, aber ſie wäre alles, was wir jetzt erreichen könnten. Die Frage iſt nur, wer wird dem König von Holland die Summe für Luxemburg bezahlen, welche er von Frankreich entweder gefordert oder bereits erhalten hat.

In jedem Fall wird durch die Vermittlung, durch Conferenz und Vertrag die Entſcheidung einer Grenzfrage nur vertagt, und uns wird zugemuthet, für dieſe Vertagung ein Opfer zu bringen.

Wenn wir wenigſtens die Sicherheit hätten, daß dieſes Opfer uns in Wirklichkeit den Frieden auf einige Zeit bewahren werde. Aber dieſe Sicherheit entbehren wir ganz. Wer bürgt uns dafür, daß nicht in wenig Monaten dieſelbe Berſerkerei in unſere liebenswürdigen Nachbarn fährt? eine geheime Speculation des Kaiſers, Eitelkeit und Eiferſucht der Menge, Eigennutz einiger ſchlechten journaliſtiſchen Individuen zu Paris vermag jeden Tag ähnliche Kriegsfanfaren zu uns herüberzuſenden. Wahrlich, die deutſche Geduld war ſchon diesmal auf eine harte Probe geſtellt. Erſt machte man ein Geſchäft über den Köpfen preußiſcher Soldaten hinweg, dann fing man einen Kriegslärm an, der unerwarteter und unbegründeter wohl niemals gegen eine friedliche Nation getobt hat, und als endlich auch einzelne Deutſche entrüſtet nach den wüſten Krakehlern in Paris ausſchauten, wurde uns ſogar von wackeren Landsleuten in Frankreich unzufrieden bemerkt, unſer Unwille ſchüre das Feuer, verſchlimmre die Lage. Im Grunde ſei Frankreich verſtändig und friedliebend, es ſeien nur einzelne Schreier, allenfalls eine Minorität u. ſ. w.

Wohl möglich. Aber dieſe Minorität vermochte zu regieren, zu rüſten, die öffentliche Meinung ohne großen Widerſtand, ja mit geheimer Unterſtützung des Kaiſers aufzuregen, zu fanatiſiren. Es thut uns ſehr leid, daß der gute Wille und die friedliche Geſinnung Frankreichs jedesmal bei dergleichen Emotionen ſeiner Preſſe und Volksvertretung für uns wenig wahrnehmbar ſind. Uns hat es an Ruhe diesmal ſicher nicht gefehlt.

Wir werden auch fernerhin der alten Kriegsluſt der Franzoſen keine gegründete Veranlaſſung geben, wir wollen ihnen keinen Mann entführen, kein Dorf abſtreichen, welches den Vorzug genießt, ſeine ſtrebſamen Söhne und Töchter in Paris zu bilden. Aber wir fürchten demungeachtet, daß jeder neue Schritt, den wir in unſeren deutſchen Angelegenheiten thun, die franzöſiſche Eiferſucht in ähnlicher Weiſe aufregen kann, wie jetzt der Gedanke an Luxemburg.

Die Südſtaaten Deutſchlands vermögen aus eigener Kraft keinen genügenden militäriſchen Schutz für ihre Territorien zu organiſiren. Sie haben bis jetzt wenig für Reorganiſation ihrer Heere gethan und werden nicht viel thun. Auch

bei dem beſten Willen ihrer Regierungen können ſie aus eigenem freien Entſchluſſe weder die allgemeine Wehrpflicht, noch die größeren Präſtationen zur Erhaltung eines Contingents aufbringen, welches der Organiſation des norddeutſchen Bundes völlig entſpricht. Nur eine feſte Verbindung mit Preußen und dem Bunde vermag dieſe Landſchaften davor zu bewahren, daß ſie bei nächſter Gelegenheit den Oeſtreichern oder Franzoſen anheimfallen, und dieſe Verbindung, zunächſt die militäriſche, wird den Regierungen und Völkern nicht verſchafft werden können, ohne eine gewiſſe freundſchaftliche Mahnung des Nordens — um die Sachlage zart auszudrücken. Aber jedes Uebergreifen Preußens und des Bundes über die Fiction der Mainlinie wird Geſchrei im Auslande erregen, man wird darin eine Alteration der Verträge von Nikölsburg finden. Unſere Lage wird faſt unerträglich, weil ſie jede Woche den Nachbarn in Frankreich und den Nachbarn jenſeits der böhmiſchen Grenze Veranlaſſung giebt, uns ihre Einwendungen und Proteſte zuzuſenden und gegen uns zu conſpiriren. An Handhaben dazu werden es weder einzelne Regierungen, noch einzelne Parteien fehlen laſſen.

Deshalb vermögen wir uns jetzt der Friedensausſicht noch nicht zu freuen. Denn wir fürchten, auch wenn es uns gelingt, die luxemburger Frage für einige Jahre aus der Welt zu ſchaffen, es liegt doch in der Hand unſerer Nachbarn und Gegner, jeden Augenblick, der ihnen gelegen iſt und uns ungelegen, ein neues Streitobject aufzufinden.

Die Empfindung, daß dieſe Unſicherheit doch unſere nächſte Zukunft belaſten wird, iſt im Norden des Mains weit verbreitet, und daraus erklärt ſich die Stimmung, welche in den letzten Wochen überall im Privatverkehr und in der Preſſe Ausdruck fand. Wir ſtehen gegen das Ausland durchaus auf der Defenſive, unſere Stellung in Luxemburg war uns durch europäiſche Sorge um die Eroberungsſucht Frankreichs gegeben, dieſe Sorge iſt zur Zeit nicht kleiner geworden, der Kaiſer hat viel gethan, ſie aufs Neue wach zu rufen, wir haben, ſo lange man in Frankreich als Recht beanſprucht, ſich in die innern politiſchen Umwälzungen der Nachbarländer einzumiſchen, keine Garantie, welche unſere nächſte Zukunft vor ſolcher uns unerträglichen Einmiſchung bewahrt. Daher bei uns die Entſchloſſenheit, in dem gegenwärtigen Conflict mit Frankreich nichts zu bewilligen, was irgendwie das deutſche Intereſſe beſchädigen kann. In dieſer Feſtigkeit liegt auch Klugheit. Ein aufſtrebender Staat darf ſich nach keiner Richtung ſchwach zeigen.

Wenn wir deshalb jetzt auf die Beſetzung Luxemburgs verzichten müßten, ſo dürften wir es nur thun, wenn wir dabei zugleich eine Sicherung gewönnen, daß ein näherer Anſchluß der Südſtaaten an den norddeutſchen Bund uns keiner

neuen Kriegsgefahr von Seiten unſerer Nachbarn ausſetzt. Wie aber dieſe Sicherung zu gewinnen iſt, ſehen wir zur Zeit nicht ein.

Und deshalb laſſen wir uns durch die neuen Friedensnachrichten über den Ernſt unſerer Lage nicht täuſchen.

Literariſches.

Welt oder Weſte?

Beitrag zur Textkritik des Wilhelm Meiſter.

Zu den Emendationen, die M. Bernays in ſeinem bekannten anregenden Schriftchen dem Texte Goethes aus den Originaldrucken der Einzelwerke beibringen will, gehört eine im Wilhelm Meiſter, die ich nicht billigen kann. Eine Beſprechung der Sache wird wiederum dazu dienen, den kritiſchen Werth der Originalausgaben auf das rechte Maß zurückzuführen.

Es handelt ſich um den Anfang des ſechſten Capitels des ſiebenten Buchs

Die Situation iſt dieſe. Wilhelm hat Lydia zu Thereſen gebracht und dieſe eben kennen gelernt. Sie hat ihm bereits mit einem Seufzer und einer Thräne im Auge von ihrem früheren Verhältniß zu Lothario geſprochen und verheißen ihre Geſchichte zu erzählen.

Gegen Abend, heißt es, öffnete ſich ſeine Thüre, und ein junger artiger Jägerburſche trat mit einem Gruße herein. „Wollen wir nun ſpazieren gehn? ſagte der junge Menſch, und in dem Augenblick erkannte Wilhelm Thereſen an ihren ſchönen Augen. Verzeihen Sie mir dieſe Maskerade, fing ſie an, denn leider iſt es jetzt nur Maskerade. Doch da ich einmal von der Zeit erzählen ſoll, in der ich mich ſo gerne in dieſer Welt ſah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weiſe vergegenwärtigen. Kommen Sie, ſelbſt der Platz, an dem wir ſo oft von unſern Jagden und Spaziergängen ausruhten, ſoll dazu beitragen.“

Sie lagern ſich unter einer Eiche und Thereſe beginnt, wie ſie ſagt, die Geſchichte eines deutſchen Mädchens. Ich ſetze dieſe natürlich als bekannt voraus und erinnere nur daran, daß Thereſe nach dem Tode ihres Vaters die Aufſicht über die Waldungen einer Freundin übernimmt und für dieſe forſt-

männiſche Thätigkeit das männliche Coſtüm bequem findet, daß ſie darauf, als Lothario zum Beſuch bei ihrer Freundin iſt, aus Koketterie gegen dieſen in ihren Mannskleidern auf einer Jagd erſcheint.

M. Bernays will in der angeführten Stelle für „in der ich mich ſo gern in dieſer Welt ſah" — leſen „in dieſer Weſte". So ſtehe in der erſten Ausgabe. Gegen die gewöhnliche Lesart führt Bernays zunächſt Folgendes an. Die Redensart: die Zeit, in der ich mich ſo gerne in dieſer Welt ſah, klinge melancholiſch, weltſchmerzlich, es würde darin liegen, daß Thereſe jetzt nur mit Widerwillen in dieſer Welt weile und dies paſſe nicht zu ihrem Charakter.

Ich gebe das Letzte zu, aber nicht das Erſte. Wenn jemand von der Zeit ſpricht, wo er das und das „ſo gerne" that, ſo läßt ſich etwa daraus folgern, daß er es jetzt nicht mehr „ſo gerne" thut, aber nicht, daß er es mit Widerwillen thut. Bernays ſelbſt läßt Thereſe von der Zeit ſprechen, wo ſie ſich ſo gerne in dieſer Weſte ſah. Folgt vielleicht daraus, daß Thereſe ſie jetzt mit Widerwillen anzog? Doch gewiß nicht, denn ſie hätte es ſonſt nicht gethan, da ſie nicht dazu genöthigt war. Alſo liegt auch in Thereſens Worten von der Zeit „wo ſie ſich ſo gerne in dieſer Welt ſah" — kein Weltſchmerz, ſondern nur, daß ſie ſich jetzt nicht ſo glücklich fühlt als damals, wo ſie Lotharios Geliebte und Braut war.

Weiter meint Bernays, die fraglichen Worte auch für ſich betrachtet erregten Bedenken. Ich citire wörtlich. „Thereſe ſagt: Ich habe ein männliches Jägerhabit angezogen; jetzt iſt das freilich nur eine Maskerade; es gab aber eine Zeit, da es nicht blos Maskerade war: jene glücklichen Tage nämlich, da ich Lothario durch Feld und Wald in dieſem Anzuge zu begleiten pflegte. Indem ich Ihnen nun meine Lebensgeſchichte und vor allem die Geſchichte meines Verhältniſſes zu Lothario erzähle, will ich mir jene entſchwundene glückliche Zeit, in der ich dieſen Anzug ſo gerne trug, auf alle Weiſe vergegenwärtigen; und deshalb habe ich dies Kleid auch jetzt angelegt. Es ſoll mich in jene Zeit zurückverſetzen, ebenſo wie der Platz, auf den wir uns jetzt begeben wollen. — Man ſieht, anſtatt der Worte: „in der ich mich ſo gerne in dieſer Welt ſah", muß man durchaus eine Hindeutung auf das männliche Habit erwarten; denn es handelt ſich hier ja eben um die Vergegenwärtigung jener Tage, da ſie an Lotharios Seite in dieſem Jägerkleid durch Wald und Feld zu ſtreichen pflegte." — Dieſer Anforderung genüge nun die „Weſte" der erſten Ausgabe, Weſte vertrete das ganze männliche Habit.

Vor allen Dingen ſcheint mir, der Kritiker habe es ſich mit ſeiner Paraphraſe zu bequem gemacht, indem er Thereſen Verſchiedenes in den Mund legt, wovon ſie an dieſer Stelle noch kein Wort ſagt und indem er ohne Weiteres als nothwendig vorausſetzt, daß in den controverſen Worten eine Anſpielung

auf den Anzug enthalten ſein müſſe. Dann iſt freilich die Weſte leichter gerechtfertigt. Meines Erachtens genügt es aber, wenn nur überhaupt in Thereſens einleitenden Worten irgendeine Andeutung vorhanden iſt, daß das Coſtüm mit zur Vergegenwärtigung der zu erzählenden Geſchichte gehöre, und dieſe Andeutung iſt auch ohne die Weſte, nach der gewöhnlichen Lesart, zur Genüge da.

Gegen dieſe Weſte hätte ich aber ſehr viel einzuwenden. Erſtens fällt Thereſe ſonderbar ins Haus, wenn ſie gleich damit anfängt: Da ich ihnen doch einmal von der Zeit erzählen ſoll, in der ich mich ſo gern in dieſer Weſte ſah. Warum ſoll ſie denn? Von ihrer Geſchichte, auch von ihrer Liebesgeſchichte iſt die Rede geweſen, aber durchaus nicht von der Weſte oder dem Coſtüm. Sie hat alſo keinen Grund zu ſagen, ſie ſolle von der Zeit der Weſte erzählen. Sodann, was iſt von dem Geſchmacke eines Mädchens zu halten, das die ſchöne Zeit der jungen Liebe nicht anders zu bezeichnen weiß als „die Zeit, wo ich dies Coſtüm ſo gerne trug?“ Das klingt, als wäre ihr jene Liebe hauptſächlich als Würze des Wohlgefallens am Coſtüm in der Erinnerung werth. Und wenn ſie nur wenigſtens vom Anzuge im Allgemeinen ſpräche! Aber dieſes pars pro toto, dieſe repräſentative „Weſte“ iſt gradezu komiſch. Und ſie wird noch komiſcher, wenn man bedenkt, daß ſie eine unpaſſende Repräſentation wäre. Denn die Weſte iſt doch grade eines der weniger weſentlichen und charakteriſtiſchen Stücke des männlichen Anzuges. Wir würden über einen Mann lachen, der ſtatt zu ſagen „die Zeit, wo ich dieſen Anzug trug“, ſich ſo ausdrückte „die Zeit, wo ich dieſe Weſte trug“. — Thereſe iſt zwar kein Muſter feiner Weiblichkeit und ſoll es nicht ſein, aber lächerlich kann Goethe ſie nicht machen wollen, denn ſie könnte dann keine Anziehungskraft auf Lothario und Wilhelm üben. Und mit der Weſte würde ſie lächerlich.

Ich ziehe alſo der „Weſte“ die „Welt“ bedeutend vor, obſchon ich nicht läugne, daß dieſe etwas matt iſt. Ich halte es nicht für undenkbar, daß Goethe wirklich ſo geſchrieben, wie die erſte Ausgabe lautet. Aber dann iſt ihm eben eine Geſchmackloſigkeit und ein Fehler entſchlüpft und die ſpäteren Ausgaben zeigen die Verbeſſerung. S.

Die deutsche Shakespearegesellschaft

hat in diesen Tagen in Berlin ihre Generalversammlung gehalten. Unter den geschäftlichen Mittheilungen war die erfreulichste, daß es der Gesellschaft gelungen ist, mit der reimerschen Verlagshandlung einen Contract über eine neue verbesserte Ausgabe der schlegel-tieckschen Uebersetzung abzuschließen. Es ist erwünscht, daß der Verein sich in solcher Weise die Fürsorge für die Interessen des großen genießenden Publikums zum Ziele setzt. Wollte er sich auf einen exlusiven gelehrten Shakespearecultus beschränken, so würde er allen volksthümlichen Boden verlieren. In diesem Sinne möchten wir uns erlauben, die Freunde der Gesellschaft auf eine weitere Aufgabe hinzuweisen, durch deren Erfüllung sie sich „ein wahres Verdienst um Shakespeare in Deutschland" erwerben würde. Diese Aufgabe wäre die Veranstaltung einer besonders für Deutschland berechneten englischen Ausgabe mit Commentar. Keine der vorhandenen Ausgaben genügt dem Bedürfniß der vielen nicht Gelehrten, aber Unterrichteten, die Shakespeare gern im Original lesen möchten. Von den englischen Commentaren zu geschweigen, so ist auch in Deutschland selbst jenes Bedürfniß noch nicht befriedigt. Der sehr gründliche und scharfsinnige Delius macht sich die Textkritik zur Hauptaufgabe, der Erläuterungen sind bei ihm lange nicht genug. Was das Maß dieser letzteren betrifft, so könnten wohl die Ausgaben, die Ulrici von einzelnen Stücken, z. B. Romeo, veröffentlicht hat, als Muster dienen. Nur freilich müßte dem Commentator etwas mehr lebendige Kenntniß des Englischen zu Gebote stehen, als Ulrici zu besitzen scheint. Scherzes halber ein kleines Beispiel. Romeo (Act 1. Sc. 2) sagt, ein Blatt von Wegerich sei gut für a broken shin, d. h. für ein Schienbein, das man sich aufgeschlagen, contusionirt hat. Ulrici polemisirt gegen die englischen Ausleger, die Romeos Worte für Ernst nehmen, er nimmt sie für Ironie, weil er an einen förmlichen Beinbruch denkt, für den doch der Wegerich unmöglich helfen könne. Auch Schlegel übersetzt „für dein zerbrochnes Bein". Allein a broken shin, a broken nose u. s. w. ist gewöhnlich eine bloße Contusion. Der Beweis ist sehr nahe zu finden, in der nächsten Scene, wo die Amme erzählt, wie Julia als kleines Kind auf die Stirn fiel. Wie sagt sie da? She broke her brow, d. h., wie sie gleich darauf selbst erläutert, sie fiel sich eine Beule.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

(durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen).

Arany, J., Erzählende Dichtungen. 2 Bde 1 Thlr.

Auffenberg, Freiherr von, sämmtliche Werke. 22 Bde. 2 Thlr. 15 Ngr.

—— Auswahl aus seinen Werken. 7 Bde. 1 Thlr.

—— Trauerspiele. 7 Bde. 1 Thlr.

—— Schauspiele. 8 Bde. 1 Thlr.

Beck, K., Jadwiga. Gedicht. 16 Ngr.

Böttger, Ad., Der Fall von Babylon. Dichtung. broch. 15 Ngr., fein geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

—— Liederchronik deutscher Helden. Gedichtsammlung für Knaben. eleg. carton. 24 Ngr., fein geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brunnemann, Geschichte der nordamerikanischen Literatur. 20 Ngr.

Eyth, M. Volkmar. Epos. 27 Ngr.

Griesselich, Dr. L., Gesundheitslehre. 11¼ Ngr.

Hartmann, M., Adam und Eva. Idylle. 20 Ngr.

Hedrich, Fr., Kain. Dramatisches Gedicht. 15 Ngr.

—— Lady Esther Stanhope. Tragödie. 15 Ngr.

Heller, H. J., Gedichte. 1 Thlr.

Hempel, C. F., Kurze Beschreibung des heiligen Landes. Mit einer Karte von Palästina. 7½ Ngr. Text oder Karte einzeln 3¾ Ngr.

Horatius, Satiren erklärt von L. F. Heindorf, bearbeitet von Prof. Dr. Döderlein. 3 Aufl. 2 Thlr.

Huhn, E. H. Th., Handbuch der Volkswirthschaftslehre und Volkswirthschaftspolitik. 3 Thle. 1. Thl.: Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Thl.: Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. 3. Thl.: Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und d. Handels. 3 Thlr. 7½ Ngr. (Jeder Theil wird apart abgegeben.)

—— Finanzwissenschaft. 1 Thlr. 10 Ngr.

—— Allgemeines u. deutsches Staatsrecht. 1 Thlr. 24 Ngr.

—— Völkerrecht. 1 Thlr.

—— Politik. 2 Thlr.

—— Statistik. 2 Thlr. 24 Ngr.

Jacobi, V. Prof., Freiherr von Liebig als unberechtigt zu entscheidendem Urtheil über Praxis und Unterrichtswesen in der Landwirthschaft. 2. Aufl. 1 Thlr.

Kapper, S., Fürst Lazar. Dichtung. Min.-Ausg. Geh. 1½ Thlr. eleg. geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Katsch, Ad., Emilie. Dichtung. eleg. cart. 1 Thlr.

Kirsch, K., Lese- und Lehrbuch f. evang. Volksschulen. 1. Lehrgang f. Mittelklassen. 7½ Ngr. 2. Lehrgang f. Oberklassen. 10 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. eleg. carton. 24 Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha. Deutsch von Ad. Böttger. broch. 1⅓ Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 24 Ngr.

Meißner, Alfred, Dichtungen, cplt. in einem Bande. 1 Thlr. 15 Ngr.

—— Gedichte. 8.-Ausgabe. cart. 27 Ngr. Min.-Ausgabe. broch. 1 Thlr., eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 27½ Ngr.

—— Ziska. 8.-Ausgabe. cart. 22½ Ngr. Min.-Ausg. broch. 1 Thlr. eleg. geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 25 Ngr.

—— Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr.

—— Reginald Armstrong oder die Welt des Geldes. Trauerspiel. 1 Thlr.

—— Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr.

Meyern, G. von, Ein Kaiser. Drama. broch 20 Ngr., eleg. geb. mit Goldschnitt. 28 Ngr.

Nagel, Dr. Fr., Die Napoleoniden. Ein genealogisch-historisches Tableau. Ausgabe Nr. 1. 10 Ngr. Nr. 2 auf Glacé-Papier, Einfassung in Bronze und Ultramarin. 2 Thlr. Nr. 3 auf starkem Double-Glacé-Carton in Farben-, Ton- u. Golddruck. 5 Thlr.

Pasig, Luther's letzte Lebenstage. 15 Ngr.

—— Zeugnisse evangel. Wahrheit. 3 Thle. 25 Ngr.

Reichenau, Rud., Aus unsern vier Wänden. Min.-Ausg. 1. Abthlg. broch. 20 Ngr., carton. 24 Ngr., fein geb. m. Goldschn. 1 Thlr. 2. Abthlg. carton. 24 Ngr., fein geb. m. Goldschn. 1 Thlr. 3. Abthlg. carton. 1 Thlr., fein geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 10 Ngr. Min.-Ausg. compl. carton. in einem Band 2 Thlr. Pracht-Ausgabe mit 66 Original-Zeichnungen von O. Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. 1. Abthlg. eleg. carton. 4°. 3 Thlr. 10 Ngr., fein geb. in Originaleinband. 4 Thlr. 15 Ngr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtungen aus Irland. 24 Ngr.

Schmidt, Julian, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod. 3 Bde. 5. Aufl. 1. Band 2 Thlr. 20 Ngr. 2. Band 3 Thlr. 5 Ngr.

—— Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod. 1681—1781. 2 Bde. oder 8 Lieferungen. 7 Thlr. 20 Ngr.

—— Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution. 2 Bde. 5 Thlr. 18 Ngr.

—— Schiller und seine Zeitgenossen. 2 Thlr.

—— Geschichte der Romantik. 2 Bde. 3 Thlr.

—— Weimar und Jena in den Jahren 1794—1806. 1 Thlr. 15 Ngr.

Staat, der, oder die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. 8 Bde. 1. Band: Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 1 Thlr. 2. Band: Volkswirthschaftslehre der Urproductionen 22½ Ngr. 3. Band: Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. 1 Thlr. 15 Ngr. 4. Band: Finanzwissenschaft. 1 Thlr. 10 Ngr. 5. Band: Allgemeines und deutsches Staatsrecht. 1 Thlr. 24 Ngr. 6 Band: Völkerrecht. 1 Thlr. 7. Band: Politik. 2 Thlr. 8. Band: Statistik. 2 Thlr. 24 Ngr.

Tempelty, Ed., De Godofredo ab Ensmingen. 16 Ngr.

—— Mariengarn. Gedichte. Min.-Ausg. cart. 15 Ngr. eleg. geb. mit Goldschnitt. 24 Ngr.

—— Hie Welf — hie Waiblingen. Vaterländisches Drama. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. eleg. geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Traun, Jul. von der, Die Gründung von Kloster Neuburg. Gedichte. Min.-Ausg. broch. 1 Thlr. 10 Ngr. eleg. geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 20 Ngr.

Weinhold, Mor., Achtundzwanzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten. Mit dem Brustbilde und der Handschrift von Fichte's Frau. 20 Ngr.

Wenck, Wold., Der Kampf um Schleswig-Holstein 1848—1850. 6 Ngr.

Wickede, Jul. von, Die französische Armee in ihrem Verhältnisse zu Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen. 1853. 20 Ngr.

—— Die französische Armee im Jahre 1854 u. 55. 20 Ngr.

Wohlgemuth, L., Gedichte. 1 Thlr.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 20.

Ausgegeben am 10. Mai 1867.

Inhalt:

Conferenz und Landtage . . . . . Seite 241
Unsere Küsten in einem Kriege mit Frankreich 246
Die Marine Preußens und Deutschlands. 1. Das Material der heutigen Kriegsflotten 249
Die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit von 1795—1805 . 265
Ein Heiliger als rettender Dämon 277

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Conferenz und Landtag.

Sehr hoffnungsreich für friedliche Beendigung des luxemburger Geschäfts sprechen die ersten Nachrichten aus der londoner Conferenz, und in Deutschland votirt ein Landtag nach dem andern die Annahme der norddeutschen Bundesverfassung. Auch im preußischen Abgeordnetenhaus berechnet man bereits die Größe der zu erwartenden Majorität.

Es sieht also zur Zeit gut aus für Frieden und den neuen Bundesstaat Deutschland. Nur leider daß die französischen Rüstungen vorsichtig, aber mit unverminderter Energie fortgesetzt werden und daß die unvermeidlichen und unentbehrlichen Verträge des Bundes mit den Südstaaten der Begutachtung durch Oestreich und Frankreich in einer Weise unterliegen, welche diesen Staaten gestattet, sich den Moment gegen uns zu wählen.

Das sind die Schwierigkeiten unserer Lage. Durch Beseitigung des Zwischenfalls Luxemburg werden grade die Kriegsgefahren nicht aus dem Wege geräumt, welche aus der Eifersucht Frankreichs und Oestreichs erwachsen, und wir Deutsche sind bei Ordnung unserer innern Angelegenheiten noch lange so gestellt, daß wir immer aufs neue diese Eifersucht gegen uns aufreizen werden.

Dies mahnt zur Vorsicht. Wir dürfen annehmen, daß die preußische Regierung den Ernst unserer Lage nicht unterschätzt und daß die sichere Ruhe, welche in dem Kriegsministerium zu Berlin waltet, und die Sorgfalt, womit man sich dort aller sichtbaren Vorbereitungen enthält, nicht aus einer Unterschätzung der drohenden Gefahr resultirt. Die glänzenden militärischen Erfolge, welche Preußen im vorigen Jahre erfocht, hatten in politischer Beziehung einige Aehnlichkeit mit dem französisch-östreichischen Kriege, welcher das Königreich Italien schuf. Hier wie dort zwei glänzende Siege, denn die Gefechte des fünften Armeecorps und der ersten Armee hatten fast größeres Resultat als die Schlacht bei Magenta, und Königgrätz entschied mehr, als Solferino. Aber

hier wie dort vermied der Sieger nach zwei gewonnenen Schlachten den letzten entscheidenden Schlag zu führen, und die Folge beider Kriege war die Einrichtung eines Zwischenzustandes, welcher unablässig zu Compromissen zwang, Halbheiten aufnöthigte und deshalb im Laufe der Zeit unleidlich wurde. Ohne Zweifel ist die Stellung Preußens in demselben Verhältniß günstiger als die Italiens, wie seine eigene militärische Kraft die stärkere war. Aber wie dort Venetien und Rom als Fragen der Zukunft zurückblieben, so wurde auch hier in der Mainlinie und der constituirten Souveränetät der Südstaaten ein Hinderniß für die völlige Einigung Deutschlands zurückgelassen. Dies Hinderniß legt uns nicht so große Entbehrungen auf, als den Italienern durch Jahre Venedig und Rom, es zwingt aber fortwährend, unsere Kräfte aufs äußerste zu spannen, und stellt der Diplomatie des Grafen Bismarck die schwersten Aufgaben. — Es waren doch gemischte Empfindungen, mit denen der Reichstag die Erklärungen des Ministerpräsidenten vernahm, daß der Zutritt des Großherzogthums Hessen zu dem Bundesstaat unter anderm auch eine Vereinbarung mit Oestreich nothwendig mache, weil dieser Zutritt Bestimmungen des nikolsburger Abkommens alterire. Wenn der östreichischen Presse zu trauen ist, hat Herr von Beust die bezügliche Notification ohne Widerspruch aufgenommen, aber betont, daß er sich vorbehalte, die östreichischen Interessen zu wahren. Man weiß in Wien sehr gut, daß man zur Zeit den deutschen Einheitsbestrebungen nicht offen entgegenzutreten vermag, ja man sah es vielleicht nicht ungern, daß Preußen genöthigt wurde, gegen die Südstaaten aus seiner vornehmen Zurückhaltung herauszutreten, denn man erhielt die Möglichkeit, in irgendeinem günstigen Augenblicke einen diplomatischen Zwist zu beginnen, und empfand mit geheimer Freude, daß durch die Constituirung Deutschlands über die Bestimmung des prager Friedens hinaus für Oestreich eine gewisse Garantie gegeben sei, im Nothfall an Frankreich einen Alliirten zu finden. Man liebt dort wieder, die Politik der freien Hand, oder deutsch gesagt, man steht unter der Herrschaft sehr verschiedener Wünsche und Antipathien. Und man ist, wie in der letzten Zeit immer, in Gefahr, in entscheidender Stunde nach persönlicher Gereiztheit und zufälligen Impulsen zu handeln.

Würde die Politik des Kaiserhauses Oestreich nur durch die Interessen des schwergeprüften Staates dictirt, so wäre die Wahl nicht schwer. Grade durch das letzte Jahr ist zwischen Oestreich und Deutschland ein klares Verhältniß geschaffen, der Kaiserstaat kann jetzt durch enges Bündniß mit Preußen und dem Bundesstaat nur gewinnen, er vermag nur dadurch das deutsche Element im Reiche des zweiköpfigen Aars gegen die magyarische Seite zu stärken und er vermag dadurch am sichersten die Vergrößerung im Orient durchzusetzen, welche ihm gegenüber Rußland und Italien allmälig ein Lebensbedürfniß wird. Aber am Kaiserhofe und im Heer stehen die Parteien einander ziemlich schroff gegen-

über, Erzherzog Albrecht, „der Sieger von Custozza", gilt für den Repräsentanten einer Preußen abgeneigten Richtung und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in den Stunden der Entscheidung gekränkter Stolz dort wieder den Sieg über eine ruhige Würdigung der Staatsinteressen davontragen wird. Trotz dem Verlust Venetiens hat Oestreich keines seiner hundert Regimenter aufgegeben, sogar die Formation von zwanzig neuen Jägerbataillonen begonnen, und seine Banknotenpresse ist unermüdlich thätig, die Ausrüstung des Heeres zu decken. Dieser Weg, die Heeresbedürfnisse zu beschaffen, wird allerdings bei jeder großen Erschütterung des Geldmarkts verlegt, und es sieht nicht so aus, als wenn die neue Weihe des Kaisers durch die Krone des heiligen Stephan neue Silberadern in den blutarmen Körper des Staates leiten sollte. Für Oestreich ist es jetzt doppelt schwer geworden einen Krieg zu führen, denn man hat ihn von der Einwilligung der Magyaren abhängig gemacht, und bei aller Hochachtung vor der politischen Energie der Ungarn darf man doch sagen, daß ihre Politik in einem solchen Falle ganz unberechenbar, zuverlässig aber großen Leistungen abgeneigt sein wird.

Schwerer wird uns, die Politik Kaiser Napoleons zu verstehen. Auch in seiner Art liegt es, auf alte Pläne mit Hartnäckigkeit zurückzukommen und gewissen Lieblingsideen eine Gewalt über sich einzuräumen, welche ihm wohl einmal die Stellung im eignen Lande erschwert. Aber es ist für ihn und seine Dynastie ein Krieg mit dem Bundesstaat Deutschland ein Kampf auf Leben und Tod, das weiß er so gut als seine Gegner in Frankreich, welche jetzt für den Krieg lärmen. Und doch ist klar, daß die gegenwärtigen Rüstungen Frankreichs sehr ernst gemeint sind. Der Kaiser muß also in der Stille daran zweifeln, ob ihm möglich sein wird, den Frieden zu bewahren. Wir aber fragen, was kann ihn, den vorsichtigen Spieler, zu einem so hohen Einsatz bestimmen, der immerhin alles, was er durch neunzehn Jahre errungen, in Frage stellt? Ist es nur die gekränkte Empfindung darüber, daß ihm ein im letzten Jahre gehoffter Erwerb durch die Finger gleitet? oder ist es die stille Ueberzeugung, daß er nach einer langen Regierung, welche unstreitig viel für Frankreich gethan und vieles in den Franzosen geändert hat, doch noch eines Entscheidungskampfs bedarf, um sich entweder aufs neue festzusetzen, oder hinausgeschleudert zu werden? Was uns auch zuverlässige Berichte sagen mögen über die Unpopularität, welche dem kaiserlichen System gegenwärtig in Frankreich geworden ist, und daß die Franzosen sich grade jetzt gelangweilt fühlen, es wird uns sehr schwer ihnen zu glauben.

Der Kaiser hat viel gethan, die Franzosen zu einem industriellen Volke zu machen, alle realen Interessen des Landes fordern friedliches Gedeihen, es ist unmöglich, daß der Kaiser die Kraft der lärmenden Opposition sehr hoch anschlägt, so lange diese von pariser Journalisten und einer Anzahl Einzelner

gemacht wird, denen er eine tiefgreifende Einwirkung auf das Volk durch die alten Cäsarenmittel seiner Familie unterbunden hat, gegen die er selbst in der socialistischen Seite seines Princips für den Nothfall starke Waffen finden kann: die Unterstützung der arbeitenden Classen und das Heer. Ist uns aus der Ferne ein Urtheil über die Motive des Kaisers möglich, so müssen wir sie in der Ueberzeugung finden, die ihm durch die preußischen Siege des vorigen Jahres geworden ist, daß die Heerorganisation Frankreichs, wie sie zum Theil durch ihn geformt wurde, nicht die Stärke und zugleich nicht die persönliche Anhänglichkeit an ihn selbst geschaffen hat, welcher er in der gegenwärtigen Lage für sich und Frankreich bedarf. Es muß ein herber Eindruck auf seine Natur gewesen sein, daß ihm das Heer im Fall eines Krieges mit Preußen nicht genügende Garantie bot. Diese Sorge, welche von einem Theil seiner militärischen Führer getheilt wurde, gab ihm die Empfindung von der Nothwendigkeit, den militärischen Geist zu stärken und sich aufs neue zu verbünden durch eine Neuorganisation und durch die Aussicht auf eine kriegerische Politik. Aber ein solches Neubeleben des kriegerischen Geistes ist ein gefährliches Unternehmen. Kriegerische Organisationen, auf Veranlassung einer auswärtigen Verwickelung unternommen, erzeugen auch Kriegseifer, Ansprüche und Gelüste, zuletzt eine Stimmung im Heere und Volke, welche selbst wieder ein einflußreicher Factor für die Entschlüsse einer sorglich balancirenden Regierung werden muß. Der Kaiser hat durch einige Wochen unläugbar zum Kriege trommeln lassen, er ist jetzt wieder ebenso bemüht, die Aufregung zu dämpfen. Ob dieses Spiel ihm gelingen und die Franzosen durch den warmen Sonnenschein über ihren Ausstellungsgebäuden von dem Ruf nach der Rheingrenze für die Dauer zurückkommen werden, müssen wir abwarten. Es wird nicht unvorsichtig sein, wenn wir trotz aller Friedensadressen zur Zeit daran zweifeln. Die unverhüllten und großartigen Rüstungen des Kaisers, welche weit über Maß und Bedürfniß einer Friedensorganisation hinausgehen und ungeachtet der Conferenz unablässig fortgesetzt werden, zeigen, daß der Kaiser ebenfalls daran zweifelt, ob Volk und Heer auf die Dauer der Bildung des deutschen Staates ruhig zusehen werden.

Darin liegt das Unbequeme unserer Lage. Die Gegner haben es in der Hand, und voraussichtlich in unserer nächsten Zukunft zahlreiche Handhaben, die Zeit des Angriffs zu wählen. Die Sicherheit, welche festgegründete Staatsverhältnisse und das ruhige Alte gegen die Nachbarn bietet, haben wir aufgegeben.

Dafür haben wir etwas Anderes, ein frisches Kraftgefühl, wie es uns seit Jahrhunderten nicht vergönnt war, den gerechten Stolz, daß wir auf gutem Wege sind, im Frieden und Krieg die Tüchtigkeit unserer Art zur Geltung zu bringen. Wir erheben unsere Forderungen nicht mit dem heißen Enthusiasmus

der Italiener, wir begehren kein Gebiet, das unter der Herrschaft eines fremden Staates liegt, aber es ist eine ruhige Wärme, und trotz aller Halbheiten, womit wir zu kämpfen haben, und trotz der unklaren Verhältnisse, welche in einigen Landschaften das Urtheil beengen, doch im Kern unseres Volkes eine gehobene Stimmung.

Und immer wieder wollen wir uns und Andern sagen, daß wir in eine Zeit der größten politischen Revolution gekommen sind, einer friedlichen Revolution durch Verträge und Ausgleichung widerstrebender Staatsinteressen. In solcher Zeit fügt sich das Neue oft übel zu dem Alten, in ihr ist nicht möglich, und wenn es möglich wäre, nicht rathsam, auf jeder Stufe des Fortschritts alle Consequenzen desselben zu ziehen. Es war ein weiser Beschluß, daß das preußische Abgeordnetenhaus davon abstand, die Veränderungen, welche der preußischen Verfassung durch die Reichsverfassung zugemuthet werden, und die Verminderung der Rechte einer preußischen Volksvertretung schon jetzt zu formuliren. Das Abgeordnetenhaus wird fortfahren seine Rechte und Befugnisse so hoch zu fassen, als ihm gesetzlich möglich ist. Es wird in kurzem eine einflußreiche Vergrößerung erfahren.

Wenn die neuen Landestheile die doppelte Anzahl der Vertreter, welche sie in den Reichstag sandten, auch dem Abgeordnetenhause zufügen, wird nicht nur die Physiognomie, sondern auch das Gewicht des Hauses sich ändern. Und es wird kein Unglück sein, wenn bei irgendeiner Frage der Gegensatz zwischen Abgeordnetenhaus und Reichstag hervorbricht. Dann wird die Stunde gekommen sein, auf eine Abhilfe zu denken. Jetzt soll man sich daran erinnern, daß der preußische Ministerpräsident nicht weniger als der Abgeordnete Waldeck besorgt waren, der Organisation des neuen Bundesstaates nicht zu viel von der Machtfülle und dem festgefügten Organismus des preußischen Staates zu opfern. Man soll deshalb die Reichsverfassung, wie sie geworden ist, trotz ihrer Mängel, für eine nothwendige, ja auch für eine große That halten, aber man braucht deshalb noch nicht anzunehmen, daß sie irgendeinen von den Factoren des preußischen Staatslebens wesentlich zu beeinträchtigen oder gar bis zur Verkümmerung herabzudrücken bestimmt ist.

Unſere Küſten in einem Kriege mit Frankreich.

Der Artikel in Nr. 19 d. Bl.: „Die franzöſiſche Armee im Jahre 1867“ gab eine Ueberſicht über die Heeresmacht, mit welcher wir im Falle eines franzöſiſchen Krieges abzurechnen hätten. Die nächſte Frage iſt: wie dieſe franzöſiſche Macht ſich im Kriege wohl gegen uns geltend machen dürfte. Im Allgemeinen neigt man ſich zu der Anſicht, daß wir weniger zu Lande als zu Waſſer von den Franzoſen bedroht ſein würden.

Gewiß iſt, daß nur die Seemacht unſerer eventuellen Gegner das ſtärkere Element in dem Kampfe ſein würde. Wir haben keine Flotte von der Größe, um Frankreich auf offnem Meere entgegenzutreten. Wir würden genöthigt ſein, unſeren Kampf in dieſer Beziehung auf eine Vertheidigung der Küſten und Häfen zu beſchränken. Aber ſo lange wir zu Lande unſere Kräfte voll verwerthen, haben die Franzoſen keinen Mann übrig, um damit Landungen zu unternehmen; die Bedeutung der franzöſiſchen Flotte würde ſich darum nur in der Beläſtigung unſeres Handels, in der Blotirung unſerer Häfen geltend machen können. Daß wir aber in dem Landkriege unaufhaltſam alle unſere Kräfte in Thätigkeit ſetzen werden, bis der Gegner überwunden iſt, das dürfen wir nach den Erfahrungen des vergangenen Jahres vorausſetzen. Wir dürfen erwarten, daß unſere Armeeleitung ſchon jetzt alle die Wege erkundet, welche wir zurückzulegen haben, um die Franzoſen in ihrem Herzen zu treffen; daß ſie alle Hinderniſſe, die uns hier entgegengeſtellt werden können, richtig beurtheilt, und daß ſie die Mittel zu deren Ueberwindung erwogen hat, herbeiſchafft und ſeiner Zeit zur Hand haben wird. Dann würden auch in dieſem Kriege, wie im vorigen, alle jene Feſtungen, welche in den letzten Jahrhunderten zwiſchen uns und den Franzoſen erbaut ſind, keinen Aufenthalt in den Operationen herbeiführen können, ſondern die ganze Entſcheidung in der Schlacht gipfeln, in welcher ſich die Heere der beiden Gegner treffen. Dieſe Schlacht aber, vielleicht zwei und drei, werden das Reſultat beſtimmen. Der Seekrieg wird nur eine Nebenrolle ſpielen, er wird unſern Handel und unſere Rhederei hart treffen, denn er wird ſie vielleicht auf einige Monate lahm legen, und es wird die Aufgabe der Diplomatie ſein, in einem günſtigen Frieden deren volle Entſchädigung zu vermitteln.

Weitere Gefahren aber kann die Uebermacht der Franzoſen zur See uns nicht bereiten. Unſere Küſten ſind im Allgemeinen ſo flach, daß den feindlichen Schiffen nur in den Häfen größere Annäherung möglich iſt. An den alt-

preußiſchen Küſten ſind die Häfen durch Batterien geſperrt, an den übrigen Häfen iſt es leicht, dergleichen in Erde anzulegen. Bei der Intelligenz unſerer militäriſchen Führer iſt zu erwarten, daß man bereits an allen Orten über Art und Lage der Schanzen einig, ja daß man vielleicht mit Anlage derſelben beſchäftigt iſt. An ſchweren Geſchützen zu deren Beſetzung, ſo wie an Artilleriſten zur Bedienung fehlt es uns nicht, und es bedarf alſo auch nur einer geringen Infanteriemannſchaft, um eventuell die Vertheidigung gegen den Angriff einiger gelandeten Marinemannſchaften zu ſichern. Die Landwehr zweiten Aufgebots reicht zu dieſem Zweck vollſtändig aus. Es wird eine patriotiſche Aufgabe ſolcher Städte wie Hamburg und Bremen werden, aus ihren Bürgergarden eine Truppe zu formiren, welche die rein militäriſchen Maßregeln in Verhältniß zu dem Reichthum, welchen die Städte bergen, unterſtützt.

Iſt in dieſer Art an allen Orten geſorgt, wo eine größere Landung dem Gegner einen factiſchen Erfolg ermöglicht, denn der Ueberfall eines einzelnen Dorfes oder dünn bevölkerten Landſtrichs kann nicht als angeſtrebter Erfolg einer kriegführenden Macht erachtet werden, — ſo bedarf der Gegner jedenfalls ein bis zwei Tage, um ein paar Tauſend Mann auszuſchiffen und gegen einen beſetzten Ort, von deſſen Widerſtandskraft er keine Kenntniß hat, zu entwickeln. Entſchlöſſe man ſich alſo von Seite des Feindes wirklich dazu, der Flotte Landungstruppen beizugeben, ſo käme es darauf an, in mindeſtens 48 Stunden auf dem bedrohten Punkt neben der ſtehenden Beſatzung einige Bataillone zur Hand zu haben. Eine Telegraphenverbindung an der Küſte und eine Eiſenbahnlinie längs derſelben, bis drei Meilen von der Küſte, würde die Aufſtellung von einigen Brigaden an gewiſſen Mittelpunkten für jenen Zweck hinreichend machen. Schon vor langen Jahren iſt preußiſcherſeits beim Bunde auf das Bedürfniß jener beiden Linien hingewieſen worden, aber vergeblich. Hannover, welches die bedrohteſten Küſten und die beiden Handelsmetropolen Bremen und Hamburg vor ſich hatte, verſtand es, die Ausführung der Maßregeln zu verſchleppen. — Die Telegraphenverbindung iſt leicht hergeſtellt, die Eiſenbahn von Emden bis Hamburg aber wird uns in der nächſten Zeit fehlen. Wie die Verhältniſſe augenblicklich liegen, wird man ſich begnügen müſſen, für die Strecke Emden - Bremerhafen eine Brigade bei Minden, und für die ſchleswigſchen Küſten und die Strecke Hamburg - Roſtock eine Brigade bei Neumünſter aufzuſtellen, während für die Strecken Stralſund bis Memel die Feſtungsbeſatzungen jener beiden Orte ſowohl, als die von Stettin, Kolberg, Danzig, Pillau und Königsberg mehr als hinreichend ſind.

Die alte hannoveriſche Küſte, ſowie Emden und Bremen müſſen alſo an den betreffenden Punkten, bis Hilfe zur Stelle iſt, einen länger dauernden Widerſtand entwickeln, als die anderen Orte unſerer Küſten. Es iſt alſo ihre

Aufgabe, im Fall eines Krieges mit Frankreich durch eine möglichſt ſtarke Betheiligung der Einwohner an der militäriſchen Kraftentwickelung dieſe an Ort und Stelle zu erhöhen. Je früher dieſes vorbereitet wird, um ſo beſſer. Das ſtehende Heer, die Linie, kann zu dieſer rein defenſiven, eventuellen Thätigkeit nicht verwendet werden, es muß die großen, das Schickſal Deutſchlands entſcheidenden Schlachtfelder aufſuchen.

Welche Bedeutung übrigens Landungen für einen großen Krieg haben, lehrt uns zur Genüge der letzte nordamerikaniſche Krieg. Die ſchon zu Lande ſchwächeren Südſtaaten, welche faſt jeder Flotte entbehrten, haben dieſe Uebermacht der Gegner erſt dann zu empfinden gehabt, als ihre Landheere geſchlagen waren. Die einzige große Handelsſtadt des Südens Neuorleans fiel zwar im erſten Jahre, es blieb aber ein ganz localer Beſitz und hat nach keiner Richtung den Gang des Krieges beſtimmt. Nach und nach gewann der Norden die Uebermacht zu Lande und konnte Truppen zu größeren Landungen disponibel machen; im dritten Jahre ſchritten die Nordſtaaten zum Angriff aller einzelnen Häfen und nur an wenigen Küſtenpunkten war es dem Süden noch möglich, ſeine dringendſten Kriegsbedürfniſſe, Munition und Waffen, vom Meere heranzuführen, aber er unterlag erſt, als ſeine Heere geſchlagen und Sherman in das Herz des Landes eingedrungen war. — Die Stadt Orleans aber unterlag, weil die Flotte bis in dieſelbe eindringen konnte, und weil die Vertheidigung gleich Null war. Hätte die Bürgerſchaft nur die geringſte Energie entwickelt, ſo konnte Buttler nie ſeine Willkürherrſchaft dort aufſchlagen. Das iſt eine Lehre für uns. Wir ſind überzeugt, daß die Manneskraft und der Patriotismus unſerer wackeren Hanſeaten ſich weit anders bewähren wird, und wir werden uns freuen, wenn man dort, trotz Conferenz und Friedensausſichten, die Frage der localen Bewaffnung im Anſchluß an die reguläre Kriegsmacht des Bundes ſchnell und energiſch ins Auge faßt.

Die Marine Preußens und Deutschlands.

1.

Das Material der heutigen Kriegsflotten.

Die politische Einheit Deutschlands, ein schöner Traum der edelsten Geister vieler Jahrhunderte, ist jetzt in wesentlichen Stücken zur vollendeten Thatsache geworden, und schon machen sich die Folgen auf den verschiedensten Gebieten geltend. Schon ist eine gewaltige Landmacht bereit, das Vaterland gegen jeden Angriff der Nachbarn zu sichern und binnen wenig Jahren wird auch eine Seemacht im Stande sein, die Interessen Deutschlands in entfernten Ländern zur vollen Geltung zu bringen.

Die Schöpfung einer achtunggebietenden, des neuen Deutschlands würdigen Seemacht hat durch eine Fügung des Schicksals denselben naturgemäßen Weg eingeschlagen, wie die politische Neugestaltung Deutschlands überhaupt. Auch hier hat sich ein fester, innerlich gesunder Kern entwickelt, an den sich die hinzutretenden Elemente anschließen, ein Centrum, das die neuen Bestandtheile in der Straffheit der Organisation vereinigen wird, die ihnen bisher fehlte, und das dafür wieder durch die praktischen, im freien Ringen mit der Concurrenz andrer Nationen erstarkten, in Selbstthätigkeit und Selbstvertrauen emporgewachsenen und frei entwickelten neuen Elemente günstig bereichert wird.

Der erste Versuch, eine deutsche Kriegsmarine im Jahre 1848—49 zu schaffen, mißlang nicht blos deshalb, weil der Centralregierung die Stärke fehlte; ein vielleicht entscheidenderes Hinderniß war, als der Bund wieder ins Leben trat, der Mangel einer preußischen Marine, welche als Krystallisationskern für weitere Bildungen zu dienen im Stande war, und so sank ein Werk in sich selbst zusammen, auf das die stolzesten Hoffnungen Deutschlands gerichtet gewesen waren. Unsre Aufgabe ist, die Seemacht Deutschlands wieder erstehen zu lassen, mächtiger, als die stolze Flotte der Hansa im funfzehnten Jahrhundert mit ihren 248 Kriegsschiffen und ihrer Bemannung von mehr als zwölftausend Streitern war. Wir haben alle Bedingungen dafür in günstiger Weise. Außer der jungen preußischen Marine haben wir den Vortheil, die Lehren aus 1849 und dem ersten mißlungenen Versuch benutzen zu können und werden doch eigentlich von dem Nachtheil jenes Mißlingens nicht betroffen. Denn selbst die materielle Einbuße, welche durch den Verkauf der Schiffe der früheren deutschen Flotte entstanden ist, kann kaum mehr als Verlust betrachtet werden, da jene Schiffe sämmtlich entweder Raddampfer oder nicht allzu tüchtige Segelschiffe

und Ruderkanonenboote waren, also heute, auch wenn sie noch erhalten wären, ihrer veralteten Construction wegen fast unnütz sein würden.

Auch der Umstand, daß Süddeutschland vorläufig noch nicht dem deutschen Bund beigetreten, ist in Wahrheit kein Hemmniß für die Bildung der deutschen Flotte. Die Seestaaten, welche, abgesehen von den finanziellen Fragen, für die Gründung der deutschen Marine fast allein von Wichtigkeit sind, befinden sich sämmtlich bereits im norddeutschen Bund; die Marine, die Kriegsflotte wie die Handelsflotte, ist eben specifisch norddeutsch, wie die östreichische bis auf Aeußerlichkeiten und einen Theil des Offiziercorps ausschließlich italienisch ist. Namentlich ist die deutsche Flotte specifisch plattdeutsch nach Sprache und Charakter. Plattdeutsch ist die Mundart, welche der Seemann als Kind in der Familie ausschließlich gehört hat, plattdeutsch die Schiffssprache auf den Fahrzeugen der ganzen Handelsmarine, echt niederdeutsch das ganze Wesen des Seemanns, seine imponirende ruhige Kraft, seine Bedächtigkeit, die scharfe, klare, nie sich übereilende stille Ueberlegung, der die Ausführung des Entschlusses mit zweifelloser Sicherheit folgt; echt niederdeutsch ist die beharrliche Zähigkeit, die unbeugsame Energie, die ohne viel Redens zu machen mit unbedingter Entschiedenheit handelt, wo es gilt, endlich eine Strenge der Pflichttreue, die vor keinem Act der Aufopferung zurückschreckt, und deshalb so große Leistungen zu vollbringen im Stande ist. Diese ruhige, zähe Entschiedenheit ist es, wodurch der deutsche Seemann den tüchtigsten anderen seefahrenden Nationen gleichkommt, und die Strenge des Pflichtbegriffs ist es, worin er alle anderen Nationen überragt, wie auch ähnliche Strenge der Pflichterfüllung der preußischen Armee ihre Ueberlegenheit über die östreichische Armee verschafft hat, und im gegebnen Fall hoffentlich auch anderen Nationen gegenüber verschaffen wird.

Da sich die Kriegsmarine des neuen Deutschlands um die einzige bis jetzt bestehende Seemacht eines deutschen Staates, um die preußische, gruppiren wird, ist es von besonderem Interesse, die preußische Kriegsflotte in ihrem gegenwärtigen Bestande mit kurzen Rückblicken auf die Art ihrer Entstehung kennen zu lernen. Zu diesem Zweck betrachten wir die ganze Organisation, das Material an Schiffen, die Bemannung und die Häfen. Da indessen in einer Beschreibung des Flottenmaterials, des Bestandes an Schiffen der Mehrzahl unsrer Leser die technischen Ausdrücke nicht so geläufig sein werden, daß sich mit den Namen gleich eine richtige Vorstellung oder gar eine genaue plastische Anschauung verbände, so sehen wir uns genöthigt, zunächst weiter auszuholen und die Classification und Benennung der Kriegsschiffe im Allgemeinen zu betrachten, wobei wir zuweilen auf Beispiele aus anderen Kriegsflotten, die uns, wie die preußische, aus persönlicher Anschauung bekannt sind, zurückgreifen werden.

Bekanntlich enthalten unſere Kriegsflotten heutzutage hauptſächlich vier Elemente: erſtens eine Anzahl von Segelſchiffen, welche ſich noch aus den Zeiten erhalten haben, wo die Kriegsſchiffe ausſchließlich von Holz gebaute Segelſchiffe waren und die gegenwärtig theilweiſe noch als Uebungsſchiffe benutzt werden; ſodann eine Anzahl hölzerner Raddampfer, welche ebenfalls für den wirklichen Kriegsgebrauch faſt ganz veraltet ſind; ferner als das Gros unſerer Flotten die Schraubendampfer, und zwar Holzſchiffe für das Gefecht beſtimmt, oder aber Transportſchiffe von Holz oder Eiſen. Als vierte Claſſe endlich kommen dazu die von Holz oder Eiſen gebauten Panzerſchiffe, Conſtructionen neueſter Erfindung. Während für große Seeſchlachten dieſe vierte Abtheilung, die Claſſe der Panzerſchiffe, eine ſehr hohe Bedeutung beanſprucht, beſteht doch der Haupttheil unſerer Flotten der Zahl nach und was den überſeeiſchen Dienſt anlangt auch der Wichtigkeit nach, aus den Schiffen der dritten Kategorie. Dieſe letzteren, die hölzernen Schraubenſchiffe, ſind ſtets zugleich Segelſchiffe mit vollſtändiger Takelage, nur unter Waſſer noch mit einer Schraube, wie innen mit der Maſchine verſehn und von etwas längerem Bau des Rumpfs: ſonſt aber ſind ſie den Schiffen der erſten Claſſe, den Segelſchiffen der Kriegsmarine, ähnlich und ſie haben deshalb auch dieſelbe Claſſification und Benennung der einzelnen Arten, wie dieſe und wie die Schiffe der Handelsmarine, welche ja auch bei weitem zum größten Theil Segelſchiffe ſind. Selbſt auf die Panzerſchiffe hat ſich dieſelbe Claſſification zum Theil ausgedehnt. Man kann deshalb wohl ſagen, daß die Benennung faſt aller Arten unſerer heutigen Kriegsſchiffe noch aus den Zeiten ſtammt, wo die Kriegsſchiffe ausſchließlich Segelſchiffe waren: wir haben im Grunde trotz aller Veränderungen der Technik noch dieſelben Namen, wie ſie im Anfang des Jahrhunderts, in den Flotten von Abukir, von Trafalgar, von Navarin gebräuchlich waren.

Beim Segelſchiffe beruht die Manövrirfähigkeit und damit ſeine Tauglichkeit für den Seekrieg zum großen Theil auf der Takelage, d. h. ſeiner Bemaſtung mit den verſchiedenen Raaen und Segeln, die ſie trägt, und da außerdem die Form der Takelage das Augenfälligſte und äußerlich am beſten Unterſcheidende für die verſchiedenen Schiffe iſt, ſo lag es nahe, daß man die verſchiedenen Claſſen der Kriegsſchiffe nach der Verſchiedenheit ihrer Takelage benannte, ebenſo wie dies mit den Schiffen der Handelsmarine heute noch der Fall iſt. Deshalb entſprechen ſich Claſſification und Benennung der Handelsſchiffe und Kriegsſchiffe von etwa gleicher Größe. Das Princip, welches für die Takelung der Schiffe aller Claſſen gleiche Geltung hat, beruht nun darin, daß man über die Mitte des Schiffs Raaſegel anbringt, d. h. viereckige Segel, welche in normaler Lage querſchiffs, parallel einem ſenkrechten Querſchnitt des Schiffes, ſtehen und die beſonders geeignet ſind, das Schiff vor dem Winde — d. h. wenn dieſer von hinten her weht — mit größtmöglicher Kraft vor-

wärts zu ſchieben. Am vorderen und am hinteren Ende des Schiffs aber ſind ſtets Schratſegel angebracht, d. h. Segel, welche in normaler Lage längsſchiffs, parallel einem ſenkrechten Längendurchſchnitt des Schiffs ſtehen und bei Seitenwind vorzüglich geeignet ſind, das Schiff zu drehen und zu wenden; es ſind dies vorn am Bugſpriet die Klüver oder Vorſtagſegel, dreieckige, mit ihrer Vorderſeite an den Stagen, an ſtarken Tauen, welche den Maſt nach vorn halten, befeſtigte Segel, hinten aber iſt es ein Gaffelſegel, ein am hinterſten Maſt befeſtigtes Segel von trapezoïdiſcher Form. Will man das Schiff nach der Seite hindrehen, woher der Seitenwind kommt, ſo wird das hintere Gaffelſegel geſetzt und die Klüver vorn werden weggenommen, will man nach der andern Seite hin wenden, ſo wird das Gaffelſegel weggenommen und die Klüver geſetzt: in beiden Fällen dreht dann der Wind das Schiff ganz von ſelbſt nach der gewünſchten Richtung. Uebrigens laſſen ſich alle dieſe Segel auch ſo ſtellen, daß ſie das Schiff mit vorwärts treiben helfen. Je nachdem nun das eben angeführte Princip der Takelung ſich bei Schiffen mit einem, mit zwei oder mit drei Maſten durchgeführt findet, entſtehen die verſchiedenen Schiffsclaſſen.

Ein Fahrzeug mit einem Maſt, an welchem ſich ein Raaſegel oder mehre ſolche über einander befinden, das aber zugleich am Maſt hinten noch ein Gaffelſegel und vorn mehre Klüver führt, heißt ein Kutter oder eine Schlupe. Die „Schlupen“ dieſer Art (nicht zu verwechſeln mit den kleinen Schlupen oder Schaluppen, welche als Bote größerer Schiffe dienen) ſind in unſeren nordiſchen Meeren die kleinſten Fahrzeuge der Handelsmarine, wenn man von den Fiſcherbooten abſieht, während in der Mittellandsſee die „Tartanen“, Fahrzeuge mit einem großen dreieckigen lateiniſchen Segel ihre Stelle einnehmen. Die Kutter aber, d. h. beſonders ſcharf gebaute, alſo zum Schnellſegeln eingerichtete Fahrzeuge der beſchriebenen Takelage, offenbar deshalb engliſch cutter, vom Durchſchneiden des Waſſers genannt, wie auch die vorderſte Schärfe jedes Schiffs, das Scheg, im Engliſchen cut water, franzöſiſch taillemer heißt, ſind ächte Kriegsfahrzeuge und waren als ſolche gegen Ende des vorigen und im Anfang dieſes Jahrhunderts mit einer Ausrüſtung von vier, ſechs oder acht leichten Kanonen auf dem Oberdeck ungemein beliebt, während ſie heutzutage bei der Kriegsmarine durch die kleineren Aviſodampfer erſetzt ſind, und ſich nur noch als Zoll- oder Lootſenwachtſchiffe (Zollkutter oder Lootſenkutter) oder aber als Luſtjachts erhalten haben, deren Wettfahrten in England keine geringere Bedeutung haben als die berühmten Pferderennen. Uebrigens ſind dieſe Schiffe mit Kuttertakelage nicht mit den gleichnamigen Booten größerer Kriegsſchiffe zu verwechſeln, welche jetzt meiſtens gar keine Kutterbemaſtung haben.

Die nächſtgrößere Claſſe von Schiffen bilden diejenigen, welche zwei Maſten führen: hat bei denſelben blos der vordere Maſt Raaſegel, der hintere dagegen blos das Gaffelſegel, oder auch zwei ſolche über einander, während am

Bugſpriet ſich natürlich die Kluver befinden, ſo heißt das Schiff bei den nordiſchen Seevölkern ein Schooner und bei den romaniſchen Seevölkern eine Goëlette; hat aber das Schiff außer den eben angegebenen Segeln am Hintermaſt noch Raaen, ſo daß alſo jeder der beiden Maſten mehre (drei bis vier oder auch fünf) Raaſegel über einander führt, ſo heißt es in der nordiſchen Seeſprache eine Brigg, in der romaniſchen eine Brigantine. Von kleinen Variationen der Takelage und der Nomenclatur dürfen wir hier abſehen. Die Schooner, meiſt mit einer Tragfähigkeit von etwa 150—300 Tons (zu 20 Centner), und namentlich die Briggs, gewöhnlich von etwa 250—500 Tons Laſtigkeit, bilden der Zahl nach den größten Beſtandtheil unſerer Handelsmarine; ſie ſind ſchon Hochſeeſchiffe, Schiffe, welche die Fahrten nach den entfernteſten Gewäſſern machen. Als Kriegsſchiffe dagegen finden ſich beide Claſſen wenig mehr benutzt, während ſie im Anfang dieſes Jahrhunderts die gewöhnlichſten Kriegsſchiffe niederen Ranges waren; doch werden Segelbriggs noch heutzutage in manchen Flotten, ſo namentlich in der engliſchen und unſerer preußiſchen Marine, als Uebungsſchiffe zur Ausbildung der Mannſchaft im Manövriren mit der Takelage benutzt, und die kleineren Aviſodampfer ſind namentlich in der franzöſiſchen Marine faſt durchgängig als Schooner oder als Briggs getakelt.

Seeſchiffe größter Art ſind endlich diejenigen, welche drei Maſten führen. Hat bei einem Schiff dieſer Art blos der vorderſte Maſt Raaſegel, die beiden hinteren Maſten dagegen Gaffelſegel, während vorn natürlich die Kluver nicht fehlen, ſo heißt das Fahrzeug ein Dreimaſtſchooner; haben der vorderſte und der mittlere Maſt Raaſegel und der hintere blos ein Gaffelſegel, wobei natürlich vorn auch die Kluver vorhanden ſind, ſo heißt das Schiff eine Bark (engliſch barque, franzöſiſch troismâts-barque); führt endlich auch der hinterſte Maſt außer ſeinem Gaffelſegel noch Raaſegel, ſo daß alſo neben den Kluvern und dem hinteren Gaffelſegel alle drei Maſten je vier bis fünf Raaſegel führen, ſo heißt das Schiff ein Vollſchiff (engliſch einfach ship, ſeltner fullrigged ship, d. h. voll getakeltes Schiff, franzöſiſch troismâts carré) und bei ſehr ſcharfem, für ſchnelle Fahrten beſonders berechnetem Bau des Rumpfes ein Klipper (engliſch clipper oder clipper-ship, franzöſiſch auch clipper). Von den genannten drei Hauptarten der dreimaſtigen Schiffe — der Ausdruck „Dreimaſter“ wird von den Seeleuten kaum gebraucht — ſind die Dreimaſtſchooner die ſeltenſten; in der Handelsmarine ſind ſie als Segelſchiffe etwa von gleichem Tonnengehalt wie die Briggs, nur bei einigen engliſchen und auch bei hamburgiſchen Rhedern für den Handel mit Südamerika und mit China beliebt; ſehr häufig dagegen iſt dieſe Takelage bei den Dampfern der Handelsmarine und ebenſo in den Kriegsflotten nicht ſelten für die neuen Schraubenkanonenboote größerer Art und auch für manche Panzerſchiffe.

Weit häufiger ſind in der Handelsmarine die Barks und die Vollſchiffe,

welche das Gros der Schiffe für weite Fahrten, der Oſtindienfahrer, Grönlandsfahrer u. ſ. w., ausmachen, die Barks meiſt nur mit einer Tragfähigkeit von 500—800 Tonnen, die Vollſchiffe — in manchen Seeſtädten auch Fregattſchiffe genannt — gewöhnlich von 600—1,000 Tonnen, während die größten engliſchen Klipper ſogar bis zu 1,200, 1,500, 1,800 Tons und noch darüber aufſteigen. Früher waren die Vollſchiffe, wenigſtens im deutſchen Handel, vorzugsweiſe beliebt: ſeit einigen Jahren aber haben ſie den Barks (die ſelbſtverſtändlich von den Barken Italiens, kleinen Booten, durchaus verſchieden ſind) gegenüber bedeutend an Terrain verloren, ſchon weil die Barks weniger Bedienung erfordern, ſo daß z. B. im Anfang 1864 (wir nehmen abſichtlich den Zeitpunkt vor den Kriegen der letzten Jahre, welche Preußen berührten) unter 946 preußiſchen Segelſchiffen 359 Barks und nur 42 Vollſchiffe waren.

Auch die großen Dampfer der bedeutenderen Linien, z. B. die der Hamburg-Amerikaniſchen Packetſchiffahrtactiengeſellſchaft oder die der großen engliſch-indiſchen Linie (Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, gewöhnlich kurz P. and O. Company genannt) ſind neuerdings meiſt als Barks getakelt. In der Kriegsmarine iſt allerdings die Barktakelage viel ſpärlicher vertreten als die Vollſchifftakelage, und zwar ſind es unter den Holzſchiffen faſt ausſchließlich die amerikaniſchen und engliſchen Sloops (mit etwa 8—18 Geſchützen auf ihrem Oberdeck), welche als Barks, als Dreimaſter ohne Raaſegel am hinterſten Maſt getakelt ſind und hierdurch ſich von allen anderen Kriegsſchiffen unterſcheiden; von den Panzerſchiffen aber führen namentlich die franzöſiſchen und die italieniſchen, ſowie einige engliſche und gewiſſermaßen auch die öſtreichiſchen die in Rede ſtehende Barktakelage. Die Vollſchifftakelage dagegen mit drei Maſten und Raaſegeln an allen drei Maſten iſt die Takelage für alle einigermaßen größeren Kriegsſchiffe, für alle Schiffe, die mehr als etwa zwanzig Kanonen führen, mögen dieſelben nun die enorme Größe des 131-Kanonenſchiffs oder die beſcheidenen Verhältniſſe der Glattdeckcorvette von 14 Geſchützen haben. Und zwar iſt bei allen dieſen Kriegsſchiffen die Takelage bis auf die Einzelheiten dieſelbe, natürlich abgeſehen von den Dimenſionen der einzelnen Theile, die bei den kleineren Schiffen ſämmtlich geringer ſind als bei den größeren. Mehr als drei Maſten, eine umfänglichere als die Vollſchifftakelage, führt auch das größte Schiff nicht, von ſeltenen Ausnahmen abgeſehen, einigen viermaſtigen Klippern der amerikaniſchen Kauffahrteiflotte, ſodann der viermaſtigen engliſchen Panzerfregatte „Achilles“, den fünfmaſtigen engliſchen Panzerſchiffen größter Claſſe „Minotaur“, „Agincourt“ und „Northumberland“, endlich dem ſechsmaſtigen weltberühmten engliſchen Rieſenpaſſagierdampfer „Great Eaſtern“.

Wir haben geſehen, wie bedeutend die Verſchiedenheit der Größe bei den als Vollſchiffe getakelten Kriegsſchiffen iſt: die weitere Claſſificirung erfolgt nun nach der Anzahl der mit Kanonen ausgerüſteten Etagen, der Batteriedecke,

welche außen an der Schiffswand durch einen breiten weißen Streifen markirt, innen durch das ganze Schiff laufen. Eine Kriegsschiffsbatterie gleicht einem riesigen Saale, der allerdings nicht viel mehr als Manneshöhe hat, dafür aber von der Capitänskajüte am hinteren Ende bis zum vorderen Ende des Schiffs sich erstreckt, ein langer Raum, dessen Einförmigkeit in der Mitte durch die drei Masten, bezüglich den Schornstein unterbrochen wird, indem auf jeder Flanke eine lange Reihe von schweren Kanonen die Mündungen durch ihre Geschützpforten ins Freie hinausstreckt. Hat nun ein Kriegsschiff mit Vollschiffstakelage gar kein Batteriedeck, führt es seine Geschütze sämmtlich auf dem Oberdeck, so heißt es Corvette (englisch wie französisch corvette); eine solche Corvette, mit preußischem officiellen Ausdruck als „Glattdeckcorvette" bezeichnet, ist außen, da sie keine gedeckte Batterie besitzt, regelmäßig ganz schwarz gestrichen und unterscheidet sich von den kleineren, nicht vollgetakelten Kriegsschiffen, den Kuttern und den Schoonern der frühern Zeit, den Briggs und den Sloops unserer jetzigen Flotten, welche sämmtlich ebenfalls alle Geschütze auf Deck führen und ebenfalls ganz schwarz „geschildert" sind, einzig und allein durch die Takelage und die etwas größere Kanonenzahl, etwa 12—18. Anders ist es bei den Kriegsschiffen der nächst größeren Classe, den Fregatten (englisch frigates, französisch frégates)*); auch die Fregatten haben einfache Vollschifftakelage und Geschütze auf dem Oberdeck, aber unter dem letzteren noch eine Batterie, also eine nach oben geschlossene Etage voll Geschütze, welche außen auf beiden Seiten des Schiffs durch einen horizontalen breiten weißen Streifen markirt ist, auf dem die viereckigen schwarzen Stückpforten sich scharf abheben. Das Charakteristische der Fregatte ist also die Vollschifftakelage und die eine Batterie, nach der man das Schiff füglich einen „Eindecker" nennen könnte. In der Geschützzahl variiren die Fregatten etwa von 28 bis zu 60 Kanonen, und zwar werden die kleineren Schiffe, wie z. B. die östreichischen zu 31 Geschützen, als „leichte Fregatten" bezeichnet.

Die nächstgrößere Classe der Kriegsschiffe führt natürlich ebenfalls dieselbe Vollschifftakelage, nur in größeren Dimensionen, und besitzt zwei solche Batterien voll Geschütze über einander, wozu noch die Oberdeckskanonen kommen. Die Schiffe dieser Art, welche noch vor wenigen Jahren in allen Flotten das Gros der für die entscheidenden Seeschlachten bestimmten Flotten ausmachten, früher, zu Nelsons Zeiten, meist Schiffe von 74—84, jetzt gewöhnlich von 90 Geschützen bei den Franzosen, von 91 (oder nach Vergrößerung des Kalibers 71) Geschützen bei den Engländern, heißen Zweidecker und sind äußerlich besonders durch den zweifachen weißen Batteriestreifen kenntlich. Die allergrößten Holzschiffe endlich, welche überhaupt existiren, besitzen außer ihren Oberdecks-

*) Von den preußischen gedeckten Corvetten wird später die Rede sein.

geſchützen noch drei Batterien und zeichnen ſich alſo äußerlich durch drei weiße Streifen an der Schiffswand und ihre Vollſchifftakelage aus: es ſind dies die Dreidecker (engliſch three-decker, franzöſiſch vaisseau à trois ponts), die unter den Schiffen älterer Conſtruction ſchon nicht häufig, unter den Schiffen neuerer Conſtruction aber gradezu ſelten ſind. Es werden nun die Dreidecker und die Zweidecker gewöhnlich zuſammen unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Linienſchiffe begriffen (engliſch line-of-battle ships, franzöſiſch einfach vaisseaux, ſeltner vaisseaux de ligne), weil ſie in den großen Seeſchlachten die Schlachtlinie zu bilden beſtimmt waren. Unter allen den genannten Schiffsarten iſt der Liebling des Seemanns zu jeder Zeit die Fregatte geweſen, ein großes Schiff mit Vollſchifftakelage, bei dem der obere Theil des Rumpfes nicht mit Geſchützen überladen iſt, und das daher die größte Tüchtigkeit und Schnelligkeit im Segeln hat. Und in der That erſcheint die Fregatte auch dem Auge als leicht und graziös: der lang hingeſtreckte ſchlanke Rumpf mit ſeiner weißen Batterie, aus deren ſcharf abgezeichneten Pforten die Geſchützmündungen drohend hervorſchauen, liegt nicht ſo übermäßig niedrig über dem Waſſer, wie bei kleineren Schiffsclaſſen, und doch wieder niedrig genug, um die ſchlanke Takelage, in den Augen des Seemanns das Wichtigſte, als Hauptſtück erſcheinen zu laſſen. Aber während bei der Fregatte die Bemaſtung Hauptſache ſcheint und der Schiffskörper zurücktritt, findet doch eine harmoniſche Ausgleichung beider Elemente erſt beim Zweidecker ſtatt; uns wenigſtens iſt der Anblick eines Zweideckers ſtets als das ſchönſte und vollkommenſte Bild eines Schiffs erſchienen, das ſich denken läßt. Die doppelte weiße Batterie, überragt von der ſtolzen hohen Takelage, die letztere eine wundervolle Krönung des ſchlanken, ſcharf weiß und ſchwarz gezeichneten Rumpfs, der trotz ſeiner Höhe doch nicht zu maſſig ragt, ſondern nur als wirkungsvoller Gegenſatz zu dem ſchlanken und luftigen Aufbau der Maſten, Raaen und Spieren — es iſt wirklich ein herzerfreuendes Bild, eine Geſtaltung, um welche die beflügelte Phantaſie wie ein Seevogel fröhlich ihre Kreiſe zieht. — Beim Dreidecker dagegen mit ſeinem koloſſal hohen Schiffskörper, wie er durch die dreifache weiße Batterie bedingt iſt, tritt die Takelage in den Hintergrund, wie Nebenſache des ſchwerfälligen Rumpfes, und vermag daher nicht entfernt den harmoniſchen Eindruck hervorzurufen, wie die prachtvolle und doch elegante Erſcheinung des ſtolzen Zweideckers.

Wir bemerkten bereits, daß die Eintheilung der Kriegsſchiffe nach Takelage und Batterienzahl urſprünglich für die Segelſchiffe galt, welche noch im erſten Drittel unſres Jahrhunderts ausſchließlich die Kriegsflotten bildeten. Seit der Anwendung der Dampfkraft auf die Fortbewegung, welche das Kriegsſchiff von den Zufälligkeiten des Wetters unabhängiger machte, ſchien anfänglich eine Aenderung einzutreten. Die Form, in welcher die Dampfkraft zunächſt ihre

Anwendung fand, war die Construction der Raddampfschiffe (englisch paddle-wheel steamers, französisch vapeurs oder bâtiments à roues oder à aube, d. h. mit Schaufeln, Schaufelrädern), eine Construction, bei welcher es unumgänglich war, die Achse der beiden Räder sehr hoch über Wasser zu legen, fast ebenso viel Fuß als die Länge der Radspeichen betrug und damit überhaupt die Maschine im Schiffe in unverhältnißmäßiger Höhe anzubringen. Hierdurch bekam das Schiff ein bedeutendes Obergewicht, es ward unfähig, eine so hohe Bemastung zu tragen, wie alle Kriegsschiffe sie bis dahin gehabt hatten. Die Folge war, daß alle Raddampfer eine niedrige, spärliche Takelage bekamen, die den Namen durchaus nicht entsprach, welche die Schiffe ihrer Größe nach erhielten. Man baute (Rad-) Dampfcorvetten und (Rad-) Dampffregatten, d. h. Schiffe etwa von der Größe der bisherigen Segelcorvetten und Segelfregatten, die aber keine Vollschifftakelage wie wirkliche Corvetten oder Fregatten, sondern eine ganz schwache Schooner- oder Dreimastschoonertakelage führten und außerdem weniger Geschütze als die Segelschiffe gleicher Benennung trugen, weil die Radkasten in der Breitseite vielen Platz wegnahmen, der sonst für die Aufstellung von Kanonen verfügbar gewesen wäre. Als Unterschied wurde ursprünglich, der Benennung der Segelschiffe gemäß, festgehalten, daß die (Rad-) Dampfcorvetten ihre sämmtlichen Geschütze auf dem Oberdeck, die (Rad-) Dampffregatten aber zum größeren Theil in einer gedeckten, außen weiß gestrichenen Batterie führten — Haupttypus dieser Classe war zur Zeit des Krimkriegs die englische Radfregatte „Retribution“ von 28 Geschützen. — Aber auch dieser Unterschied wurde bald nicht mehr festgehalten, jeder größere Raddampfer wurde Dampfcorvette oder Dampffregatte genannt (nur (Rad-) Linienschiffe hat es, hauptsächlich wegen der bei solchen Schiffen unvermeidlichen Ueberlastung des Oberwerks nie gegeben). Auch die größeren Dampfer der ehemaligen deutschen Flotte waren sämmtlich Raddampfer.

Die Anwendung dieser Kriegsdampfer blieb übrigens auf ein geringes Maß beschränkt, da bei ihnen bedeutende Uebelstände zu Tage traten. Denn ihnen fehlte die Möglichkeit, sich ohne Hilfe der Maschine, blos durch die Takelage genügend schnell fortzubewegen und Reisen ohne großen Kohlenverbrauch zu machen; das große Obergewicht dieser Schiffe vertrug nur ungern schwere Geschützausrüstung, während auch, wie erwähnt, der Raum längs der Breitseite durch die voluminösen Radkasten sehr beschränkt war; das Allerschlimmste aber war der Umstand, daß die Maschine, wenigstens theilweise über Wasser gelegen, vor den feindlichen Kugeln nicht sicher war, auch durch die Anbringung der Kohlenbehälter zwischen Maschine und Schiffswand sich nicht genügend schützen ließ, während die Räder natürlich gar nicht gedeckt werden konnten: durch einen einzigen glücklichen Schuß des Feindes konnte dem Schiff die Manövrirfähigkeit, ja selbst die Möglichkeit sich aus dem Gefecht zu retten,

völlig genommen werden. Es war also kein Wunder, daß man für Seegefechte die Segelschiffe noch nicht entbehren wollte und bei Zusammensetzung der Flotten noch immer die Segelschiffe als den Hauptbestandtheil beibehielt und die Dampfschiffe in verhältnißmäßig geringer Zahl, hauptsächlich zum Recognosciren, zum Verfolgungs- und zum Stafettendienst gebrauchte.

Einen völligen Umschwung aber brachte die Erfindung der Schiffsschraube hervor, die hauptsächlich dem Oestreicher Ressel zu verdanken ist und zunächst in der englischen und der französischen Marine, dann in allen andern Kriegsflotten schnellen Eingang gefunden hat. Diejenigen Leser, welche noch nicht Gelegenheit gehabt haben diese Schraube durch eigne Anschauung oder genaue Beschreibung kennen zu lernen, werden ersucht an einen Propfenzieher zu denken, welcher bei einer verkorkten Weinflasche soweit in den Kork hineingeschraubt wurde, als es nöthig ist, um den letzteren herausziehen zu können, die Flasche aber denke man horizontal hingelegt. Wird der Pfropfenzieher in entgegengesetzter Richtung wie vorher umgedreht, so schraubt sich derselbe durch einfache, senkrecht auf die Achse wirkende Drehung von selbst aus dem Kork heraus. Genau dasselbe Princip kommt bei der Schiffsschraube in Anwendung: die Stelle des Korks vertritt das hinter dem Schiff befindliche Wasser, den Schraubengängen des Korkziehers entspricht die hinter dem Schiff angebrachte Schiffsschraube, und so wie der Pfropfenzieher im Ganzen durch einfache Drehung einer in der Längenrichtung liegenden Welle vorgeschoben wird, wird auch das Schiff durch einfache Drehung der Schraubenwelle vorwärtsgetrieben. In der Längenaxe des Schiffs, halb so tief unter Wasser als der Schiffskörper überhaupt unter Wasser reicht, liegt eine starke eiserne Welle, die Schraubenwelle (englisch screw shaft), die ziemlich halb so lang ist als der ganze Schiffskörper. Diese Welle nimmt ihren Anfang von der Dampfmaschine in der Gegend des mittleren Masts, durch welche sie um ihre Axe gedreht wird, und läuft geradeaus bis zum hinteren Ende des Schiffes, wo sie durch den Hintersteven — einen starken Pfosten, welcher vom Ende des Kiels aus fast senkrecht emporstrebt und gleichsam den hinteren Grat des Schiffskörpers bildet — völlig hindurchgeht, so daß ihr Ende frei im Wasser liegt; das Loch im Hintersteven ist durch ein fest zusammengepreßtes Kautschuckpolster derart geschlossen, daß kein Wasser eindringen kann, auch wenn die Welle vermittelst der Dampfmaschine in Drehung versetzt wird. Um das hintere, in das Wasser hinausragende Ende der Schraubenwelle läuft nun ein gewöhnliches Schraubengewinde von sehr großer Höhe oder Breite (2—10 Fuß), von dem jedoch nicht mehre Gänge (Umläufe des Gewindes), sondern nur ein einziger Gang vorhanden ist, da mehre solche hier keinen Nutzen haben würden. Wird nämlich die Schraubenwelle durch die Maschine gedreht, so schiebt sich der eine Schraubengang vermöge seiner Schrägung gegen das dahinter befindliche Wasser

vorwärts, genau so wie der ganz im Pfropfen steckende Korkzieher gegen den unteren Theil des Korks; weiter nach vorn auf der Welle befindliche Gänge — Windungen — aber würden auf das feste Wasser hinter dem Schiff keine Wirkung ausüben — wie ja auch beim Pfropfenzieher eine Windung völlig genügte, wenn man blos ein- und ausschrauben, nicht auch beim Herausziehn festen Halt im Kork haben wollte. Die eben beschriebene ursprüngliche Form der Schraube, ein Umlauf eines Schraubengewindes um das hinter dem Schiff herausragende Stück der Welle, ist jedoch weiter noch dadurch modificirt worden, daß man den einen vorhandenen Gang, der von hinten gesehen einen Kreis bilden würde, in vier, drei oder zwei Theile, Kreisausschnitte, Flügel genannt, zerschnitten und auf der Axe möglichst nahe zusammengerückt hat, so daß sie nunmehr den Flügeln einer Windmühle nicht unähnlich sind, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht schräg stehende gerade Flächen, sondern Flächen von der Krümmung eines Schraubengewindes sind. Außerdem läßt man das hintere Ende der Welle nicht frei stehn, sondern giebt ihm einen Stützpunkt im Ruderpfosten, einem parallel dem Hintersteven vom hinteren Ende des Kiels aus aufsteigenden starken Balken, an dessen Hinterseite das Steuer wie die Thür am Pfosten mit Angeln angebracht ist, während vor seiner Vorderseite die Schraube liegt.

Durch die Erfindung der Schiffsschraube ward es nun möglich, die bewegende Kraft, die Maschine, und ebenso das Bewegungsinstrument, die Schraube, ganz unter Wasser zu legen, also in einem absolut gegen Schüsse gesicherten Raum unterzubringen. Denn bekanntlich treffen Schüsse das Schiff nicht unter Wasser, weil Kugeln, welche schräg auf die Wasserfläche auftreffen, stets ricochetiren, d. h. wie ein Gummiball wieder unter demselben Winkel in die Höhe springen, genau ebenso wie Steine, die man schräg auf eine Wasserfläche hinwirft. Außerdem ward das Oberwerk des Schraubenschiffs vollständig frei für beliebige Anbringung der Geschütze, ohne irgendeine Beschränkung wie durch die Radkasten der früheren Dampfer. Endlich ward die Gewichtsvertheilung für Anbringung schwerer Lasten im Oberwerk nicht blos ebenso günstig wie bei den Segelschiffen, sondern sogar noch günstiger, da die Maschine im unteren Theile einer Beschwerung des Obertheils das Gegengewicht hielt, so daß man also wenigstens ebenso schweres Geschütz als auf Segelschiffen führen konnte, und ebenso hohe Takelage. Und wenn es den Anschein hatte, als ob das Schiff, wenn es der Kohlenersparniß halber die Maschine stillstehen lassen und blos segeln wollte, dabei durch den Widerstand des Wassers gegen die Schraube — die, beiläufig gesagt, bei Linienschiffen 19 Fuß Durchmesser hat — sehr behindert werden müßte, so ward auch diesem Uebelstand abgeholfen, durch eine Vorrichtung, vermöge deren die Schraube aus der Schraubenwelle ausgehoben und durch den Schraubenbrunnen in den über Wasser befindlichen Theil des

Schiffes emporgehoben werden kann, so daß das Schraubenschiff dann genau ebenso segeln kann, wie jedes gewöhnliche Segelschiff.

So kam es denn, daß die Schraubenschiffe bis auf die etwas längere Form des Rumpfes ebenso gebaut und getakelt wurden, wie früher die Segelschiffe und daß von Schraubenschiffen, namentlich größeren, genau dieselben Classen in Aufnahme kamen, wie früher von den Segelschiffen. Einmastige Dampfer, „Dampfkutter", wurden allerdings nicht gebaut, da die Dampfschiffe immer lang genug waren, um mehr als einen Mast tragen zu können; aber Schraubendampfer, als Schooner und als Briggs, also mit zwei Masten getakelt, oder auch als Dreimastschooner wurden überall in großer Zahl gebaut, und da sie zum Ueberbringen von Nachrichten und Befehlen an die größeren Kriegsschiffe und Stationen gebraucht wurden, Avisos genannt. So namentlich in Frankreich, wo es auch noch eine ziemliche Anzahl von Radavisos giebt, die namentlich im Colonialdienst verwandt werden, während sie in England seltener advice-boats, gewöhnlicher dispatch-vessels genannt werden. Als nächstgrößere Classe baute man in England und namentlich in Amerika in bedeutender Anzahl Schraubensloops, leichte, schnelle Schiffe mit Barktakelage und der Geschützausrüstung auf dem Oberdeck, und dann von noch etwas bedeutenderer Größe in allen Marinen die ebenfalls alle Geschütze auf dem Oberdeck führenden, aber als Vollschiffe getakelten Schraubencorvetten (französisch corvette à hélice, englisch screw steam corvette genannt, im officiellen Stil aber [als Vollschiff] gewöhnlich als H. M. ship [folgt der Name] aufgeführt). Noch größer, mit einer Batterie und außerdem Oberdecksgeschützen, aber auch mit Vollschifftakelage folgen sodann die Schraubenfregatten (englisch screw steam frigate, französisch frégate à hélice), von denen die französische wie die englische Flotte in den letzten Jahren eine große Anzahl, zwischen 30 und 50 wechselnd besaß, meist Schiffe von 35—51 Geschützen und mit Maschinen von 400—600 Pferdekraft. Die neuesten Schiffe dieser Gattung aber wurden in letzter Zeit namentlich in England von ganz enormer Größe gebaut, von mehr als 3,000 Tons, größer selbst als die früheren Linienschiffe mit 1,000 Pferdekraft, so „Orlando", „Belvidera", „Bristol" und andere von 51 Geschützen, die aber gegenwärtig nach der Einführung schwereren Kalibers nur 39 Kanonen führen. Man folgte nämlich in England hierin den Amerikanern, welche dahin strebten, durch solche kolossale Fregatten die Linienschiffe zu ersetzen, indem sie in der einen Batterie dieser Monstrefregatten kaum weniger Geschütze unterbrachten, als in den beiden Batterien der Linienschiffe. Hierdurch ward die Seefähigkeit des Schiffs gehoben, die Höhe des Schiffs und damit die Zielfläche für den Feind sehr vermindert und endlich die Länge und damit die Schnelligkeit außerordentlich vermehrt, da andrerseits die Breite des Schiffs, also auch der Widerstand, den es im Wasser findet, nicht gesteigert,

wohl aber die Möglichkeit hergestellt wird, dem Schiff eine größere Takelage und eine stärkere Maschine zu geben. Als Hauptelement aber für die großen Seeschlachten baute man gleich im Anfang, nachdem die Erfindung der Schraube sich erprobt hatte, in den europäischen Marinen eine große Anzahl von Schraubenlinienschiffen (englisch screw steam line-of-battle ships, französisch vaisseaux à hélice). Für die Neubauten dieser Art galt als unbestrittener Mustertypus das berühmte französische Schraubenlinienschiff „Napoleon", das von dem genialen Chefconstructeur der französischen Marine, Dupuis de Lôme entworfen war, demselben, der auch die erste Panzerfregatte der Welt, „La Gloire", entworfen hatte und ebenso die Trireme erbaut hat, welche von Napoleon bestimmt war, den Typus und die Rudereinrichtung eines antiken Kriegsschiffs darzustellen, eine Absicht, die allerdings an der Ungründlichkeit der betreffenden französischen Gelehrten kläglich gescheitert ist. Abgesehen von den Schraubenlinienschiffen übrigens, welche man neu baute, wurden viele alte Segellinienschiffe in Schraubenschiffe umgewandelt, und so kam es denn, daß unmittelbar vor dem Auftreten der Panzerschiffe Frankreich nicht weniger als 38, England 58 Schraubenlinienschiffe hatte, während allerdings die Seemächte niedrigeren Ranges wenige Schiffe dieser Art gebaut haben (Oestreich eins, den „Kaiser", Italien ebenfalls eins, den „Re Galantuomo", Dänemark den „Skiold", Rußland dagegen elf). Diese Schraubenlinienschiffe sind zum allergrößten Theile Zweidecker, meist von etwa 3,000 Tons Tragfähigkeit, 800—1,000 Pferdekraft und 90 oder 91 Geschützen, in England gegenwärtig meist auf 71 Geschütze schwereren Kalibers reducirt. Die Dreidecker dagegen sind unter den Schraubenlinienschiffen außerordentlich selten; Frankreich hat nur die „Bretagne" von 144 Geschützen, und auch England hatte, selbst ehe es einige von diesen Riesenschiffen in Panzerschiffe umgewandelt hatte, nur ein halbes Dutzend Schraubendreidecker, die größten von circa 4,000 Tons, 1,200 Pferdekraft und 131 Kanonen, so der „Duke of Wellington", das Admiralschiff der Ostseeflotte, Flaggenschiff des Admirals Napier zur Zeit des Krimkrieges, den „Marlborough" 131*), welcher lange Zeit Flaggenschiff des Mittelmeergeschwaders war, die „Victoria" 102, welche augenblicklich diese Stelle im Mittelmeer einnimmt, der „Royal Albert", der „Royal Sovereign", welche beide jetzt zu Panzerschiffen umgewandelt worden sind.

Aber nicht blos für diese großen Kriegsschiffe war die Erfindung der Schraube von hoher Wichtigkeit, sie ermöglichte es auch, kleinere Fahrzeuge, welche bis dahin höchstens als locales Vertheidigungsmittel zu Zwecken des Küstenschutzes verwendbar gewesen waren und für die active Flotte kaum mit-

*) Wir werden im Folgenden stets die in England allgemein gebräuchliche Abkürzung anwenden, daß die Geschützzahl ohne Benennung dicht hinter dem Namen des Schiffs angegeben wird.

gezählt werden konnten, zu brauchbaren Bestandtheilen der letzteren zu machen: wir meinen die Kanonenboote (englisch gun-boats, vgl. unten, französisch canonnières). Der Name Kanonenboote ebenso gut wie der Name Dampfboote ist höchst ungeeignet gewählt, da beide Classen ordentliche Fahrzeuge, wirkliche selbständige Schiffe sind, keineswegs aber blos Boote größerer Schiffe, wie etwa die neuerdings aufgekommenen steam-launches, die mit Dampf getriebenen Boote der Kriegsschiffe höheren Ranges.

Namentlich in unsrer Zeit der Schraubenkanonenboote paßt der Name gar nicht mehr; aber auch selbst vor der Erfindung der Schraube waren die Kanonenboote und Mörserboote, die wegen ihres schweren Geschützes besonders breit und flach gebaut sein mußten, somit nur eine sehr spärliche Takelage zu tragen im Stande waren und deshalb sogar mittelst Riemen (Ruder) durch die Bemannung mühsam von der Stelle bewegt werden mußten, immer noch selbständige größere Fahrzeuge, trugen sie doch Geschütze von bedeutender Schwere, glatte 68pfündige Bombenkanonen oder 25 (50) pfündige Mörser, und zwar führten die größeren von ihnen, bei der deutschen Marine Kanonenschaluppen genannt, je zwei, die kleineren, als Kanonenjollen bezeichnet, je ein Geschütz dieses Kalibers, das sich von dem Kaliber der wirklichen, für Landungen mit Booten bestimmten Bootsgeschütze, leichter Dreipfünder oder Vierpfünder, denn doch wesentlich unterscheidet. Die unverhältnißmäßig bedeutende Schwere ihrer Geschütze, durch welche eine entsprechende Beschränkung der Zahl bedingt wurde, war überhaupt das Eigenthümliche dieser Fahrzeuge, die nicht zum Kampf gegen andere Schiffe auf hoher See, sondern zur Beschießung feindlicher Befestigungen und zur Vertheidigung der eigenen Küsten mit ihren Strandschanzen bestimmt waren. Die Eigenthümlichkeit der Geschützausrüstung blieb auch bei der großen Umwälzung, welche England im Bau der Kanonenboote durch die Anwendung der Schraube hervorrief, bestehen, sie unterschied allein die Kanonenboote von anderen kleineren Kriegsschiffen, bis endlich nach dem Kampf des Conföderationscapers „Alabama" mit der Unionsschraubensloop „Kearsarge" auf der Rhede von Cherbourg auch in den europäischen Flotten für alle Kriegsschiffe dasselbe Princip der Geschützausrüstung angenommen wurde, das bisher blos bei den Kanonenbooten befolgt worden war, nämlich Armirung mit wenigen, aber sehr schweren Geschützen. Die eben erwähnte bedeutende Umwälzung aber, welche England im Bau der Kanonenboote zur Zeit des Krimkrieges hervorrief, bestand darin, daß man die zum Tragen weniger sehr schwerer Geschütze bestimmten Fahrzeuge von schlankeren, für schnellere Fahrt und sicheres Aushalten auch in schwerer See weit besser geeigneten Formen baute als früher, und daß man eine Verwerthung dieser Eigenschaften dadurch ermöglichte, daß diese Fahrzeuge eine Schraube mit einer Maschine von 60–80 Pferdekraft und eine im Verhältniß zu dem geringen Tiefgang ziemlich hohe Takelage, gewöhnlich eine Drei-

maſtſchoonertakelage, erhielten. Dieſe „Schraubenkanonenboote“, die man alſo „Schraubendreimaſtſchooner“ nennen könnte, hatten vor allen anderen Schiffsclaſſen unläugbar große Vorzüge; ihr geringer Tiefgang erlaubte ihnen, an den Küſten an ſolchen Stellen zu operiren, wo die geringe Tiefe jedes andere Kriegsſchiff fern hielt; die geringe Höhe ihres Oberwerks bot dem Gegner wenig Zielfläche und verminderte die Chancen des Getroffenwerdens im Gefecht. Trotzdem waren die Fahrzeuge dieſer Art im Stande, weite Reiſen, ſelbſt bis in die chineſiſchen Gewäſſer, ebenſo gut wie die kleinen Schooner und Briggs der Handelsmarine zurückzulegen, wenn auch unter mancherlei Gefährdung; ihre ſchwere Bewaffnung mit weittragenden Kanonen ſicherte ihnen namentlich in beſchränktem Fahrwaſſer die Ueberlegenheit über jedes größere Schiff, wenn daſſelbe nicht ganz ausnahmsweiſe ſchweres Geſchütz führte. Deshalb baute man in England ſeit dem Krimkrieg nach und nach nicht weniger als 184 ſolcher Kanonenboote, meiſt Fahrzeuge von 45—80 Pferdekraft und 3—4 Geſchützen. Namentlich für den Dienſt auf der chineſiſchen und auf der weſtafrikaniſchen Station, wo man den leichten, wenig tiefgehenden Piratenfahrzeugen und Sklavenſchiffen beikommen wollte, haben ſich die Schraubenkanonenboote von höchſtem Nutzen erwieſen, wie denn auch gegenwärtig die Hauptmacht Englands in jenen Gegenden aus mehr als 40 ſolchen Kanonenbooten beſteht. Uebrigens blieb ihr Bau nicht auf England beſchränkt; auch Frankreich baute ſie in großer Zahl, desgleichen Rußland und ebenſo Oeſtreich, das ſeine Kanonenboote größter Claſſe, wie die bei der ſchleswig-holſteiniſchen Expedition mit betheiligt geweſenen „Seehund“ und „Wal“ ſogar als Barks takelte, ſo daß ſie eigentlich als Schraubenſloops betrachtet werden müſſen, die eben nur verhältnißmäßig wenig Geſchütze führen. Auch für die Küſtenvertheidigung Norddeutſchlands war der Bau einer großen Anzahl derartiger Kanonenboote durch die preußiſche Küſtenſchutzcommiſſion ſeiner Zeit in Ausſicht genommen, wie denn Preußen ſelber mit der Erbauung von 23 derartigen Schraubenkanonenbooten einen vielverſprechenden Anfang gemacht hatte, auf den wir ſpäter eingehender zurückkommen. Doch wollen wir ſchon hier bemerken, daß der Bau neuer Schraubenkanonenboote wohl nach etwas anderen Principien als bisher wird erfolgen müſſen, wie denn auch England ſeine Kanonenbootflotille mit Fahrzeugen eines andern Syſtems ergänzt. Jene zur Zeit des Krimkriegs gebauten Kanonenboote nämlich waren in der Eile zum großen Theil aus grünem, noch nicht hinreichend ausgetrocknetem Holze erbaut, ſo daß ſehr bald die Fäule in dieſe Fahrzeuge kam und von Jahr zu Jahr ein großer Theil derſelben ausrangirt und abgewrackt, d. h. abgebrochen, auseinandergeſchlagen und als altes Holz verkauft werden mußte. Dadurch iſt die engliſche Kanonenbootflotille allmälig derart vermindert worden, daß ſchon die gegenwärtige Admiralität — das in Flottenangelegenheiten wenigſtens äußerſt energiſch

und umsichtig auftretende Toryministerium — sich zum Neubau von Kanonenbooten genöthigt gesehen hat. Man unterschied schon bisher in England die kleinere Classe der gun boats (2—3 Kanonen, 60 Pferdekraft und meist 230 Tons) und die größere Classe der gun vessels, „Kanonenfahrzeuge" (gewöhnlich 4—5 Kanonen, 80 Pferdekraft und etwa 400 Tons). Die neuen Kanonenboote sollen nun sämmtlich ebenso groß oder noch etwas größer als die letzteren werden (400—600 Tons), sie sollen das innere Gerippe von Eisen und blos die äußere Verplankung von Holz bekommen — „composite class" — und endlich sollen sie Zwillingsschrauben erhalten, deren Einrichtung wie die der hydraulischen Reactionsmaschinen wir später genauer erklären werden, sämmtlich Verbesserungen, in denen unsere Marine der englischen wird nachfolgen müssen, wobei ein Hauptgewicht auf größere Schnelligkeit als bisher zu legen sein wird.

So sind denn die Kanonenboote factisch als kleinste Gattung der activen Schraubenkriegsschiffe zu betrachten; als nächstgrößere Classe kämen dann die Avisos, dann die Schraubensloops der englischen und der amerikanischen Marine, bis endlich die als Vollschiffe getakelten und darum in England officiell immer als H. M. ship bezeichneten größeren Classen, die Schraubencorvetten, die Schraubenfregatten und zuletzt, als Schiffe höchsten Ranges, die Schraubenlinienschiffe — Schraubenzweidecker wie Schraubendreidecker — den Abschluß machen, wenn wir die Panzerschiffe hier nicht mit in Rechnung ziehen. Nur diese Schraubenschiffe sind es eigentlich, welche gegenwärtig als kriegstüchtiger Theil einer Flotte gerechnet werden können.

Schließlich wären an dieser Stelle, unter den ungepanzerten Schraubenschiffen der Flotten, noch die Transportschiffe — englisch troop ships, französisch transports — zu erwähnen, die wir bisher nicht berücksichtigt haben, weil sie nicht unmittelbar im Gefecht mitzuwirken haben. Sie sind hauptsächlich zu Truppentransporten für Landungen und im Colonialdienst bestimmt, während Vorräthe von Munition oder Proviant gewöhnlich durch gemiethete Schiffe der Handelsmarine, Kohlenvorräthe aber häufiger in England durch einen tender, ein besonders dazu beordertes kleineres Fahrzeug der Kriegsmarine dem Geschwader nachgeführt werden. Die eigentlichen Transportschiffe, von denen namentlich Frankreich, England und Italien eine große Anzahl besitzen, sind Dampfer und zwar fast immer Schraubendampfer, die sich äußerlich von den größeren Passagierdampfern wenig unterscheiden und im Inneren für bequeme und gesunde Unterbringung von Truppen eingerichtet sind. Gewöhnlich sind sie aus Holz, seltner aus Eisen gebaut, dann mit dünnen, höchstens $^3/_4$ Zoll dicken, nie mit starken Eisenplatten bekleidet wie die Panzerschiffe; sie führen meistens eine Dreimastschooner- oder eine Barktakelage, und haben ebenso wie die Avisos eine ganz schwache Armirung, um sich gegen kleine feindliche Kriegsschiffe oder Kaper wenigstens einigermaßen wehren zu können.

Der vierte Hauptbestandtheil einer modernen Kriegsflotte, die Panzerschiffe und die ganze Panzerfrage, fordern eine ausführlichere Erklärung. Da die preußische Marine augenblicklich erst zwei Panzerschiffe besitzt — eine Zahl, die allerdings binnen kurzer Zeit sich bedeutend vermehren wird — sind die bisher gegebenen Andeutungen vorläufig genügend, um dem Leser eine richtige Würdigung der jetzigen Beschaffenheit unsrer preußischen Flotte zu ermöglichen; wir werden deshalb zunächst die ungepanzerten Schiffe derselben im Einzelnen betrachten und erst später, nach eingehenderer Besprechung der Panzerschiffe überhaupt, eine Beschreibung aller, der bereits vollendeten und der jetzt noch im Bau befindlichen preußischen Panzerschiffe geben.

Die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit

von 1795—1805.

Die Epoche des classischen Idealismus in deutscher Literatur und Kunst ist von unserer Zeit durch wenig mehr als ein Menschenalter geschieden. Nichts desto weniger ist das moderne Leben dem Zeitalter unsrer großen Künstler so weit entrückt, daß wir zu dem Verständniß desselben bereits einer Vermittelung bedürfen, deren Apparat täglich zunimmt und in einer nicht allzu fernen Zukunft zum Rang einer selbständigen Wissenschaft erhoben werden dürfte. Die heute dreißig Jahre hinter sich haben, wissen zwar noch Bescheid; dem heranwachsenden Geschlecht unsrer realistischen Tage liegt das Weimar von 1776 aber fast ebenso weit ab, wie das perikleische Athen, und unsern Kindern werden Werther und Lotte kaum weniger mythisch erscheinen als Hero und Leander. In dem Vorgefühl der großen politischen Aufgabe, an welcher die Deutschen der nächsten hundert Jahre vollauf zu thun haben werden, tragen wir dem Bedürfniß der künftigen Generation nach genauer Bekanntschaft mit den nationalen Dichtern schon heute Rechnung, indem wir die noch flüssige Tradition der großen Kunstepoche nach Kräften auszubeuten, und kommenden Geschlechtern die Wege zu ebnen versuchen, auf denen sie dereinst zu den Schätzen zurückkehren können, die das abgelaufene Jahrhundert aufgehäuft hat. Vorsorglich sind wir darauf bedacht, die Hinterlassenschaft jener Zeit in möglichster Vollständigkeit zu

vererben: kein Zug soll in dem Bilde fehlen, das unsere Enkel sich von dem Zeitalter des classischen Idealismus machen werden, keine Lücke unausgefüllt, keine Controverse ungelöst bleiben, die in künftigen Tagen zu schiefen Vorstellungen führen könnte.

Die überwiegende Anzahl all der Beiträge und Quellensammlungen zur Geschichte der „goldnen Zeit" stammt mit kaum nennenswerthen Ausnahmen aus den Hauptquartieren des classischen Idealismus und der Romantik, jenen beiden Richtungen, die bei allem inneren Gegensatz doch lange Zeit hindurch dem Literaturpöbel gegenüber fest zusammenstanden und erst auseinandergingen, als es ihrer Bundesgenossenschaft nicht mehr bedurfte, weil ihre Sache in den Augen des Volks entschieden, aus der Legion ihrer Gegner nur eine kleine Anzahl bedeutungsloser Marodeure übrig geblieben war. Was wir aus diesem gegnerischen Lager, aus der Welt der kleinen Leute der Literatur damaliger Zeit wissen, stammt zum größten Theil aus den Aufzeichnungen ihrer großen Gegner, und beschränkt sich auf das Nothwendigste, wird nur in so weit für der Aufzeichnung würdig gehalten, als es zum Verständniß des Thuns und Lassens der classischen Dichter nothwendig ist, auf diese Beziehung hat: die Topographie des einen Lagers, seine Waffenstärke und Munition sind uns bis in die minutiösesten Einzelheiten bekannt, bezüglich des andern begnügen wir uns mit einer flüchtigen Skizze. So gerechtfertigt dieses Verhältniß vom Standpunkt des ästhetischen Enthusiasmus erscheint, so ungenügend muß es für die historische Forschung, für das Bedürfniß der Kritik sein.

Ganz abgesehen davon, daß man sich ein richtiges Bild von der damaligen Lage der Dinge nur machen kann, wenn man beide Parteien gehört hat, wird man sich einer eingehenderen Kenntnißnahme der Zustände des unseren Heroen feindlichen Lagers um so weniger entziehen können, als die große Masse des Publikums damals unter den Fahnen der falschen Propheten stand, und von dem Götzendienst der Kotzebue, Nicolai und Genossen nur mühsam und allmälig für den Cultus der wahren Schönheit gewonnen werden konnte. Es ist eine große und unbestreitbare Wahrheit, die Julian Schmidt (Literaturgeschichte I, 9) ausgesprochen hat, wenn er sagt: „Unsere Classiker dichteten mit Bewußtsein in einer Weise, die dem bisherigen Leben des Volks entgegengesetzt war: damals waren die Künstler der Masse wirklich überlegen, sie besaßen den echten Lebensgehalt, der den wirklichen Zuständen fehlte und konnten dem gesunden Menschenverstand mit gutem Gewissen Spott und Hohn entgegensetzen." Die Anerkennug dieser Wahrheit wird uns aber die Pflicht auferlegen, die Männer, welche die Sache der Wirklichkeit gegen den Idealismus vertraten, einem ihrer einstigen thatsächlichen Bedeutung entsprechenden Studium zu unterziehen. So gut das Recht unsrer großen Künstler war, der „hoffnungslosen Realität" von damals den Rücken zu kehren, so gerechtfertigt muß es uns, die wir die Dinge von

einem höheren Standpunkt zu überſehen gezwungen ſind, erſcheinen, daß jene Verurtheilung der Wirklichkeit ſich nicht widerſpruchslos vollziehen konnte, daß diejenigen, welche für den Fortſchritt der realen Welt wirkſam ſein wollten, an die Bildungsfähigkeit des Beſtehenden glauben, die behauptete Inhaltloſigkeit der Wirklichkeit läugnen mußten, ſchon weil die Erkenntniß derſelben bei der Maſſe zu nichts führen konnte als zu noch tieferem Fall. In dieſer Erwägung werden wir gegen die Zuſtände und Beſtrebungen im Hauptquartier der Wortführer des Vulgus nicht gleichgiltig ſein, ſie nicht bedingungslos verurtheilen können: in denſelben Werkſtätten, die die ohnmächtigen Blitze gegen die Olympier ſchmiedeten, wurde die Parole des Tages ausgegeben und empfangen, die eigentliche Sprache der damaligen Zeit, des Philiſterthums vom alten Zuſchnitt geredet, an einer Heilung der Schäden der Zeit gearbeitet, die nur der Adlerblick der Genies als unheilbar zu erkennen die Fähigkeit und vielleicht das Recht hatte.

Es wird die Verpflichtung zu möglichſt genauer Erforſchung des Bildungsgrades und der Geiſtesrichtung der Maſſen aber nicht die einzige Rückſicht ſein, aus der eine Bekanntſchaft mit den Wortführern im „andern" Lager rathſam erſcheint; eine andere, höhere Rückſicht wird derſelben noch entſchiedener das Wort reden.

So hoch die Goethe, Schiller, Herder u. ſ. w. über ihrer geſammten Zeit, zumal über ihren Gegnern ſtanden, ſie waren doch Kinder des Zeitalters der bloßen Privatexiſtenz, ſie waren in die Formen eines Lebens gebannt, das keine anderen als perſönliche Beziehungen zur Wirklichkeit aufkommen ließ, auch ſie ſtanden unter dem Druck jener „rein privatrechtlichen Natur" der deutſchen Zuſtände des vorigen Jahrhunderts, das keine anderen als äſthetiſche Nationalintereſſen kannte. Um ſich einen Einblick in die tiefe Entſittlichung zu verſchaffen, welche die nothwendige Folge der damals auf alle Gebildeten verbreiteten ausſchließlichen Beſchäftigung mit literariſchen und äſthetiſchen Gegenſtänden war, muß man in die Sphäre derer herabſteigen, die ohne den wahren Beruf zur Kunſt, dem Treiben der Berufenen nachahmten und den Literaturklatſch berufsmäßig trieben, weil er die einzig mögliche Beſchäftigung der Unglücklichen ausmachte, denen es in der zünftigen Bureaukratie, der zünftigen Gelehrſamkeit und dem zünftigen Kirchenthum zu eng geworden war, die dem Bedürfniß nach einer Bethätigung an allgemeinen Zwecken nicht halten widerſtehen können. Es handelt ſich hier nicht um das zufällige Treiben Einzelner, ſondern um die Gefangenſchaft in angeblich künſtleriſchen Intereſſen, die ein ganzes Geſchlecht ſich um dieſelbe Zeit gefallen laſſen mußte, in der ſie von den Regierungen um ihr Vaterland gebracht wurde. Die Kleinlichkeit des literariſchen Treibens der vornapoleoniſchen Jahre, das unſere Dichterfürſten einengte und an der freien Bewegung zu hindern verſuchte, war nicht ſowohl das Pro-

duct der Niedertracht der kleinen Leute auf dem Parnaß, als das Ergebniß eines öffentlichen Zustandes, der alle denkenden und strebsamen Kräfte von der Bethätigung an den vaterländischen Zuständen ausschloß und auf ein Gebiet drängte, in das sie nicht hineingehörten, weil es zur Heimath der niederen Sterblichen nicht bestimmt war. Gegenüber den Klagen über die Kannegießerei und den politischen Dilettantismus unserer Zeit kann es nicht genug betont werden, daß die Bethätigung an den vaterländischen Interessen ein tiefbegründetes Bedürfniß des Volksgeistes ist, dessen Beeinträchtigung mit Nothwendigkeit zu dem ästhetischen Dusel und der philiströsen Verdumpfung führt, denen jene unausbleibliche sittliche Fäulniß auf dem Fuße folgt, die das Deutschland von 1805 und 1806 dem französischen Eroberer zu Füßen legte.

Will man sich der entnervenden Wirkung bewußt werden, welche die Abwendung vom wirklichen Leben und seinen Forderungen ausübte, so muß man die Gegenstände seiner Betrachtung außerhalb und an den Grenzen des geweihten Künstlerkreises suchen, der ein wirkliches Recht auf Vertiefung in die selbstgeschaffene Idealwelt besaß. War man sich seiner großen Zwecke so genau bewußt, wie die weimarer Dioskuren, so bedurfte es keines Freibriefs dazu, um sich selbst und die eigene Kunst und Lebensauffassung rücksichtlos durchzusetzen, und nichts nach der äußeren Welt und ihren Ansprüchen, nichts nach der relativen Berechtigung der Gegner zu fragen. Ganz anders gestaltet sich die Sache aber, wenn die patres minorum gentium die gleiche Ausnahmsstellung beanspruchen, wenn jeder Recensent, jeder Dichterling sich selbst und das eigene ästhetische Bedürfniß zum Mittelpunkt seines Strebens machen will und dem Wahne lebt, von den Pflichten gegen das wirkliche Leben emancipirt zu sein, wenn er an die Verpflichtung glaubt, sich selbst durchsetzen zu müssen. Die Begriffsverwechselung, die diesem Irrthum zu Grunde lag, ist heute, wo die bleibenden Erscheinungen der Kunst von den ephemeren scharf geschieden erscheinen, leicht nachzuweisen: so lange sich das feste Land von den Wassern noch nicht geschieden hatte, war es aber erklärlich, wenn die Nichtberechtigten sich der Grenze nicht bewußt waren, die sie von den Berechtigten schied. Es ist das ungeheure Verdienst unserer Zeit, das Verhältniß umgekehrt und die Unterordnung unter objective Normen, die Hingabe an die „gemeine Sache“ als oberstes Gesetz aufgestellt zu haben, von dem nur in einzelnen Fällen abgesehen werden kann. Das „sich selbst Durchsetzen“ hat die Präsumtion gegen sich! Ein schärferer Gegensatz läßt sich kaum denken als der zwischen dem maßlosen Subjectivismus und der auf kleinlicher Eitelkeit beruhenden Coterienwirthschaft des Schriftstellergeschlechts am Wendepunkte des Jahrhunderts und jener ernsten Hingabe an objective Menschheitszwecke, in welcher alle ernsteren Leute unserer vielgeschmähten Zeit ihre Ehre suchen. Wer irgend Gelegenheit gehabt hat, von dem literarischen Treiben jener Zeit des exclusiven Literaturklatsches mehr zu

erfahren, als was sich den Briefen und Aufzeichnungen der großen Literaturfürsten entnehmen läßt — deren Ausnahmsstellung uns gegen die Einseitigkeit ihrer Stellung zu Zeit und Zeitgenossen übrigens nicht verblenden darf —, der wird den großen Fortschritt, den die öffentliche Sittlichkeit unseres Volks seit den letzten sechzig Jahren gemacht hat, nicht leugnen können und einräumen müssen, daß dieselbe mit der zeitweisen Verdunkelung künstlerischer Interessen nicht zu theuer bezahlt worden sind. Wie es mit der großen Masse sittlicher Anschauungen vor funfzig und sechzig Jahren bestellt war, davon kann man eine lebhafte Vorstellung gewinnen, wenn man sich zu der Bekanntschaft mit ihren Chorführern, jenen Repräsentanten des Tagesgeschmacks und der ci-devant öffentlichen Meinung herbeiläßt, die in der Regel mit der Erinnerung daran, daß sie beschränkt genug gewesen, um Schiller und Goethe nicht zu verstehen, abgethan werden.

In der Absicht, einen culturgeschichtlichen Beitrag zur Charakteristik des sittlichen, ästhetischen und intellectuellen Bildungsstandpunktes an der Wende des Jahrhunderts zu liefern, theilen wir in den folgenden Heften eine Sammlung deutscher Schriftstellerbriefe mit. Sie sollen insbesondere jenes „andere Lager" charakterisiren, von dem wir oben handelten, denn sie kommen aus dem Nachlaß eines Mannes, der seiner Zeit im Mittelpunkt des literarischen Treibens in Deutschland gestanden hat, heute aber nur noch wegen der üblen Rolle genannt wird, die er in dem Kampf gegen Goethe und gegen die Romantiker gespielt hat — aus der Hinterlassenschaft Garlieb Merkels. Dieser Schriftsteller gehört der großen Zahl derer an, die bei einer tüchtigen Begabung für das wirkliche Leben an der Nothwendigkeit zu Grunde gingen, sich auf einem Gebiete zu bethätigen, für das sie nicht geschaffen waren, die in jeder anderen Zeit als der der Abwendung von allen politischen und vaterländischen Interessen eine ehrenvolle Rolle gespielt hätten. Unterschieden von zahlreichen seiner Zeitgenossen ist er aber dadurch, daß er wirklich ein hervorragender Publicist war, dessen Verdienste um die deutsche Sache längst vergessen sind, von dessen verfehlten kritisch-ästhetischen Bestrebungen aber jedes Kind etwas gehört hat, weil er in einer Zeit lebte, in welcher der Werth des der Oeffentlichkeit angehörenden Mannes in erster Reihe nach dessen ästhetischer Geschmacksrichtung beurtheilt wurde. Garlieb Merkel, der sich nicht nur um die Aufhebung der Leibeigenschaft in Liv-, Esth- und Kurland hohe Verdienste erworben hat, der zu der kleinen Schaar derer gehörte, die schon im Jahre 1806 zur Erhebung gegen Napoleon aufriefen, der noch vor der Schlacht von Jena die Nothwendigkeit einer Nationalerhebung gegen die Franzosen predigte und diese als die einzige Rettung vor dem hereinbrechenden Jammer bezeichnete, der in erster Reihe ein politischer Schriftsteller war, ist auch dem Deutschland von 1867 nur noch der Mann, der „gegen Goethe geschrieben". Keine der

Literaturgeschichten der Gegenwart hat diesem schon als Chorführer der Goethe feindlichen Partei hervorragenden Mann, der bei der Darstellung der weimarer Literaturperiode einmal nicht übergangen werden kann, auch nur den literargeschichtlich richtigen Platz angewiesen. Gervinus (Literaturgeschichte Bd. V, S. 556) kennt ihn nur als Bundesgenossen Kotzebues, mit dem er in Wahrheit nur kurze Zeit in einer Gemeinschaft gestanden, deren er sich später selbst schämte. Laube (Bd. III, S. 127) begnügt sich damit, ihn den „cynischen Freund" Kotzebues zu nennen, selbst der gründliche Koberstein (Bd. III, S. 2488 bis 2496), der die kritische Thätigkeit Merkels sehr eingehend bespricht, irrt in seinen Angaben über das Geburtsjahr und ist mit den für die Beurtheilung dieses Autors höchst wichtigen Antecedenzien desselben ebenso unbekannt, wie mit der Rolle, die dieser Mann als eifriger und vielfach verfolgter Gegner Napoleons und der Franzosen gespielt hat; Julian Schmidt (Bd. I, S. 275 und 421), der ihn als „Wortführer des großen Haufens" neben Nikolai und Kotzebue nennt, läßt es bei einer kurzen Erwähnung der „Briefe an ein Frauenzimmer" bewenden. Es kommt allerdings nicht viel darauf an, ob einem halbvergessenen und für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens ziemlich gleichgiltigen Schriftsteller sein volles Recht geworden oder nicht: auch geht die vorliegende Publikation keineswegs auf eine jener „Rettungen" aus, die in Mode zu kommen beginnen. Nur die Möglichkeit, aus dem Nachlasse Merkels und dessen späteren, in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt gewordenen Schriften bemerkenswerthe Beiträge zur Geschichte der deutschen Kunst und des Geisteslebens der weimarer Periode liefern zu können, hat zu der nachstehenden Aufzeichnung Grund und Veranlassung geboten. Von Merkel selbst, dessen politische Thätigkeit an einem anderen Ort eingehend besprochen worden ist*), werden wir nur in so weit handeln, als zum Verständniß seiner Mittheilungen über hervorragende Zeitgenossen und zur richtigen Beurtheilung der an ihn gerichteten Briefe Herders, Wielands, Karoline Herders, Böttigers, Seumes, Johannes v. Müllers, Kotzebues, Ancillons u. a. nothwendig ist. Zu der Veröffentlichung jener Briefe selbst glauben wir durch die Namen der Briefsteller wie durch ihren Inhalt berechtigt zu sein.

Garlieb Hellwig Merkel wurde im October 1769 (nicht 1776, wie es bei Koberstein a. a. O. und in früheren Ausgaben des Brockhausschen Conversationslexikons heißt) als Sohn eines livländischen Landpredigers geboren. Sein Vater, von dem er den ersten Unterricht erhielt, war ein eifriger Schüler Bayles und Voltaires, der den Sohn in den Grundsätzen der Aufklärungsphilosophie und des Encyklopädismus erzog und systematisch zum „Freidenker" ausbildete. Obgleich

*) Vgl. York und Paulucci. Aus dem Nachlaß G. Merkels herausgegeben von Julius Eckardt, Leipzig 1865, Veit u. Comp.

dieſer Vater ſchon im Jahr 1782 verſtarb, hatte er auf die Entwickelung Garliebs einen entſcheidenden Einfluß geübt, indem er ihm den Rationalismus in religiöſen wie in politiſchen und äſthetiſchen Dingen, den er ſich ſelbſt inmitten einer altgläubigen Umgebung mühſam angeeignet hatte, als theuerſtes Vermächtniß hinterließ. Nach dem Tode des Vaters lebte der dreizehnjährige Knabe anderthalb Jahre lang, abgeſchieden von der Welt, in der Bibliothek des Vaters; als die in ärmlichen Verhältniſſen zurückgebliebene Mutter es endlich möglich machen konnte, den Knaben nach Riga in das dortige Gymnaſium zu ſchicken, war derſelbe durch die verfrühte Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Philoſophie und den Claſſikern des achtzehnten Jahrhunderts für jeden regelmäßigen Unterricht verdorben. Voltaire und Wieland, die Penaten der väterlichen Studirſtube, waren den Lehrern, von denen der junge Merkel ſeine Bildung empfangen ſollte und die ausnahmslos in dem trockenen Latinismus und der ſteifen Orthodoxie ihrer Zeit und ihres zurückgebliebenen Landes ſteckten, kaum dem Namen nach bekannt und ſo ſah er mit tiefer Verachtung auf ſie herab. Er war und blieb Autodidakt, verlebte ſeine Gymnaſialzeit im Umgang mit den Mitgliedern des neubegründeten rigaer Theaters und diſputirte Nachts mit verlaufenen deutſchen Genies darüber, ob Voltaire größer ſei als Schiller. Da es ihm an den Mitteln fehlte, eine Univerſität zu beziehen, wurde er nach beendetem Schulcurſus Hauslehrer in einem adeligen livländiſchen Hauſe. Durchdrungen von den menſchenfreundlichen und liberalen Ideen des philoſophiſchen Jahrhunderts, wurde er durch das Elend der unter dem Joch harter Leibeigenſchaft ſchmachtenden Letten, die er erſt jetzt näher kennen lernte, zu leidenſchaftlichem Haß gegen die ländlichen Zuſtände ſeines Vaterlandes, gegen ſeine geſammte Umgebung entzündet. Das Elend, das er vor Augen hatte, ließ ihm keine Ruhe, es duldete ihn nicht in der Rolle des paſſiven Zuſchauers, er beſchloß handelnd einzugreifen und die entwürdigenden Zuſtände, die er kennen gelernt hatte, vor ganz Europa an den Pranger zu ſtellen. Inmitten einer Umgebung, die die ſtumme Sklaverei des Bauernſtandes als ein natürliches, durchaus berechtigtes Verhältniß anſah, mußte er, was ihn im Herzen bewegte, ſorgfältig verſchließen. Tags über die beſcheidene Rolle ſpielen, die dem bürgerlichen Hauslehrer in einem adeligen Hauſe zugewieſen war, ſchweigend der Verhandlung über Gegenſtände zuhören, die ſein Blut kochen machten — um Nachts in dem Buch, das er heimlich ſchrieb, den glühenden Proteſten einen Ausdruck zu geben, mit denen er ſich gegen das Fortbeſtehen aller ihn umgebenden Verhältniſſe erklärte. Mit den Erſparniſſen ſeiner beinahe zehnjährigen Hauslehrerſchaft begab Merkel ſich im Frühling 1796 nach Leipzig, um hier zu ſtudiren und ſein Buch drucken zu laſſen. Es hieß „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts", und war das Product der argen Verhältniſſe, unter denen es entſtanden und des begeiſterten, heimlich

genährten und nicht zur Reife gekommenen Freiheitssinnes seines Verfassers. Das Aufsehen, welches diese, jetzt längst vergessene Schrift in Livland wie in Deutschland machte, war ungeheuer; Paulus besprach sie in der damals noch allmächtigen „Jenaer Literaturzeitung" höchst günstig und machte den Namen des jungen Autors dadurch ziemlich rasch bekannt. Merkel, der das inzwischen in Leipzig und Jena begonnene Studium der Medicin bald wieder aufgab, wandte sich nunmehr ausschließlich der Schriftstellerei zu. Aus Riga her dem herderschen Hause empfohlen, wurde er rasch mit dem damals bereits alternden, von dem aufsteigenden Ruhm Goethes gedrückten Verfasser der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" und mit Wieland, dem Abgott seiner Jugend, näher bekannt. Beide Männer bestärkten den talentvollen, aber eitlen jungen Mann in der Absicht, Schriftsteller und Journalist zu werden, sie wußten, daß er ein enthusiastischer Verehrer der von ihnen begründeten Richtung der Literatur sei und nicht wenig dazu beitragen würde, ihre bereits wankend gewordene Stellung auf dem deutschen Parnaß zu stützen. Merkel war unstreitig ein bedeutendes, wenn auch rohes publicistisches Talent: hätte es am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts eine politische Literatur gegeben, er hätte es zu einer ehrenvollen Stellung in derselben gebracht. Von jeder Möglichkeit einer politischen Wirksamkeit durch die Zustände des ancien régime ausgeschlossen, wandte er sich der literarisch-kritischen Thätigkeit zu, welche den alleinigen Tummelplatz der Schriftsteller und Journalisten seiner Zeit ausmachte, für die ihm aber nichts weniger als alles fehlte. Merkel war ein klarer, nüchterner Kopf, der in Fragen des wirklichen Lebens gesund und praktisch urtheilte, dem aber jedes ästhetische Gefühl, jeder Beruf für die Kunst fehlte. Als echter Sohn der Aufklärungsschule stand er auf dem Boden des „aut prodesse volunt aut delectare poetae", das Lehrgedicht und die „poetische Erzählung" waren ihm die wichtigsten und liebsten Formen der künstlerischen Darstellung, weil sie sich am bequemsten zu philanthropischen und „aufklärenden" Zwecken gebrauchen oder vielmehr mißbrauchen ließen. Daß die Darstellung des Schönen Selbstzweck sei, davon hatte er keine Ahnung, er rühmte sich zeitlebens dessen, „daß ihm der Bau des Hauses, in welchem die Menschheit wohnen sollte, mehr gegolten habe als der Anstrich und die Verzierung desselben". Durch den großen Erfolg seines Buchs, das in der That den Anstoß zu einer Verbesserung der Lage des lettischen Volkes gegeben hatte, und durch die Lobsprüche der Herder, Wieland, Böttiger, Engel u. s. w. verblendet, hielt er sich für berufen, der erste Kritiker Deutschlands zu werden, die angefochtene Machtstellung der „alten Schule" zu retten und den Männern der „neuen Schule" den ihnen gebührenden zweiten Platz nachdrücklich anzuweisen. Ermuthigt durch den Erfolg einiger kleinerer Schriften kritischen Inhalts, begründete er den später so übel berüchtigten „Freimüthigen", den er Anfangs in Gemeinschaft mit Kotzebue, später

allein herausgab. Vergebens suchte ihn Sieyes, der damals als französischer Gesandter zu Berlin lebte, seinem verfehlten kritischen Beruf abwendig zu machen und ihn in den Dienst der jungen „neugallischen" Republik zu ziehen; er glaubte es sich selbst und seinen Freunden schuldig zu sein, auf seinem Posten auszuharren und die Sache des „wahren guten Geschmacks" zu vertreten.

Als Merkel nach Deutschland kam, standen die weimarer Dioskuren auf dem Höhepunkt ihrer literarischen und gesellschaftlichen Bedeutung; die Xenien waren soeben erschienen und hatten über Freund und Feind ein Strafgericht gehalten, durch welches Wieland, der Merkel genau befreundete Engel u. a. sich tief verletzt fühlten. Durchdrungen von dem Bewußtsein, hinsichtlich seiner Zwecke über dem Verfasser der Xenien zu stehen, war der Verfasser der Letten Goethe nicht ohne Anmaßung begegnet und von diesem ziemlich geringschätzig behandelt worden, Grund genug für den leidenschaftlichen jungen Aufklärer, um ein geschworener Feind des Mannes zu werden, von dessen Größe er kaum etwas ahnte und den er eigentlich nur als Gegner der französischen Revolution und als Schmälerer des Ruhms seine Freunde und Gönner kannte. Dazu kam, daß Goethe damals die Männer der romantischen Schule, die aus ihrer Geringschätzung Herders und Wielands kaum ein Hehl machte, entschieden bevorzugte. Als diese Schule den Anlauf nahm, die Umkehr, wenn nicht der Wissenschaft, so doch der Kunst zu predigen und die Lehre von der hohen künstlerischen Bedeutung des „finstern" Mittelalters zu verkündigen, gehörte Merkel zu den ersten, die in die Lärmtrompete stießen und Verrath an den Ideen des philosophischen Jahrhunderts witterten. Von seinen Freunden heimlich, aber unaufhörlich gestachelt, von den überlegenen Gegnern verhöhnt und verspottet, ließ Merkel sich zu einer Polemik gegen die „neue Schule" und die Romantiker hinreißen, die bald alles Maß der Vernunft und Sitte überschritt. In den „Briefen an ein Frauenzimmer" und den „Briefen über Literatur" hat er seiner Geschmacklosigkeit ein Denkmal gesetzt, das all die würdigeren Bestrebungen seines frühern, wie seines spätern Lebens zu überdauern, seinen Namen für alle Zeit zu einem verfehmten zu machen droht. Und doch nimmt diese kritisch-ästhetische Periode, die in den zahllosen kritischen Artikeln des „Freimüthigen" „faute de combattants" ihren Abschluß fand, einen nur bescheidenen Theil in dem Leben dieses Schriftstellers ein.

Der „Freimüthige" zerfiel in zwei Rubriken, eine kritisch-ästhetische und eine politische, die den wunderlichen Titel „Unpolitische Zeitung" führte. Während des Dranges der Jahre 1805 und 1806 trat dieser anfangs ziemlich unbedeutende Theil der merkelschen Zeitschrift mehr und mehr in den Vordergrund. An Widerspruch gegen die herrschenden Autoritäten des Tages gewöhnt und seiner ganzen Natur nach ein geborener Oppositionsmann, war der Redacteur

des „Freimüthigen" ein erbitterter Gegner des französischen Kaiserthums und besonders der süddeutschen und rheinbündlerischen Anhänger desselben. In Berlin rasch acclimatisirt und ein lebhafter Anhänger des preußischen Staats wurde er nicht müde, gegen die geringschätzige Art und Weise zu Felde zu ziehen, mit welcher die preußischen Zustände in der französischen Presse besprochen wurden. Schon der Jahrgang 1805 des Freimüthigen enthielt zahlreiche Ausfälle auf Napoleon und dessen deutsche Vasallen; die Sache des bedrängten östreichischen Kaiserstaats wurde Frankreich gegenüber mit Wärme und Entschiedenheit verfochten, Alexander von Rußland, der über Berlin an die Donau ging, um Oestreich zu unterstützen, als „rettender Genius des Nordens" in Prosa wie in Versen gefeiert u. s. w. Die Unglücksfälle, welche das Jahr 1806 auf Deutschland häufte, trugen nur dazu bei, die Franzosenfeindschaft des Freimüthigen zu schärfen; einen wahrhaft entscheidenden Schritt hat das berliner Journal, als es — sich durch einen leidenschaftlichen Bericht über die Hinrichtung Palms, der mit einem Aufruf zur Erhebung der gesammten deutschen Nation schloß — direct auf die Proscriptionsliste der von Süden heranrückenden französischen Machthaber setzte.

Während die Franzosenfurcht schon im Sommer 1806 so allgemein verbreitet war, daß kein norddeutsches Blatt die deutschen Söldlinge des Imperators mehr anzugreifen wagte, nahm Merkel keinen Anstand, gewisse französische Umtriebe unter den berliner Juden öffentlich zur Sprache zu bringen, die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung und Volkserhebung zu predigen und in einem rasch verbreiteten „Kriegsliede" die glorreichen Erinnerungen des altpreußischen Waffenruhms wachzurufen. — Daß der Herausgeber des „Freimüthigen" (der damals sehr verbreitet war und in Amsterdam in holländischer Uebersetzung regelmäßig reproducirt wurde) schon im November 1805 die Begründung eines Volksblatts mit nationaler Tendenz projectirt hatte, um vermittelst dieses einen Volkskrieg vorzubereiten, ist in diesem Blatte (vgl. „Ein denkwürdiger Brief vom Jahre 1805", Heft 1 der Grenzboten 1867) bereits früher berichtet worden. — Noch am Tage der Schlacht bei Jena druckte der „Freimüthige" eine Ode*) ab, in welcher der „Geist Hermanns" mit Verheißungen deutscher Siege über die Bedränger des Vaterlandes getröstet wird; es war seine letzte Heldenthat. Am 17. October mußte Merkel auf den ausdrücklichen Wunsch des geängstigten berliner Stadtgouverneurs Grafen Schulenburg die preußische Hauptstadt verlassen, denn die preußische Regierung wußte seit lange, daß der „Freimüthige" in Paris sehr übel angeschrieben sei. Merkel floh über Stettin und Königsberg nach Riga, um hier seine Agitation gegen die Franzosenherrschaft fortzusetzen. Seine „Supplementblätter zum Freimüthigen"

*) Der Dichter war ein leipziger Student, der spätere Hofrath Thiersch.

(Riga bei F. W. Häcker, 1807) athmeten den leidenschaftlichsten Haß gegen den corsischen „Kakodämon“ und thaten das Mögliche, um die unter der Asche glühende Franzosenfeindschaft der preußischen Patrioten, mit denen Merkel in Beziehung stand, zu hellen Flammen aufzublasen. Besonders bemerkenswerth ist es, daß diese Blätter mit einer damals unerhörten Kühnheit zum Aufstande gegen die in das französische Netz gezogenen Rheinbundfürsten aufforderten und den Satz aufstellten „von jedem Fürsten, der in die Dienste des corsischen Abentheurers trete, sei anzunehmen, er habe auf seinen vorigen Stand Verzicht geleistet.“ Der tilsiter Frieden und das durch diesen begründete französisch-russische Bündniß setzten dem Erscheinen dieser Flugblätter bald ein Ziel. Aber schon im Jahre 1811, als die Beziehungen Alexanders zu Napoleon zu erkalten begannen, machte Merkel sich an die Fortsetzung seines Werks; er begründete zu Riga eine politische Zeitung, welche er den „Zuschauer“ nannte und der er durch die franzosenfeindliche Richtung, die sie verfolgte, längs der ganzen Ostseeküste Verbreitung zu verschaffen wußte. Wiederholt vor dem Haß und der Rache der französischen Machthaber gewarnt mußte Merkel, als Macdonalds Schaaren in Kurland einfielen und Riga zu belagern Miene machten, nach Dorpat fliehen; sein bei Riga belegenes kleines Landgut wurde wiederholt von französischen und preußischen Streifcorps, die nach dem kecken Journalisten zu fahnden beauftragt waren, durchsucht.

Noch während des Herbstes 1812 kehrte Merkel nach Riga zurück, um auf Wunsch des damaligen Generalgouverneurs Marquis Paulucci, der bereits mit York in heimlicher Verbindung stand, seine journalistische Thätigkeit wieder aufzunehmen und zu Gunsten eines Anschlusses der preußischen Hilfstruppen an die russische Armee wirksam zu sein. Durch heimliche Boten wurden Nachts zahlreiche Exemplare des „Zuschauers“ nach Mitau und in die übrigen preußischen Quartiere getragen; aus ihnen erfuhren York und dessen Offiziere die ersten Nachrichten von der großen Armee und deren allmäliger Auflösung, die ihnen von Macdonald lange verheimlicht worden waren. Diese von Merkel überarbeiteten russischen Bulletins waren nach Form und Inhalt auf preußische Leser berechnet, sie suchten den Haß gegen den Zertrümmerer der Monarchie Friedrichs des Großen zu wecken, das Selbstvertrauen der Preußen zu heben und die Nothwendigkeit eines Anschlusses der preußischen Armee an die Sache Rußlands nachzuweisen.

Nach Beschluß des Befreiungskrieges versuchte es Merkel, den die Sehnsucht nach Deutschland nicht ruhen ließ, zum zweiten Mal mit der Schriftstellerei in Berlin. Er begann in Gemeinschaft mit Gubitz den alten, ein Jahrzehnt lang unterbrochnen Freimüthigen fortzusetzen, überzeugte sich aber bald davon, daß dieser Versuch ein vergeblicher, seine Zeit überhaupt vorüber sei. Die Freunde und Gönner seiner Jugend waren todt, die von ihm ver-

tretenen literarisch-kritischen Ansichten, die ihn einst den populärsten deutschen Schriftstellern zugesellt hatten, waren überlebt und hatten kein Publikum mehr, der muthige Federkrieg gegen die Franzosen, durch welchen der Freimüthige von 1806 sich vor allen übrigen deutschen Journalen ausgezeichnet, war durch die Veränderung der Verhältnisse unmöglich geworden. Eine politische Thätigkeit, wie Merkel sie sich gewünscht hätte, war gleichfalls nicht möglich; schon regte sich der Geist der Restaurationspolitik, um alle Erinnerungen an die freiheitlichen Ideen der vorigen Jahre in die Acht zu erklären, jede Theilnahme der Staatsbürger an den öffentlichen Angelegenheiten zu verpönen und die famose Lehre, daß „Ruhe" die erste Bürgerpflicht sei, in ihr altes Recht einzusetzen. Merkel kehrte nach Riga zurück, wo er bis an sein Lebensende als Publicist wirksam blieb und sich mannigfache Verdienste um die Besserung der ökonomischen und politischen Verhältnisse des Landvolks erwarb und die Sache des deutschen Charakters seiner Heimath muthig gegen das hereinbrechende Russenthum vertrat. Hochbetagt starb er im Jahre 1850 auf seinem bei Riga belegenen Landgut Depkinshof. Daß er den Anschauungen seiner Jugend bis an das Lebensende treu blieb, braucht nicht erst gesagt zu werden; zu erwähnen wäre nur noch, daß seine in den zwanziger Jahren geschriebenen „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben" höchst interessante Aufzeichnungen und Beiträge zur Geschichte der weimarer Literaturperiode enthalten, die, weil sie in Deutschland nie bekannt geworden sind und mannigfache Aufschlüsse über Personen und Zustände aus den Jahren 1795—1805 enthalten, trotz aller Parteilichkeit der Urtheile des wunderlichen Autors, der Erneuerung nicht unwerth wären.

An dem Urtheil, das über Merkel den Kritiker und literarischen Parteigänger feststeht, wird weder die vorstehende Aufzeichnung noch die Veröffentlichungen, welche denselben folgen sollen, etwas ändern. Die Absicht dieser Blätter beschränkt sich auf den Nachweis, daß Merkel mehr und etwas anderes, als blos urtheilsloser Kritiker und ästhetischer Dilettant gewesen ist, daß die verfehlte Richtung der Thätigkeit, zu welcher er sich hinreißen ließ, wesentlich auf die Verkehrtheit der Verhältnisse zurückzuführen ist, unter denen er lebte und die den nach publicistischer Thätigkeit dürstenden und für diese durch Natur und Begabung bestimmten Mann ausschließlich auf die Beschäftigung mit ästhetischen Dingen hinwies. Weil unsere Zeit einen andern Maßstab der Beurtheilung als den exclusiv-ästhetischen hat, schien es uns an der Zeit daran zu erinnern, daß das literarische Unwesen der weimarer Periode seinen Hauptgrund darin hatte, daß die Nation von aller Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen war, daß tüchtige Kräfte, die unter anderen Verhältnissen reichen Segen gestiftet hätten, auf ein Feld gedrängt wurden, für das sie nicht bestimmt waren. Weil das wirkliche Leben sich nach

anderen Geſetzen bewegt, als die Kunſtwelt, in welcher unſere großen Dichter lebten, die berechtigte Abwendung von der Wirklichkeit, welche ſie für den Künſtler verlangten, eine Forderung war, welche nimmermehr an die Maſſen geſtellt werden konnte, ohne dieſe ihrem wahren Beruf abwendig zu machen lag der Oppoſition, welche die patres minorum und an ihrer Spitze Merkel gegen den einſeitigen Cultus des Schönen erhoben, ein berechtigtes Moment zu Grunde, dem wir, ob es in der Erſcheinung gleich vielfach verzerrt war, gerecht werden müſſen. — Ein Mann, der ſchon im Jahre 1805 die Nothwendigkeit einer Regeneration des deutſchen Volks erkannte und öffentlich verkündete, der zur Nationalerhebung gegen die Franzoſen aufrief, als ſich noch alles zitternd vor dem großen Imperator beugte, der die rheinbündleriſche Kleinſtaaterei in einer Zeit anzugreifen wagte, in welcher der beſchränkte Unterthanenverſtand die beſten deutſchen Köpfe unter das Joch der kleinen Tyrannen bog — ein Mann dieſes Schlages ſollte für die Zeugen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr ſein, als blos der Schriftſteller „der gegen Goethe geſchrieben."

Ein Heiliger als rettender Dämon.

An wenig Dingen haftet der Sinn der Völker mit ſolcher Zähigkeit, wie an gewiſſen Arten des Aberglaubens. Der dringende Wunſch, aus einer großen Noth oder gar Lebensgefahr durch irgendein verborgenes Mittel plötzlich befreit zu werden, erregt die kindliche Phantaſie ſo, daß ſie ſich bald einbildet, es gäbe ein ſolches Mittel; natürlich muß daſſelbe aber ſchwierig zu erlangen und mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt ſein. Der Reiz des Geheimnißvollen vermehrt auf der einen Seite die Gläubigkeit, während auf der andern Seite bei den zahlloſen Fällen des Mißerfolges unter dieſen Umſtänden für den Glauben immer eine Hinterthür offen bleibt. So kommt es, daß ſich auch bei uns zum Theil der roheſte Aberglaube, wie der an die Wirkſamkeit gewiſſer Beſprechungsformeln, aus uralter Zeit bis auf unſre Tage gerettet hat.*) Mit

*) A. Kuhn, der für die Vergleichung der indogermaniſchen Mythen und mythiſchen Vorſtellungen ſo viel geleiſtet hat, verdanken wir u. a. auch eine Zuſammenſtellung von ſolchen Beſprechungsformeln, die von den Veden an bis zu der Gegenwart im Weſentlichen nicht viel verändert ſind.

der, noch dazu meistens durch äußeren Zwang veranlaßten Annahme einer höheren Religion ändern die Völker nicht ihr ganzes Innere. Der alte Aberglaube streift oft nur einige anstößige Aeußerlichkeiten ab, ohne sich seinem Kern nach zu ändern; er wird nicht besser, sondern eher durch den Mißbrauch höherer Ideen schlimmer.

Diese in neuerer Zeit vielfach beobachtete und besprochene Erscheinung ist auch im Orient zu bemerken. Wir wollen hier aus authentischer Quelle einen interessanten Beleg davon anführen. Eine der seltsamsten, im Grunde freilich betrübendsten Figuren aus der früheren Zeit der morgenländischen Kirche haben wir in Simeon dem Säulenheiligen, der im fünften Jahrhundert in der Gegend des syrischen Antiochien durch seine geisttödtende Askese, namentlich dadurch, daß er gegen ein halbes Jahrhundert auf einer Säule stand, zu dem höchsten Ansehn gelangte, von dem er nicht immer einen segensreichen Gebrauch machte, und noch bei Lebzeiten in den Ruf eines Wunderthäters kam. In einem sehr bald nach seinem Tode von zwei Verehrern (Simeon Sohn des Apollonius und Bar Hator, nicht, wie der Herausgeber meint, von Kosmas) geschriebenen syrischen Biographie dieses Heiligen wird, offenbar im besten Glauben, eine ganze Anzahl von Wundern desselben erzählt, welche theils, wie so viele andere Thaten heiliger Männer, den neutestamentlichen Heilungswundern einfach nachgebildet, theils aber Mirakel in des Wortes verwegenster Bedeutung sind, mit einem starken Anflug von heidnischem Zauberspuk. Aus der Reihe der letzteren heben wir ein besonders charakteristisches hervor.

Zu allen Zeiten waren solche Volksclassen, welche vielfach in augenscheinlicher Lebensgefahr schweben und sich den zerstörenden Gewalten der Natur gegenüber ihrer Hilfsbedürftigkeit recht bewußt werden, dem Aberglauben besonders ergeben. Namentlich gilt dies von den Seeleuten. Wie die griechischen Schiffer an allerlei Meerwunder und Schrecken glaubten, wie noch jetzt mancher wackere Seemann mit Entsetzen an den fliegenden Holländer und andere schlimme Vorzeichen denkt, so war es auch bei den orientalischen Christen der ersten Jahrhunderte. Aber natürlich mußte ihr Aberglaube in irgendeine Beziehung zur Religion gebracht werden. So erscheint denn unser Simeon als rettender Engel diesen Christen, wie den Griechen die Dioskuren. Das Wunderbarste hierbei ist aber, daß er diese Geisterrolle schon bei seinen Lebzeiten spielt. Ob sich dieses mit den Lehren der Kirche verträgt, oder ob diese hier nicht Teufelsspuk sehen muß, wollen wir dahin gestellt sein lassen: genug, daß sowohl die Verfasser, wie auch der Herausgeber, der Maronit St. Ev. Assemani, welcher die Geschichte ohne Anstoß abdruckt, als tadellos rechtgläubige Katholiken gelten.

Wir übersetzen die Geschichte möglichst wörtlich nach Assemanis syrischem Text (in dessen Acta Martyrum, Romae 1748, Vol. II, p. 333 sqq).

„Auf dem Meere erſchien der Heilige (Simeon) vielmals leibhaftig vielen Schiffern und half ihnen in ihren Drangſalen zur Zeit der Noth, wenn Sturm und Orkan ſie überfielen. Dann kamen ſie nachher zu ihm und erzählten in ſeiner Gegenwart, wie ſie ihn leibhaftig zur Zeit der Gefahr geſehen hätten und wie ſich der Sturm ſofort gelegt, nachdem er ihnen erſchienen wäre. Auch kümmerte ſich der Heilige viel um die Meerfahrer. — Einſt geſchah es nun wieder, daß ein Schiff von Arabien, vom Oberlande (Jemen?) fuhr mit vielen Reiſenden an Bord, Männern und Frauen, die ſich nach ihrer Heimath Syrien begeben wollten. Als ſie nun auf dem Schiffe die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten und ſich mitten im Meer befanden, überfiel ſie plötzlich ein Unwetter: das Meer ward aufgewühlt, die Wogen erhoben ſich, die Winde bliesen heftig, Finſterniß deckte ſie, und das Schiff war nahe daran umzuſchlagen. Denn ſie fuhren auf gen Himmel, wie die Schrift ſagt, und fuhren nieder zum Abgrund (Pſalm 107, 26). Da ſchrien ſie, ängſtigten ſich, weinten in Thränen und Jammer und fanden keine Hilfe noch Rettung. Gleichmäßig deckte ein jeder ſich zu und fiel auf ſein Antlitz nieder, um ſeinen eigenen Tod nicht zu ſehen. Denn es war ihnen allen zur Gewißheit geworden, daß ſie nie wieder das trockene Land erblicken würden, zumal da ſie geſehen hatten, wie ein ſchwarzer Mann gleich einem Neger*) gekommen war und ſich oben auf den Mittelmaſt des Schiffes geſtellt hatte. Denn man ſagt, daß dieſer jedesmal ein Schiff untergehen läßt, wenn er darauf geſehen wird. So ließen denn alle die Hoffnung auf Rettung fahren, bereiteten ſich auf den Tod vor und warfen ſich ſchreiend mit verhülltem Antlitz nieder. Es war da aber ein Mann aus Atma (?), einem Dorf gegenüber Amid (Diarbekr in Meſopotamien), der mit ſich ein wenig von dem Staube**) des Heiligen (Simeon) führte. Nun gefiel es dem Herrn, ihm dies in den Sinn zu rufen, um durch ſeinen Verehrer (Simeon) eine große That zu vollbringen und die geängſtigten Seelen durch ſeinen Gläubigen zu retten. Der Mann erinnerte ſich alſo daran, machte ſich auf und nahm den Staub; dann machte er davon ein Kreuz an den großen Maſt mitten im Schiff und ſchlug die Hände, welche mit jenem Staub angefüllt waren, auf dieſer und auf jener Seite des Schiffes zuſammen. Dabei ſchrien alle am Boden liegend: „Herr Simeon, dringe in den Herrn

*) Eigentlich „Inder". Perſer und Syrer gebrauchen den Indier zur Bezeichnung eines ſchwarzen Menſchen, wie die Araber den Abyſſinier und wir den Mohren (Mauren).

**) Das Wort, das wir nach Aſſemanis Vorgang mit Staub überſetzen und das ſonſt ganz ungewöhnlich iſt, während es in dieſem Heiligenleben oft als Vermittelung der Wunder vorkommt, bedeutet vielleicht gradezu Excrement. Bekanntlich ſpielen heilige Excremente in Oſtaſien eine gewiſſe Rolle, da dort die von ſyriſchen und ägyptiſchen Asketen kaum erreichten Vorbilder der vergötterten Selbſtquälerei wohnten, ſo iſt dieſe Vergleichung wohl nicht unberechtigt. Aeſthetiſche Rückſichten kennt dieſes Asketenthum überhaupt nicht.

und hilf uns durch dein Gebet!" Und siehe da, plötzlich erschien der Heilige mit einer Geißel in der Hand, eilte hinauf und trat oben auf das Segel. Dann faßte er den Neger bei den Haaren, hob ihn auf und peitschte ihn so mit der Geißel, daß er laut jammerte und seine Stimme über das ganze Meer erscholl. Als Simeon ihn nun nach harter Züchtigung frei ließ, floh er eilig mit Jammern davon, als ob viele ihn verfolgten, und bei dieser Flucht rief er: „O über dich Simeon! Du hast also daran nicht genug, mich vom Festland verjagt zu haben, sondern treibst mich auch vom Meere fort! Wohin soll ich nun gehn?" Und von der Zeit an, daß ihnen der Heilige erschienen war, beruhigten sich die Wogen, schwiegen die Stürme, hellte sich die Luft auf und ward das aufgeregte Meer wieder friedlich. Der Heilige aber sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, denn nichts Böses soll euch geschehen." Damit ward er ihnen entrückt.

„Von der Zeit an wehte ihnen ein lieblicher Wind, und sie fuhren in Frieden ohne Furcht weiter, bis sie nach Gottes Willen in den Hafen gelangten. Viele von ihnen kamen darauf mit dem Mann aus Atma zu der Umfriedigung, innerhalb deren der Heilige lebte, und erzählten das Geschehene in seiner Gegenwart vor aller Welt, und alle, die das hörten, priesen und lobten Gott, der an ihnen gnädig gehandelt und ihnen durch das Gebet seines Heiligen geholfen hatte."

Unmittelbar auf diese Geschichte folgt eine ganz ähnliche von der Rettung eines gefährdeten Schiffs durch den erscheinenden heiligen Simeon, die aber keinen wichtigen Zug hat, welcher nicht auch in der ersten vorkäme, während ihr allerlei Charakteristisches fehlt, namentlich der schwarze böse Geist und die Geißelung desselben, Dinge, welche man unzweifelhaft als vorchristlich anzusehen hat. Denn es ist uns so gut wie sicher, daß diese Geschichte von der Rettung aus dem Sturme durch einen guten Geist, welcher den bösen gewaltsam vertreibt, im Wesentlichen heidnisch ist. Das Wunderbare bei der Uebertragung ins Christliche ist nicht die Ersetzung des Retters durch einen Heiligen überhaupt, sondern durch den lebenden Heiligen, der gleichzeitig ruhig auf seiner Säule stehen bleibt.

Th. Nöldeke.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch
der
deutschen Shakespeare-Gesellschaft
im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben durch
Friedrich Bodenstedt.
Zweiter Jahrgang.
In engl. Einband 3 Thlr.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; vorräthig in allen Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von Rudolf Reichenau.

9. Auflage. **Wohlfeile Ausg.** 3 Abtheil. in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1. Abth.: Bilder aus dem Kinderleben. 2. Abth.: Knaben und Mädchen. 3. Abth.: Auswärts und Daheim. (Jede Abtheilung auch einzeln.)

Dasselbe, 1. Abh., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3½ Thlr., fein geb. 4½ Thlr.

Wohl wie kein anderes, schöpft dies Buch seine Stoffe aus der Familie und so sollte es in allen Familien einheimisch sein zum Vorlesen und immer erneutem Vorlesen. Alt und Jung und vorzüglich die Mütter werden ihre Freude daran haben.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Napoleon III. Roman von Luc. Herbert. 8 Bände à 1⅓ Thlr.

Dieses neue Werk ist die natürliche und nothwendige Fortsetzung des mit großem Beifall aufgenommenen „Louis Napoleon. 10 Bde." desselben Verfassers. Louis Napoleon ist in diesem Werke nicht mehr der haltlose, von aller Welt verlachte Abenteurer, seine Persönlichkeit fängt an mehr und mehr hervorzutreten und die Blicke der Welt auf sich zu lenken; seine Pläne treten offen hervor und man blickt in das mit Schlauheit eingefädelte Gewebe der Intriguen, die alle darauf hinauslaufen, Louis Napoleon zu Napoleon III. zu machen.

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lied und Bild Deutscher Dichter und Künstler.

Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon. 4°. eleg. carton. Preis 24 Ngr.

Inhalt: Titelbild. Zur Einleitung. Christus und die Samariterin. Das versunkene Kloster. Am stillen Freitag. Die böse Farbe. Das Bild der Andacht. In der Kirche. Das ist ein schlechtes Wetter. Der Friedhof im Gebirge. Barbarossa. Der Traum. Das Blatt im Buche.

Das Buch eignet sich besonders durch seine gediegenen Kunstblätter als schönes und billiges Festgeschenk.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Huhn, E. H. Th.,

Volkswirthschaftslehre & Volkswirthschaftspolitik. 3¼ Thlr. 3 Theile. 1. Thlr. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Urproductionen. 3. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Gewerbe u. d. Handels. (Jeder Theil wird apart gegeben.) **Finanzwissenschaft.** 1⅓ Thlr. **Staatsrecht.** 1⅘ Thlr. **Völkerrecht.** 1 Thlr. **Politik.** 2 Thlr. **Statistik.** 2⅖ Thlr.

Diese populären Handbücher der gesammten Staatswissenschaften werden namentlich jetzt für alle Die Interesse haben, welche an der politischen, socialen und volkswirthschaftlichen Bewegung der Gegenwart Theil nehmen.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 21.

Ausgegeben am 17. Mai 1867.

Inhalt:

Die Bedeutung des luxemburger Handels für Deutschland . . Seite 281
Geschichte: Kaiser Heinrich der Sechste von Theodor Toeche . . 285
Die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit. Ungedruckte Briefe Herders und seiner Frau an Merkel 289
Der deutsche Buchhandel der letzten Monate 309
Musikalische Literatur 317
Aufruf für Ferdinand Freiligrath 320

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

ed by Google

Die Bedeutung des luxemburger Handels für Deutschland.

Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit hat die londoner Conferenz den schwebenden Handel beseitigt, die Neutralität des Landes Luxemburg ist in den Schutz der Großmächte gestellt, das Land bleibt dem König von Holland und behält das Recht im Zollverein zu beharren. Preußen aber hat auf sein Besatzungsrecht verzichtet. Ueber die Schleifung der Festungswerke und die Frage, wer die für dieselben durch Preußen und den Bund aufgewandten Summen bezahlen soll, fehlen noch sichere Nachrichten, während dies geschrieben wird. Unterdeß versuchen wir Verlust und Gewinn dieses Ausgangs gegen einander abzuwägen.

Preußen wird der Verpflichtung enthoben, im Frieden eine Besatzung von 6—10,000, im Kriege von 15—20,000 Mann in einer Festung einzuschließen, welche nach dem alten System der Fortification fast für unüberwindlich galt, seit Einführung der gezogenen Geschütze durch neue Werke hätte verstärkt werden müssen; welche auf keiner der beiden Hauptstraßen liegt, die jetzt einer großen Armee die Richtung nach Paris geben würden; welche aber sowohl bei einem Einmarsch über Namur, als im Süden von Mainz dem angreifenden Theil als Flankendeckung von Bedeutung wäre.

Wenn französische Blätter jetzt die Unüberwindlichkeit der Festung hervorheben und ein gezwungenes Triumphlied darüber anstimmen, daß eine Zwingburg Frankreichs gefallen sei, so wollen wir uns hüten, in entgegengesetzter Richtung die mögliche Wichtigkeit der Festung, die wir aufzugeben genöthigt sind, allzu gering anzuschlagen. Ihr fortificatorischer Werth war nicht mehr der einer Festung ersten Ranges, er wäre im Falle eines Krieges für Frankreich größer gewesen, als für Deutschland.

Das Land Luxemburg aber soll wie bisher durch Personalunion mit Holland verbunden, unter Garantie der londoner Vertragsmächte neutralisirt werden, d. h. die an dem londoner Vertrage theilnehmenden Mächte erklären sämmtlich ihren Willen, die Neutralität des Gebietes zu respectiren, eventuell gegen

Einbrecher zu schützen. Diese Bestimmung schließt an sich nicht das Recht des Königs von Holland aus, seine Souveränetätsrechte dem Herrscher eines andern Staates zu cediren, aber es macht die Cession abhängig von Beistimmung der Vertragsmächte. Auch die übernommene Garantie für Bewahrung der Neutralität ist nach der Deutung, welche ihr der englische Minister Stanley gegeben hat, eine bedingte; es soll eine Collectivgarantie in der Weise sein, daß bei künftiger Verletzung der Neutralität erst eine Vereinbarung sämmtlicher garantirender Mächte zu erfolgen hat, bevor dem Territorium seine gegenwärtige Stellung geschützt wird. Schwer ist zu begreifen, wie deutsche Correspondenten darin einen ebenso festen, ja größeren Schutz des Landes Luxemburg finden können, als z. B. Belgien genießt; denn ein Eingriff in die Integrität Luxemburgs wird grade nur durch eine der garantirenden Mächte unternommen werden, und die übrigen würden alsdann in der Lage sein, ihren Entschluß nach politischen Opportunitätsgründen zu fassen. Deutlich wird im Gegentheil durch diese Erklärung, daß die unbetheiligten Großmächte in der Stille schon jetzt die Stellung Luxemburgs auf die Dauer unhaltbar erachten, nur bestrebt sind, eine brennende Kriegsfrage fortzuschaffen, und der Zukunft die Entscheidung überlassen, ob das Territorium zu Deutschland, Belgien oder Frankreich fallen soll.

Wir können auch sicher sein, daß in dem Ländchen die Agitation jetzt erst recht beginnen wird; die Abhängigkeit von französischer Cultur zieht die Gebildeten nach Frankreich, die realen Interessen binden an Deutschland. Die französischen Emissäre werden fortfahren, für Frankreich Partei zu machen; der Abzug der preußischen Besatzung aber mag vielleicht auf der andern Seite grade dazu beitragen, dem Lande die Empfindung eines fremden Drucks zu nehmen, und eine unbefangene Würdigung der Landesinteressen durchzusetzen. Den Luxemburgern ist vorläufig geworden, was sie in der Mehrzahl begehrten sie selbst mögen über ihre Zukunft entscheiden; wir müssen unterdeß dahin arbeiten, ihnen das Band werth zu machen, welches sie an Deutschland fesselt. Und wir können deshalb die Ausfälle nicht loben, welche deutsche Blätter im Aerger der Stunde gegen die abgeneigten Stammgenossen machen.

Ist aber auch die garantirte Isolirung Luxemburgs eine unsichere, so dürfen wir doch annehmen, daß sie für die nächste Zukunft bei einem etwa ausbrechenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich den kriegführenden Mächten einen Zwang auflegen wird.

Daß jetzt ein neues Terrain zwischen Deutschland und Frankreich den neutralisirten Staaten Belgien und Schweiz zugefügt wird, verengt das Angriffsgebiet der beiden großen Nationen auf den verhältnißmäßig engen Raum von Trier und Mainz bis zum Schwarzwald und den Vogesen — natürlich unter der Voraussetzung, daß die kriegführenden Mächte genöthigt sind, die stipulirte Neutralität zu achten. Denn vor dem ehernen Bande unserer großen Rhein-

festungen Mainz, Koblenz, Köln, Wesel liegt jetzt von Luxemburg bis Antwerpen ein dem Angriff verbotenes Land, dasselbe verschließt deutschen Heeren den kürzesten Weg auf Paris und französischen Heeren den Unterrhein. Es macht politische Operationen an dem unteren Theile der Westgrenze Deutschlands abhängig von Bündnissen, welche einem der Gegner Nichtachtung großer internationaler Verträge möglich machen, also von einem allgemeinen Kriegsbrande in Europa, und verlegt einen Kampf zwischen Frankreich und Deutschland allein in den Süden des Main. Dort liegt allerdings zur Zeit unsere militärische Schwäche, aber dieser Umstand sowohl als der Vortheil, daß fast das gesammte Terrain des bisherigen norddeutschen Bundes gegen einen Landangriff Frankreichs isolirt ist, legen uns auch Pflicht und Möglichkeit näher, die Stärkung der süddeutschen Wehrkraft energisch zu betreiben.

So wird in militärischer Hinsicht das Aufgeben Luxemburgs uns wahrscheinlich nicht schlechter stellen. — Aber dieser Gedanke vermag nicht ganz die bittere Empfindung zu bändigen, daß wir, denen nicht die geringste Provocation gegen Frankreich schuld gegeben werden kann, die wir ruhig auf Verträgen standen, welche vor mehr als 50 Jahren durch alle Großmächte Europas gewollt oder bestätigt worden sind, daß wir jetzt durch eine unmotivirte Kriegslaune unserer Nachbarn, durch diplomatische Intriguen und ihren Lärm in Europa genöthigt worden sind, unsere Truppen aus einem Grenzland deutschen Stammes zurückzuziehen. Ob es ein großes oder kleines Opfer war, als ein Opfer wird es in ganz Deutschland beurtheilt, nicht am wenigsten in dem Heere des deutschen Bundes. Wohl, wir haben mit Selbstüberwindung den Wünschen der Großmächte nachgegeben, um einen Krieg mit Frankreich zu vermeiden; wir haben von jetzt auch ein Recht, zu verlangen, daß man außerhalb Deutschlands sich dieses Opfers erinnere. Alle Friedensadressen, welche zwischen Deutschen und Franzosen hin- und herflattern, vermögen nicht, uns gegenüber den Nachbarn den frühern Gleichmuth wiederzugeben. Wir werden an Luxemburg denken, sobald von Frankreich irgendeine Einmischung in unsere Angelegenheiten versucht wird. Wir können auch die Ansicht nicht unterdrücken, daß der Kaiser nicht weise gehandelt hat, durch Aufregung eines Handels, der ihm doch nur zweifelhaften Vortheil gebracht hat, die achtungsvolle Courtoisie zu zerstören, welche im Ganzen zwischen ihm und der deutschen Nation bis jetzt bestanden hat. Er hat den deutschen Stolz verletzt, und er sowohl als die Bundesregierung werden diesem Umstande in der nächsten Zukunft Rechnung tragen müssen. Er wird keine günstige Aufnahme in Deutschland finden, wenn er das nächste Mal unsere Interessen nach seinen Wünschen beeinflussen will.

Und wir merken, daß in Frankreich die Politik des Kaisers im Grunde nicht anders beurtheilt wird. Das Friedensbedürfniß ist dort nicht geringer als bei uns, wenigstens diesen Sommer will eine große Majorität ruhigen Verkehr,

um die Ausstellung auszunutzen; aber auch dort meint man, daß das Kriegstrommeln und die ernsthaften Vorbereitungen zu einem großen Kampfe ein sehr ungenügendes Resultat ergeben haben, wenn der gehoffte Erwerb wie unter der Hand escamotirt wird. Der Kaiser kann diesen Ausgang als eine Satisfaction für die im vorigen Jahre durch Preußen verletzte Eitelkeit im Ernst nicht betrachten.

Zuverlässig will er auch mehr und Anderes, und aus diesem Grunde vermögen wir die Aussicht auf Bewahrung des Friedens trotz aller Bemühungen der Diplomatie nicht für sicher zu halten. Wir werden auch mißtrauisch sein gegen die beflissene Botschaft von Einstellung seiner Rüstungen. Nicht um der luxemburger Frage willen sind große Truppenmassen im Lager von Chalons gesammelt, die Festungen gegen Deutschland armirt, ungeheure Massen von Kriegsmaterial unweit der Grenze aufgehäuft. Ja, wir wissen, daß der Kaiser eine Zeit lang den Krieg mit uns gewollt hat. Die Aenderung seines Plans, welche ihm wahrscheinlich durch die Lauheit der beiden Mächte, die er zu Bundesgenossen gewinnen wollte, aufgenöthigt worden ist, darf uns nicht darüber täuschen, daß er, wie vielleicht andere auch, in günstigerer Zeit bei weiter fortgeschrittenen militärischen Rüstungen wieder auf die alten Gedanken zurückkommen kann.

Für Deutschland hat der Alarm der letzten Wochen eine segensreiche Folge gehabt: er hat die Völker und Regierungen des deutschen Südens dem Bunde genähert. Unsere Freunde in Süddeutschland hören nicht gern, wenn vom Norden her auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht wird, welche dem Behagen des kleinstaatlichen Lebens durch die allgemeine Dienstpflicht, stärkere Heeresmacht und die größere Steuerlast in den Weg gelegt werden. Tief wurzelnde Schäden vermag man aber nicht zu beseitigen, wenn man sie schweigend übergeht oder mit halber Hand anfaßt. Wir Deutschen haben die innige Ueberzeugung, daß in der Gegenwart nicht die idealen Bande gleicher Nationalität und ähnlicher Geistesbildung, auch nicht die realen Interessen des Friedens, Zollverein und gewerblicher Verkehr so schnell und fest die Südstaaten mit dem Nordbund vereinigen werden, als eine gemeinsame Organisation des Heerwesens.

Deshalb begrüßen wir mit großer Freude die wackere Erklärung, welche von badischen Mitgliedern des ständischen Ausschusses und der Generalsynode erlassen, den Eintritt der süddeutschen Staaten, zunächst des Großherzogthums Baden, in den norddeutschen Bund als nothwendig bezeichnet. Das waren wackere und zeitgemäße Worte. Wir Deutsche haben nicht zum Kriege gegen Frankreich gerufen; wir wollen jetzt auch nicht den Fehler begehen, in Friedensseligkeit zu verfallen. Die luxemburger Frage war nur fast zufällig die Stelle, wo Mißgunst und abgeneigte Politik unserer Nachbarn zu Tage kamen, wir

werden nicht verhindern, daß ähnliche unberechtigte Stimmungen dort bei erſter Gelegenheit wieder die Oberhand gewinnen, wir haben die Zeit zu benutzen, welche jetzt vielleicht gewährt wird. Und wir wünſchen in jedem Deutſchen die Ueberzeugung lebendig zu machen, daß es kein beſſeres Mittel giebt, uns vor einem Kriege mit Frankreich zu bewahren und eine friedliche Einbürgerung des deutſchen Großſtaats in Europa durchzuſetzen, als daß wir unſere Vertheidigungskraft ſo ſtark als irgend möglich machen. Wollen wir uns Segen und Genuß des Friedens erhalten, ſo müſſen wir jetzt der Möglichkeit eines Krieges Opfer bringen. In Waffen iſt das neue Deutſchland geboren, und die wirkliche militäriſche Verbindung des Nordens mit dem Süden ſei unſer erſter Fortſchritt ſeit der Sicherung der erſten Reichsverträge in einer Verfaſſung. Noch auf Jahre, bis das neue Leben ſich befeſtigt hat, ruht auf Größe und Schlagfertigkeit unſeres Heeres jede politiſche Ausſicht, welche wir haben. Zögern und Stillſtand in Neubildung eines einheitlichen deutſchen Heeres wäre Verderben für uns alle, zumeiſt für den Süden, in rüſtigem Fortſchreiten liegt jede Gewähr und Hoffnung einer glorreichen und friedlichen Zukunft.

Geſchichte Kaiſer Heinrich des Sechſten.

Von Theodor Toeche.

Leipzig, Duncker und Humblot, 1867.

Die friedlichen Ausſichten dieſer Woche und die beginnende Buchhändlermeſſe geben Veranlaſſung, an literariſche Intereſſen, welche längere Zeit der Politik nachſtehen mußten, zu erinnern. Grade jetzt macht es froh, ein Buch zu empfehlen, welches von einem tüchtigen und liebenswerthen Talente verfaßt den ſtrengſten Anſprüchen geſchichtlicher Forſchung genügt und doch auch eine feſſelnde Lectüre darbietet, ein Buch, das grade zur Meſſe gerühmt werden ſoll, denn der junge Gelehrte, der uns damit beſchenkt, iſt ſelbſt zugleich Buchhändler und Leiter eines alten, rühmlich bekannten Geſchäftes in Berlin. Seine kritiſche, mit Benutzung neuer, zumal italieniſcher Quellen geſchriebene Geſchichte des Staufers Heinrich VI., des Sohnes von Friedrich Barbaroſſa, enthält zugleich die Geſchichte der letzten Lebensjahre des größten Hohenſtaufenkaiſers, den Höhenpunkt der ſtaufiſchen Macht, das thatenreiche Leben eines jungen

Heldenkaisers, in welchem die Tugenden und Fehler seines großen Geschlechtes in gewaltigem Maße sich verbanden. Es ist auch eine Geschichte Deutschlands auf dem letzten Höhenpunkt seiner mittelalterlichen Entwickelung; man sieht weit zurück in die schicksalsreiche Vergangenheit, aus welcher die staufische Kaisermacht heraufstieg, und man erhält einen tiefen Einblick in die unablässige Arbeit der zerstörenden Gewalten, denen kurz darauf die Herrlichkeit des deutschen Reiches zum Opfer fiel. Es ist ein kurzer Zeitraum deutscher Vergangenheit, aber einer von denen, welche einen großen Abschnitt früherer und späterer Zeit verständlich machen. Das Werk ist eine seinem Umfange wie Inhalte nach bedeutende Arbeit; sie wurde von dem Verfasser Jahre lang mit einer Innigkeit und Hingabe behandelt, welche der ersten großen Leistung eines deutschen Gelehrten so wohl steht. Die vortreffliche Methode seiner Darstellung und die sorgfältige Gründlichkeit bewirkten, daß sein Buch in die große Sammlung der Jahrbücher deutscher Geschichte aufgenommen wurde, welche von der historischen Commission aus Veranlassung und mit Unterstützung Königs Maximilian II. von Bayern herausgegeben werden, und in annalistischer Form eine neue sorgfältige Durcharbeitung der Geschichte des deutschen Mittelalters zum Theil gewährt haben, zum Theil hoffen lassen. Die einzelnen Bücher der Sammlung sind zwar in Werth und Behandlung nicht gleich; während die einen strenger die Methode der alten Annalisten nachahmend die Ereignisse der einzelnen Jahre zusammenstellen, verarbeiten andere, unter ihnen das vorliegende Werk, die Ueberlieferungen in zusammenhängender Darstellung der Begebenheiten. Allen aber ist die Aufgabe gestellt, mit kritischer und vollständiger Benutzung der vorhandenen Quellen Sicheres, Zweifelhaftes und Falsches zu scheiden und zum ersten Mal das geschichtliche Detail wohl geordnet und beurtheilt vom Standpunkt moderner Wissenschaft zu vereinigen; erst durch diese Sammlung ist die Grundlage gewonnen für eine möglichst wahrhafte und getreue Geschichte des deutschen Mittelalters. Das vorliegende Werk, ursprünglich nicht nach dem Plane der übrigen Arbeiten unternommen, schließt sich doch ebenbürtig den besten Bänden der großen Sammlung, z. B. Dümmlers Geschichte des ostfränkischen Reiches an.

Was der Verfasser in sechs Jahren stiller Thätigkeit neben seinen Berufsgeschäften uns bereitete, das bereite nicht nur deshalb Freude, weil es eine bis dahin nur unvollkommen verstandene Zeit und eine Anzahl höchst fesselnder Charaktere und verhängnißvoller Ereignisse in helles Licht setzt, auch um der Persönlichkeit des Verfassers willen, denn es ertheilt einer guten, wohlgemessenen Kraft ein ehrenvolles Bürgerrecht in unserer historischen Wissenschaft. Der Verfasser hat einen scharfen Blick für die Charaktere, die er behandelt, ein gescheidtes und großes Urtheil über die politischen und socialen Ideen, an denen die Schicksale der Deutschen im Mittelalter hingen. Den weiten Hintergrund,

auf welchem ſich die Helden der Geſchichte in ihren Thaten und Leiden herausheben, das Gemüth und die Culturverhältniſſe des Volkes ſelbſt, weiß er überall, ſoweit unſer Wiſſen reicht, lebendig zu machen, ja er hat grade für dieſe Seite unſerer Geſchichtſchreibung beſondere Neigung und Verſtändniß und die herzliche Freude an der Verwerthung kleiner charakteriſtiſcher Züge, welche wir bei dem Verfaſſer einer politiſchen Geſchichte nicht für die Hauptſache halten, aber ebenſo für die ſchöne Begabung des Hiſtorikers, wie gute Farbentechnik bei dem Maler. Auch ſein epiſches Erzählertalent iſt ungewöhnlich, er weiß gut zu berichten, einem deutſchen Hiſtoriker leider immer noch ſeltne Eigenſchaft; ohne jede Schönrederei ſchildert er, die Moſaikſteinchen des erhaltenen Details ſorgfältig zuſammenfügend, anſchaulich und ſo reichlich, als die Quellen gewähren. Was aber am meiſten ſeinem Buche befreundet, das iſt die ſichere Weiſe, in welcher er das Regierungsprincip der Hohenſtaufen, die menſchlichen Motive ihres Handelns ihr geſchichtliches Recht und Unrecht, Blüthe und Untergang des alten römiſchen Reiches deutſcher Nation betrachtet. Hinter der Mäßigung des Hiſtorikers empfindet man überall den patriotiſchen Herzſchlag eines freien Deutſchen, und zuweilen die liebevolle Combinationskraft des Dichters, welche dem ernſten Geſchichtſchreiber unentbehrlich iſt, um vor fremdartigen Geſtalten ihren menſchlichen Inhalt verſtändlich zu machen.

Seit lange gilt Geſchichte und Schickſal des hohenſtaufiſchen Hauſes für die größte Geſchichtstragödie unſerer Nation, in jedem der ſtarken Fürſten, welche nach einander ein Jahrhundert lang das Schickſal Mitteleuropas beſtimmen, ſind bei aller Verſchiedenheit in Anlage und Bildung gewiſſe Grundzüge des Charakters, derſelbe Idealismus, dieſelben politiſchen Forderungen erkennbar. Auch derſelbe Fürſtenſtolz, welcher die eigene Größe darin ſucht, die alte Idee der kaiſerlichen Oberherrlichkeit wieder lebendig zu machen, ein ähnlicher ritterlicher Hochſinn, Neigung zum gewaltthätigen Durchdringen und daneben eine ſchlaue italieniſche Politik, die ſich zuweilen zäher erweiſt, als die der italieniſchen Gegner; endlich bei allen eine ähnliche Freude an verfeinertem Lebensgenuß, die doch keinem den raſtloſen Ehrgeiz und die Thatkraft verringert. Sie alle vergingen in einem Kampf, der ihnen übermenſchlich wurde, weil ihr Leben nicht ausreichte, den Sieg, welchen ſie mehr als einmal in Händen hatten, zu ſichern.

Es iſt eine ſehr müßige Frage, ob es zur Hohenſtaufenzeit noch möglich geweſen wäre, die Kaiſermacht und die Idee der deutſchen Reichseinheit gegen Papſtthum und die Territorialmacht der Fürſten durchzuſetzen. Denn wenn wir, die Möglichkeit annehmend, aus dem Geflecht der Ereigniſſe einen Faden herausgezogen denken, können die Vertreter der entgegengeſetzten Auffaſſung ebenſogut andere Fäden ablöſen oder dazu träumen. Für uns Nachfahren gingen die Hohenſtaufen unter, weil die Einheit des Reiches zu ihrer Zeit durch Menſchenkraft

nicht mehr herzuſtellen war, und bei dieſem Urtheil, das, ſolange Menſchen Geſchichte ſchreiben, dem Erfolg entnommen iſt, wird es doch für alle Zeit bleiben müſſen. Aber eine ganz andere Frage iſt, ob die großen Fürſten des Hauſes gegen ihre Zeit und ihr Volk im Unrecht waren, als ſie den Gedanken des römiſchen Weltreichs gegen Italien, Frankreich, England, ja gegen Polen und Türken durchzuſetzen rangen. Darüber iſt uns allerdings ein Urtheil geſtattet, denn dies Urtheil wird um ſo zuverläſſiger, je völliger wir die unſichtbaren Fäden erkennen, durch welche ihnen Gedanken und Thun geleitet wurde. Und für uns liegt einer der größten Vorzüge des Werkes von Toeche darin, daß er geiſtvoll nachweiſt, wie das Princip der Hohenſtaufen weder ein politiſch treffliches war, welches nur durch die argen Päpſte gekreuzt wurde, noch ein antinationales, welches in thörichtem italieniſchen Kampf die Kraft des Kaiſerthums aufrieb, ſondern ein verhängnißvolles Erbe aus ferner Vergangenheit, welches ihnen wie allen Zeitgenoſſen mit unwiderſtehlicher Gewalt Empfindung und Handeln richtete, genau diejenige Beſchränkung perſönlicher Freiheit, welcher jeder Menſch als Kind ſeiner Zeit, als Enkel ſeiner Vorfahren unterworfen iſt. Die Hohenſtaufenkämpfe werden von dieſem Standpunkt nur der letzte Act der großen geſchichtlichen Tragödie, welche mit dem Einbruch der Cimbern und Teutonen, mit dem Kampfe Cäſars gegen Arioviſt und der Schlacht im teutoburger Walde begann. Denn was das Schickſal der Hohenſtaufen ſo tragiſch geformt, was den großen Staat des Mittelalters in der Mitte des 13. Jahrhunderts zerbrochen hat, das war im letzten Grunde nur das Reſultat von unzähligen Eindrücken, welche ſeit der Urzeit Sinn und Herz des deutſchen Volkes mit der Cultur der alten Welt verbunden und zu Dienern derſelben gemacht hatten, damit dies Volk ſpäter nach zahlloſen Siegen und Niederlagen ein Herrenvolk der Erde würde. In dieſem Sinne ſind auch die Hohenſtaufen für uns untergegangen, damit wir ſo wurden, wie wir ſind und leben. Wir aber hoffen unſerem Volk, daß ſolche Auffaſſung ſeiner Vergangenheit ihm für immer eine Quelle der Freude und des Stolzes werde.

Die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit
von 1795—1805.

Ungedruckte Briefe Herders und ſeiner Frau an Merkel.

Unter den Gegnern Goethes und Schillers waren im Heerlager Weimar Herder und Böttiger literariſch am einflußreichſten, beide aus perſönlichem Gegenſatz, der ſich in den engen Verhältniſſen einer kleinen Reſidenz ſcharf zugeſpitzt hatte, nicht deshalb, weil ſie Vertreter eines andern Kunſtprincips geweſen wären. An Herder und deſſen Frau hatte ſich Merkel mit aller Wärme angeſchloſſen, deren ſeine Natur fähig war, ihnen war der rührige Journaliſt ein willkommener Bundesgenoſſe, vielleicht nicht weniger, weil er die Gegner befehdete, als weil er die Freunde zu verehren verpflichtet wurde. Es iſt ergötzlich, in den erhaltenen Briefen die Weiſe zu beobachten, wie man von Weimar den Eifer des ergebenen Mannes dirigirte, mäßigte und zum Lobe der Befreundeten mahnte, wenn er einmal ſein Mißfallen an unrichtiger Stelle geäußert hatte. Der Einblick in jenes Coterieweſen iſt aber auch lehrreich, weil er die damals größten Intereſſen der Nation verſtändlich macht, wie ſie in dem literariſchen Kleinleben verhandelt wurden; er ſoll die Theilnahme an den Menſchen, welche unter den Beſten ihrer Zeit zählten, nicht vermindern, aber er ſoll uns deutlich machen, wie ſehr auch ſie unter der Schwäche des deutſchen Lebens litten. Wenn jetzt eine geſcheidte und begabte Frau, wie Karoline Herder in Privatbriefen gegen literariſche Gegner ihres Mannes polemiſirt, ſo wird dies ſchwerlich für eine künftige Generation irgendein Intereſſe haben und kein grünes Blatt unſerer Zukunft wird ſeinen Zeitgenoſſen einen Abdruck davon gönnen. Uns iſt noch nützlich, an ſolchen Einzelnheiten zu erkennen, wie viel in jener Vergangenheit ſchwächlich war, und worin wir ſie überwachſen haben. Von dieſem Geſichtspunkte wird für die folgenden Briefe das Intereſſe der Leſer erbeten.

1) Merkel an Herder. Potsdam, 20. May 1800. Dem Hohenprieſter der Humanität zuerſt von dem, was dieſer angehört. Leſen Sie, mein verehrter Gönner, den beiliegenden Brief Sonntags, den mir Teller dazu mitgetheilt hat. Ich bin nicht ſo dreuſt, eine andere Bitte beyzufügen, als daß Sie dies Schreiben nicht zur Kenntniß der Frau von Löwenſtern gelangen laſſen und mir es zurückſenden möchten.

Und izt empfangen Sie meinen Dank für den Brief, mit dem Sie mich

im vorigen Winter beehrten und für die gütigen Gesinnungen und einsichtsvollen Rathschläge, die er enthält. Er hat mich stolz gemacht, obgleich ich mich lange Zeit nicht ruhig genug fühlte, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ich habe diesen Winter viel gelebt, nehmlich in einem schnellen und lebhaften Wechsel von Wünschen, Plänen, Versuchen. Ungeachtet er mir vielen Genuß gewährt hat, möchte ich keinen zweiten von der Art verbringen, aber ich glaube, daß ich einen solchen auch nicht mehr zu fürchten oder vielmehr zu hoffen habe. Lagen, die mich in mich selbst zurück drückten, machten mich in meinem 23. Jahre zu einem verschlossenen, festen Manne. Frohere Lagen haben mich im dreißigsten Jahre zum Jünglinge gemacht: aber ich habe meine Assiette wieder gewonnen und nun hoffentlich auf immer. Doch verzeihen Sie, daß ich so viel von mir selbst spreche. Mir ist, wenn ich mit Ihnen rede, als wenn ich Ihren scharfen Blick in meiner Seele lesen fühlte und da fange ich eine Beichte an, ehe ich mich dessen versehe.

Beigehend habe ich die Ehre, Ihnen meine Völkergemälde zu übersenden. Ich gestehe es Ihnen, in Rücksicht auf die kleine Abhandlung hat Ihr Brief mich sehr gedemüthigt. Ich habe das was Sie, mein verehrter Gönner, Lobeserhebungen nannten, weggelassen, aber da ich doch von Ihnen sprechen und wahr sprechen mußte, laufe ich Gefahr, daß Ihnen das was izt dasteht, eben so misfällt. Verzeihen Sie es mir, und sehen Sie es an, als wenn es nicht geschrieben wäre.

Ihre Aufforderungen wegen der Blüthensammlungen aus dem Talmud hab' ich Friedländern und Euchel mitgetheilt. Die Folge derselben war in Rücksicht des erstern, daß die Proben rabbinischer Weisheit im 3. Theile von Engels Philosophen fortgesetzt werden: aber Friedländer ist durch Schwindel, Gicht und Hypochondrie und, was schlimmer ist als alles dieses, durch überhäufte merkantilische Geschäfte für die Literatur getödtet. Euchel hingegen hat sich ernstlich vorgenommen, wirklich eine solche Sammlung zu verfertigen und ist wirklich schon damit beschäftigt. Beide haben mir oft aufgetragen, Sie ihrer unbeschränkten Hochachtung zu versichern.

Gegenwärtig leb' ich in Potsdam in dem Hause meines Freundes, der darauf bestand, daß ich mein gemiethetes Logis verlassen und zu ihm ziehen sollte. Es ist der Consul Lecoq, ein wohlhabender Kaufmann, der sich aus Hamburg hieher zur Ruhe begeben hat, übrigens ein junger Mann von sehr hellem Kopfe. Die köstliche Gegend, das paradiesische Sans-souci, vor allem die liebenswürdige Gastfreiheit meines Freundes und seiner Frau und der frohe Zirkel von Franzosen, in dem ich hier lebe, machen mir diesen Frühling zu dem glücklichsten, den ich noch verbracht habe. Erst am Ende des Junius denk ich Potsdam zu verlassen, um nach Freienwalde zu gehn: denn ein Badeort ist es vorzüglich, was mir noch zu meinen Ansichten fehlt. Mit jeder neuen, ich

geſteh es leider, verliert die Menſchheit in meinen Augen: aber wenn ich mich nicht mehr für ſie enthuſiasmiren kann, ſo hab' ich dafür auch der Augenblicke weniger, in denen ich ſie verabſcheue, und Gleichmuth iſt eine köſtliche Gabe!

Nach Weimar werd' ich in dieſem Jahre ſchwerlich zurückkehren. Von der hieſigen Literatur kann ich weiter nichts melden, als daß ſie gar nicht exiſtirt und von der Berliner weiß ich ſeit drei Wochen kein Wort. Indeß hab' ich hier doch zwey große Männer kennen gelernt, die von der ganzen Stadt venerirt werden. Sie iſt überzeugt, daß auch ganz Teutſchland ſie verehrt. Der eine iſt Hofprediger, ſchreibt ſeine Predigt auf, eh' er ſie hält, und beſteigt die Kanzel mit Manſchetten. Der andere iſt Subrektor, hält eine Leſegeſellſchaft und hat eine Abhandlung voll genialer Gedanken über den Schaafsdünger geſchrieben. —

Seyn Sie ſo gütig, der Frau Vicepräſidentin meine aufrichtige Ehrfurcht zu bezeugen. Ich bin ſo frei geweſen, Ihr ein Bändchen Erzählungen zu ſchicken, die vielleicht eben ſo wenig taugen als meine Völkergemälde. Je nun! der vergangene Winter war für mich ein nicht intermittirendes Fieber. Er iſt vorbey!

Ihrem ganzen Hauſe erſuche ich Sie gehorſamſt, mich zu empfehlen. Mit der lebhafteſten Hochachtung

Ihr
gehorſamſter Diener
G. Merkel.

2) Herder an Merkel. Verzeihen Sie, Beſter, meinen ſo ſpäten Dank ſowohl für Ihre Geſchenke, als für die Ehre, die Sie vor den Völkergemälden mir haben erweiſen wollen. Ach zu viel, zu viel Ehre! Ihre Völkergemälde ſind gut zu- und gegeneinander geſtellt; auch dünkt mich dieſe Methode, des Zuſammenſtellens, vor der Hand die angenehmſte, die nützlichſte, ja die — einzig mögliche Philoſophie der Menſchheit in einem gewiſſen Sinn betrachtet. Mögen die Engel Uriel, Raphael, Sealthiel, vorzüglich aber der Engel Michael aus ihnen Reſultate ziehen; was ſollen ſie uns, eh wir hinaufgelangen.

Hier iſt unſers liefländiſchen Freundes Brief an Teller. Ehe ich ihn empfing, hatte ich mich, ohne ſeine Anregung an mich, Mühe für ihn gegeben, weil ich ſeine Lage und ihn ſelbſt, weil ich außerdem den Kreis ziemlich kannte, für den ich ihn geſchaffen glaubte. Bisher kann ich noch nichts darüber ſagen; verſäumt iſt aber nichts, da (unter uns geſagt, oder gemuthmaßt) die Stelle einer Finanzſpeculat. für andre pias caussas und bona opp. publica offen zu ſtehn ſcheinet. Verſichern Sie Hrn. Oberconſiſtorialrath Teller, daß ich nicht ermangeln werde, für unſern nach Lieſl. Verbannten zu thun, was ich für ihn thun kann. Ma piano, Signori, piano.

Engel mit ſeiner Lichtmetaphyſik hat mir eine ſehr, ſehr angenehme

Stunde gemacht. Sie wissen, wie ich nach dem — Licht und Schall umherhorche, umherlausche. Was er von der Calligone urtheilt, möchte ich gern wissen, aber unbefangen. Ich habe mich auf allgemeinen Tadel auch hier so gewöhnt, als bei der Metakritik. Calligone und Meta sind Geschwister. Dem Sanderschen Hause unsere angenehme Erinnerung, Freundschaft und Hochachtung. Dellbrück, wenn Sie ihn sehen, meine innige Freude über sein großes, großes Geschäft; nicht leicht habe ich eine größere Freude gehabt, als ich von der Wahl hörte. Gebe der Himmel ihm Segen. Richter ist nicht hier, sondern vor der Hand in Rudolstadt, doch nur auf Wochen; er kehrt zurück, um sodann nach Berlin zu ziehen, nach Berlin — Eia!

Leben Sie glücklich in dem Berlin, in dem Potsdam! und treibt fleißig fort eure R. Rübencultur, ihr Brandenburgschen Runkel- und zehnfach andre Rüben. Ach wie herrlich, wie schmackhaft. Es sind Brandenburgische Rüben!

Leben Sie wohl. H.

An Doctors Geburtstage, 28. Aug. 1800.

Meinen herzlichsten Gruß muß ich mit eigner Hand beyfügen. Daß es Ihnen wohlergehen möge, ist unser aller Wunsch

Carol. Herder.

3) Caroline Herder an Merkel. Weimar, 26. März 1801. Ihr Andenken, mein Theuerster, bleibt uns ewig werth, wenn wir es auch gleich nicht so oft als ich möchte durch äußerliche Zeichen und Worte Ihnen darbringen. Die Gesinnungen haben sich nun einmal anerkannt und die können nun nicht wieder als nur durch das Gegentheil aufgelößt werden. Zum Beweis dieser unveränderten Gesinnung schickt Ihnen mein Mann seine Adrastea. Er hofft und wünscht nur den Beifall der Guten und Rechtschaffnen, unter denen wir Sie herzlich verehren.

Wir lassen Sie bei Ihren Arbeiten nimmer aus den Augen und wenn wir manchmal glaubten, daß Sie aus dem Gleiß gefahren sind, so ist alsdann unsere Freude wieder größer, wenn wir Sie auf dem rechten Wege sehn. So hat uns Ihr Urtheil über Wallenstein unendlich erfreut. Hier haben Sie das wahre Richtmaas angelegt.

Nur in dem zweiten Bogen, daß die tragische Muse nicht metrisch sprechen dürfe, glaubt mein Mann, daß Sie Unrecht haben — die Natur selbst spreche gegen Sie — unser Puls, unser Tackt in uns.

Shakespeare und der Nathan desgleichen. Freilich auf Stanzen hergetragenes Zeug ist nicht ein aus der Sache selbst entsprungener Ausdruck oder Anwendung. — Das Metrum soll sich ja aber nicht im schleppenden Kleid der Prosa — es soll kürzer, energischer, klangvoller sich uns mittheilen und ergreifen!

Das thut das wahre Metrum — wenn es nur jetzt das ausspricht, was es aussprechen soll — und sich nicht mit hundert ungehörigen Lappen behängt und dadurch zur Unnatur, zum Bombast wird — das die jungen Leute und die Unwissenden so verführt.

Was soll man vom Berliner Publikum halten, das das garstige Weiberstück die Maria Stuart mit allgemeinem Beifall aufgenommen hat? Nun verzweifele ich bald an der Kunst und Wohlanständigkeit. Diese Garderobe-Weiberlüsternheit und Weiber-Eitelkeit und Weiber-Neid und Weiber-Klatschereien sind dies Gegenstände für die tragische Muse? — Das Weimarische Publikum ist doch ein wenig weiter — es hat diesem Stück seinen Beifall nicht gegeben — obgleich das ganze Jena dazu beordert war.

Doch weg davon.

Wir fühlen oft, daß Sie eine undankbare Arbeit übernommen haben. Schiller der Große mag fast Recht haben — „denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht".

Ich kann doch immer nicht den Gedanken fallen lassen, daß Sie mit Ihren Gesinnungen, Ihrem Geist und Ihrer glücklichen Diction als Lehrer auf der Akademie unendlichen, unzuberechnenden Nutzen stiften würden, unter der verirrten Herde, die keinen Führer hat. Die meisten jungen Leute sehen ihre Lehrer als Halbgötter an — die Lehren schlagen Wurzel und treiben weiter. — Hingegen der Lehrer der Journale bleibt ewig ruhig, nichts haftet mehr an ihm als Parthei.

Verzeihen Sie dies Geschreibs — Sie wissen dies Alles ja besser als ich. Sei es Ihnen indessen ein Beweis, wie sehr wir Sie lieben — und wie sehr wir wünschen Ihre herrlichen Kräfte mächtig würken zu sehen.

Was Sie in Ihren Blättern loben, suchen wir auf und lesen's, was Sie tadeln, stimmen wir oft bei — wenn auch nicht immer — letzteres macht, wir sind älter, ruhiger, nachsichtsvoller.

Unverändert Ihre treuen Freunde.

Caroline Herder.

4) Dieselbe an M. Weimar, den 30. März 1801. Ich habe im vorigen Brief eine sehr angelegendsten Bitte vergessen zu thun, VerEhrtester, erlauben Sie, daß ich sie hier nachhole.

Herr Ob. C. V. Böttiger hat uns die durch Herrn D. Grabengiesser gemachten Erfahrungen und Würkungen des Galvanismus aus Ihrem Brief vorgelesen; sie sind höchst merkwürdig und verdienen die größte Aufmerksamkeit. Mein Mann trug mir auf, Sie um ein näheres, ganzes Detail der Verfahrungsart und Würkung des Herrn D. Grabengiessers Experimenten ergebenst

zu bitten; so weit Sie sie von ihm oder durch ihn erhalten können. Sie werden meinen Mann unendlich verbinden.

Bezeugen Sie dem Herrn D. Grabengiesser meines Mannes Hochachtung.

Unverändert Ihre ergebenste

Caroline Herder.

5) Dieselbe an M. Weimar, den 21. Mai 1801. Ich habe meinen Dank für Ihre zwei letzten interessanten Briefe verspart um Ihnen das 2. St. d. Adrastea mitsenden zu können, Theuerster. Die Nachricht von den Bemühungen des Herrn D. Grapengiesser und den glücklichen Würkungen des Galvanismuß hat meinen Mann, mich und unsern Doctor höchst erfreut. Er ist auch auf dem Wege eine glückliche Anwendung zu suchen. Dem Herrn D. Grapengiesser empfehlen wir drei uns hochachtungsvoll und prophezeihen ihm den glücklichsten Fortgang.

Theuerster, Sie haben die Adrastea so würdig ins Publikum eingeführt, dafür sagt Ihnen Geist und Herz Dank. Aber Eins müssen Sie uns noch versprechen. Ziehen Sie keine Parallelen zwischen meinem Mann und Goethe. Man wirft Ihnen vor, „Sie bekämpften Partheisucht mit Partheisucht". Wir bitten Sie dringend, stellen Sie nie meinen Mann gegen jene Parthei. Sie thun's in guter Absicht, das wissen wir, mein Bester, aber hierdurch verfehlen Sie Ihren Zweck. — Daß Goethe ein grosses Dichtertalent von der Natur empfangen hat, kann ihm auch sein größter Gegner nicht absprechen — bedauern müssen wir aber Deutschland und die Nachwelt, daß dies grosse Talent nicht auch grosse edle Motiven bewegt hat. Vom grossen Dichter ist man berechtigt das nämliche zu fordern als vom grossen Mann.

Schade, schade, daß man dies hier in Weimar nicht glaubt — aber Deutschland ist ja größer als Weimar. — Böttiger sagte uns, daß Sie selbst die Fortsetzung der Briefe aufgeben wollen. Wer Ihnen zum Selbstverlag gerathen hat, hat es nicht gut gemeint. Keine Bücher gehn und werden bekannt, die in Commission gegeben werden. Sie hätten zum Verleger einen allverbreitetsten Buchhändler, wie Nicolai ꝛc. nehmen sollen. Ach könnten wir unsere Wünsche realisiren, wir zauberten sie von Berlin weg. Die Partheien scheinen dort zu gereizt gegen einander zu sein.

Wissen Sie irgend einen bestimmten Ort wo mein Mann reell für Sie handeln kann, so sagen Sie es uns mit der Offenheit, als Sie zu Ihrem eigenen Herzen sprechen; dadurch werden Sie uns einen Beweis Ihrer Freundschaft geben. Loslösungen von Freunden müssen Diejenigen oft erfahren, die den Muth haben auf ihrem eigenen Grund und Boden reinstehen zu wollen.

Ein Kaufmann muß vielleicht Rücksichten nehmen — wir haben in diesen Tagen aufs Neue erfahren, daß die Frauen zu Hause bleiben und nicht in grosse Gesellschaft gehen sollten, in denen fast alle Weiber verdorben werden.

Helfen Sie die Sitte des verständig Alten wieder einführen, und die Frauens in einem kleinen thätigen Kreis halten — o welche Wohlthat für das gebrechliche Geschlecht.

Leben Sie bestens wohl, und seyen unsrer treuen Freundschaft versichert.

Caroline Herder.

Sie werden in der Adrastea einige Stücke von Horaz finden — mein Mann versuchte ihn menschlich, Horazisch gesagt, zu übersetzen. Es hat jemand hier ihn sogleich im Gegensatz der Wielandschen Uebersetzung beurtheilt — das ist nicht recht. Es giebt ein grosses Publikum das die leichtere, gefällige Manier Wielands dieser vorzieht und sie lieber liest. Man muß Wieland und jedem Gerechtigkeit wiederfahren lassen — hätte Wieland nicht auch eine Horazischere veranlassen können und ihr den Weg gebahnt? Die Uebersetzungen meines Mannes sind vor 20 Jahren schon auf dem Papier entworfen und jetzt nur corrigirt worden.

6) Dieselbe an M. Weimar, den 11. Januar 1802. Inniggeschätzter Freund. Nicht leicht ist uns ein Brief von Ihnen so angenehm gewesen als der, den wir bei unsrer Rückkunft vorfanden, worinnen Sie uns Ihren Vorsatz nach Franckfurth zu gehen meldeten. Mein Mann und ich hatten die größte Freude darüber. Der gute Erfolg, den Sie mir in Ihrem Letzten, vor 8 Tagen erhaltenen Brief sagen, bestätigt also unsern Rath und unsere Prophezeihung.

Ja, mein Theurer, auf diesem Feld, der Bildung junger Leute zu Geist und Charakter, müssen Sie jetzt bleiben — Sie können Ihr Talent, das selbst Geist und Charakter ist, nicht besser anwenden. Es hat daher unsern ganzen Beifall, daß Sie ein größeres Feld aufsuchen, wozu Erlangen gewiß ein sehr passender Ort ist. Bedürfen Sie etwa hierzu die Empfehlung meines Mannes an den Minister von Hardenberg, der gegen meinen Mann in Halberstadt sehr zuvorkommend gewesen ist, so schreiben Sie hierüber selbst einige Worte an meinen Mann — er wird es mit Freuden thun.

Ueber Ihre Vertheidigung Popens seyn Sie ganz ruhig — wer liebt nicht seinen Jugenddichter? Indessen prophezeihe ich Ihnen, daß Sie in 10 Jahren anderst über Pope urtheilen werden, als jetzt mit Ihrer warmen Anhänglichkeit. Selbst durch Ihre Collegia, werden Sie auf die poetische und historische Gerechtigkeit schärfer geführt werden. Da Sie nicht der einzige sind, der meinem Mann über Pope Vorwürfe machte, so werden Sie in dem 3. Stück der Adrastea, das ich Ihnen bald schicken werde, eine kleine Rechtfertigung finden. Hat nicht Pope das unzählige Heer tändelnder Reimer, wovon die Schlegel und Consorten an der Spitze stehn, auch bei uns erschaffen helfen? icht jeder hat Popens Geist, er nimmt daher das leicht nachzumachende Ge-

klingel von Versen — und dies hat denn unsre Geist- und Herzlosen Poeten hervorgebracht.

Mündlich würden wir über Pope, dem mein Mann alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, bald Eins werden.

In Ihren Briefen finden Sie vielleicht Gelegenheit den Irrthum zu berichtigen, daß mein Mann nicht der Verfasser des Br. über Schlegels Gedichte ist. O man weiß es ja zu welchen Armseligkeiten diese Herren greifen.

Sie selbst, mein Theurer, seyn und bleiben Sie fest und sehn weder zur Rechten noch zur Linken.

Die verführte Jugend auf den rechten Weg des Wahren und Guten zu führen, das sei Ihr schöner Zweck. Die Verführer nennen Sie nur, wenn Sie sie als Dornen aus dem Weg reissen — dabei achtet dann der Verständige die blutigen Ritzen nicht.

Daß Sie an unsern wunderbaren Ereignissen in Baiern treuen Antheil genommen haben, sagt uns unser Herz. Welche Erfahrungen haben wir dabei an Menschen gemacht — aber eine noch höhere, wo die Vorsehung selbst sich ins Mittel schlug und die Arglist vereitelte.

Wenn Sie des edeln Churfürsten Rescript lesen sollten; — sein honnetter Charakter wird allgemein gelobt — so zieht ein edler Fürst auch edle Menschen um sich her.

Leben Sie wohl, und erfreuen sich Ihres edlen Geschäfts. Mein Mann sagt Ihnen alles herzliche, achtungsvolle Glückwünschende. Wir und unsere Kinder sind und bleiben Ihre unwandelbaren Freunde.

Caroline Herder.

7) Caroline Herder an Böttiger. Mit größtem Dank kommt hier Merkels Brief zurück, Gütiger. Der Himmel lasse ihn finden was er wünscht und bedarf. Ich bin ihm leider noch eine Antwort schuldig — wir hofften aber auch bisher auf seinen Wannem Ymanta, wovon Hartknoch die Bogen versprochen, der noch keine Sylbe zur Ansicht geschickt hat, — dies hat meine Antwort verschoben. Daß er uns eine angenehme Stunde durch die letzten Blätter seiner Briefe gemacht hat, das darf ich wohl gestehen. Das erste Stück des 2ten Jahrgangs der Adrastea ist fertig bis zum Titel und heften, er findet seinen Namen an einem schönen Ort darinnen.

Ich wünsche, daß er uns aus Berlin schreiben möge.

Er hat Kopf und Herz am rechten Ort. Sein Feuer, das bei den lieben Deutschen Contrebande ist wird die Zeit schon mildern wenn es nicht durch die Steinwürfe zum Märuler gemacht wird.

Es gehe Ihnen recht wohl. Mein Mann war sehr leidend. Heute gehts nun viel besser.

Anm. v. Merkel: Im Frühling 1802.

8) Dieſelbe an M. Weimar, den 12. Mai 1802. Was werden Sie denken mein Theurer, daß ich erſt heute auf Ihren Brief vom Februar, der auch erſt ſpät im Maerz kam, antworte. Mein Mann hat lange gewartet auf Ihr neues Werk. Nur erſt in den letzten acht Tagen ſind ſechs Bogen nach und nach angekommen; mein Mann erwartet nur das Ende, um Ihren Wunſch realiſiren zu können.

Auf jeden Fall wird er auf dieſem Weg oder auf einem andern für Sie würken. An Hardenberg ſchreibt er in dieſen Tagen, wundern Sie ſich nicht, daß es nicht ſchon längſt geſchehen iſt. Sein Körper- und Seelen-Zuſtand und Geſchäfte aller Art, auch das abwechſelnde Leiden ſeiner Augen haben es ihm unmöglich gemacht. Würden Sie ihn ſelbſt ſehen, ſo entſchuldigten Sie ihn gewiß.

Ihre ſo freundſchaftliche, liebevolle und zuſtimmende Anzeige der Adraſtea, wie mein Mann nicht gewohnt iſt, dergleichen zu leſen, hat meinen Mann und mic einen ſehr angenehmen Tag gemacht und wir fühlten den ganzen Werth deſſen, der mit dieſem Geiſt und Herzen ſo urtheilt.

Auch dies Ihr braves Urtheil wird Früchte bringen. Wie freue ich mich, daß Sie ein Lehrer der Jünglinge geworden ſind.

Hier iſt das Vte Stück. Ich hoffe es wird Ihnen auch nicht unintereſſant ſein. Es freut mich, daß auch Sie darinnen ſind.

Daß es Ihnen in der Welt gelingen wird, aber nicht ohne Mühe, dazu tragen Sie in ſich ſelbſt den Keim zu Ihrem Schickſal, wie diejenigen die zu Ihrer Claſſe gehören.

Halten Sie alſo in Ihrem Frankfurth ſolange aus, bis die Stunde Ihres beſſeren Schickſals ſchlägt.

Seien ſie auch hierin vertrauend einem höheren Auge, das weiter ſieht als wir.

Sie ſind von uns allen, Vater, Mutter und Kinder herzlich gegrüßt. Beſonders ſoll ich Ihnen vom Doctor recht viel Schönes für Ihre Briefe ſagen.

Wenn es um Sie zu bunt wird, ſo gehen auch Sie in einen ſtillen ernſten Wald, und gedenken unſrer freundlich. Ihre

Caroline Herder.

9) Dieſelbe an M. Weimar, den 12. Juni 1803. Seit mehreren Wochen liegt das IX. St. der Adraſtea für Sie bereit — ich wollte aber zugleich Ihren freundlichen Brief beantworten, woran mich bis jetzt eine anhaltende Unpäßlichkeit hinderte. Mit größtem Dank habe ich vor einigen Tagen zwei Packete Berliniſche Nachrichten erhalten — ſie wurden ſogleich, da ſie eben bei Tiſch kamen, durchſucht, geleſen, gelobt, getadelt, und ſo jedes Mal zum Nachtiſch ein Penſum vorgenommen, bis wir am Ende waren.

Sie sind ein sehr lieber, verständiger Mann, wenn Sie loben — nehmlich würdig — der Wissenschaft, dem Autor und sich selbst wohlanständig! Ich darf es Ihnen wohl vertrauen, daß Ihr Lob unter allen uns am angenehmsten ist. Es geschieht mit Geist und Gemüth zugleich.

Wünschen Sie aber um Gottes willen meinen Mann nicht nach Berlin. Weder der durchschneidende Geist der Herren Berliner, noch der militärische paßt für ihn — wenn Ihr Geist ihm etwas zu wünschen vermag, so sei es eine von Akten befreite, nur den Wissenschaften und sich selbst lebende Existenz — dies ist mein stiller Wunsch für ihn und dies ists allein, was ihm Leben und Geist erhalten kann.

Daß Sie die Ariadne so aufgenommen haben, hat mich innigst erfreut. Wie wenige haben bei dem jetzigen Klinklang nur Sinn für so Etwas!

So hoffe ich, daß Sie mein Lieblingsstück den Cid im IX. St. der Adrastea nicht übersehen werden. Es hat mich ganz überzeugt, daß nur historische Gegenstände, Facta, die hauptsächlichste Wirkung auf die Einbildungskraft thuen, den meisten Reiz annehmen und das menschliche Gemüth ganz anderst erfassen, als der idealische Klingklang aus nichts und zu nichts. Dieser Cid hat mich ebenso ergriffen, als vor 30 Jahren die Odyssee und — nur Ihnen darf ichs vertrauen, daß er mir noch lebendiger zuspricht, indem er uns näher ist: noch von den Volksliedern her liegen viele Romanzen von Cid unter meines Mannes Papieren, die wurden jetzt hervorgeholt, da er über die Epopen schrieb. Er ist beinahe fertig mit den ganzen Epopen von Cid; das X. Stück der Adrastea wird sie ganz enthalten.

Ich hoffe, Sie werden diese Manier, spanische Poesie zu übersetzen, der Schlegelschen vorziehen. Mein Mann hatte sich gehütet, den spanischen langtönenden Klang der Worte, der unser Ohr ermüdet, mit herüber zu tragen. Er hat uns den Spanischen Geist, wie er uns Deutschen am lebendigsten und prägnantesten vernehmbar wäre, zu geben versucht. Dies ist doch wohl die erste Pflicht jedes Uebersetzers, jeder fremden Sprache. Die Fortsetzung dieser Epopen wird Ihnen so viel Freude machen, denke ich, als dieser Anfang.

Sie sehn, ich suche Sie für dies Stück zu interessiren, weil ich Sie hierüber etwas bitten will. Mein Mann wünscht zu wissen, ob sich vielleicht eine alte Geschichte von Cid irgend vorfände. Sollte Ihnen davon bekannt sein, so melden Sie mir gefälligst den Titel. Oder sollten Sie sie bei einem Mäckler alter Bücher vorfinden, o so senden Sie das Buch gefälligst und baldigst. Sie werden meinen Mann unendlich damit erfreuen. Es ist ihm wichtig zu wissen, ob er alle Romanzen von Cid habe. Auch Romanzen von Cid sind ihm sehr willkommen.

Auf Ihren Ernst und Scherz freuen wir uns sehr, und nehmen es mit

größtem Danck an, wenn Sie uns die Blätter ſenden wollen. Mein Gott, man kann weder die elegante Zeit, noch den Freimüthigen*) leſen. —

Die ſchaale, ſchaale erbärmliche Welt!!!

Es thut mir leid, daß eine Stelle meines Briefs Ihnen wehe gethan hat. Das ſollte ſie nicht. — Sie ſind uns durch Ihren Geiſt und Charakter lieb und werth geworden und ſollens uns auch bleiben, bis wir des Gegentheil durch facta überwieſen werden — denn nur dieſe entſcheiden bei uns .... Laſſen Sie alſo die Stelle meines Briefs ungeſchrieben ſeyn.

Etwas habe ich noch auf meinem Herzen. Sie haben ſich einmal in einem Urtheil über Knebels Poeſien in Ihren Briefen verſündigt. Wir wüßten nicht, wer den Namen eines claſſiſchen Dichters mehr verdiente als Er. Seine Elegien, wovon einige in den Muſenalmanachen und im T. Merkur ſtehen, ſeine Oden in der Adraſtea, ſind ſie nicht den Alten an die Seite zu ſetzen und für uns noch von ſüßerem Werth, da ſie uns lebendiger und zuſprechender durch die Nähe und Gegenwart werden! Wie weiß er Himmel und Erde, die Natur und den Menſchen in Ein geiſtiges Verhältniß zu bringen — in ein höheres Reich der Harmonie uns zu erheben, aus dem Chaos thieriſcher Leidenſchaften — und dies alles in der edelſten, würdigſten Darſtellung, Poeſie und Sprache. — Wenn Knebel nicht zum Dichter geſalbt iſt, ſo kenne ich keinen. Seine Properz und Lucrez ſind Meiſterwerke der Ueberſetzung — ſie geben den Geiſt und Sinn des Autors in der für uns würdigſten Sprache und Darſtellung. Das Original wird hier ein zweites im geiſtigſten, wahrſten Abdruck. — Verzeihen Sie, daß ich Ihnen davon rede. Sie müſſen das Publikum auf ſolche Geiſteswerke, auf die wahre Poeſie aufmerkſam machen, — Alles verſinkt ja in Plattheit, Gemeinheit, Albernheit und Dummheit.

Iſt es z. E. nicht ewig ſchade, daß den Schlegels die ſpaniſche Poeſie in die Hände gerathen iſt. — Glauben Sie nur, in ihr liegt eine Welt voll Schönheit! — aber in welch einer närriſchen, verwirrten, wortreich verworrenen Sprache erſäufen ſie den Geiſt; und doch erregen ſie mit der darinnen nicht ganz vertilgten Poeſie Intereſſe, und verführen die jungen Leute, die in der Welt der Poeſie am liebſten leben.

Ach wie iſt es zu beklagen, daß mein Mann nicht ſchon vor Jahren zu dieſem Garten der Hesperiden gegangen iſt, wie er ſich's, ſeit den Volksliedern, ſo oft vorgenommen hatte. Schickſal, Schickſal, dieſen Garten mit ſo albernen wahnwitzigen Händen verwühlt zu ſehen! Ich ſpreche ſo aufrichtig mit Ihnen, als ob Sie bei uns am Theetiſch ſäßen. Ich wünſche, daß meine Worte Funcken würden, Sie zu beleben und die ſündlich grauſame Verwüſtung zu zeigen — ohne Haß und Groll und Leidenſchaft.

---

*) Damals von Kotzebue allein redigirt.

Daß Sie in Ihrem Ernſt und Scherz auf einem reinen Boden ſtehen wollen, hat uns ſehr, ſehr erfreut.

Geben Sie uns ſo viel als möglich das Poſitive, Wahre, Gute und Schöne — und ſo wenig als möglich das Negative. Das Daſein wird von lauter Karrikaturen und Fata Morgana zerriſſen — werdet Gott ähnlich und ſchaffet das Seiende.

Nun leben Sie tauſend Mal wohl, lieber verſtändiger Freund, von meinem Mann und Allen herzlich gegrüßt. Ihre

Caroline Herder.

Gernings Reiſe haben Sie recenſirt, ohne ſie geleſen zu haben. Gerning hatte die Unklugheit, vor mehreren Jahren ſeine geſammelten Reiſematerialien einigen gelehrten Herrens hier mitzutheilen, die denn freilich, wie es auch damals war, alles im Chaos fanden und ihren Spott damit trieben. Seit dem iſt ſie geordnet worden und vieles weggeblieben. Man kann ſie als eine Erinnerung der Denkwürdigkeit und Merkwürdigkeit Italiens anſehen. Jede Materie ſteht an ihrem Ort — und das Ganze iſt ja voll Intereſſe und lockt an ſelbſt zu ſehen. Gerning hat dieſe 3 Bändchen meinem Mann vorgeleſen und hat ſeinen freundſchaftl. Rath meiſt angenommen. Für die Poeſien hat er eine zu große Vorliebe, er wollte ſie nicht weglaſſen. Wer ſie nicht leſen will, überſchlage ſie. —

Aber geſtehen Sie nur, Sie haben dieſe Reiſe keines Blicks gewürdigt.

Wäre der Claudiusſche Nachahmer Seume (der Claudiuſens Geiſt nicht hat) nicht Ihr Freund, mit welcher Geißel hätten Sie ſeinen arroganten ſich ſelbſt nur malenden Spaziergang nach Syrakus gegeißelt. Dieſer Seumeſche Originalton iſt doch etwas unausſtehlich und ungracios. Nochmals Verzeihung dieſes langen Briefs. Nehmen Sie ihn ſo freundlich auf, als ich ihn Ihnen in einer vertrauten Stunde ſchreibe. C. H.

10) Dieſelbe an M. Weimar, den 16. Januar 1804. Daß Sie an meinem und meiner Kinder unerſetzlichen Verluſt den größten Antheil genommen haben, das weiß mein Herz, theuerſter Freund, und dafür birgt mir die Achtung und Liebe, die Sie dem Seligen geweiht und ſie öffentlich an den Tag gelegt haben. Ach Sie hatten ihn ja mit Geiſt und Seele erkannt. — Von meinem unausſprechlichen Schmerz will ich nicht reden — der unerwartete Schlag iſt mir noch ein Traum — ich kann es nicht faſſen, daß dieſer Genius, dies unvergleichliche Gemüth von uns geſchieden iſt. Wie viel große gute Gedanken wollte er noch ausführen — und mußte bei Arbeiten und Eindrücken, die nicht für ſeine zartfühlende Seele waren, zu Grunde gehen! wenn ich daran denke, ſo bricht mir das Herz.

Ach daß in Deutſchland nicht Ein, Ein Fürſt war, der ihm die Hand

reichte und ihn dem hohen Beruf ſeines Geiſtes und Herzens allein zu leben, erhielt. O weinen Sie mit mir und den meinigen. Sie fühlten es ſelbſt und ſagten es laut. Unter Gottes unerforſchlichen Willen mich zu beugen iſt meine ſchwere Pflicht — ach, er bereite aus dieſem Dunkel ein Licht zu meinem Troſt!

Theurer, treuer Freund, zutrauensvoll zu Ihrer unveränderten Freundſchaft, die Sie für den Seligen, für mich und die meinigen hatten, komme ich im engſten Vertrauen, in einer für uns wichtigen Angelegenheit zu Ihnen, um Ihren Rath zu erbitten. Unverändert geben wir Ihnen Freundſchaft und Achtung redlich zurück, wenn auch manchmal der ſtrenge Maasſtab meines Mannes, womit er gern ſeine Freunde maaß, auch Sie ſtreng beurtheilte. — Er achtete von dem Augenblick an, da er Ihre Schrift geleſen und recenſirt hatte, Ihren Charackter und Ihren Geiſt hoch — er blieb in der Folge theilnehmend, wie Sie ſich durch Höhen und Tiefen fortbildeten. So ſtand er mit Ihnen. Ich thue dies aufrichtige Bekenntniß, damit Sie die Wahrheit wiſſen und nicht irre geführt werden. Ehren Sie ſein Andenken wie bisher — ſeine heilige Seele werde nur von den Guten und ähnlich Geſinnten anerkannt und geehrt. — Das Gute, Wahre, Heilige, was er that und wollte, wird Gott und die Zeit ſchützen, wenn auch jetzt eine Rotte es zu Füßen zu treten ſcheint. — Ewig danke ich Ihnen, daß Sie mit ſolcher Liebe und Achtung ſeine Geiſteswerke öffentlich beurtheilt haben — auch Sie haben Balſam auf ſeine wunde Seele gelegt. —

Daß ſein Geiſt fortlebe, dazu wird jeder Gute und Edle beitragen. — Die nächſte Pflicht hiezu haben ſeine Hinterbliebenen durch die Herausgabe ſeiner Schriften. Dieſe nach ſeinem Wunſch und durch Beihilfe einiger treuer, in ſeinem Sinn gebildeter Freunde, wollen wir jetzt veranſtalten.

Zwar keine Palingeneſie, wie Er ſie vorhatte, kann damit vorgenommen werden — er hat aber viele Vorarbeiten zurückgelaſſen, die den Werken an Stelle und Ort beigefügt — alte Schlacken vorübergehender Streitigkeiten weggelaſſen — und wo es nöthig iſt kurze Erläuterung gegeben — ſeine Grundſätze und Meinungen im reinen Licht, mit ſeinen eigenen Worten, darſtellen würden.

Eine ſolche Ausgabe iſt ſeines Geiſtes und ſeines Willens würdig. Wir haben hiezu alles in Händen, um ſie nach ſeinem Wunſch zu veranſtalten.

Bei Einrichtung des merkantiliſchen bedürfen wir jetzt einen Sachkundigen, redlichen Freund und Rathgeber — ich habe das unumſchränkte Vertrauen Sie, Sie, rechtſchaffener Freund, werden in unſerem Anliegen Ihren Rath mir nicht verſagen.

Ich verſpreche Ihnen keinen andern Gebrauch als zu meiner Belehrung von Ihrem freundſchaftlichen Rath zu machen.

Mein Mann hat bei seinem Leben für Hartknoch gethan was er konnte — seiner bedrängten Lage zu Liebe, hatte er die Adrastea angefangen, da er ihn so dringend um eine Zeitschrift gebeten hatte. Er mußte ihr aber, durch die Verschiedenheit der Materien mehr Zeit widmen, als wenn er in Einem Werk Einerlei Materie behandelt hätte. Er sprach oft darüber und bereute das Unternehmen, da Hartknoch zur Verbreitung der Adrastea selbst so wenig thätig sich erwiesen hatte. Durch seine unkaufmännische Unthätigkeit wurden überhaupt von meines Mannes Schriften vielleicht weniger abgesetzt als durch einen rührigern Buchhändler geschehen wäre. Er wagte nicht ein halb hundert Exemplare an irgend böse Bezahler daran, damit das Werk bekannter, gelesener, und andere Käufer und Leser geweckt hätte.

Jammerschade ists, daß er bei seinem guten, honnetten Charackter, nicht das Erwerbsame, Rührige, sich keine Mühe verdrießende des Kaufmanns besitzt. Er hat einen gewissen Stolz, der sich mit diesem allzeit gefälligen und dienenden des Kaufmanns nicht vereinigen läßt. Mein Mann fühlte dies unendlich — der Nachtheil traf Autor und Verleger zugleich. Bei Erörterungen hierüber, auch wenn man ihm facta anführte, behielt er doch Recht — und diese Rechthaberei kränkte meinen Mann doppelt, da er mitunter durchfühlte er sei kein Autor für Hartknoch so wie dieser es wünsche.

Doch ich kehre zu meiner Bitte zurück.

Nicht um Hartknoch jetzt gradezu zu veranlassen, sondern in den Grundsätzen unterrichtet zu werden, nach denen Autor und Verleger in billiges und gerechtes Verhältniß zusammentreten, bitte ich Sie um Belehrung hierüber, theurer Freund. Sie sind mit diesen Verhältnissen und Grundsätzen bekannt — bei Ihrer Freundschaft gegen den Seligen und seine Hinterbliebenen bitte ich Sie, nehmen Sie mein Vertrauen als ein Freund auf.

Als Mutter und Vormünderin unsrer Kinder, von denen die drei jüngsten noch unversorgt sind, werden Sie, wird kein Verständiger es mir verdenken, wenn ich nach meiner Pflicht, aus dem Segen unsres Heiligen, den Vortheil zu erhalten suche, den Er selbst für die Seinigen wünschte, und den **ich jetzt wesentlich bedarf.**

Bei der neuen Herausgabe kommt jetzt alles auf eine gute Einrichtung und den Contract an.

Ich will Ihnen das was ich mit meinem ältesten Sohn, der bei der Herausgabe selbst thätig seyn wird, vorläufig überlegt habe, mittheilen.

Da der frühe Tod meines Mannes so allgemein empfunden wird, so möchte sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Subscripenten zu seinen Schriften finden. Wir wollen daher eine Subscription veranlassen, und diese, nachdem sie eingesammelt ist, dem Verleger einhändigen. Nach dieser Subscription wird sich die Größe der Auflage erst bestimmen können, bei der der Verleger auf

Gegenden und Orte die nicht ſubſcribirt haben, als auch auf die Zukunft Rückſicht nehmen muß. Da der Inhalt der Schriften ſo mannichfaltig, unterhaltend, belehrend, wiſſenſchaftlich und moraliſch iſt, ſo ſind ſie ein bleibendes Gut für die Nation und jeder heranwachſende gute Jüngling wird ſich die Schrift als einen Schatz anſchaffen. Der Verleger kann daher auf eine nicht geringe Auflage auch außer der Subſcription Rechnung machen.

Nach dem Willen des Seligen ſoll eine doppelte Ausgabe herauskommen, nämlich: Eine in mäßigem Octav, mit ſchönen deutſchen Lettern und ſchönem Papier (der Druck ohngefähr wie die Reliquien von Müller, Profeſſor in Schafhaußen, 1803 bei Hartknoch). Die Zweite eine wohlfeile Geringe für die unvermögende Claſſe. Weder Prachtausgabe noch Kupfer finden ſtatt.

Auf welche Weiſe und unter welchen Bedingungen trage ich nun dem Verleger dieſe Herausgabe an, damit Er beſtehe und wir nicht übervortheilt werden?

Daß nach Bogenzahl der Contract geſchehe, iſt wohl am beſten? damit kein Verdruß oder Unzufriedenheit von der Einen oder anderen Seite erwachſe.

Iſt es gut, dem Verleger die Auflage auf ewig ihm und ſeinen Erben zu geben? welche Bedingungen müßte der Verleger hiebei erfüllen? Welche Nachtheile hätte ein ſolcher Contract für unſre Familie? Das Honorar richtet ſich doch ganz nach der Größe der Auflage? Welche Regeln werden hiebei beobachtet?

Daß kein Theil beeinträchtigt werde, und Jeder nach Recht und Billigkeit ſich des Ertrages erfreue, iſt die Seele jedes Contractes, und auch unſer Wunſch. Der erwerbſame Verleger wird dies zu beider Zufriedenheit einzurichten wiſſen.

Nochmals bitte ich Sie, reichen Sie mir Ihre Hand, belehren und unterrichten Sie mich. Wir ſind in dieſem ganzen Geſchäft, mit Verlegern zu contrahieren nie aufs Reine gekommen — wir wollen keinem wehe thun, aber auch nicht gerne verlieren — dazu ruft mich jetzt zehnfache Pflicht auf.

Vertrauen Sie mir noch, welches die ſolideſten, rührigſten und honnetſten Buchhändler in Berlin ſind? Wird wohl ein oder der andere in Compagnie mit Hartknoch gehn oder nicht?

Mein Mann hat noch ungedruckte wahre Schätze zurückgelaſſen, die ſogleich gedruckt erſcheinen ſollen, ſobald wir mit dem Verleger der Herausgabe Eins geworden ſind, denn bei dieſem allein ſollen dieſe Schriften jetzt herauskommen. Auch über das Honorar dieſer, werden Sie mich in der Folge belehren. Der Cid, z. E. liegt völlig fertig, zum Druck bereit.

Ich muß endlich meinen langen Brief ſchließen. Verkennen Sie mich nicht, Freund, bei dem ich, voll Vertrauen auf Ihre Redlichkeit, Rath ſuche. Verkennen Sie mich nicht, wenn ich aus den Heiligthümern den Segen des Seligen für mich und die Kinder zu erhalten ſuche.

Ich habe während der Erziehung derselben große Sorgen gehabt, die zum Theil noch auf mir liegen — ich sehne mich nach Erleichterung.

Recht wehe thut es mir, daß ich Ihnen auf Ihren letzten Brief nicht sogleich wie ich wollte, geantwortet habe — es erfreute mich so ganz, daß Sie noch der alte, wahre Freund sind, bleiben Sie es ferner, um des heiligen Mannes willen, den Sie so liebten. Caroline Herder.

Darf ich wohl hoffen, bitten, daß Sie mir bald gefälligst antworten mögen?

11) Dieselbe an M. Weimar, den 4. Februar 1804. Mein theuerster Freund! Sie haben mein Vertrauen aufs höchste und schönste gerechtfertigt — Ihre beiden Briefe habe ich am vorigen Posttage zugleich erhalten. O mit welchen Gefühlen des Dankes.

Unerwartet führte die gütige Vorsehung unseren alten Freund den Hrn. Hofrath von Müller (Johannes Müller) aus Wien hieher. Er leistet mir durch Rath und That die wichtigsten Dienste — übernimmt mehrere, nebst der historischen Schriften zur Revision, er will den Plan der Herausgabe mit dem Verleger überlegen. Er geht über Leipzig nach Berlin und wird wenn Hartknoch sich nicht annehmlich erklärt, das weitere mit Ihnen und Frölich, dessen Anerbieten so honett ist, verabreden. Hartknoch's Antwort werde ich sogleich mittheilen. Ihren und Frölich's Namen nenne ich ihm nicht. Ich kenne seine Heftigkeit — und will sie dadurch nicht reizen.

Ich lege unsere Ankündigung hier bei, die Sie gefälligst in das Intelligenzblatt des Freimüthigen und in die Berliner Zeitung einrücken lassen. Sie werden aus der Ankündigung sehen, daß alle Schriften verändert herauskommen und also dadurch unser neues Eigenthum werden. Mit keinem der älteren Verleger hat mein Mann einen schriftlichen Contract geschlossen.

Die Freunde die die Revision der Schriften übernehmen, liefern solche an mich und meinen ältesten Sohn, der Verleger erhält sie sodann durch uns nach dem geordneten Plan.

Die Lebensbeschreibung wird wahrscheinlich unser Johannes Müller übernehmen.

Es freut mich unendlich daß Sie beide bei einem Geschäft in welchem Sie sich als unsere wahrhaft treuen Freunde so thätig zeigen, sich beide persönlich kennen lernen. Ich kann Ihnen nicht Gutes genug von seinem unvergleichlichen Charakter sagen. Als Schriftsteller ist sein Genius allgemein, und gewiß auch von Ihnen anerkannt und hoch verehrt.

Unter den Briefen meines Mannes fanden sich vier Briefe von Ihnen, die ich hierbei in Ihre Hand zurückgebe. Was ich noch vorfinden sollte, werde ich Ihnen sogleich senden. Sie können darauf zählen, daß ich im Sinn unseres Seeligen jeden fremden Brief als ein Heiligtum, so wie er es selbst gethan hat,

anſehe, zu deren Bekanntmachung ich kein Recht habe. Ich werde daher alle Briefe zernichten, die mir nicht zurückgefordert werden.

O wie danke ich Ihnen nochmals für die großen Beweiſe Ihrer treuen reellen Freundſchaft, die Sie mir gegeben haben, die gütige Vorſehung vergelte ſie Ihnen.

Nehmen Sie von mir und meinen Kindern den ewigen Danck dafür. Bald ſchreib ich Ihnen wieder, wenn Müller mit Ihnen geſprochen, wenn Hartknoch ſich erklärt hat.

Wie tröſtet mich Ihre Theilnahme, und Ihre Liebe die Sie für den Seeligen hatten! wie dancke ich für das, was Sie über ihn, bei Gelegenheit der Herausgabe ſeiner Schriften und jetzt im Freimüthigen geſagt haben. Mein ſtiller Danck ſage Ihnen Alles.

Caroline Herder.

Wenn Sie etwas über ihn ſagen, ſo ſetzen Sie ſoviel möglich ſeinen poſitiven Charakter — vergeſſen Sie ſeine Schmerzen und ſeine Leiden — das was er gewollt und gethan, wird in den wenigen Guten fortleben — —

Hätte er doch gewußt wie er geliebt iſt — ach, er glaubte, fühlte ſich in einer Wüſte und verſchmachtete darin —

Seine zarte Seele bedurfte der liebenden Stimmen.

Laſſen Sie mich ſchweigen und ewig weinen.

Er iſt nach einem Sturm bei der größten Stille und dem himmliſchſten Mondſchein zu ſeiner Gruft getragen worden — denken Sie daran und laſſen dieſen ſanften Stral um Sie ſeyn, wenn Sie an ihn gedenken — ſehen Sie nicht rechts, noch links.

11 b.) Nehmen Sie Theuerſter, ſo edel bewehrter Freund, das X. Stück der Adraſtea hierbei an und leſen Sie den rührend-erhabenen Schwanengeſang des Seeligen. — Wie hat ihn Gott gewürdigt, ihn mit dieſen Zeugniſſen in ſeine Arme aufzunehmen.

Ach wenn ich oft genug geweint habe um dieſe verkannte heilige Seele, dann erhebt mich ſein Geiſt über alles Irdiſche, und ich bin beruhigt, daß er dieſer Welt entronnen iſt.

Sie werden durch unſeren Johannes Müller meinen Brief, worin die Ihrigen an meinen Mann, lagen, erhalten haben. Von Hartnoch iſt noch keine Antwort eingegangen. Ich habe ihm, wie es der Wunſch meines Mannes war, den Verlag in Compagnie mit einem ſeiner Freunde vorgeſchlagen.

Wenn in meinem Brief, den Sie durch Müller erhielten, meine Anfrage im Poſtſcript ungeſchickt war — ſo ſchreiben Sie ſie mir nicht als habſüchtig zu. — Ach, ich bin nicht jenem Hund mit dem Stück Fleiſch auf der Brücke

ähnlich. Frölich hat sich sehr rechtschaffen erklärt, das fühlen ich und meine Kinder sehr dankbar; und Ihnen, Treuer, Edeler, verdanken wir seine Vorschläge allein — und werden sie Ihnen ewig verdanken.

Mit Herz und Seele, Mann von Charakter, Ihre treu-dankbare

Caroline Herder.

12) Dieselbe an M. Weimar, den 16. Februar 1804. Wie hat sich der Freimüthige unter Ihrer Hand gehoben! Das Urtheil über Schiller ist wahr, das sagen auch sogar seine Anhänger. Wer ist dieser Mann voll Geist und Verstand?

Ich bin seit einiger Zeit in einer sonderbaren Verlegenheit — ich erhalte seit dem Tod meines Mannes mehrere Briefe erbrochen und wieder zugeklebt von der Post, vorzüglich von dieser über Erfurt. Senden Sie mir Ihre Briefe über Leipzig. Oder wenn sie des Inhalts sind, den nicht der Minister oder die Stadt zuerst wissen soll, so machen Sie um meinen Brief noch einen Umschlag mit der Adresse: an den Freiherrn von Münchhaussen in Herrn-Gosserstädt. Unter Leipzig und Auerstädt. Hr. v. Münchhaussen ist der künftige Schwiegervater unsres Adalberts. Sein Gut Herrngosserstädt liegt im Churſächsischen, nicht weit von Buttstädt. Durch ihn erhalte ich die Briefe sicher. — Bis Johanni lebe ich noch in dieser Sclaverei — dann verlasse ich Weimar auf ewig. Ich werde wahrscheinlich zu meinem zweiten Sohn nach Schneeberg im Erzgebürg ziehen.

Leben Sie wohl mein theurer Freund.

N. S. Da ich gegenwärtiges Packet über Gosserstädt gehen lasse, so frankire ich nicht. Frankiren Sie künftig auch nichts an mich.

P. S. Ich bin soeben in Herrn-Gosserstädt gewesen und höre daß die Briefe durch Hrn. v. Münchhaussen spät an mich kommen würden. Ich erbreche daher dies Packet und bitte Sie daher, sie nicht an ihn, sondern an Herrn Subconrector Stiebritz in Weimar gefälligst zu adressiren.

13) Dieselbe an M. Weimar, den 19. Maerz 1804. Sie werden meinen Brief vom 5. Maerz erhalten haben. Die gütige Vorsehung waltet durch Sie und Müller.

Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Ein guter trefflicher Mensch, ein gewisser Dr. Schubert in Altenburg hat Darwins Botany Garden übersetzt. Er hatte das Vertrauen, daß mein Mann ihm einen Verleger dazu finden würde. Dieser Schubert war ehedem hier auf dem Gymnasium und brachte meinem Mann einige Aufsätze von seiner eigenen Arbeit, die ihn sehr überraschten. Es ist ein selbstständiger, denkender, genievoller junger Mensch — aber blutarm.

Können Sie ihm einen Verleger zu Darwin's Botany Garden finden Herrn Frölich vielleicht? Wenn es auch nur um ein-halbweg leidlich Honorar wäre. In der Folge wird er sich als Selbstdenker und Original mehr empfehlen. Er schreibt jetzt ein medicinisches Werk; er ist praktischer Arzt in Altenburg. Es sind aber dort 14 Aerzte und er der jüngste, neueste. Gewiß ists, daß der Hr. Verleger künftig einen vorzüglichen Autor an ihm erhalten wird. Ich denke ja, er wird die Prophezeiung meines Mannes über ihn, in Erfüllung bringen. Nehmen Sie sich des guten Menschen an. Er hat hier keinen Verleger finden können. Ach Gott, und er bedarf Geld.

Ich habe nicht warten können bis Sie mir wieder antworten in unserm großen Geschäft. Der arme Mensch bittet und dringt. Er ist noch obendrein verheurathet; verzeihen Sie, wenn ich Sie um das Glück zweier Liebenden bitte, sich seiner anzunehmen.

Mein Mann hatte ihm gerathen den zweiten Theil vor dem ersten zu liefern — daher folgt hierbei der zweite Theil zuerst.

Leben Sie wohl und glücklich, theuerster Freund. Ihre

Caroline Herder.

Noch möchte ich Ihnen eigens dancken für das wahre und große Wort: „Das Talent wird nur durch seine Anwendung ehrwürdig.“ Diese Wahrheit können Sie nicht oft und laut genug sagen, da man hier und in den Anhängern grade des entgegengesetzten Glaubens ist.

14) Dieselbe an M. Weimar, den 5. März 1804. Mein theurer verehrtester Freund. Gottlob die Wolken sind glücklich vertrieben und die Wahrheit siegt.

Ich lege Ihnen hier die vorläufigen Contractspuncte bei — Sie und Müller sehe ich als meine Freunde an, die vereint zu unserm Besten, aber nicht zum Nachtheil des rechtschaffenen Fröhlich's, das Ganze ordnen werden. Wenn der Contract bestehen soll, so muß kein Theil einen überwiegenden Vortheil haben. Dies ist unser Gefühl und die Basis jeden Contracts. — Wir haben daher auf die, am vorigen Posttag in Ihrem Brief gelegenen ferneren Puncten Herr Fröhlich's, Rücksicht genommen; sprechen Sie jetzt mit unserm Freund Müller, mit Fröhlich und sein Sie unser treuer Freund wie bisher. Wenn bei einem oder dem andern Punct Johannes Müller anderer Meinung ist, so gehn Sie mit ihm hierüber sanft zu Rath — Sie Beide müssen unsre Vortheile im Auge haben und also hübsch einig sein. Habt Ihr Beide Vorurtheile gegen einander, so wäre es gut wenn jeder die seinigen in Schatten drängte und Ihr Euch unbefangen ansähet. Müller hat mir nichts gegen Sie geschrieben. Suchen Sie ihn auf, und lernen Sie ihn kennen, mein Lieber. Ich habe ihm geschrieben daß Sie werth wären von ihm gekannt zu sein.

Wenn die Puncte des Contracts geordnet und berichtigt sind, so wird mir Müller oder Sie eine Copie senden, damit wir ihn noch vor dem Abschluß sehen.

Empfehlen Sie mich Herrn Fröhlich herzlich; sagen Sie ihm, wie wir voll Vertrauen in seine Rechtschaffenheit mit Freuden in das Verhältniß mit ihm treten. Entschuldigen Sie mich daß ich nicht selbst schreibe; es ist mir unmöglich. Ich hoffe er wird mit den vorläufigen Puncten zufrieden sein.

Es sind mehrere Anfragen an uns gekommen die da wünschen, daß die Branchen der Wissenschaften besonders gekauft werden können. Wir geben solches Hrn. Fröhlich zur Ueberlegung; z. E. drei Unvermögende kaufen vielleicht jeder eine Branche besonders — keiner aber von diesen ist im Stande die ganze Sammlung zu kaufen — durch diese drei ist also ein vollständiges Exemplar untergebracht durch die Vereinzelung.

Die 3 Branchen beständen: 1) aus den Theologischen, 2) den Philosophischen und Historischen, 3) den Poetischen und ästhetischen Werken.

Ich gebe diesen Vorschlag nur auf Veranlassung anderer, Herrn Fröhlich zur Ueberlegung. Er wird hierinnen die bessere Einsicht haben.

Es ist schon der Anfang mit Abschreiben der Manuscripte gemacht. Hr. Fröhlich soll bald eins erhalten: der Tausch des Schicksals. — Es ist der Ariadne-Libera ähnlich. Er hat es in Schneeberg bei unserm August aufgesetzt — in der hohen reinen Gebürgsluft — wo es ihm so wohl ward — o Gott, dies traurig-schöne Stück war zugleich Prophezeihung!

Hr. Fröhlich möge doch bald die Proben von Druck und Papier schicken. Es wird kein geglättetes Papier genommen — und ja keine Unger'schen Lettern schöne deutsche Lettern — etwa wie Georg Müller Reliquien. bei Hartknoch.

Leben Sie wohl theurer Edler — ach wenn der Selige wüßte, was Sie jetzt für seine Hinterlassenen thun!

Wir alle grüßen Sie zu tausendmalen.

Ewig Ihre C. Herder.

Der deutſche Buchhandel der letzten Monate.

Mitte Mai.

In keiner Zeit des Jahres iſt der deutſche Buchhandel zu einer unfruchtbareren Thätigkeit genöthigt, als in den Monaten, welche der Oſtermeſſe vorangehen. Dann beginnt mit den länger werdenden Tagen ein unerquickliches Treiben in den Sortimentshandlungen und der Staub wirbelt von manchem Buche auf, das ein Jahr hindurch in verborgener Ecke ein beſchauliches Leben geführt. Denn die Zeit iſt da, wo der Sortimenter ſein Lager umſtürzt und überlegt, was er behalten muß, weil er es von dem Verleger feſtgekauft, und was von den buchhändleriſchen Neuigkeiten des Vorjahres und vom älteren Beſtande ſeines Lagers noch für die Folge Abſatz verſpricht. Während er dem Verleger über dieſe Bücher ein Verzeichniß zufertigt, packt er in mächtige Ballen zuſammen, was jener zurückverlangt, was er ſelbſt wegen mangelnden Raumes oder Abſatzes nicht länger behalten mag. Und nun wird es plötzlich klar, wie manches Buch, welches die Reclame mit abgenutzten Phraſen als hochwichtig begrüßte, unter dem Zeichen des Krebſes geborzn ward. Denn „Krebſe" nennt der Buchhändler alle Erzeugniſſe verlegeriſcher Thätigkeit, die unverkauft zur alten Heimath eingehen.

So iſt jene Zeit eine ziemlich unerquickliche. Denn der Sortimenter ſeufzt über das Publikum, das ſo ſchlecht kauft und noch ſchlechter zahlt, während er ſelbſt jetzt gehalten iſt, ſein „Soll" bei dem Verleger auszugleichen. Dieſer ſeufzt etwas ſpäter, wenn die „Krebſe" in trauriger Fülle ſich einſtellen und von manchem verfehlten Unternehmen zu erzählen wiſſen, und wenn ſeine Meßeinnahmen ſchwächer als erwartet ausfallen. Auch der Schriftſteller ſeufzt. Denn er träumte vielleicht von einer neuen Auflage ſeiner Liebesklagen in Miniaturformat und von dem Honorar, das daraufhin für die erſte Auflage fällig werden ſollte. Und er mag dann mit einem neueſten Dichter klagen, der im Jahre 1868 „Krebs" werden wird:

„Heutzutage Poet zu ſein iſt wahrlich ein Unglück."

Auch der Commiſſionär iſt in angeſpannter Thätigkeit, und er theilt nicht ganz die elegiſchen Stimmungen der Autoren, Verleger, Sortimenter. Denn ihm iſt die Thätigkeit des Verlegers, ob dieſer gute oder ſchlechte Werke drucke, faſt gleich erwünſcht. Für ihn hat die Literatur unter anderem auch deshalb Werth, weil ſie wiegt und jedes Buch, deſſen Beſorgung er vermittelt, iſt ihm ein viereckiges Etwas, das ſeine Wage kräftig zu Boden drückt. Mehr noch

aber als hierdurch wird er durch die übrigen Meßarbeiten in Athem gehalten. Wochen lang sitzt er bis tief in die Nacht über den Zahlungslisten, welche die auswärtigen Sortimenter mit der nöthigen Deckung eingesandt; dann kommen die Zahltage, an denen geräuschlos Millionen aus einer Hand in die andere gelegt werden, und die Wochen, in denen die Abrechnung zu Ende geführt wird. Dafür erfreut sich der Commissionär des angenehmen Daseins von Provision und Meßgeschenken.

Anders war es freilich damals, als der buchhändlerische Verkehr fast nur Tauschverkehr war und die zur Messe nach Frankfurt reisenden „Träger der Wissenschaft" in der Buchgasse ihre Schilder aushingen. Damals bildeten die Zusammenkünfte der Buchhändler das Neujahr des beginnenden Geschäftsjahrs, zu dem man die besten Hoffnungen auf günstigen Tausch und glückliche Verwerthung des eigenen Verlages mitbrachte. Heute dagegen ist die Ostermesse der Schlußstein des Geschäftsjahres, der Sylvestertag, dem manche Neujahrsnacht eines Unglücklichen auf dem Fuße nachfolgt. Damals beförderten die Frachtwagen wie heute die Bahnen viel Literatur; aber es waren die Neuigkeiten, die der Buchhändler noch eiligst fertig gemacht, um sie dem Geschäftsfreunde frisch aus der Presse zum Tausch vorzulegen. Und aus der Messe kehrte er dann zurück, nachdem er manchen Wunsch eines Kunden erfüllt und vorschauend durch günstigen Tausch das heimische Lager zu ergänzen bemüht gewesen.

So liefert die Ostermesse von heute ein Bild des abgelaufenen Geschäftsjahres. Denn in den eingehenden Zahlungslisten spiegelt sich der Absatz und aus der Höhe der mitgesandten Deckung erhellt die größere oder geringere Geschwollenheit des buchhändlerischen Geldbeutels. Deshalb mußte die heurige Messe sehr interessant werden, weil sie am Ende eines Geschäftsjahrs steht, welches von Krieg zu erzählen weiß, weil in ihr alle jene Schäden zu Tage traten, welche in den für die Geschäfte so unsicheren Tagen der Schlacht bei Königsgrätz sich auszubilden begannen. Aber doch scheint in dieser Hinsicht die Messe besser zu werden, als man gedacht; auch im letzten Jahre wurde viel verkauft und die Zahlungslisten bringen davon Kunde. Freilich ist statistisch nachgewiesen, daß des Verlegers Thätigkeit im verflossenen Jahr nicht unwesentlich geringer war als im Vorjahr. Es liegt eine Aufstellung vor, aus welcher wir entnehmen, daß u. a. zur Ausgabe gelangten

Bücher über	1865.	1866.	
altclassische, orientalische Sprachen, Mythologie	402.	468.	Zunahme 16%
Kriegswissenschaft, Pferdekunde	148.	171.	„ 16 „
Karten	139.	203.	„ 46 „
Geschichte, Biographien, Memoiren, Briefwechsel	651.	534.	Abnahme 18 „
Schöne Literatur	935.	704.	„ 25 „

Die Gesammtsumme aller erschienenen, einschließlich der hier nicht aufgeführten Werke stellt sich 1865: 9.661, 1866: 8.699; ist mithin Abnahme 9 Procent. Schon aus diesen Proben erhellt der Einfluß des Krieges deutlich. Zwar ließ auch unter dem Drucke unerquicklicher Verhältnisse sich der deutsche Gelehrte seine Cirkel nicht verwirren; seine schriftstellerische Thätigkeit gab im vorigen Jahre sogar eine größere Ausbeute als im Vorjahr; freilich fielen die Vorarbeiten noch in friedliche Zeiten. Fast alle übrigen Fächer dagegen weisen kleinere Zahlen auf; namentlich gelangte Belletristik beträchtlich weniger zur Ausgabe und ist auch der Gesammtausfall nicht unbedeutend; nur Kriegswissenschaft und Kartenwerke schnellten unnatürlich in die Höhe. Und daß wir es hier nicht mit Reisekarten zu thun haben, wissen wir.

Diesen Angaben über Verminderung der verlegerischen Thätigkeit entspricht die uns vorliegende Notiz über die Höhe der vorjährigen Versendung nach dem Gewichte. Schon früher theilten wir mit, daß der Versandt über Leipzig aufweist 1864 114.600 Centner Literatur,
1865 124.800 „ „
Es sank dagegen 1866 auf 117.000 „ „

Der Versandt des ersten Quartals 1867 steht dagegen dem desselben Zeitraums im vorigen Jahre mit circa 24.000 Centnern gleich. —

Noch zu keiner Zeit hat sich die Thatsache so aufgedrängt wie jetzt, daß wir selbst mit den leichtfüßigsten aller buchhändlerischen Unternehmungen, den Zeitbrochuren, hinter der gewaltig stürmenden Zeit nachhinken. Die Verfassung des norddeutschen Bundes bedarf nur noch der Bestätigung einzelner Kammern und die Aussicht auf Krieg liegt schon zweimal hinter uns. Aber die uns vorliegenden Brochuren fangen erst allmälig an, zu besprechen, was im Augenblicke die Gemüther bewegt. Die Zeitbrochure ist fast zu schwerfällig geworden für unsere leichtlebige Zeit, die aus dem knapperen und täglich vorliegenden Leitartikel der politischen Zeitungen ihren Wissensdurst befriedigt. Es mögen daher nur einige Brochuren zur Orientirung auf diesem Gebiete genannt sein. Vom national-liberalen Standpunkte rühmen wir vor allem zwei vortreffliche Darstellungen der Verhandlungen des Reichstags: „Bericht des Präsidenten Dr. Lette an seinen Wahlkreis — Königsberg in N." und: „Für die Verfassung des norddeutschen Bundes — Rechenschaftsbericht von Dr. Braun — Wiesbaden." Ferner betrachtet ein Heft den Entwurf der Verfassung des norddeutschen Bundes, ein Conservativer begutachtet „das Budgetrecht des Reichstages", und von einem Kleinstaatler liegt vor „Der preußische Liberalismus und das norddeutsche Parlament"; für eine hamburger Firma scheint der Uebel größtes im neuen Deutschland zu sein „Es muß Alles Soldat werden", während ein anderes Schriftchen heißt „Der Militäretat und die constitutionelle Doctrin".

Süddeutschland im Ganzen und Einzelnen veranlaßte einige Brochuren.

So: „Hohenlohe, Bayern und Deutschland", „Bayern und die deutsche Frage", „Unsere Lage und unsere Pflicht. Ein deutsches Wort ans bayrische Volk" und „Der Fürst Hohenlohe und seine Gegner". Gleichsam als Beleg für seine Ansichten könnte der Verfasser der Schrift „Sendschreiben an Annexionsschwärmer und solche, die es werden wollen" die frankfurter „Fragen" anführen „Was mag Frankfurt übrig bleiben?" und „Wer hat der Bank die 5,747,008 fl. 45 X. zu zahlen?"

Oestreich hat ebenfalls etliche Brochuren veranlaßt. So „Der Ausgleich mit Ungarn. Vom österreichischen Standpunkte beleuchtet". Dann die kräftig geschriebene Schrift, die zwar „in Brüssel bei allen Buchhändlern" zu haben ist, aber von Hamburg kam: „Oesterreichs Zukunft entwickelt aus seiner Vergangenheit und Gegenwart" von J. Freimund. Ein sehr thätiger münchener Verlag brachte das preußenfeindliche Schriftchen „Oesterreichs Bedeutung für die gegenwärtige Lage Süddeutschlands" und die Uebersetzung einer englischen Kritik von Kettelers neulich erwähnter Brochure. Jene heißt „Preußens Unberuf" — und mag hier bei Oestreich ihren Platz finden, da wir ja wissen, wer nach der Ansicht jener Heißsporne an der Isar den „Beruf" hat. Luxemburg hat in der jüngsten Zeit einigen Brochuren das Leben gegeben, so: „Die Niederlande und Preußen von E. Nasse. Eine Antwort an Herrn Groen van Prinsterer" und „Preußens Rechte bezüglich des Landes und der Festung Luxemburg" von F. v. Seidewitz.

Auch Karten einer bestimmten Gattung könnte man Zeitbrochuren nennen, die colorirt sind. Zur rechten Zeit und in klarer Ausführung gebracht, wirken sie doppelt, weil sie nur Thatsachen geben und uns die Folgerungen selbst ziehen lassen. Wir wissen ja aus den letzten Wochen, wie schwer man sich in Paris über die neue kiepertsche Sprachenkarte von Deutschland ärgerte. Mit seiner neusten, sehr empfehlenswerthen „Specialkarte der deutsch-französischen Grenzländer mit Angabe der Sprachgrenzen" rückt der bekannte Kartograph der französischen Anmaßung noch mehr auf den Leib. Nach dieser Karte fällt die Sprachgrenze noch über Luxemburg hinaus, das sich — nach französischer Ansicht — nicht genug beeilen kann, aus der ungemüthlichen Nachbarschaft der allgemeinen Wehrpflicht zu entfliehen in die alleinseligmachende Umarmung der Großen Nation. Hoffentlich findet diese es auch höchst anmaßend, daß der deutsche Kartenzeichner die echten Namen ehemals deutscher Städte nicht vergessen hat und daß er z. B. das Wort „Thionville" nur in Klammer zu „Diedenhofen" fügt. Was bedeutet doch die eifersüchtige Angst, womit man in Frankreich jetzt alles Deutschthum in den Grenzländern betrachtet? Fürchtet man vielleicht in der Stille, daß eine Zukunft möglich sei, wo man auch in jenen Gegenden des heiligen römischen Reichs deutscher Nation von der „Franzosenzeit" wie von einer verklungenen Sage redet?

Den Uebergang zur Zeitgeschichte mag das „Neuste Gespräch mit dem Grobian“ über die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege bilden und „Die Gründung preußisch-deutscher Colonien im indischen und großen Ocean“ von E. Friedel. Diese Schrift ist immerhin ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn wir Deutschen vorerst auch noch mit der inneren — politischen — Mission so viel zu thun haben, daß uns zur äußeren Mission auf diesem Gebiete wenig Zeit und Geld übrig bleibt.

Die Zeitgeschichte bietet dieses Mal wenig. Zu erwähnen sind außer „Graf Bismarck. Ein Lebensbild“, mit warmer Anerkennung und Begeisterung für den Beruf Preußens und des Ministerpräsidenten geschrieben, und außer L. F. Ilses „Die Politik Preußens vom Antritt des Ministeriums von Bismarck bis zum Wiener Frieden“, wovon das erste Heft vorliegt, „Officieller Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen im Juni 1866“, 2. Theil und die Brochuren der Prinzen Alexander von Hessen und Karl von Bayern über ihre Feldherrnthätigkeit im Sommer 1866. Zur Beleuchtung der damaligen heiteren Militärwirthschaft südlich vom Maine mag eine Stelle aus dem „Feldzugs-Journal“ des hessischen Prinzen hier einen Platz finden: „Während die preußische Armee Holstein, Hannover, Kurhessen und Nassau ohne Schwertstreich eroberte, bemühte ich mich vergeblich, das 8. Armeecorps zusammenzubringen; ja einer der Souveraine desselben protestirte noch fortwährend gegen die Wahl des Corpscommandanten, welche die dazu berechtigte Regierung vorgenommen hatte. Erst am 9. Juli war das Armeecorps vollzählig. Als ich am 16. Juni der Aufforderung der Bundesversammlung, die Stadt Frankfurt gegen einen feindlichen Angriff zu beschützen, Folge leistend, mich dahin begab, hatte ich 3 hessische Bataillone zu meiner Verfügung, um die Mainlinie zu behaupten. Am 20. Juni rückten die Preußen in Kassel ein, am 28. capitulirten die Hannoveraner, am 29. übernahm Prinz Karl von Bayern das Commando der westdeutschen Bundesarmee (7. und 8. Corps) und am 30. erst begannen die Operationen dieser Armee, als die vereinten preußischen Kräfte unter General Vogel von Falckenstein sich bereits zwischen das 7. und 8. Corps hineingeschoben hatten. Drei Tage später war der Feldzug in Böhmen entschieden. Unter solchen Auspicien begannen wir erst unsere Operationen.“

Wir kommen zur Geschichte. Von Alfred von Reumont liegt der erste stattliche Band einer „Geschichte der Stadt Rom“ vor, welche in drei Bänden vollständig werden soll. Ein dünnes Heftchen von Köhler behandelt „Die Refugiés und ihre Colonien in Preußen und Kurhessen“, C. H. vom Hagen stellt in zwei Bänden „Die Stadt Halle nach amtlichen Quellen historisch-topographisch-statistisch“ dar, Ernst Weyden gab eine „Geschichte der Juden in Köln am Rhein von den Römerzeiten bis auf die Gegenwart“, während der zweite

Band von M. Kayserlings „Geschichte der Juden in Spanien und Portugal“ den Juden in Portugal gewidmet ist. Für die Geschichte der Freiheitskriege wichtig ist die lehmannsche Schrift „Der Tugendbund“. Der Verfasser, der ehemalige Director des kneiphöfschen Gymnasiums in Königsberg, war Mitstifter des Bundes und gedachte schon 1816 das Buch zu veröffentlichen, wurde aber durch ein Edict des Königs, welcher geheime Verbindungen und öffentliche Discussionen hierüber in den Zeiten der Ruhe für schädlich erachtete, davon abgehalten. Jetzt holt der Sohn das unfreiwillig Versäumte nach. — Zur Kunstgeschichte gehört H. Grimms „Holbeins Geburtsjahr“, welches der Verfasser in das angefochtene Jahr 1498 legt.

Von Biographien ist vor allem zu nennen die zweite, gründlich durchgearbeite Auflage des berühmten Werkes von „O. Jahn: W. A. Mozart“, statt der vier Bände der früheren Auflage ist der Inhalt in zwei größern Formates zusammengeschlossen, außer zweckmäßigen Kürzungen auch durch Zusätze bereichert, ein meisterhaftes Werk, dessen nothwendig gewordene Erneuerung auch für die Theilnahme der deutschen Leser gutes Zeugniß ablegt. Dabei sei auch der neuen zierlichen Ausgabe gedacht, welche von desselben Herausgebers „Goethes Briefe an Leipziger Freunde“ nötbig geworden. Ferner sei erwähnt: „Jacob Friedrich Fries“, der Philosoph, dem sein Schwiegersohn Henke in Marburg ein Denkmal setzt, „Erzbischof Christian I. von Mainz“ von C. Varrentrapp, „Magister J. A. L. Reiz, evang. Pfarrer in Marktbreit von 1701—1753, ein Lebensbild“ von R. Plochmann, „Heinrich Zeller, ein schwäbisches Zeit- und Lebensbild“ von G. Kemmler, und Kittlitzs „Schleiermachers Bildungsgang, ein biographischer Versuch“, der des großen Mannes Jugend und Sturm- und Drangperiode (1768—1804) umfaßt. Auch nennen wir R. Paulis Schrift „Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen“, welcher sich um die frühe Entwickelung parlamentarischen Staatswesens in England große Verdienste erwarb. Und um mit der Gegenwart zu schließen, mögen noch des bekannten A. Stolz „Witterungen der Seele“, interessante Mittheilungen aus den geistigen und leiblichen Erlebnissen des Verfassers, hier eine Stelle finden.

Auf dem Wege zur Literaturgeschichte erwähnen wir das hübsche Buch „Preußische Volksreime und Volksspiele“ von H. Frischbier, das sich desselben Verfassers „Sprichwörtern und volksthümlichen Redensarten“ anschließt. Dann wenden wir uns zu „Friedrich Rückert und seine Werke“ von Professor Fortlage in Jena, der in dem Buche eine Uebersicht der Werke in fortlaufender Reihe giebt. Daran schließt sich auf diesem Gebiete noch F. W. Ebelings „Mosaik, kleine Schriften zur Geschichte und Literatur“ und „Goethestudien“, die Uebersetzung einiger Aufsätze E. Caros über Goethe, die in der Révue des deux mondes gedruckt gewesen. Auch ein Vortrag von Karl Bartsch „Die deutsche Treue in Sage und Poesie“ mag hier genannt sein.

Das Capitel „Völkerkunde und Reiſen“ iſt diesmal reichhaltiger als gewöhnlich. Ein umfängliches Buch „Californien. Ueber deſſen Bevölkerung und geſellſchaftliche Zuſtände, politiſche, religiöſe und Schulverhältniſſe“ von K. Rühl birgt manches Intereſſante. Mit dem langſam ſterbenden mexikaniſchen Kaiſerreich beſchäftigt ſich ein hübſches, auch für die neueſte Geſchichte dieſes Staats intereſſantes Buch „Eine Reiſe nach Mexiko im Jahr 1864“ von P. Kollonitz, einer geiſtvollen Dame aus dem Gefolge der Kaiſerin Charlotte, während Profeſſor Pagenſtecher in „Die Inſel Mallorca“ Erinnerungen und Beobachtungen, zu denen ihm ein Aufenthalt dort Veranlaſſung gab, niederlegte. Auch J. Rodenbergs Buch „Paris bei Sonnenſchein und Lampenlicht“ gehört in dieſe Abtheilung, da es Bilder aus dem pariſer Leben von verſchiedenen Verfaſſern enthält, die im Feuilletonſtil gewandt geſchrieben ſind und die man mit Genuß und Gewinn leſen wird. Zum Schluſſe kommen wir zu Deutſchland, welches durch das Buch „Landes- und Völkerkunde der bayeriſchen Rheinpfalz. Bearbeitet von einem Kreiſe heimiſcher Gelehrten“ vertreten iſt.

Es iſt in der That erſtaunlich, was an Maſſe auf dem Gebiete der Belletriſtik geleiſtet wird. Wenn Rückert ſeufzt:

— — „der Romane ſchwere Kiſten —
Poeſie, wo magſt du niſten
In dem Plunder, den nun Chriſten
Leſen müſſen?“

ſo hat er wahrlich nicht Unrecht. Die Novelliſten ſchießen auf wie Pilze. Und wenn man auch unbedenklich die Ratcliffes, und andere Claſſiker von Verlegers Gnaden von vornherein zu den Todten wirft, ſo bleibt noch eine ſtattliche Anzahl übrig, die zu übergehen nicht wohl angeht, wenn auch unter ihren Erzeugniſſen vieles ſich befindet, das man gemeiniglich dann nur mit leidlicher Befriedigung und ohne literariſche Gewiſſensbiſſe lieſt, wenn man für den Genuß des Beſſeren vorübergehend allzu zerſtreut und abgeſpannt iſt. Von Romanen ſollen hier genannt ſein: „Goldelſe“ von E. Marlitt; „Metternich“, von L. Herbert, 2 Bde.; „Eine Künſtlerleidenſchaft“ von L. Schücking; „Der Köhlergraf“ von W. Genaſt, 4 Bde.; „Jane, die Jüdin“ von Ph. Galen, 3 Bde.; „Nach 50 Jahren. Ein Strauß Geſchichten“ von A. Ewald, 2 Bde.; „Schatten und Licht, Skizzen und Erzählungen“ von M. Horn, 2 Bde.; „Die Herrin von Schwarzenhof“ von A. Heinz; „Reklame“ von C. Schultes; „Heimathlos“ von Guſtav vom See, 4 Bde.; „Friedrichsburg. Die Colonie des deutſchen Fürſtenvereins in Texas“ von Armand; „Novellen und Skizzen“ von A. Stahl, 3 Bde.; „Zwei Brüder in Jeſu“ von F. Koppel; „Modernes Leiden“ von A. v. Stifft; „Allerlei Geſchichten aus Tirol“ von A. Pichler; „Von Wien nach Vilagos“ von F. Stolle, 3 Bde.; und als eingehender Beſprechung beſonders werth, „Neue Geſchichten“ von E. Hoefer, 2 Bde.; „Unüberwindliche Mächte“ von

H. Grimm, 3 Bde.; und „Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder", 2 Bde., von F. M. Felder, jenem merkwürdigen Landmanne in Vorarlberg, der zugleich Schriftsteller ist.

Von dramatischen Arbeiten mögen nur genannt sein „Heliodora", Trauerspiel von J. L. Klein, dem bekannten Verfasser der „Geschichte des Dramas" und „Die glücklichen Bettler", ein morgenländisches Märchen, welches Paul Heyse frei nach Gozzi bearbeitet hat, um es der deutschen Bühne mundgerecht zu machen. Das Stück wurde vor etlichen Monaten in München zur Aufführung gebracht.

Auch am Epos können wir kurz vorübergehen. Zunächst sei der erste Theil einer neuen Ausgabe Hartmanns von Aue, herausgegeben von F. Bech, genannt. Er bildet den vierten Band der bekannten vielversprechenden Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" und enthält das Heldengedicht „Erec der Wunderaere". In noch frühere Zeit griff W. Hahn zurück, indem er das Heldenlied „Helgi und Sigrun", einen abgeschlossenen Sagenstoff aus der älteren Edda — als Probe größerer Thätigkeit auf diesem Gebiete — ins Hochdeutsche übertrug. Daran schließt sich in einem stattlichen Bande eine neue Bearbeitung der Nibelungensage von W. Wegener unter dem Titel „Siegfried und Chrimhilde". Dann mag noch genannt sein „Churfürst Max I. von Bayern. Episches Gedicht von H. Losch."

Auch heute soll die Lyrik wieder den Reigen schließen. „Lose Ranken. Ein Büchlein catullischer Lieder" nennt sich eine Sammlung von W. Storck. Auch von K. Th. Kind und F. Körner liegen Verse vor, während B. Placzek Episch-Lyrisches mit viel jüdischen Ausdrücken in seinem Bändchen „Im Erew" giebt.

Die Wanderung durch die Belletristik ist in der Regel äußerst unerquicklich. Wie viele Spreu mußte man wegblasen, um einen gesunden Kern zu finden und wie Wenige giebt es, die dem Wort des Dichters gerecht werden:

„Der Dichter sei ein Bildner, kein Traumbilderer,
Kein Sinnverwirrer, Phantasieverwilderer,
Ein Zähmer des Affects, Gefühles Milderer,
Selbst in sich klar und aller Klarheit Schilderer."

Muſikaliſche Literatur.

C. F. Pohl, Mozart und Haydn in London. Zweite Abtheilung. Haydn in London. Wien, Carl Gerolds Sohn. 1867.

Mit erfreulicher Raſchheit iſt der in den Grenzboten ſeiner Zeit beſprochenen erſten Hälfte dieſes Buchs die zweite gefolgt, jener an Umfang — es iſt ein ſtattliches Bändchen von 387 Seiten — und, namentlich was den Hauptgegenſtand anlangt, auch an Bedeutung überlegen. War Mozart in London im Weſentlichen die Veranlaſſung, die Muſikzuſtände der Hauptſtadt während der Zeit zu ſchildern, welche das Wunderkind dort zubrachte, ohne ſeinerſeits einen Einfluß auf dieſelbe auszuüben, ſo iſt dagegen Haydn entſchieden die Hauptperſon des reichen Bildes, welches hier vor uns aufgerollt wird. Haydn, der als ein Mann von 60 Jahren einen langen Zeitraum, welcher manche bedeutende Künſtlerlaufbahn zu Ende führte, in den zwar in vieler Hinſicht für ruhiges Schaffen günſtigen, aber doch beengenden Verhältniſſen als eſterhazyſcher Kapellmeiſter verlebt hatte, erfreute ſich zwar eines ausgedehnten Rufs als Inſtrumentalcomponiſt, aber bei weitem nicht in der Art, wie er in der Kunſtgeſchichte fortleben wird, am wenigſten in Wien, wo man vorzugsweiſe den fürſtl. eſterhazyſchen Kammercompoſiteur in ihm ſah, was er bitter empfand. Auf ſeinen Platz ſtellte ihn die perſönliche laute Anerkennung der Weltſtadt, die dann auch in Wien und weiter ihr Echo fand. Aber Haydn brachte nicht blos Ruhm und Geld von London mit zurück. Wir haben hier die überaus merkwürdige Erſcheinung, daß ein ſchon bejahrter Künſtler, aus beſchränkten Verhältniſſen hervorgezogen, durch großartige Umgebungen und rückhaltloſe Bewunderung einer Stadt wie London angeregt und gehoben, ſich nun auch ſelbſt zu der Höhe des Schaffens emporſchwingt, welche zu erreichen die Kraft in ihn gelegt war. Die großartigſten Werke hat Haydn infolge ſeines Aufenthalts in London hervorgebracht, der Haydn, welchen wir kennen, welcher in der Kunſtgeſchichte ſeinen feſten Platz einnimmt, beginnt erſt von London aus ſeine Siegeslaufbahn. Auch der Einfluß ſeines Aufenthalts auf die muſikaliſchen Verhältniſſe von London war ein ſehr bedeutender. Neben der feſten und unerſchütterlichen Tradition, durch welche in England die tiefgreifende und weit verbreitete Bewunderung und Kenntniß Händels dem ernſteren Intereſſe für Muſik feſten Halt und Boden gab, hatte der unaufhörlich nach London geleitete breite Strom von Künſtlern doch nur eine vorübergehende Theilnahme an Virtuoſenleiſtungen hervorrufen können. Haydn war die erſte künſtleriſche

Persönlichkeit, welche in diesem Gewoge einen festen Punkt bildete, von welchem aus eine bestimmte Geschmacksrichtung sich bilden konnte, die lebhafte Theilnahme und das daraus hervorgehende Verständniß für Haydns Musik wurde die Grundlage, auf der ein wahrhaftes Interesse für das, was deutsche Meister in der Musik auf neuen Bahnen geleistet hatten, erwachsen und in weitere Kreise eindringen konnte. Wenn Haydn auch schon als ein gemachter Mann mit offener Anerkennung in London empfangen wurde, so konnte er doch die über alle hervorragende Stellung nicht ohne Kampf erringen und behaupten, der freilich wesentlich ohne ihn und unter ihm mit den niederen Kräften des handwerksmäßigen Erwerbsinteresses geführt wurde. Ist er auch mit den Kriegen des coin du roi und des coin de la reine oder der Gluckisten und Piccinisten an dramatischem Interesse nicht entfernt zu vergleichen, wie denn das londoner Concertpublicum von dem der pariser Oper so verschieden ist, als Haydn und Pleyel, oder Salomon und Cramer von den Hauptkämpfern der pariser Musik und Kritik — so hat doch auch hier das Ringen der musikalischen Parteien um den Ehrenplatz sein eigenthümliches Interesse. Von den allgemeinen Verhältnissen der musikalischen Welt und ihrem Thun und Treiben in London, wie von allen Persönlichkeiten, die nur irgendwie während des wiederholten Aufenthalts Haydns in den Jahren 1791, 1792 und 1794, 1795 damit in Berührung kommen, giebt Pohls Buch ebenso wie von Haydn selbst genaue und zuverlässige, aus den Quellen geschöpfte Belehrung. Mit demselben treuen Fleiß finden wir hier wieder alle Berichte der Zeitgenossen aus der Literatur, Zeitschriften, Zeitungen und Programmen benutzt wie die Steinchen und Stiftchen eines Mosaikbildes. Die übersichtliche Angabe der von ihm benutzten Quellen wird denen, die auf diesem Gebiet weiter arbeiten wollen, wo bis jetzt jeder mit jeder Arbeit wie von vorn suchen und anfangen muß, sehr willkommne Fingerzeige bieten.

Was Haydns persönliche Verhältnisse betrifft, so standen ihm außer den hübschen, von Karajan veröffentlichten Briefen, auch die bisher nur ungenügend benutzten eigenhändigen Tagebücher Haydns während seines ersten Aufenthalts zu Gebot, aus denen namentlich auch das eigenthümliche zarte Verhältniß zu Mrs. Schröter im Detail bekannt wird. Leider sind die Tagebücher des zweiten Anfenthalts nicht mehr vorhanden. Die Anlage und Behandlung entspricht der ersten Abtheilung. Einleitungsweise werden die musikalischen Gesellschaften und Institute, Opern und Concerte, soweit sie für diese Zeit in Betracht kommen, besprochen, um den allgemeinen Hintergrund zu gewinnen. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten wird in der Beilage, alphabetisch geordnet, einzeln in biographischen Artikeln näher charakterisirt. Vielleicht hätte der Verfasser wohl gethan, noch mehre der in die zusammenhängende Hauptdarstellung eingelegten Schilderungen in diese Beilage zu verweisen, so wie mancherlei, an sich

nothwendige und dankenswerthe ſtatiſtiſche Mittheilungen z. B. die Concertprogramme, zum Gewinn der Ueberſichtlichkeit geſondert hätten zuſammengeſtellt werden können. Denn die zuſammenhängende, anſchauliche Darſtellung von Haydns Wirkſamkeit in London, von ſeiner perſönlichen und muſikaliſchen Stellung daſelbſt, iſt in dieſer zweiten Abtheilung des Buchs die eigentliche Aufgabe und nimmt nach Umfang und Bedeutung den Hauptplatz ein. Sie iſt dem Verfaſſer in allem Weſentlichen ſehr wohl gelungen, wiewohl er ſich dieſelbe durch den ungemeinen Reichthum einzelner Notizen, welche er nach allen Seiten hin ausſtreut, keineswegs erleichtert hat. Allerdings bemerkt man hie und da, daß er noch nicht durch längere ſchriftſtelleriſche Arbeit geübt iſt, eine Fülle vereinzelter Züge zu einem klaren Bild mit ſicherer Hand zu concentriren, einigemal hat er ſich auch kleine ſprachliche Nachläſſigkeiten und Incorrectheiten entſchlüpfen laſſen. Aber ſolche einzelne Schwächen und Verſehen ſchaden weder der wiſſenſchaftlichen Brauchbarkeit noch der angenehmen Lectüre des Buchs. Ueberall faßt man Zutrauen zu der Verläßlichkeit eines Mannes, der, was er mittheilt, durch eigene Unterſuchung gefunden hat und die Sachen, über welche er urtheilt, wirklich verſteht, und der einfache Ton der Wahrheitsliebe, welche nirgends Redensarten für Thatſachen, Phraſen für Gedanken verkauft, entſchädigt mehr als ausreichend dafür; wenn es hie und da noch an Gewandtheit fehlt. Der Verfaſſer beſchränkt ſich auf das rein Biographiſche, eine Charakteriſtik der muſikaliſchen Leiſtungen Haydns in London, eine vergleichende Würdigung derſelben hat er nicht verſucht. Vielleicht dachte er, eben weil er Muſiker iſt, das verſtände ſich von ſelbſt. Oder vielmehr er hat ſich klar gemacht, daß eine ſolche Darſtellung, wenn ſie wahr und erſchöpfend ſein ſoll, ebenſowohl zurückgreifen muß auf die genaue Erkenntniß des vorangehenden Entwickelungsganges des Meiſters, als ſie vorwärts ſchauen muß auf das, was er ſpäter unter dem Einfluß der londoner Erfahrungen geſchaffen hat, d. h. alſo, daß dieſe Aufgabe nur in einer Geſammtdarſtellung Haydns als Componiſten befriedigend gelöſt werden kann. Und dieſe größere Aufgabe hoffen wir ebenfalls noch von Herrn Pohl gelöſt zu ſehen.

Aufforderung für Ferdinand Freiligrath.

Für Ferdinand Freiligrath, für den edlen Dichter eines großen Volkes, ertönt unser Ruf.

Sein Lebenslauf ist kein froher und sorgenfreier gewesen. Nach den Jahren der Bewegung, die auch ihn aus dem Stillleben herausrissen, die seinen regen Geist mächtig erfaßten, war er gezwungen, das Brod der Verbannung zu essen. Ein bitteres Loos für einen deutschen Dichter! Auf englischem Boden gelandet, belastet mit der Sorge um eine zahlreiche Familie, begann sein Kampf um die Existenz. Er hat ihn tapfer durchgeführt. Indem er sich seinem Berufe, seinen Pflichten gegen Weib und Kind ausschließlich widmen mußte, lehnte er seine Leyer an die Seite und nur selten noch entlockte er ihr Töne, die dann aber hinüberklangen über den Kanal und Wiederhall fanden im deutschen Lande.

Das Ziel, nach dem er unter angestrengter Arbeit strebte, hat er nicht erreicht. Nach fast zwanzigjährigen Mühen und Sorgen auf fremder Erde, am Abend seines Lebens stehend, schaut er in eine ungewisse, unsichere Zukunft.

Da wenden wir uns an die deutsche Nation. Ihre Pflicht ist es, dem ergrauten Dichter die Lebenssorgen zu erleichtern und ihm dadurch den Dank und die Anerkennung seines Vaterlandes darzubringen.

Die Unterzeichneten, persönliche Freunde des Dichters aus dem Wupperthal, in welchem er einige Jahre seines Lebens verbrachte, sind zunächst zusammengetreten, um die Initiative zu einem Nationalgeschenk für Freiligrath zu ergreifen. Sie fordern die Freunde und Verehrer des Dichters auf, in allen Städten Specialcomités zu gleichem Zwecke zu bilden, oder sich dem hiesigen Comité anzuschließen. Zugleich ersuchen wir alle Zeitungsredactionen um gütigen Abdruck dieses Aufrufs und um Entgegennahme von Beiträgen.

Wir hoffen somit in den Stand gesetzt zu werden, dem verdienten Manne zu seinem Geburtstage im Sommer oder spätestens zu Weihnachten einen ansehnlichen Fond übergeben zu können — im Auftrage der Geber und im Namen des deutschen Volkes.

Barmen, im April 1867.

F. A. Boelling. Ludwig Elbers. Ernst von Eynern.
Reinh. Neuhaus. Emil Rittershaus. Ed. Schink.
Karl Siebel.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

In der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gerstäcker, Fr., Unter Palmen und Buchen. 3. Bd. 8. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.
— — **Wilde Welt.** 3. Bd. 8. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; vorräthig in allen Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von **Rudolf Reichenau.**

9. Auflage. **Wohlfeile Ausg.** 3 Abtheil. in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1. Abth.: Bilder aus dem Kinderleben. 2. Abth.: Knaben und Mädchen. 3. Abth.: Auswärts und Daheim. (Jede Abtheilung auch einzeln.)

Dasselbe, 1. Abh., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3¼ Thlr., fein geb. 4½ Thlr.

Wohl wie kein anderes, schöpft dies Buch seine Stoffe aus der Familie und so sollte es in allen Familien einheimisch sein zum Vorlesen und immer erneutem Vorlesen. Alt und Jung und vorzüglich die Mütter werden ihre Freude daran haben.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Napoleon III. Roman von Luc. Herbert. 8 Bände à 1¼ Thlr.

Dieses neue Werk ist die natürliche und nothwendige Fortsetzung des mit großem Beifall aufgenommenen „Louis Napoleon. 10 Bde." desselben Verfassers. Louis Napoleon ist in diesem Werke nicht mehr der halt-lose, von aller Welt verlachte Abenteurer, seine Persönlichkeit fängt an mehr und mehr hervorzutreten und die Blicke der Welt auf sich zu lenken; seine Pläne treten offen hervor und man blickt in das mit Schlauheit eingefädelte Gewebe der Intriguen, die alle darauf hinauslaufen, Louis Napoleon zu Napoleon III. zu machen.

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lied und Bild Deutscher Dichter und Künstler.

Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon. 4°. eleg. carton. Preis 24 Ngr.

Inhalt: Titelbild. Zur Einleitung. Christus und die Samariterin. Das versunkene Kloster. Am stillen Freitag. Die böse Farbe. Das Bild der Andacht. In der Kirche Das ist ein schlechtes Wetter. Der Friedhof im Gebirge. Barbarossa. Der Traum. Das Blatt im Buche.

Das Buch eignet sich besonders durch seine gediegenen Kunstblätter als schönes und billiges Festgeschenk.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Huhn, E. H. Th., { Volkswirthschaftslehre & Volkswirthschaftspolitik. 3¼ Thlr. 3 Theile. 1. Thlr. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Urproductionen. 3. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Gewerbe u. d. Handels. (Jeder Theil wird apart gegeben.) Finanzwissenschaft. 1⅓ Thlr. Staatsrecht. 1⅘ Thlr. Völkerrecht. 1 Thlr. Politik. 2 Thlr. Statistik. 2⅖ Thlr.

Diese populären Handbücher der gesammten Staatswissenschaften werden namentlich jetzt für alle Die Interesse haben, welche an der politischen, socialen und volkswirthschaftlichen Bewegung der Gegenwart Theil nehmen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 22.

Ausgegeben am 24. Mai 1867.

Inhalt:

Die parlamentarische Geschäftsordnung . . . . . Seite 321
Die östreichische Heeresreform 330
Plaudereien aus Paris 341
Neue theologische Literatur 348
Das Klosterrecht der schleswig-holsteinischen Ritterschaft 355
Der Bädeker für Italien 359

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die parlamentarische Geschäftsordnung.

Wie von zweckmäßigen Formen überhaupt die Verwerthung des Inhalts abhängt, so wird die politische und geistige Kraft einer berathenden Versammlung fortwährend durch die richtige äußere Ordnung bedingt, in welcher sie sich bewegt. Leider sind unsre Geschäftsordnungen wie unser ganzer Constitutionalismus wesentlich nach dem rationellen französischen Muster zugeschnitten und man hat wenig auf die vielhundertjährige parlamentarische Erfahrung Englands Rücksicht genommen. Einige der größten Unzuträglichkeiten sind, da glücklicherweise § 78 der Verfassung jedem Hause gestattet, seinen Geschäftsgang und seine Disciplin selbst zu regeln, durch die Revision von 1862 beseitigt, indeß bleibt noch Raum zu vielen Verbesserungen.

Wir beginnen mit der Frage der Leitung der Versammlung. Man hat in deutschen Kammern die französische Sitte eines Alterspräsidenten angenommen, unter dessen Vorsitz die sogenannte Constituirung des Hauses und die Wahl des Präsidenten erfolgt. Dies Verfahren stammt aus der Zeit des antikisirenden Republikanismus, wo in dem doyen d'âge wie im Rath der Alten die Weisheit der Greise geehrt werden sollte, es scheint aber dem sachlichen Zweck sehr mangelhaft zu entsprechen. Man vergegenwärtige sich den Augenblick, wo eine große Versammlung zusammentritt, die Stimmung wird, namentlich nach neuen Wahlen, eine bewegte sein. Zahlreiche Abgeordnete werden sich finden, welche noch gar nicht oder doch in der letzten Legislaturperiode nicht, dem Hause angehört haben, meistens kommen sie aus der Stille des Provinziallebens in das bewegte Treiben der Hauptstadt, das Gefühl der vorliegenden Aufgaben, die Parteigruppirungen, vielleicht die Eindrücke einer bewegten Zeit — alles das wird aufregend wirken und es bedarf gewiß eines klaren Blickes, einer festen Hand, eine solche Versammlung zu leiten. Wen aber wählt man dazu? Das älteste Mitglied derselben, welches gewiß schon meistens durch körperliche Schwachheit diesem Amte nicht gewachsen ist, und um gleichsam eine Verkehrtheit durch die andre zu verbessern, giebt man ihm zur Seite als Schriftführer die vier

jüngsten Mitglieder, welche also die möglichst geringe Garantie für die technische Geschäftskunde bieten, welche zu diesem Amte gehört. Der Präsident wird nun erst auf eine Probezeit von vier Wochen, dann für die Dauer der Session gewählt, nach Schluß der Sitzung werden alle Angelegenheiten des Hauses einem Regierungsbeamten übergeben.

Wir möchten folgendes empfehlen. Nach der Eröffnung einer neuen Legislaturperiode versammelt sich das Haus und wählt sofort unter Vorsitz seines ältesten Schriftführers (den wir uns, wie weiter berührt werden wird, als ständigen Beamten denken) einen Präsidenten auf vier Wochen. Es handelt sich eben nur um eine Wahl und diese wird ein erfahrener Beamter sicherlich gut leiten; wir wollen also die vorläufige Ernennung des Vorsitzenden der sogenannten Constituirung des Hauses durch Vorprüfung und Prüfung der Wahlen voranstellen und halten dies für ganz unbedenklich. Wenn die localen Wahlbehörden ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen und die Wahlacten rechtzeitig einsenden, andrerseits das Eindrängen Unbefugter mit strengen Strafen bedroht wird, so ist die Gefahr gering, daß Nichtgewählte sich als Gewählte präsentiren, außerdem ist die Wahl nicht sehr präjudicirlich, denn sie erfolgt nur auf vier Wochen und in dieser Zeit werden dann die Wahlprüfungen stattfinden. Es ist aber dringend zu wünschen, daß die definitive Wahl dann für die Dauer der ganzen Legislaturperiode gelte. Um zu der richtigen Auffassung der Stellung eines Präsidenten zu gelangen, müssen wir dahin kommen, die Wahl dem Parteiwesen zu entrücken. Gewöhnlich ist leider die Wahl die erste Gelegenheit, bei der die Parteien ihre Stärke messen; zerbröckeln sich dieselben in viele Fractionen, so haben wir ein unerquickliches Feilschen ihrer Stimmen zu erwarten. Wir meinen aber, für einen Präsidenten ist nur darauf zu sehen, daß er eine geeignete Persönlichkeit für seine Stelle sei, Integrität, Unparteilichkeit, Klarheit der Auffassung und Schärfe der Fragestellung, imponirende Persönlichkeit, das ist es, worauf es für den Vorsitzenden einer parlamentarischen Versammlung ankommt; der Mann, der diese Eigenschaften im höchsten Grade besitzt, sollte gewählt werden, mag er sonst in seinen politischen Ansichten auf der Rechten oder der Linken stehen. Außer diesen Eigenschaften gehört zu den besonderen Tugenden eines Präsidenten auch die genaue Kenntniß der Persönlichkeiten des Hauses, diese sammelt sich aber erst allmälig aus der Erfahrung und ein öfterer Wechsel im Vorsitz stellt die zweckmäßige Benutzung derselben in Frage; deshalb wünschen wir lebhaft den Präsidenten auf die Dauer der Legislaturperiode gewählt zu sehen. Sollte die Versammlung gegen einen Präsidenten entschiedene Beschwerden haben, so bieten sich ihr so viele Mittel, ihm sein an sich schon sehr beschwerliches Amt unleidlich zu machen, daß es ihr ein Leichtes sein wird, ihn zum Verzicht zu bringen.

Im Allgemeinen aber darf man annehmen, daß nichts so sehr wie die

Dauer beiträgt, das Anſehen nach innen wie nach außen zu erhöhen, welches wir dem Leiter der Berathungen unſres Abgeordnetenhauſes wünſchen. Alles vom Präſidenten Geſagte würde auch auf die Vicepräſidenten Anwendung finden. Endlich möchten wir auf die Gefahr hin, für Anglomanen gehalten zu werden, den deutſchen Namen Sprecher an die Stelle des fremden Präſidenten ſetzen, wenn wir die Secretäre in Schriftführer überſetzt haben, ſo iſt kein Grund uns der Bezeichnung für den Vorſitzenden zu entſchlagen, welche uns mit den germaniſchen Nationen den romaniſchen gegenüberſtellt.

Ebenſo wie den Alterspräſidenten wünſchten wir die jüngſten Schriftführer zu beſeitigen, am wirkſamſten werden ſtändige Beamte dieſe Functionen wahrnehmen, ſolche werden am beſten für Aufnahme des Protokolles und Druck der Verhandlungen, Vorleſung der Schriftſtücke, Führung der Redner- und Stimmliſten und alle die äußern Angelegenheiten ſorgen, in welchen Schriftführer den Vorſitzenden unterſtützen ſollen; können dieſe ihrer Aufgabe ſich ganz widmen, ſo werden zwei derſelben beſſer genügen als vier Abgeordnete, die außerdem durch das Secretariat ſo in Anſpruch genommen werden, daß ſie ſchwerlich ſelbſt an den legislativen Arbeiten thätigen Antheil nehmen können. Auch die Quäſturgeſchäfte werden von einem techniſchen Beamten gewiß beſſer wahrgenommen. Es müßte aber dieſer ſowohl, wie die ſtändigen Schriftführer Beamte des Hauſes, nicht der Regierung ſein, in ihnen hätte der Sprecher auch die gegebenen Organe, um während der Vacanz ſeine Anordnungen auszuführen. Die Uebergabe an einen Regierungsbeamten würde alſo ganz wegfallen. Dieſe Beamten wären feſtbeſoldet anzuſtellen, der Sprecher wird nach unſrer Auffaſſung an ſich kein Gehalt beziehen, wohl aber ſcheint es uns geboten, an ſeine Stellung außer einer Wohnung im Hauſe den Bezug von gewiſſen Repräſentationsgeldern zu knüpfen, welche ihm erlauben, ſeine hervorragende Poſition auch ſocial aufrecht zu halten.

Nach der Ordnung der äußern Leitung des Hauſes handelt es ſich zunächſt um ſeine definitive Conſtituirung. Bei uns geſchieht die Vorprüfung der Wahlen durch die Abtheilungen, d. h. durch ſieben Körper von möglichſt gleicher Mitgliederzahl, welche durch das Loos gebildet werden, unſrer Anſicht nach würde um ſo mehr für die Wahlprüfung ein Ausſchuß ganz daſſelbe thun können, als wir wünſchen, die mechaniſche Einrichtung der Bureaus überhaupt zu beſeitigen. Hat das Haus alle Wahlen erledigt und iſt ſomit definitiv conſtituirt, ſo fragt es ſich zunächſt, in welcher Weiſe verhandelt werden ſoll. Werfen wir zunächſt einen Blick auf die äußern Formen, von denen mehr abhängt, als man auf den erſten Blick denken ſollte. Wir haben die franzöſiſche Art angenommen, nach der die Parteien ſich je nach ihrem Standpunkt um den Präſidenten im Halbkreiſe gruppiren, ihm gegenüber, von der Verſammlung durch Schranken getrennt, ſitzen die Miniſter.

Beide Einrichtungen ſcheinen uns ſo unzweckmäßig wie möglich. Jene Gruppirung thut der ſchädlichen Spaltung in Fractionen und Zwiſchenparteien den möglichſten Vorſchub, ſie fordert ſogar gewiſſermaßen auf, die Schattirung recht ins Feine zu treiben und damit werden die beiden großen geſunden Gegenſätze der Regierungspartei und der Oppoſition, welche das parlamentariſche Leben regeln ſollen, vermiſcht. In England giebt es nur eine Zweitheilung, die Bänke rechts vom Sprecher nimmt die miniſterielle Partei, die links die Oppoſition ein, denn mögen ſich auch einzelne Unterabtheilungen, wie Irländer, Katholiken ꝛc. gebildet haben, ſo weiß man doch immer im Großen und Ganzen, wie ſie zur Regierung ſtehen. Die Miniſter aber bleiben, indem ſie auch räumlich nicht abgeſondert von den Mitgliedern, ſondern mitten in ihrer Partei ſitzen, im Zuſammenhang und der Fühlung des Hauſes. Demgemäß ſprechen in England die Redner von ihren Plätzen und da ſie ſich in dem langen Saale unwillkürlich nach dem Sprecher hinwenden, iſt es auch natürlich, daß ſie, wie es wenigſtens im Unterhauſe geſchieht, denſelben und nicht immer die ganze Verſammlung anreden. Wir wünſchen auf das dringendſte, daß dieſe Sitte auch bei uns Geltung erlange, dagegen die Tribüne abgeſchafft werde, welche das oratoriſche Pathos begünſtigt und die ſachliche Beredſamkeit hemmt, mancher, der von ſeinem Platze aus redend einige kurze, aber nützliche Bemerkungen machen würde, will nicht erſt auf die Tribüne ſteigen, von wo aus man eine große Rede erwartet und ſchweigt, während eine Anzahl von oratoriſch begabten, aber vielleicht ſachlich weniger unterrichteten Mitgliedern die Tribüne monopoliſiren.

Ein fernerer Gegenſatz zwiſchen unſern und engliſchen Gebräuchen beſteht in der Reihenfolge der Redner. In England melden ſich die Redner erſt bei der Debatte, indem ſie ſich erheben und, wie der techniſche Ausdruck lautet, ſuchen „to catch the speakers eye", dieſer ertheilt demjenigen das Wort, von dem er die für den Gang der Discuſſion zweckmäßigſte Mittheilung erwartet, in der Regel alſo abwechſelnd den Anhängern und den Gegnern eines Antrages, die einfache Gruppirung der Parteien erleichtert dieſe Entſcheidung, welche eventuell das Haus übernimmt, wenn der Sprecher zweifelhaft iſt, wen von zweien er berufen ſoll, wenn ſich ein Miniſter zugleich mit einem Abgeordneten erhebt, ſo wird der erſtere in der Regel zunächſt gehört. Dagegen hat man in Preußen die franzöſiſche Art eingeführt, wo ſämmtliche Redner für und gegen ſich vorgängig melden und ihre Reihenfolge dann zunächſt nach der Meldung und ſchließlich durch das Loos entſchieden wird. Auf dieſe Weiſe antworten die Gegner, welche mit ihren vorbereiteten Reden die Tribüne beſteigen, ſich nur zu häufig gar nicht, ſondern reden neben einander her, oft kommen durch das Loos vorwiegend nur unbedeutende Mitglieder zum Worte und das Haus nimmt den Schluß der Debatte an, weil es nicht den Muth hat, noch eine

Reihe langweiliger Reden zu ertragen, um ſchließlich zu einer bedeutenden zu gelangen. Die engliſche Art iſt die natürliche und zweckmäßige und ihre Annahme zu empfehlen.

Ebenſo unglücklich iſt unſre Nachahmung des franzöſiſchen ordre du jour, wonach die zu verhandelnden Gegenſtände mit etwaiger Ausnahme von Regierungsvorlagen, Interpellationen und dringlichen Anträgen in der Reihenfolge zur Discuſſion kommen, in welcher ſie angemeldet werden. In England theilt man die Tage nach Gegenſtänden ein, gewiſſe Tage erbittet ſich die Regierung ein für alle Mal bei Beginn der Seſſion (government night), gewiſſe Stunden gehören für die private bills etc. und dieſe Ordnung wird nur unterbrochen, wenn es ſich darum handelt, eine große Debatte im Zuſammenhang (de die in diem) durchzuführen. Dieſe Einrichtung wollen wir allerdings nicht ſklaviſch copiren, zumal wir glücklicherweiſe keine private bills zu discutiren haben, aber die Eintheilung der Verhandlungen in allgemeine Kategorien möchten wir allerdings empfehlen, z. B. ein Tag der Woche möge für die Petitionen beſtimmt ſein, zwei für die Anträge der Mitglieder, drei für die Discuſſion der Regierungsvorlagen; iſt für eine dieſer Rubriken kein Stoff, oder ſoll eine Verhandlung im Zuſammenhange durchgeführt werden, oder beſchließt das Haus einen dringlichen Antrag voranzuſtellen, ſo tritt nach gegenſeitiger Vereinbarung ein Tauſch ein. Daneben können die Interpellationen laufen, welche gewöhnlich nicht viel Zeit abſorbiren und jedesmal vorher angekündigt werden müſſen.

Es fragt ſich nun, wie die Vorlagen zur Berathung gelangen. Die Reviſion der Geſchäftsordnung hat glücklicherweiſe die Abtheilungen hiefür beſeitigt und dies Geſchäft den Ausſchüſſen zugewieſen, ſie hat auch die praktiſche engliſche Weiſe adoptirt, wonach das ganze Haus ſich in einen Ausſchuß verwandeln, d. h. ſofort in die Vorberathung eintreten kann. Nach der Erfahrung im norddeutſchen Reichstage iſt es kaum noch nöthig die Vorzüge dieſer Methode auseinanderzuſetzen. Auf dieſe Weiſe können alle ſachlich competenten Mitglieder zu Worte kommen und doch iſt niemand durch ſeine Reden bei dieſer Vorberathung für die Schlußberathung gebunden, die Geſchäftsordnung ordnet dies ganz zweckmäßig in den §§ 15—17. Dieſer Weg wird indeß begreiflich nur bei großen Fragen gewählt, die meiſten ſachlichen Vorlagen werden alſo durch Specialausſchüſſe vorbereitet, dieſe zerfallen nun in feſtſtehende, z. B. für Geſchäftsordnung, Juſtizfragen, Handel- und Gewerbe u. ſ. w. und in ad hoc eingeſetzte, d. h. Ausſchüſſe, welchen die Erörterung einer beſtimmten Frage obliegt.

Die Wahlen zu den Ausſchüſſen werden in Preußen noch von den Abtheilungen ausgeführt. Man führt hiefür an, daß auf dieſe Weiſe die Ausſchüſſe am unparteiiſchſten zuſammengeſetzt würden, dies beruht indeß weſentlich auf Täuſchung, im Gegentheil macht man ſie damit in den allermeiſten Fällen

zu Organen der Majorität; denn überwiegt dieſelbe die Minorität an Zahl bedeutend, ſo wird die letzte nur ſelten durch die Verleſung in einer oder der andern Abtheilung die Mehrheit der Stimmen haben, es liegt aber in der Natur, daß bei Wahlen, wie ſie bisher in den Abtheilungen für die Commiſſionen ſtattfanden, das Moment der Parteiſtellung meiſt entſcheidet, die Unparteilichkeit iſt alſo keineswegs gewahrt. Ebenſo wenig gelangt die Sachkunde auf dieſe Weiſe ſicher zur Geltung; man nehme an, es handle ſich um die Wahl zu einer Specialcommiſſion über ein Forſtgeſetz, es werden vielleicht fünf beſonders Sachkundige im Hauſe ſein, der Zufall des Looſes hat dieſelben in eine Abtheilung gebracht, dieſe hat aber nur ein Mitglied für die Commiſſion zu wählen, ſo würde nur ein Forſtkundiger gewählt werden, oder jene fünf ſind in fünf Abtheilungen zerſtreut und werden dort nicht gewählt, weil ſie der conſervativen Partei angehören, während die Mehrheit liberal iſt. Dieſe Uebelſtände hatten ſich denn auch ſchon vor einigen Jahren ſo geltend gemacht, daß ein zweckmäßigeres Verfahren für die Bildung der Commiſſionen für nothwendig erachtet ward. Dies fand Herr Simſon in einem Wahlausſchuß von fünfzehn vom Hauſe zu ernennenden Mitgliedern, die Uebertragung der Zuſammenſetzung an den Präſidenten ſchien ihm deſſen Anſehen, Unparteilichkeit und Stellung zu gefährden. Die begutachtende Commiſſion war andrer Anſicht, ſie hielt die Vermittlung der Wahlen durch einen Ausſchuß für zu complicirt und meinte, durch denſelben werde eine drückende Oligarchie conſtituirt werden, die bei der großen Bedeutung der Commiſſionen die ganze Verſammlung beherrſchen würde. Sei ſchon der vorwiegende Einfluß der Parteihäupter, welche jetzt durch die Fractionen die Wahlen der Abtheilungen leiteten, bedenklich, ſo empfehle es ſich noch weniger, ihn durch eine förmliche Organiſation zu befeſtigen, der Wahlausſchuß aber werde ſicher hauptſächlich nach Parteirückſichten gewählt. Dagegen lege dem Präſidenten, der eben gewählt ſei, wegen der bei ihm vorausgeſetzten Unparteilichkeit, ſeine Stellung, ſeine Verantwortlichkeit ein unparteiiſches Verfahren als Pflicht auf. Um ſeine Vorſchläge mit der erforderlichen Perſonalkenntniß und nach den Wünſchen des Hauſes zu machen, brauche er nur mit den hervorragendſten Mitgliedern Rückſprache zu nehmen. Man hielt es indeß für gerathen, ſtatt der definitiven Ernennung des Präſidenten nur den Vorſchlag einzuräumen, das Haus habe dann zu genehmigen oder Einſprache zu thun. Wir halten dieſe Erwägungen für vollkommen berechtigt und ſtimmen der Commiſſion ganz bei, wenn ſie demgemäß folgende Faſſung empfahl: „Die Mitglieder der Commiſſionen werden auf den Vorſchlag des Präſidenten von dem Hauſe in der Art gewählt, daß über jeden Vorgeſchlagenen Abſtimmung verlangt werden kann und dann ohne Discuſſion abgeſtimmt wird.“ In der Regel wird es dann bei einigermaßen geſchickter Leitung des Präſidenten darauf hinauskommen, daß ſein Vorſchlag ſtillſchweigend genehmigt wird. Zu den Be-

ſtimmungen der jetzigen Geſchäftsordnung über die Thätigkeit der Ausſchüſſe haben wir im Ganzen wenig zu erinnern, nur müſſen wir uns entſchieden gegen die Beſtimmung verwahren, daß blos das Haus eine Ausſchließung der Oeffentlichkeit der Commiſſionsverhandlungen für die Nichtmitglieder der Commiſſion beſchließen könne. Ganz abgeſehen von dem Mißbrauch, der oft durch der Preſſe angehörende Abgeordnete getrieben wird, ſo wird durch dieſe der eigentliche Zweck derſelben vereitelt, nämlich die Vorbereitung im engeren Kreiſe, wobei man ſich eben ungezwungen gehen laſſen ſoll. In einem ſolchen geſchloſſenen Comité können namentlich Mitglieder der Regierungen vertrauliche Aeußerungen thun, welche erhebliches Licht auf die vorliegenden Fragen werfen, während ſie derartige Mittheilungen unterdrücken müſſen, wo eine außer der Commiſſion ſtehende Zuhörerſchaft die Bewahrung eines Geheimniſſes unmöglich macht.

Daß die Ausſchüſſe berechtigt ſein ſollen, als Zeugen oder Sachverſtändigen jeden preußiſchen Unterthan vorzuladen, nehmen wir als durchaus nothwendig an.

Was nun die materielle Behandlung der Vorlagen betrifft, ſo beſteht bekanntlich in England die Einrichtung, daß jede Bill durch drei Leſungen gehen muß. Die erſte hat nur die Bedeutung, daß das Haus aufgefordert wird, den Gegenſtand in Berathung zu ziehen, ſie wird nur verweigert, wenn das Haus nichts von der ganzen Sache wiſſen will; bei Bills, die vom andern Hauſe kommen, geſchieht dies nie. Der Antrag auf die zweite Leſung bedeutet, das Haus möge über die Bill in Comité gehen, denn es gilt in beiden Häuſern als Regel, daß jede Bill in allen Theilen mindeſtens einmal durch das allgemeine Comité paſſiren muß. Iſt dies geſchehen, ſo erfolgt die dritte Leſung, womit im Oberhauſe die Bill angenommen iſt, während im Unterhauſe noch ſpeciell die Annahme (that the bill do pass) beantragt wird.

Wir können eine Nachahmung dieſes Verfahrens nicht empfehlen, denn einmal beſteht in England weder eine Behörde, welche die Regierungsvorlagen techniſch vorzubereiten hat, noch die feſten Ausſchüſſe für beſtimmte Zweige, welche wir in den meiſten Fällen für praktiſcher halten, als die Berathung im Generalcomité. In England erſcheint deshalb die eingebrachte Bill im Stadium der erſten Leſung meiſt noch ſehr unfertig und oft nur als eine legislative Skizze, die ein Princip hinſtellt.

Wir ſind alſo der Anſicht, daß ein ſolcher ſtufenmäßiger Fortſchritt durch drei Leſungen vom erſten Ueberlegen bis zum detaillirten Beſchluß bei unſern Verhältniſſen nicht geboten iſt, aber möchten, um alles zu vollſter Reife gelangen zu laſſen, vorſchlagen, daß jeder Geſetzentwurf, welcher nicht bei der Abſtimmung zwei Drittel der Stimmen für ſich hat, eine zweite Leſung zu paſſiren habe, Reſolutionen würden dagegen nach wie vor mit einfacher Mehrheit endgiltig

angenommen. Die englische Methode vermeidet allerdings die oft mechanisch ausgeführte, oft gar nicht durchzuführende Theilung der Discussion in General- und Specialdiscussion; indeß ist dieselbe kein so großer Uebelstand, wenn nur die richtige Praxis von dem Gesichtspunkt ausgeht, die Generaldiscussion sich so umfassend und eingehend wie möglich gestalten zu lassen und auch das Eingehen auf die einzelnen Bestimmungen, aus denen doch eben jede Vorlage besteht, nicht zu hindern. Diese Praxis muß sich noch mehr Bahn brechen, weil das Ganze und selbst das Princip des vorgeschlagenen Gesetzes erst durch Verständniß des Einzelnen gewürdigt werden kann. Geschieht dies aber und reducirt sich dann die Specialdiscussion auf die eigentliche Detailkritik, so würden zwar Wiederholungen so wenig ausbleiben, als bei der englischen Methode, aber die Erörterung wird gewiß ebenso gründlich sein, als durch die dort gebräuchlichen drei Lesungen. Eine Verbesserung der jetzigen Geschäftsordnung aber würde es sein, wenn nach Schluß der Generaldiscussion die Frage der Annahme oder Verwerfung des Gesetzes im Allgemeinen zur Abstimmung gestellt würde, ohne jedoch im ersten Falle die Prüfung der einzelnen Punkte auszuschließen. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Stellung von Verbesserungsanträgen. Gegenüber der imperialistischen Auffassung, welche dieselben ganz untersagt, entwickelt May treffend ihre Nothwendigkeit (Parl. Practice p. 236). „Der Zweck eines Amendements ist, den Hauptantrag dergestalt abzuändern, daß Mitglieder, welche ohne solche Aenderung entweder gegen denselben stimmen oder sich der Abstimmung enthalten müßten, dafür zu stimmen vermögen. Ohne Zulassung von Amendements würde eine Versammlung außer Stande sein, ihre Meinung mit Folgerichtigkeit auszudrücken. Sie wäre in der Lage, einen Antrag, welchem sie theilweise zustimmt, im Ganzen zu verwerfen. Beide Fälle würden einen Widerspruch ergeben, wenn demnächst die wahre Ansicht in andrer Form zum Ausdruck gelangte. In dem zuerst gesetzten Falle würde das früher Angenommene abgelehnt, in dem zweiten das zuvor Abgelehnte angenommen werden. Mitunter ist die Absicht eines Amendements, dem Hause einen von dem Hauptantrage ganz oder theilweise abweichenden Antrag zu unterbreiten. Die Form des Amendements erscheint dann angemessen, um dem Hause Gelegenheit zu geben, in einer Verhandlung über zwei Anträge zu entscheiden. Die durch regelloses Verfahren bei Stellung von Amendements entstehende Verwirrung hat sich bei öffentlichen Versammlungen oft gezeigt, bei welchen feste Grundsätze und Regeln nicht beobachtet werden. Personen, welche Versammlungen vorzusitzen in der Lage sind, sollten sich mit den Regeln des Parlaments über Fragestellung und Amendements bekannt machen, die auf langer Erfahrung beruhend sich gleich einfach und zweckmäßig in der Anwendung als im Princip logisch bewährt haben.

Ein Amendement zu einem Antrage kann gestellt werden:

1) durch Auslaſſung beſtimmter Worte;
2) durch Auslaſſung beſtimmter Worte und Ein- und Zufügung andrer;
3) durch Ein- oder Zufügung beſtimmter Worte.“ —

Die Amendements könnten demnach bei unſrer Art der Debatte zwar ſchon von vornherein in der Vorberathung oder während der Generaldiscuſſion eingebracht werden, würden aber erſt, nachdem dieſelbe mit principieller Annahme des Geſetzentwurfes geendet, vorgenommen werden.

Sehr wichtig und durchaus nachahmenswerth iſt nun die engliſche Beſtimmung, daß nach den obenerwähnten Kategorien jedes Amendement beſtimmte andre Worte an die Stelle der urſprünglich beantragten ſetzen und nicht ganz andre Fragen ſelbſtändig hineinziehen ſoll. Nehmen wir z. B. den Entwurf auf Ermäßigung des Zuſchlags zu den Gerichtskoſten.

Der Antrag geht dahin: „Der Zuſchlag von 6 Sgr., welcher von jedem vollen Thaler eines zu erhebenden Gerichtskoſtenbetrags in Anſatz kommt, wird vom 1. Juli 1866 ab zum halben Betrage, vom 1. Juli 1867 ab überhaupt nicht mehr erhoben.“

Nach der Generaldiscuſſion wird nun zunächſt darüber abgeſtimmt, ob der Zuſchlag überhaupt ermäßigt werden ſoll? Iſt dies bejaht, ſo kommen dann die Amendements zur Discuſſion; z. B. daß erſt vom 1. Januar 1867 ab nur der halbe Betrag erhoben werden darf, oder daß vom 1. Juli 1866 ab nur der vierte Theil erhoben wird, oder daß vom 1. Juli 1867 ab noch ein Jahr lang ein Silbergroſchen Zuſchlag erhoben werde u. ſ. w.

Zu jedem Amendement können wieder Unteramendements geſtellt werden, aber ſelbſtverſtändlich darf zu dem erſten Theil des Antrages kein Amendement mehr geſtellt werden, nachdem ſchon der folgende unverändert oder amendirt angenommen iſt; die Zurückziehung eines Amendements bleibt für die Beantragung eines andern außer Betracht, denn das Zurückziehen des erſten läßt den Antrag genau in der Lage, als ob überhaupt keine Veränderung vorgeſchlagen wäre.

Ein derartiges ſtreng formelles Vorgehen, welches auch bei Reſolutionen zu beobachten wäre, würde gewiß vor den unerquicklichen Abſtimmungsſtreitigkeiten bewahren, die wir auf dem Continent ſo oft ſehen. Es bietet zugleich die Handhabe, einen Geſetzentwurf, deſſen Princip das Haus vollkommen billigt, und welches es deshalb nach der Generaldiscuſſion angenommen, doch zu Fall zu bringen, indem die weſentlichen Paragraphen deſſelben durch Amendements auf Streichungen der allein bedeutſamen Worte ihres Inhalts entkleidet werden. Es iſt in England mehrfach vorgekommen, daß von Anträgen alle Worte geſtrichen wurden, bis nur das Eingangswort „that“ überblieb; ebenſo kann durch Umänderung weniger Worte der Antrag in ſein gerades Gegentheil umgewandelt werden. Wenn z. B. alſo bei einer Reſolution beſchloſſen, „daß die Miniſter

der Krone nicht mehr das Vertrauen des Hauses genießen", das Amendement angenommen wird, die Worte „nicht mehr" zu streichen und statt dessen zu setzen „in hohem Grade". —

Was die Art der Abstimmung betrifft, so sehen wir keinen Grund zu Gunsten der englischen Praxis von unserm Herkommen abzugehen.

Wir sind überzeugt, daß die Annahme der vorstehend ausgeführten Abänderungen die parlamentarischen Verhandlungen erheblich fördern und vor allem dem unseligen Fractionswesen entgegenwirken würde, welches weder die eingehende Gründlichkeit der Arbeiten in den Commissionen, noch die Bedeutsamkeit der Verhandlung im Hause heben kann, dagegen diese letztere zu einem vorher abgekarteten Spiel herabwürdigt, den Gang aller wichtigen Debatten verschiebt und verwirrt und nur den Intriguen und Coterien Vorschub leistet.

— * * —

Die östreichische Heeresreform.

Aus Wien.

Nach den Niederlagen, welche die Nordarmee in dem vorjährigen Feldzuge erlitten, ertönte aus allen Provinzen des Kaiserstaates der Ruf nach einer volksthümlichen Umgestaltung des Heerwesens. Man übersah im Zorn und aus Angst auch das Gute, was von unseren Truppen geleistet worden war, begehrte Reform um jeden Preis, ohne zu untersuchen, ob nicht ein großer Theil der bestehenden Einrichtungen ganz gut beibehalten werden könnte. Mit besonderer Vorliebe deutete man auf den Mangel der Intelligenz als eine der Hauptursachen der erlittenen Niederlagen hin. Man ging auch in dieser Selbstbeschuldigung zu weit. Daß es bei den ungarischen und slawischen Regimentern auch unter dem Offiziercorps sehr viele rohe und unwissende Subjecte gab, wird niemand bestreiten, dagegen dürften die aus den deutschen Provinzen recrutirten Regimenter, was den Bildungsgrad der Einzelnen betrifft, den Truppen der meisten deutschen Staaten nur wenig nachstehen. Die Leistungen der östreichischen Artillerie, deren Offiziere sowie in Preußen zumeist dem Bürgerstande entstammen, beweisen das Gesagte. Nicht der Mangel an Intelligenz überhaupt, sondern der Mangel an militärischer Intelligenz hat die Niederlage der östreichischen Armee veranlaßt. Wohl hatte man schon nach 1859 Klage darüber geführt, und es wurden auch einige schwache Anstrengungen gemacht,

um die militärische Bildung zu heben. Indessen war es damit kein rechter Ernst. Zudem erhielt die geistige Ausbildung, wo dieselbe als unentbehrlich erkannt wurde, nur zu häufig eine falsche Richtung, und die Betreffenden beschäftigten sich dann eher mit allen andern Wissenschaften und Künsten, als mit der Ausbildung in ihrem speciellen Berufe. Die Aufhebung des östreichischen Landwehrinstitutes, so veraltet auch dasselbe im Vergleich zu dem jetzigen preußischen sein mochte, war längst von einsichtsvollen Militärs getadelt worden, und die Dienstverpflichtung der Soldaten zu acht Jahren Linie und nur zwei Jahren Reserve, sowie der Modus der Einberufung der Recruten, Beurlaubten und Reservemänner hatten sich schon 1859 als ungenügend bewährt. Das Capital und die Intelligenz waren von Ableistung der Wehrpflicht befreit und die höheren Führerstellen waren in das fast ausschließliche Besitzrecht des Hofadels übergegangen. Indessen hätte man bei einem energischen Vorgehen auch durch die bedingte Conscription und die freie Werbung eine hinlängliche Streitmacht aufbringen können.

Sowie 1859 wurde auch 1866 über Verrath geklagt und die Verräther- und Spionenriecherei ging zuletzt gradezu ins Unerträgliche. Daß der preußische Generalstab das fremde Land besser kannte, als der östreichische das eigene, daß man aus der Sympathie eines großen Theiles der Bewohner keinen Nutzen zu ziehen verstand, konnte wohl kein Verrath genannt werden. Daß die preußischen Kundschafter besser als die östreichischen bedient wurden, war die Folge einer übel angebrachten Sparsamkeit, und es scheint zudem, daß man selbst zuverlässige und wichtige Kundschafterberichte nicht beachtete oder nicht zu verwerthen verstand. In Venetien, wo die Bevölkerung von einer entschieden feindseligen Stimmung erfüllt war, besaß die östreichische Armee sogar bessere Kundschafter als die Operationskanzlei des Königs Victor Emanuel.

Das Lächerlichste aber war, daß man der Adjustirung die Schuld beimaß. Wohl hatte man viele Zeit seit dem letzten französisch-italienischen Kriege, dessen Ausgang gleichfalls durch Adjustirungsmängel herbeigeführt sein sollte, mit Berathungen und Experimenten über Farbe und Schnitt der Monturen vergeudet, aber es wäre nach kurzer Dauer des Feldzuges das Ueberflüssige und Unzweckmäßige von selbst verschwunden. Die Preußen haben bis jetzt noch nicht daran gedacht, ihre seit fast dreißig Jahren eingeführte und keineswegs besonders bequeme Bekleidung gänzlich zu beseitigen. Das, was man für den Krieg als durchaus unpraktisch erkannte, z. B. die Epaulets und Helmbüsche, wurde einfach abgelegt oder in der Garnison zurückgelassen.

Die Männer aus dem feudalen Lager, die Czechen, Kroaten, Polen, Ungarn und die zahlreiche Schaar der französischen und italienischen Emigranten hatten entweder gleich im Anfange ihre Mitwirkung versagt oder hatten sich als total unfähig erwiesen; die italienischen und ungarischen Regimenter waren ent-

muthigt, die mit so vielem Eclat verheißene ungarische Volksbewaffnung kam nicht zu Stande und von der Militärgrenze konnte und durfte man keine weiteren Opfer verlangen. Nur das deutsche Element hatte sich auch dieses Mal bewährt. Die Anführer, welche sich ausgezeichnet hatten, waren fast durchgehends der Abkunft und Erziehung nach Deutsche, die deutschen Regimenter hatten mit Tapferkeit und Ausdauer gekämpft. Und grade in der letzten Zeit hatte man gegen das deutsche Element schwer gesündigt. In der Rathlosigkeit, welche damals unter den Machthabern herrschte, griff man zu jedem Mittel und man schien, um die Gemüther wieder aufzurichten, zu allem bereit, selbst wenn man, um Vertrauen zu erwecken, einen gänzlichen Bruch mit dem bisherigen System — versprechen müßte.

Vor allem sollten die Zündnadelgewehre eingeführt werden und zwar mit solcher Raschheit, daß, wenn man den Regierungsorganen geglaubt hätte, die östreichischen Truppen schon in dem nächsten Treffen mit Zündnadelgewehren auftreten würden. Ferner wurde Benedek seiner Machtvollkommenheit, wenn auch noch nicht seiner Befehlshaberstelle entkleidet und Erzherzog Albrecht zum Generalissimus ernannt, und schon am zweiten Tage wurde ein Befehl publicirt, daß die durch ihre Unwissenheit, Fahrlässigkeit und Feigheit zumeist gravirten Generale vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten. In eingeweihten Kreisen sprach man bereits von Cassation, Festungshaft und Füsilade. Für die subalternen Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen aber wurde durch einen Tagsbefehl des Erzherzogs Standrecht und Decimation für den Fall abermaliger Feldflüchtigkeit oder Indisciplin verkündigt. Unfähige Offiziere jeden Grades wurden mit augenblicklicher Entlassung bedroht und es sollte das Avancement fernerhin einzig von der Tüchtigkeit und Intelligenz des betreffenden Bewerbers abhängen. Es sollten wissenschaftliche Vereine, Journale und Bibliotheken gegründet, Prämien für hervorragende literarische Arbeiten gestiftet, die Militärakademien und Schulen vermehrt und verbessert, die studirende Jugend durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in das Heer gezogen und durch verschiedene Begünstigungen zum freiwilligen Verbleiben bewogen und endlich den Offizieren der technischen Truppen der Vorrang vor allen übrigen eingeräumt werden. Ebenso war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ganz nach preußischem Muster eine feststehende Sache; es sollten außerdem Milizen und Nationalgarden errichtet und alle Truppen während des Friedens in ihren Ergänzungsbezirken — d. i. in der Heimath belassen werden. Daß durch die sofortige Erfüllung der Wünsche aller Völker Oestreichs die allgemeine Zufriedenheit erreicht und dadurch die Opferfreudigkeit und Vaterlandsliebe wieder auf die erforderliche Höhe gebracht werden sollten, erschien als eine selbstverständliche Sache, sowie die durchgreifendsten Reformen in allen hier nicht genannten Zweigen des Heereswesens.

Schon die Ueberſchwänglichkeit dieſer Verheißungen mußte gerechte Zweifel nicht nur an der Möglichkeit der Erfüllung, ſondern auch an der Aufrichtigkeit derjenigen erwecken, von welchen ſie gemacht wurden.

Man wendete ſich zuerſt den Hinterladungsgewehren zu. Der Gewehrfabrikant Lindner, ein in ſeinem Fache nicht ungeſchickter Mann und dazu mit einer echt amerikaniſchen Zähigkeit begabt, ſtand bereits ſeit zwei Jahren mit der öſtreichiſchen Regierung wegen Annahme eines von ihm conſtruirten Gewehres in Unterhandlung, hatte jedoch wegen der auffälligen Mängel desſelben bisher kein Gehör finden können. Nun legte er zwei andere Modelle vor, von denen das zweite etwas beſſer als die früheren erſchien und wurde mit Hilfe einer gut organiſirten Reclame der Held des Tages. Die Vertheidiger des ſogenannten Lorenzgewehres (daſſelbe war im Grunde nur eine Imitation des Wilkinſongewehrs), welche bisher alle Beſtrebungen Lindners mit dem wüthendſten Eifer bekämpft hatten, vereinigten ſich nun mit demſelben und bekämpften dadurch alle anderen eingereichten Projecte auf deſto wirkſamere Weiſe. Die mit dieſer Angelegenheit betraute Commiſſion wurde mit einer wahren Fluth von Gewehrmodellen überſchüttet, und es mochte die Auswahl in der That ſchwierig ſein. Lindner, Remington und Peabody wurden abwechſelnd je nach dem Ergebniß der letzten Verſuche und je nachdem die eine oder andere Partei Einfluß beſaß, zur Einführung beantragt. Dem in dieſe Angelegenheit nicht Eingeweihten wird es gradezu unmöglich, ſich die Sachlage klar zu machen, und die Aeußerungen der officiöſen und Fachjournale vermögen nur das Dunkel zu vermehren. Denn während die „Militärzeitung" die bereits ſanctionirte Einführung des Remingtongewehres berichtete, erzählte der „Kamerad", daß die mit demſelben angeſtellten Verſuche total mißglückt wären und ein von einem andern bewährten Techniker vorgelegtes Gewehr alle Chancen für ſich hätte. Das Wahre an der Sache war, daß man, um der dringendſten Noth abzuhelfen und dem Drängen nach Hinterladungsgewehren Genüge zu leiſten, etwa 5000 Gewehre, zumeiſt nach Lindners Angaben, neu erzeugte und einige hundert ältere Gewehre nach anderen Syſtemen umgeſtaltete. Doch zeigten dieſe Waffen zu bedeutende Mängel, als daß man an die allgemeine Einführung derſelben denken durfte; man fand nach weiteren Verſuchen auch das beſte Project Lindners unanwendbar und wendete, nachdem man ſich vorübergehend mit Peabodys, Henrys und Wincheſters Syſtemen beſchäftigt hatte, alle Aufmerkſamkeit dem Remingtongewehr und einer von einem öſtreichiſchen Büchſenmacher Wänzl vorgelegten Conſtruction zu. Es iſt unglaublich, welche Intriguen in Scene geſetzt wurden, um das lindnerſche Syſtem wieder zu Ehren zu bringen oder wenigſtens die beſtimmte Entſcheidung über das zu wählende Syſtem zu verzögern. Endlich wurde das wänzlſche Syſtem für die Umgeſtaltung der vorräthigen Gewehre gewählt

und wenn man auch das Remington-System nicht zu derselben Zeit für die neu zu beschaffenden Gewehre einführte, so steht doch dessen Einführung außer Frage. Das Wänzlgewehr ist eine Hinterladungswaffe mit Einheitspatrone, deren Entzündung ein auf den am hintern Patronenrande angebrachten Zündstoff schräg wirkender Zündstift besorgt. Der Verschluß ist sehr einfach, sicher, solid und gestattet eine Feuergeschwindigkeit von acht bis neun gezielten Schüssen in der Minute. Von Außen sieht das Gewehr einem gewöhnlichen Kapselgewehr ziemlich ähnlich. Die mit dieser Waffe angestellten Versuche haben das glänzendste Resultat geliefert, jedoch erscheinen die Umgestaltungskosten ziemlich beträchtlich. Die vor einigen Wochen von dem „Kamerad" gebrachte Sensationsnachricht, daß das Wänzlgewehr sich als gänzlich unbrauchbar erwiesen habe und die weitere Fabrikation eingestellt worden sei, war eine Erfindung, von einigen Lieferanten ausgedacht. Es wird in dem Arsenal fortwährend an der Umgestaltung der vorräthigen alten Gewehre gearbeitet, doch ist die Zahl der bereits umgeänderten Waffen im Verhältniß zu dem Bedarfe noch ziemlich gering. Ueber die Vorzüge des Remingtongewehres sind alle Stimmen einig und der hessische Hauptmann v. Plönnies — eine Autorität ersten Ranges — nennt es eine auf der Höhe des Fortschrittes stehende Waffe; leider sind bis jetzt nur wenige hundert Exemplare angefertigt, theils aus ökonomischen Rücksichten, theils weil man zuerst die alten Vorräthe verbrauchen will. Von einer Einübung der Truppen kann unter diesen Umständen noch keine Rede sein und es stände daher, wenn es zum Kriege käme, die östreichische Armee in Bezug auf die Bewaffnung ihren Gegnern nicht viel besser als im Beginne des vorjährigen Krieges gegenüber. —

Eine gute Neuerung war, daß General John zum Kriegsminister und Generalquartiermeister ernannt wurde. Dagegen wurde die Marine wieder der früheren Leitung übergeben und auch bei dem Landheere geschah vieles, wozu weder Albrecht noch John ihre Beistimmung ertheilt hatten. Daß ein Avancementgesetz, durch welches die Intelligenz der Armee zu größerer Geltung gelangen sollte, einer reiflichen Erwägung bedurfte, mochte niemand bezweifeln, und es hätten daher bis zur Vollendung desselben Beförderungen und Ernennungen so viel als möglich sistirt werden sollen. Statt dessen aber schien man die gegebene Frist benutzen zu wollen und es fanden — natürlich nur in den oberen Graden — so zahlreiche Beförderungen statt, wie kaum vor Beginn des Krieges der Fall gewesen war. Auch im Uebrigen geschah nur wenig, um die Intelligenz besonders in dem Offiziercorps zu heben. Man brachte nur hin und wieder die alten Befehle hinsichtlich der Gründung von Regimentsbibliotheken und Lesevereinen in Erinnerung, gab sich aber keine Mühe, zu untersuchen, ob und wie diese Befehle vollzogen würden. Wie in früherer Zeit, so sollten auch jetzt die Offiziere eine oder zwei schriftliche Bearbeitungen taktischer

oder sonstiger wissenschaftlicher Fragen abliefern, doch wurde nur darauf geachtet, daß die Ablieferungstermine richtig eingehalten wurden, und es kam vor, daß einige geschickte Unteroffiziere die Aufgaben sämmtlicher Offiziere des Regiments verfertigen mußten, um größere Gleichförmigkeit zu erzielen.

Endlich erschien vor einigen Wochen das lang erwartete und besprochene Avancementsgesetz. Ein Lieutenantspatent darf dem Aspiranten nicht vor vollstrecktem 18., ein Hauptmannspatent in der Regel nicht vor dem 24. Lebensjahre ertheilt werden. Jeder Offiziers- und Stabsoffiziersaspirant muß eine Prüfung abgelegt haben. Zwei Stellen werden nach der Anciennetät, die dritte außer der Tour für besonders hervorragende Leistungen, die vierte durch den Zögling einer Akademie besetzt. Oberstlieutenants und Oberste dürfen nur nachdem sie durch eine bestimmte Zeit als Regiments- oder Brigadechefs fungirt haben befördert werden. Hauptleute, welche das 50., Oberste, welche das 58. und Generale, welche das 62. Jahr erreicht haben, dürfen nicht weiter befördert werden. Subalternoffiziere, welche 54, Oberste, welche 60, Generalmajore, welche 62 und Feldmarschalllieutenants, welche 66 Jahre alt sind, werden, wofern nicht ganz besondere Umstände für ihre Beibehaltung sprechen, pensionirt. Doch wird bei jenen, welche eine sogenannte Friedensanstellung, z. B. bei der Administration oder bei einem Festungscommando bekleiden, dieser Termin um einige Jahre verlängert. Eine vorzugsweise Beförderung darf erst nach vier Jahren zum zweiten Male erfolgen. Nur bei Auszeichnungen auf dem Schlachtfelde darf eine Ausnahme gemacht werden. Bei der Artillerie, den Ingenieuren und Pionieren werden Unteroffiziere nur ausnahmsweise zu Offizieren befördert, indem die meisten Stellen aus den Akademien und Schulen besetzt werden, doch findet auch hier in den höheren Graden eine vorzugsweise Beförderung statt, und es können Genie- und Artilleriegenerale auch als Brigadiere und Divisionäre bei der Infanterie eingetheilt werden. Endlich müssen die in den Militärschulen angestellten Offiziere vor der Beförderung zum Major oder Oberst durch einige Zeit bei ihrem Regiment zur Dienstleistung einrücken oder auf die Beförderung Verzicht leisten.

Wenn die Bestimmungen dieser Avancementsvorschrift mit Energie durchgeführt werden, so dürfte die Qualität des östreichischen Offiziercorps wesentlich verbessert werden, doch läßt sich nicht übersehen, daß der Willkür und dem Nepotismus nicht alle Wege verschlossen sind, ja unter Umständen unfähige Subjecte noch leichter als bisher in die Höhe gebracht werden können. Die überstrengen Bestimmungen über die Zeit des Dienstaustrittes haben wenig für sich. Wenn auch der größere Theil der Menschen nach dem 60. Lebensjahre an Energie und physischer Kraft nachläßt, so finden sich grade unter den alten durch Strapazen abgehärteten Militärs viele Männer, welche bis in das höchste Alter ihre volle Körper- und Geistesfrische behalten. Zudem sind die physischen

Beschwerden, welche Militärs höheren Grades zu ertragen haben, verhältnißmäßig gering. Die preußischen Generale, unter denen nur wenige das 50. Jahr nicht überschritten hatten, haben gewiß Ausgezeichnetes geleistet und nöthigen Falles alle Beschwerden mit ihren Untergebenen getragen. Die Oestreicher aber würden sich, wenn sie sich schon in den früheren Kriegen an diese Bestimmungen gehalten hätten, grade ihrer besten Generale beraubt haben. Die Ursache, aus welcher in jüngster Zeit so viele noch ziemlich rüstige Generale freiwillig in den Ruhestand traten, war eine andere. Theils wurde hierbei mit dem Worte „freiwillig" großer Mißbrauch getrieben, theils wurden diese häufigen Pensionirungen durch die beinahe zu günstigen Pensionsstatuten veranlaßt. Es trachteten Viele, sobald sie das 41. Dienstjahr erreicht hatten, nach ihrer Pensionirung, indem die Obersten dann ihre volle Gage, die Generale aber $^4/_5$ derselben als Pension bezogen. Der Zeitpunkt, in welchem die Versetzung in den Ruhestand zu erfolgen hätte, sollte daher weiter hinausgerückt oder noch besser nach der individuellen Befähigung bestimmt werden. —

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wurde schon zu Ende des vorigen Jahres durch ein kaiserliches Manifest angeordnet. Das demselben beigelegte Statut entsprach zwar dem Princip, litt aber an großen Unvollkommenheiten und einige Artikel ließen eine höchst verschiedene Auslegung zu. Es war dieses Wehrgesetz im Wesentlichen nach preußischem Muster ausgearbeitet und seine Schwäche lag darin, daß die eigenthümlichen Verhältnisse Oestreichs zu wenig berücksichtigt waren.

Die Wehrpflicht beginnt mit dem 18. und erlischt mit dem 45. Jahre, doch soll jährlich nur die dem jeweiligen Bedarfe entsprechende Zahl von Recruten abgestellt werden. Genügt die erste Altersclasse nicht, so wird zu der nächsten übergegangen. Die Enrollirten haben eine sechsjährige Linien- und eine sechsjährige Reservedienstzeit zu vollstrecken, von welcher letzteren drei Jahre auf die erste und drei Jahre auf die zweite Classe entfallen. Während der Liniendienstzeit soll der Mann in der Regel mindestens drei Jahre bei seiner Truppe verbleiben und kann während des Restes beurlaubt werden. Studenten, Künstler, Beamte u. s. w. sind nur zu einjähriger ununterbrochener Dienstzeit bei der Truppe verpflichtet und können während der übrigen fünf Jahre beurlaubt werden. Aerzte und Apotheker genießen die Begünstigung, daß sie während dieses Jahres und im Kriegsfalle in ihrem Berufe beschäftigt werden. Die Männer der 1. Reserve werden, wenn es nöthig und zulässig ist, zu den jährlichen Waffenübungen auf vierzehn bis zwanzig Tage einberufen und werden bei einer Mobilisirung den Linientruppen, welche sowohl in als außer Landes verwendet werden, eingereiht. Die Reservisten 2. Classe werden nur im Kriegsfalle einberufen und sollen dann zu Festungsbesatzungen und bei den Depots verwendet werden, doch ist ihre Dienstleistung bei der mobilen Armee

keineswegs ausgeschlossen. Alle jene Männer, welche entweder die Reservedienstzeit schon vollstreckt haben oder gar nicht enrollirt wurden, werden der „Landesvertheidigung“ zugewiesen. Dieselbe hat nur dann, wenn der Feind ihre Provinz bereits betreten hat oder mit einem Einfalle bedroht, in Thätigkeit zu treten. Sie kann als Landsturm, Bürgergarde und Volkswehr oder als bürgerliche Sicherheitswache organisirt werden. Loskauf und Stellvertretung sind abgeschafft. In Tirol, in einigen Theilen Dalmatiens (Pastrovich) und der Militärgrenze bleibt die bisherige Wehrverfassung ungeändert.

Dieses Wehrgesetz wäre an sich ein Fortschritt gewesen, aber die Form seiner Veröffentlichung und seine Durchführung mußten Unwillen, ja Erbitterung erregen. Denn es wurde ohne Zuziehung irgendeiner gesetzgebenden Gewalt dem Reiche einfach octroyirt; noch mehr mußte das Rechtsgefühl und das Vertrauen der Bevölkerung dadurch erschüttert werden, daß man, obgleich das Gesetz bereits ausgearbeitet war, noch in der letzten Frist den Loskauf zuließ, ja dazu aufforderte. Schreiender aber war die Rechtsverletzung, die man dadurch beging, daß man selbst nach der Publication des Gesetzes angeblich ausnahmsweise in einigen Bezirken, thatsächlich aber in den meisten Provinzen den Loskauf ferner gestattete. Es geschah nun, daß Väter ihre im Knabenalter befindlichen Söhne, ja sogar Säuglinge durch Erlegung der Taxe von der Wehrpflicht befreiten. Nahe an zwölf Millionen wurden auf diese Weise eingenommen, und es erhält die Sache ein noch gehässigeres Ansehen, da die Wiederanwerbung gedienter Soldaten nach den bisherigen günstigen Bestimmungen eingestellt wurde und über die eingegangenen Taxgelder wohl niemals eine Rechnung abgelegt werden wird. Darum fand das Wehrgesetz überall schlechte Aufnahme. Wie die Ungarn dasselbe aufgenommen haben, ist bekannt. Sie machten die Zurücknahme zur ersten Bedingung der Ausgleichsverhandlungen, ja sie brachten offen die Drohung der Empörung vor. Und die östreichische Regierung gab ihrem Drängen nach und erfüllte ihre Wünsche in einer Weise, wie es kaum die exaltirtesten Ungarn gehofft haben mochten. Dabei aber handelte man abermals in versteckter Weise, indem man das Wehrgesetz „für die Länder der ungarischen Krone außer Giltigkeit“ setzte, gleichwohl aber in Kroatien und Slavonien mit Gewaltmaßregeln zur Durchführung brachte. Am übelsten kamen wie gewöhnlich Galizien und die deutschöstreichischen Provinzen weg. Anfangs wurde die Durchführung des Wehrgesetzes in einigen Provinzen sistirt, dann aber ohne Weiteres wieder aufgenommen und die von den verschiedenen Landtagen vorgebrachten Bitten, Vorstellungen und Beschwerden entweder gar nicht oder ohne Angabe der Gründe ablehnend beantwortet. Zur Steuer der Wahrheit muß übrigens bemerkt werden, daß die in diesem Frühjahre vorgenommene Recrutirung auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt wurde und daß die Ungarn gleichsam um zu zeigen, daß sie nicht gegen die allgemeine Wehrpflicht, sondern

nur gegen die Octroyirung sich erklärt hatten, das geforderte Recrutencontingent von 48,000 Mann ohne Anstand bewilligten. Von Seite der Regierung scheint man gegenwärtig auf eine genaue Durchführung des Wehrgesetzes verzichtet zu haben, indem man in Bezug auf den Modus der Recruten- und Urlaubereinberufung bedeutende Zugeständnisse machte und die im vorigen Jahre nach Beginn des Krieges ausgehobenen, dann ganz nothdürftig ausgebildeten und später wieder beurlaubten Leute bei den meisten Regimentern gar nicht einberief. Auch zeigt es sich schon jetzt, daß die festgesetzte Präsenzzeit der Linienſoldaten mit dem bewilligten Friedensetat der Armee und der Zahl der jährlich zur Aushebung gelangenden jungen Leute nicht im Einklange steht. Es müßte entweder die Präsenzzeit bedeutend verkürzt, oder der Friedensstand bedeutend erhöht werden, oder es wird sich abermals ereignen, daß eine bedeutende Anzahl der Soldaten ihre ganze Dienstzeit im Urlaube verbringen muß. Vorläufig würden daher im Kriegsfalle überaus viele ganz ungeübte Recruten einberufen werden müssen und dadurch die traurigen Erscheinungen von 1859 und 1866 wiederkehren.

Als ein besonderer Gewinn mag es angesehen werden, daß schon die versuchte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht eine humanere Behandlung des Einzelnen nach sich gezogen hat. So ist die schändliche Leibesstrafe der Stockprügel, mit welcher bisher der Soldat wegen des geringsten Vergehens oder Uebersehens, z. B. wegen eines schlecht geputzten Pferdes oder eines Rostfleckens am Gewehre auf das bloße Geheiß seines Hauptmannes bestraft werden durfte, zwar nicht gänzlich abgeschafft, aber auf die zweite Soldatenclasse, in welche nur wiederholt wegen entehrender Vergehen bestrafte Subjecte eingereiht werden, beschränkt. Solches geschah freilich nur zum großen Leidwesen und unter hartnäckiger Opposition jener besonders in den ungarischen und polnischen Regimentern, dann bei der Cavalerie und dem Fuhrwesen stark vertretenen Partei, welche die Herstellung einer Disciplin, die Erlernung des Reitens und Pferdewartens ohne fleißige Beihilfe des Stockes für eine Unmöglichkeit hält. Auch wurde den Offizieren im vertraulichen Wege mitgetheilt, daß man „hohen Ortes wünsche, es mögen die Gemeinen, nachdem sich unter den gegenwärtigen Recruten viele junge Leute von Bildung befänden, fernerhin nicht mehr mit Du, sondern mit Sie angeredet werden.“ Es ist schwer zu begreifen, warum in dieser Angelegenheit nicht ein directer Befehl erlassen wurde. Glaubte man vielleicht die Soldaten auf dieses Uebermaß von Humanität erst vorbereiten zu müssen?

Ueber die Organisation der aus den Reservemännern der zweiten Classe zu formirenden Truppen und des Landsturmes sind bis jetzt außer den in dem Wehrgesetze enthaltenen ganz allgemeinen Andeutungen keine weitern Bestimmungen veröffentlicht worden. Vielleicht will man die nöthigen Detailanordnungen erst

bei der eventuellen Errichtung von derlei Corps verfügen. Dann würde es nur wie in dem vorjährigen Kriege geſchehen, in welchem das Organiſationsſtatut des böhmiſchen Landſturmes zwei Tage vor dem Abſchluß des nikolsburger Friedens veröffentlicht wurde und die wiener — unbewaffnete Bürgerwehr grade ſo viel Zeit gewann, um die Wahl der Offiziere zu beenden.

Was die Reformen in der Adminiſtration und im Verpflegsweſen betrifft, ſo beſchränken ſich dieſelben auf Perſonalveränderungen, mit denen nur wenig geholfen werden kann, ſo lange das bisherige Syſtem beibehalten wird. Die gänzliche Abſchaffung der Kriegscommiſſäre würde vielleicht die beſte Reform ſein.

Die Adjuſtirung, über deren gänzliche Umgeſtaltung im Anfange mit ſo großem Eifer berathen wurde, iſt bis jetzt ungeändert geblieben. Wenn irgendein Umſtand eine Hoffnung auf eine vernünftige und bleibende Reform des öſtreichiſchen Heeres gewährt, ſo iſt es das Stillſchweigen der im vorigen Auguſt eingeſetzten Adjuſtirungscommiſſion, denn es beweiſt, daß General v. Johy von ſeinen Vorgängern abweicht und den Poſten eines Kriegsminiſters nicht mit dem eines „oberſten Armeeſchneiders“ verwechſelt.

Mehre Veränderungen, welche unmittelbar nach dem Kriege angeordnet wurden, waren nur proviſoriſche Aushilfsmittel, da das Einrücken der ſeither in Venetien ſtationirten Truppen eine Modification der bisherigen Eintheilung, Adminiſtration und Dislocirung der Armee nach ſich zog und die ſchleunigſt getroffenen Anordnungen jedenfalls die beſten waren. Hierher gehören die neue Formation des Geniecorps und der Pioniere, die Gliederung der Dienſtzweige des Kriegsminiſteriums und der Generalcommandos und Reform der Statuten für die Militärgrenze. Dagegen dürfte die Wiedereinführung der Diviſionscommandos und die Eintheilung der nicht für den activen Felddienſt beſtimmten Truppen in eigene Localbrigaden von bleibendem Beſtand ſein; man hat dadurch eine angeblich die Erfahrungen aus dem Jahre 1859 berückſichtigende, thatſächlich aber nachtheilige Einführung beſeitigt. Die Eintheilung eines Armeecorps in fünf oder ſechs Brigaden hatte ſich ſchon 1864 als unpraktiſch erwieſen, gleichwohl wollte man damals nicht zu der früher beſtandenen und bei allen andern größeren Armeen als zweckmäßig erkannten Eintheilung des Armeecorps in zwei bis drei Diviſionen zurückkehren. Die bezüglich der Leiſtungsfähigkeit der Einzelnen ſo ausgezeichnete öſtreichiſche Reiterei leiſtete bei der Nordarmee unverhältnißmäßig wenig, wogegen die in kleinere Abtheilungen aufgelöſten Huſaren- und Ulanenregimenter der Südarmee erfolgreich fochten. Es fehlte nicht an Männern, welche der Cavalerie, weil ſie wegen ſchlechter Führung und Verwendung wenig leiſtete, überhaupt jeden weſentlichen Nutzen im modernen Kriege abſprachen und eine abermalige Verminderung des Etats der Reiterei begehrten. Es iſt gut, daß man dieſes Verlangen bisher noch nicht erfüllt hat. Denn Preußen und Frankreich haben in neueſter Zeit grade das Gegentheil, nämlich

Vermehrung der Reiterei für nöthig erachtet. Die Kostspieligkeit dieser Waffengattung könnte in Oestreich durch eine einfachere Bekleidung, Verminderung des Stabes und Beseitigung vieler Ueberflüssigkeiten sehr verringert werden. Z. B. würde durch die Abschaffung der Musikcorps — Frankreich ist hierin mit gutem Beispiel vorangegangen — eine bedeutende Summe erspart werden, auch erscheint die den Cavalerieoffizieren bewilligte Anzahl der Pferderationen übergroß. Der Batteriechef, dessen Dienstleistung jener eines Stabsoffiziers der Cavalerie gleich zu setzen ist, bezieht nur zwei, ein Rittmeister dagegen drei und ein Cavaleriemajor sogar vier Pferderationen.

Die vielfach besprochene Organisation der Artillerie ist nun auch veröffentlicht und entspricht so ziemlich den Vorschlägen, welche die intelligentesten Männer dieser Truppe schon früher gemacht hatten. Die Festungsartillerie ist von der Feldartillerie vollständig getrennt, die letztere aber um 24 Batterien vermehrt worden. Die gleichzeitig angeordnete gänzliche Auflösung des Raketenwesens dürfte aber nicht vortheilhaft sein, wie sehr man auch früher den Werth der Raketen überschätzt hat. Für den Gebirgskrieg besitzen sie eigenthümliche, mit den Gebirgsgeschützen nicht zu erreichende Vortheile. — Die Vorräthe der Festungsartillerie sind durch das aus Italien mitgenommene Material reichlich gefüllt worden. Dagegen hat die Feldartillerie so ungeheure Verluste erlitten, daß die Ergänzung derselben und die Anschaffung der auf den erhöhten Etat abgängigen Batterien bei der größten Thätigkeit immerhin ein Jahr in Anspruch nehmen, daher vor dieser Zeit die östreichische Artillerie keineswegs in der gewünschten Schlagfertigkeit auftreten kann. Auch sind die Zünder der Granaten und Shrapnels noch großer Verbesserungen bedürftig, indem von den im letzten Feldzuge abgeschossenen Granaten nach preußischen Berichten zwei Drittheile nicht explodirten.

Im Allgemeinen ist das Streben, die östreichische Armee in einer zweckmäßigen Weise umzugestalten, nicht zu verkennen; die bis jetzt bekannt gewordenen Resultate sind gering. Es ist ganz in der Ordnung, daß man sich nicht, wie früher nur zu oft geschah, übereilen oder mit einer endlosen Reihe von Provisorien behelfen will. Indeß können die Ereignisse sehr bald sich so gestalten, daß die östreichische Armee abermals zum Handeln aufgerufen wird.

Mehr als je hängt die Sicherheit, ja der Bestand Oestreichs von der Kraft und dem guten Willen seiner Armee ab. Läßt aber diese Armee bei dem nächsten Zusammenstoße mit was immer für einem Gegner sich in unschlagfertigem Zustande mit einer nur halb beendeten Organisation finden, dann wird ein zweites Königsgrätz nicht ausbleiben. Schwerlich dürfte dann der Gegner sich in seinem Siegeslaufe vor den Thoren der Residenz aufhalten lassen!

Plaudereien aus Paris.

Der Fremde wird bei seiner Berührung mit der Bevölkerung einer Stadt wie Paris immer nur sehr unvollständige Einblicke in die politische Stimmung entnehmen. Dennoch orientiren sie zuweilen besser als die Zeitungen. Hier gebe ich Ihnen Einiges, was ich an Eindrücken der Art empfing.

Zuerst soll ein mir bekannter französischer Socialist sprechen, welcher drei Monate in Paris zugebracht hatte und, das Herz voll hochschwellender Hoffnungen, wieder auf seinen englischen Landsitz zurückkehrte. „Wie haben Sie Paris gefunden?" „In Fäulniß," lautete die Antwort. Ich erhob einige Einwendungen, aber er hielt seinen Ausdruck fest: „Greis, Mann, Jüngling, Kind, alles trägt den Stempel famille Benoitou. Vergnügen, Geldmachen, Geldtodtschlagen, das sind die einzigen Hausgötter, von welchen diese Stadt noch weiß. Fragen Sie bei den ersten Buchhändlern nach. Nie war es unmöglicher, ein wissenschaftliches Werk zu verkaufen, selbst politische Brochüren, geben Sie Acht, werden außer „Trochu" während der bevorstehenden Krise kaum gelesen werden. Niemand fragt danach; man hat übergenug an den politischen Zeitungen und würde auch den Harlekin Girardin nicht lesen, wenn er nicht eben ein Harlekin wäre. Daß keine kriegerische Ader mehr in uns klopft, hat die Aufnahme der luxemburger Aussichten, ja was viel wichtiger war, bereits die Aufnahme des Militärreorganisationsgesetzes zur Genüge bewiesen. Wir rühmen uns die Apostel der Gleichheit zu sein und wenn man uns beim Worte nimmt, gerathen wir völlig außer uns. Was? heißt es dann, ich soll meinen Sohn unter die Soldaten stecken? Aber hat er darum im College dreimal den ersten Preis gewonnen und mir seit 12 Semestern jährlich 1000 Fr. gekostet? Unmöglich! Wenn ihm der Arm abgeschossen wird, taugt er zu nichts mehr. Wir danken dafür. Um gleich zu sein vor dem Gesetz, haben wir wahrhaftig nicht nöthig, auch d'être égaux devant les canons." — Ich fragte, was unter solchen Umständen von den Kriegsaussichten zu halten sei? — „Si l'on nous fait la guerre," lautete die Antwort, „je vous garantis qu'en moins de quinze jours Messieurs les Prussiens se promeneront sur les boulevards." — Ich war über diese behagliche Auffassung doch erstaunt: „Und trotz alle dem hatten Sie von großen Hoffnungen gesprochen?" — „Gewiß," war die Antwort, „und unsere Sachen standen nie besser. Wir werden eine Revolution haben, wie sie noch nicht erlebt worden ist. Ich habe von der Fäulniß geredet. Aber es giebt noch Classen, die von

derſelben nicht berührt ſind. Die Blouſe wird uns retten. Sie halten das für Phantaſterei? Ich ſage Ihnen: es iſt die nüchternſte Wahrheit. Die franzöſiſchen Arbeiter ſind ſeit 18 Jahren wunderbar vorgeſchritten. Sie ſind die Lernbegierigen, ſie ſind die eifrig Suchenden und Leſenden; ſie ſtudiren mit dem Fleiße der beſten Schulknaben. Ueber ihnen freilich verrotten die Volksſchichten. Mögen ſie verrotten. Es keimt eine Saat, die nur um ſo üppiger in die Höhe ſchießen wird." — „Und wo wird dieſe Revolution ſtill ſtehen?" fragte ich wißbegierig. — „Gewiß nicht vor den Altären," hieß die Antwort; „mit dem Chriſtenthum wird ſie gründlichſt aufräumen." — „Oho! — und die Familie?" — „A la bonne heure! die Familie wird der Hauptecksſtein des neuen Gebäudes ſein."

Ich war neugierig, ſein Urtheil über Louis Napoleon zu hören und die Rolle kennen zu lernen, welche die Socialiſten dieſem bei der erwarteten Umwälzung zutrauten. Er wollte indeſſen mit ſeinen letzten Gedanken darüber nicht heraus. Nur bekannte er ſich zu einer unbedingten Bewunderung des Kaiſers. Niemand vor Louis Napoleon habe ſo viel wie er für den Socialismus gethan. Niemand ſeiner kleinen Widerſacher reiche nur entfernt an ihn heran. So weit mein Socialiſt.

Ich möchte allerdings der Meinung beiſtimmen, daß die Bemühungen einiger bekannter franzöſiſcher Arbeiterfreunde in der angedeuteten Richtung gute Früchte getragen haben. Mehr oder weniger haben die franzöſiſchen Arbeiter von den in Deutſchland und England zur Herrſchaft gekommenen Ideen über Freihandel, Genoſſenſchaftsweſen, Werth der Arbeiterbildung Kenntniß gewonnen. Die alten pariſer Schlagworte haben ihren Zauber verloren. Daß aber in Frankreich der Socialismus ſich nicht ausſchließlich mit dem Arbeitsthema befaßt, iſt immer ein bedenkliches Zeichen. Der „Siècle" hat ohnlängſt eine Volksausgabe des Voltaire veranſtaltet. Dieſe Thatſache wirft auf die eigenthümliche Dispoſition der franzöſiſchen Zuſtände ein ſcharfes Schlaglicht.

Daſſelbe Thema habe ich in Paris vielfältig variiren gehört. Die Einen prophezeihten eine baldige Umwälzung zu Gunſten der Orleans, die Andern einen Umſturz alles Beſtehenden mit unabſehbarem Ende. Daß ganz Europa von dem Brande mit ergriffen werden würde, war ſo ziemlich die Meinung Aller. Aber dahinter ſteckt natürlich ein gut Theil franzöſiſcher Eitelkeit. Auffallend aber erſcheint im Gegenſatz zu dem Jahre 1860 und den damals in Paris gemachten Beobachtungen die jetzige Verſtimmung der beſitzenden Claſſen. Auch damals hofften die anſpruchsvoll Gebildeten auf eine Wiederkehr der orleansſchen Zeiten mit ihren Juſte-milieu-Inſtitutionen, aber die Finanz- und Handelswelt ſchwur bei dem Spitzbarte des Kaiſers. Er hatte den Drachen des Parteitreibens zu Boden getreten; er hatte den Abgrund der Revolution geſchloſſen. —

Jetzt herrſcht in dieſen Kreiſen ein entgegengeſetztes Gefühl. Ich wiederhole die Worte eines angeſehenen Fabrikanten, deſſen Blick eine gute Strecke über ſeinen Zahltiſch hinausreicht. Er blickte nicht viel anders in die nächſte Zukunft als jener Vertilger des Chriſtenthums, nur daß er für alle Beſitzenden heraufziehende Gefahren im Auge hatte. Ein Wort von Thiers citirend meinte er: man ſtützt ſich wohl auf Bajonnette, aber man ſetzt ſich nicht auf ſie. Der Kaiſer brauche daher noch Anderes als die Armee. Eine Zeit lang habe jeder Ruhebedürftige zur Partei des Kaiſers gehört. Dieſe zahlreiche Claſſe benöthige aber materiellen Wohlergehens und hier grade beginne es ſeit geraumer Zeit zu fehlen. Die Freihandelstheorien, im Princip von der Nation acceptirt, ſeien allzu raſch in die Wirklichkeit eingeführt worden. Man habe nicht wie in England ſchrittweiſe, man habe ſprungweiſe verfahren. Die Folge ſei, daß aller Orten Stockungen einträten. Es ſei wahr: die Ein- und Ausfuhrtabellen wieſen bedeutendere Summen auf als je zuvor, aber man täuſche ſich, wenn man Rouhers darauf baſirte Berechnungen gelten laſſe. Ein großer Theil dieſes vermeintlichen Umſatzes reducire ſich bei näherer Prüfung auf bloßes Transitiren, z. B. die ſcheinbar ſo enorm geſtiegene Viehausfuhr Frankreichs nach England; das ſei öſtreichiſches und ſchweizer Vieh; faſt der ganze Nutzen, welchen dieſer dem Anſcheine nach ſo ſchwunghafte Handel abwerfe, beſchränke ſich auf die Eiſenbahnfracht von Baſel bis Calais. Andere Ausfuhrziffern beträfen Gegenſtände, bei deren Fabrikation Geld zugeſetzt werde, die man aber, um nur Geld zu machen, auf die auswärtigen Märkte werfe. Das Letztere ſei leicht nachweisbar, und ſei übrigens ſchlimmſten Falls als Uebergangsleiden zu ertragen. Bedenklicher ſei das Hinzutreten eines andern Moments: die Epidemie der ſogenannten Lohnfrage. In Zeiten allgemeiner Handelsſtockungen den Lohn erhöhen, heiße ſo viel wie einen verſiegenden Brunnen verſchütten. Ein Fabrikant habe häufig Urſachen, warum er Jahre lang einen verluſtbringenden Artikel nicht eingehen laſſe, ſei es daß derſelbe andern, beſſer rentirenden Artikeln mit forthelfe, ſei es daß ein völliges Stillſtehen von Maſchinen, in denen große Werthſummen ſteckten, allzu bedeutende Einbuße an Zinſen nach ſich zöge; ſei es endlich, daß die Arbeiter für beſſere Zeiten in Uebung erhalten oder — wenn humane Rückſichten in Betracht kämen — ernährt werden müßten. In ſolchen Kriſen komme alles darauf an, daß Arbeiter und Arbeitgeber die Verwandtſchaft ihrer Intereſſen begriffen. Stachle man dagegen die Erſteren auf, verleite man ſie zu plötzlichem Arbeitverſagen, wohl gar zu höheren Lohnforderungen, ſo beſchwöre man große Gefahren herauf. Es könne ſein, daß die Fabrikanten ſich zum Schließen ihrer Fabriken genöthigt ſähen; dann habe man den Gegenſatz von Beſitz und Armuth in der verletzendſten Form, — hier verarmende Hunderte oder Tauſende; dort ein Einzelner, der immer noch im verhältnißmäßigen Ueberfluſſe fortlebt; hier rüſtige Hände und Arme, die zur Un-

thätigkeit gezwungen sind, weil die Maschinen ihrem Betriebe unentbehrlich, dort ein müßig gehender Fabrikherr, welcher den Schlüssel zu der Werkstatt in der Tasche hat. Es könne aber auch sein, daß die Arbeiter auf genossenschaftlichem Wege selber zu produciren begönnen; dann habe man im besten Falle eine Verlegung der alten Industrie unter namhaften Opfern und Schäden in andere Umgebung, oder den Ruin beider Theile oder, wo der Besitzende den längeren Athem habe, ein Zurückkehren der Brandung mit der Devise „mort au capital!“ Alle diese Fährlichkeiten seien vor allem in Frankreich von acutem Charakter; einerseits weil das französische Volk leicht erregbar sei, dann weil es geringe Erziehung habe, endlich weil es ohne politische Schulung aufgewachsen sei. Es komme der verhängnißvolle Dünkel hinzu: sich immer als die Apostel der Welt zu betrachten, immer dem Wahn zu huldigen, man marschire an der Spitze Gott weiß welcher Ideen. — Der Sorgenvolle schloß mit der Befürchtung: das demnächst bevorstehende Erdbeben werde das Gedächtniß der großen Revolution vollständig verdunkeln. — Aehnlich wie diese beiden Vertreter sehr verschiedener Anschauungen hörte ich hier von allen Seiten leidenschaftslose, verständige Leute prophezeihen. Es ist doch seltsam, und an sich Symptom einer gewissen Kränklichkeit, wenn die Ueberzeugung von einer bevorstehenden Katastrophe, die man ersehnt oder fürchtet, so allgemein wird.

Ich bekenne, dennoch nicht daran zu glauben. Zuvörderst was bedeuten die Franzosen von 1867? — Nie hat eine Regierung den politischen Sinn einer Nation vollständiger eingeschläfert als die Louis Napoleons. In der That brauchte sie dazu keiner sonderlichen Schlummertränke. Alles, was sie zu thun hatte, war das Suspendiren sämmtlicher politischer Freiheiten und das laissez-aller aller übrigen Freiheiten. Der Kaiser begehrt den Ruhm, ein ehrbarer Hausvater zu sein; über die kaiserliche Familie sind die Lästerzungen ziemlich verstummt. Moralisirende Dichter wie Octave Feuillet werden in den Tuillerien ausgezeichnet, der unartige Dumas Jeune war, sagt man, nahe daran les idées der Mad. Aubray über: „la régénération de la vie conjugale en France“ der Kaiserin selber zuzueignen. Falsche Schritte wie die Begünstigung Theresas und die Protection jenes andern Autors, welcher das sittsame Quartier latin im Parterre des Odeon ohnlängst so arg auffällig machte, gehören zu den Ausnahmen; es sind Verstöße, welche im Auslande für gewichtiger gelten als in Paris selbst. Aber unter dem Cultus persönlicher Ehrbarkeit birgt sich die politische Maxime des kaiserlichen laissez-aller und sie hat es dahin gebracht, daß Paris in Wirklichkeit jetzt am seidenen Schnürchen seiner Vergnügungen zu gängeln ist.

Und diese Umwandlung wird unmöglich eine vorübergehende sein, schon deshalb nicht, weil sie einen monumentalen Untergrund hat. Nun die Haupt-Boulevards fertig sind, begreift sich das Ungeheure der vorgenommenen Neugestaltung dieser schmutzigen, engbrüstigen Hauptstadt erst als eine völlige Ver-

änderung ihres Charakters. Paris ist in Wahrheit nicht mehr Paris. Die Arbeiterspelunken sind verschwunden. Die Fabriken sind in die banlieue und in die längs den Eisenbahnen verstreuten Flecken und Weiler verwiesen. Die Blouse ist ins Freie ausgewandert und kommt nur in die Stadt, um sich zu vergnügen. Das ist ein Staatsstreich der praktischsten Art.

Damit ist nicht die Arbeit aus Paris verwiesen. Als Mittelpunkt einer riesigen Luxusindustrie gleicht es heute wie ehemals einem Bienenkorbe, und wenn man die pariser Läden den ganzen Sonntag und an Wochentagen fast bis Mitternacht geöffnet sieht, erkennt man leicht, daß dem modernen Paris seine alte Arbeitsemsigkeit nicht verringert ist. Wenn die Steigerung der Vergnügungssucht den Pariser und die Pariserin kurzlebiger macht und rascher aufreibt, hat sie beide womöglich noch arbeitsamer gemacht. Man strengt alle Kräfte an, um seine Bedürfnisse vollständiger zu befriedigen. Da alles für Geld zugänglich und jeder Genuß erlaubt ist, so heißt es: immer wieder Geld erbeuten, denn durch das Geld gelangt man erst zum Genießen.

Daß jeder unpolitische Genuß erlaubt, ja begünstigt wird, schließt väterliche Ueberwachung durch Polizei nicht aus. Die zahlreiche über ganz Paris verstreute Armee von Gensdarmen — sehr höfliche und nützliche Leute — erinnert sogar beständig an die Allgegenwart des Gesetzes. Ihre Forderungen an die sittliche Führung des Individuums sind indessen immer laxer geworden, sogar bei den öffentlichen Vergnügungen. Es ist freilich ein unsicherer Thermometer. Der Cancan gilt denn heute auch kaum noch für anstößig. Eine der kühnsten Erfindungen Terpsichorens — insoweit diese Göttin für die rotirenden Bewegungen der Neuzeit noch verantwortlich ist — besteht darin, daß die Tänzerin ihren Chapeau gradezu unter ihrem Kleide einfängt; um das zu können, muß die Schöne ihrem Gewande begreiflicherweise ziemlich excentrische Schwingungen gestatten, bis sichs plötzlich mit einer geschickten Wendung als Hühnerkorb über dem Verwirrten niederläßt. Geschmackvoll ist diese Tour nicht. Daß die Wächter der öffentlichen Moral nichts dawider einzuwenden haben, befremdet längst nicht mehr. Wohl aber ists ein Zeichen der Zeit, daß auch die Theater ähnliche und ärgere Ausschreitungen bachantischen Taumels unbeanstandet bringen dürfen. In „la vie parisienne" habe ich einiges davon erlebt. Man giebt diese Posse im Theater des Palais royal, der Bühne, auf welcher ehemals die Desjazet glänzte. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß sich das Publikum durchaus nicht verletzt zeigt. Ein Ehepaar, das meine Loge theilte, amüsirte sich im Gegentheil vortrefflich. Es waren Bürgersleute — er ein fumiste aus dem Elsaß, Chef einer großen Ofenfabrik, sie eine schlichte Pariserin, die sich ebenso harmlos an dem Cancanspectakel erfreuten wie sie kurz zuvor verständig über Gesellennoth, Wohnungsfragen und Kindererziehung gesprochen hatten, beide wahrscheinlich ehrbare und fleißige Leute, die sich way-

rend einiger Stunden aus dem Joche gespannt hatten. Das übrige Publikum schien ebenfalls dem „soliden" Mittelstande anzugehören. Es war seelenvergnügt. Haben diese Züge von öffentlicher Schamlosigkeit unter dem Kaiserreiche zugenommen, so bürgert sich seit einigen Jahren — vielleicht noch bedenklicher — der Genuß der Spirituosen mehr und mehr in Paris ein.

Alle südlichen Völker sind von Natur dem Trunke abgeneigt. Mir wurde versichert, daß dies anders werde. — Auch Paris hat seine Ginpaläste erhalten.

Ich hüte mich, aus solchen Einzelheiten einen Schluß auf den zunehmenden Sittenverfall der französischen Hauptstadt zu machen. Dergleichen Berechnungen sind trüglich. Für die laxe Moral der Regierung geben sie aber doch einen ungefähren Maßstab ab.

Im Ganzen darf man behaupten: der Umbau und die Verschönerung der Stadt Paris haben nicht nur den Charakter der Stadt verändert, auch der Charakter der Pariser ist von dieser Veränderung betroffen. Wenn ein französischer Tragödiendichter Paris früher einmal als Achilles personificirte, so denke ich, ist es jetzt schon eher mit dem schmucken, aber weichlichen Entführer der Helena zu vergleichen. Es ist ohne Unterlaß mit seiner Toilette beschäftigt und zwar zu seiner steten und wachsenden Befriedigung. An allen Ecken neu; wo immer sichs ins Auge faßt, sich selber ein Gegenstand beglückten Staunens; dazu durch den fortwährenden Zuwachs der Bevölkerung unter dem beständigen Eindrucke gedeihlichsten Aufschwunges; — was Wunder, wenn es über dem eignen Hausbau die Weltenbaumeisterrolle vergißt, von welcher es so lange Zeit erfüllt war!

Diese unliebenswürdige Rolle beginnt die jetzige Generation, wenn mich nicht alles täuscht, in der That zu vergessen. Von den großartigen Einrichtungen zum Comfort des Lebens umgeben, des politischen Denkens entwöhnt und gewitzigt durch die üblen Erfahrungen früherer parteizerklüfteter Zeiten; dabei durch Entfesselung des Handels in mannigfacher Weise zu neuen Wagnissen merkantiler Art angereizt; durch die unternommenen Neubauten mit Schulden belastet; so steht das neue Paris den Welthändeln mit der Miene eines eben frisch und behaglich eingerichteten Lebe- und Handelsmannes gegenüber und bittet um — Ruhe.

Aber die Zeitungen! ruft man mir zu.

Ich glaube, nachdem sich die französischen Zeitungsleser fast zwei Jahrzehnte lang an die schüchterne Meinungslosigkeit der französischen Presse gewöhnten, darf man ihnen nicht die Fähigkeit zumuthen, um einer auf 14 Tage oder vier Wochen freigegebenen Polemik willen sich in den Harnisch bringen zu lassen.

Aber die Armee! — Da möchte ich fragen: sind schon Anzeichen da, daß

die französische Armee murrt? Nichts dieser Art ist mir zu Ohren gekommen. Und sollte eine Generalität, die so eng mit der neuen Dynastie zusammenhängt, durchaus für einen Krieg agitiren, welcher so sehnlich von den Orleanisten herbeigewünscht wird? Die französischen Marschälle schlafen auch gern in weichen Betten. Wenn man dennoch rüstete, so geschah es vielleicht aus übergroßer Vorsicht, aus übermächtigem Aerger über getäuschte Hoffnungen, aus Mißtrauen gegen die kriegerischen Pläne eines Andern, vielleicht um jene friedseligen Petitionen zu provociren, welche jetzt die pariser Zeitungen füllen. Erst neulich hat ja der Kaiser sein Verhalten im vorigen Jahre durch die Berufungen auf solche Kundgebungen gerechtfertigt. So etwas läßt sich immer wieder einmal verwenden. — Vielleicht auch war der letzte Grund aller Rüstungen, die man jetzt so gern als innere Angelegenheit darstellen möchte, in der Seele des Kaisers dieselbe unbestimmte, undeutliche, beengende, lauernde Sorge vor einer herannahenden Revolution, die ich bei so vielen Franzosen gefunden.

Und diese angesagte Revolution? — wann haben wir sie zu erwarten? Vielleicht gar nicht. Jedenfalls nicht deshalb, weil die Pariser mit angenehmem Grausen davon schwätzen. Daß eine Revolution aber den Kaiser — diesen Kaiser — nicht nothwendig auf die Seite zu schieben braucht, scheint einleuchtend. Ich habe gesehen, wie ihn die Arbeiter grüßen und gehört, wie sie von ihm reden. Es ließe sich eine große Umwälzung aller Besitzverhältnisse denken, ohne daß dabei ein Zuwachs an politischen Freiheiten in unserem Sinne für Frankreich nothwendig würde, und das Heer — das bewaffnete Proletariat — könnte füglich, Gewehr am Fuß, die Zuschauerrolle übernehmen. Von einer Erschütterung der Herrschermacht Louis Napoleons ist, glaube ich, für lange nicht die Rede.

Es geschieht wohl, daß künftige Ereignisse ihre dunklen Schatten in die Seelen der Menschen vorausſenden. Und es ist ja nicht undenkbar, daß es bedeutsame Träume sind, welche den Pariser mit der Unhaltbarkeit seines gegenwärtigen Zustandes ängstigen. Aber wenn ich an alle politischen Träume und Prophezeihungen zurückdenke, welche auf beiden Seiten des Rheins in den letzten neunzehn Jahren als eitle Träume aus der trügerischen Pforte von Elfenbein auf die Häupter der Zeitgenossen herabschwebten, so wage ich von Paris auszusprechen: ich glaube nicht, daß die Stellung des Kaisers erschüttert ist, und ich glaube nicht an die Vorzeichen einer nahenden Revolution. Denn ich sehe in ganz Frankreich zur Zeit niemanden, nicht Mann, nicht Partei, nicht großes Interesse, welche eine Revolution zu machen im Stande wären.

Neue theologiſche Literatur.

Unter den gewaltigen Erregungen, mit denen die politiſchen Geburtswehen der jüngſten Zeit den Geſammtorganismus der civiliſirten Staaten erfaßt haben, will es Vielen ſcheinen, als ob die religiöſen und kirchlichen Fragen an Gewicht und Intereſſe für unſer Culturleben bedeutend verloren hätten. Literatur aber und Intereſſenverkehr der Gebildeten belehrt uns eines Anderen. Die Parteien ſtehen ſich auf dem theologiſchen Gebiet mit ungebrochener Rührigkeit gegenüber, und im Stillen wuchert eine Saat, die, wenn nur ihre bereits ſichtbaren Keime erſt emporgewachſen ſind, auch hier die größten Umwälzungen verheißt. Wir meinen die Einwirkungen der Evangelienkritik, ſeitdem ſie in den Schriften der Renan, Strauß und Schenkel populär geworden, nicht mehr allein in der theologiſchen Welt, ſondern zugleich in zahlreichen Laien mit der Erſchütterung des alten Dogmengebäudes die Tendenz nach Zerſtörung oder Neuorganiſirung der bisherigen kirchlichen Formen angeregt hat. Der Kampf, der ſich hier entſponnen, wird immer heißer und ausgedehnter. Die moderne Kritik, ſo bedeutender Verbreitung ſie ſich neuerdings rühmt, hat dennoch einen harten Stand, indem ſie nicht nur im Lager der ſtarren Orthodoxie, ſondern auch in den ihr zugänglichen Gebieten auf Abneigung und Widerſtreben ſtößt; ein Widerſtreben, das in dem mächtigen Drange nach kirchlicher Einheit und Zuſammenhaltung, wie er die große Mehrheit der Geiſter beſeelt, ſeinen Grund hat und ſo lange berechtigt und unbeſiegbar ſein wird, bis es gelingt, die Formel zu finden, in welcher das neugewonnene Chriſtusbild der ganzen Gemeinde anſchaulich und unentbehrlich gemacht werden kann, indem der Einzelne wie die Geſammtheit für jedes Stück Altväterhausrath, das man ihnen nimmt, mit Bewußtſein Aechteres und Fruchtbareres empfangen.

Halten wir Revue über die hierher gehörige theologiſche Literatur der letzten Monate, ſo begegnet uns zunächſt der neueſte Verſuch negativer Evangelienkritik in

H. G. Ibbeken, das Leben Jeſu nach der Darſtellung des Matthäus. Oldenburg, Schulze,

der das erſte Evangelium als eine Tendenzarbeit darſtellt, welche Jeſus als den im Alten Teſtament verheißenen Meſſias aus einer durchgehenden Parallele ſeines Lebens und der Entwicklungsgeſchichte des jüdiſchen Volkes nachweiſen wolle. Doch vermag uns nur der polemiſche Theil, in welchem des neuerdings der leipziger Univerſität „gewonnenen“ Delitzſch Anſicht „jenes Evangelium

sei eine Nachbildung der Thora" sorgfältig und evident widerlegt wird, zu befriedigen. Die eigene Behauptung des Verfassers hat nur für die drei ersten Capitel des Matthäus einige Wahrscheinlichkeit; auf diese Grenzen hatte ihn bereits 1854 sein Lehrer Baur brieflich hingewiesen, wie sich auch Strauß, auf den der Verfasser sich stützt, mit kluger Mäßigung innerhalb derselben gehalten hatte. Fast alles was darüber hinausgeht ist ebenso künstlich als die Ansicht seines vorhin genannten Gegners und zum Theil diesem selbst abgelernt.

Edle Vertretung kirchlicher Orthodoxie im Kampfe mit der modernen Kritik finden wir bei einem Manne, der durch sein Wirken zur Trennung der Kirche vom Staat und zur Erweckung des religiösen Lebens in Frankreich mit Ehren bekannt ist:

Edmund v. Pressensé, Jesus Christus. Seine Zeit, sein Leben und sein Werk. Deutsch von Fabarius. Halle, Waisenhaus.

Das Buch will keine Gelegenheitsschrift wider Renan sein, gestaltet sich aber unwillkürlich zu einer solchen. Beide Autoren stützen sich auf Autopsie des jüdischen Landes, beide suchen durch eine eigenthümlich sanfte, phantasievolle Rhetorik zu überzeugen, und folgen so den überlieferten Thatsachen fast in derselben Ordnung, nur mit dem Unterschiede, daß Renan überall das Wunder als überflüssig zu erweisen, Pressensé dagegen die Sehnsucht nach dem Wunder zu erwecken sucht; daher denn auch das Schlußgebet, in das der Eine wie der Andre ausbricht, dort an den todten, hier an den auferstandenen Erlöser gerichtet. Die Lehre Jesu ist übersichtlicher und glänzender bei Renan, die sittliche Majestät desselben entschieden imposanter bei Pressensé zur Anschauung gebracht. Anzuerkennen ist ferner, daß Pressensé mit völliger Unbefangenheit zu forschen strebt und eine Anzahl Irrthümer sowie ungelöste Schwierigkeiten in den evangelischen Berichten zugiebt; doch sind solche Concessionen für die übrige Consequenz eines Standpunktes, der die rein orthodoxe Lehre selbst in der Versuchungsgeschichte und der Theorie von den Besessenen festhält, immerhin bedenklich. Aber die Bedeutung des Buches liegt weit weniger in seiner wissenschaftlich-kritischen Ausbeute, als in dem mit Wärme und Aufrichtigkeit gezeichneten Christusbilde, das als solches seine Wirkung auf offene Gemüther nicht verfehlen wird.

Einen vortrefflich populären Versuch von deutscher Seite, die Person des Erlösers in geistig faßbarer Einheit darzustellen, giebt ein sorgfältig ausgearbeiteter Vortrag von

Georg Längin, über die sittliche Entwickelung Jesu. Elberfeld, Friderichs.

Die Frage über die Wundergabe Jesu wird allerdings hier umgangen und die Benutzung zweifelhafter Materialien, wie der Jugendgeschichte für den vor-

liegenden Zweck geſchickt abgewieſen, doch wird ein jeder, der Richard Rothes Syſtem kennt, als deſſen Schüler ſich Längin unverkennbar kundgiebt, den fehlenden Hintergrund aus der Anſchauung dieſes Theologen zu ergänzen wiſſen. Achtungswerth iſt, daß der Verfaſſer ſich nicht geſcheut hat, von ſeinem Gegner Strauß zu lernen, wo dieſer eigenthümlich bedeutende Züge an dem Bilde Jeſu zu entdecken vermochte.

Wir erwähnen hierbei auch

Karl Harders Vorträge über die Entſtehung und Ausbreitung des Chriſtenthums in den erſten drei Jahrhunderten. Zwei Theile. Neuwied, Heuſer,

die von einer vorurtheilsfreien und ſorgfältigen Durchdringung des Materials zeugen und von dem Charakter der Apoſtel ſowie den religiöſen Gegenſätzen ihrer Zeit eine anziehende Darſtellung für gebildete Kreiſe darbieten.

Während Renan in ſeinen „Apoſteln“*) hinter den Erwartungen, die man für dieſe Fortſetzung des „Lebens Jeſu“ hegte, ſtark zurückgeblieben iſt, hat ſein deutſcher Nebenbuhler Schenkel mit vielem Glück die eignen kritiſchen Leiſtungen mit dem Gebiete, auf dem er unbeſtritten zu Hauſe iſt und bedeutende Verdienſte hat, mit der praktiſchen Theologie in Verbindung geſetzt in ſeiner Schrift

Chriſtenthum und Kirche im Einklange mit der Culturentwickelung. Zwanzig Betrachtungen. Erſter Theil: Religion und Bibel. Zweiter Theil: Das Chriſtenthum der Vergangenheit und der Gegenwart. Wiesbaden, Kreidel.

Indem er an den Grundlagen eines perſönlichen Gottes, eines ſündloſen Erlöſers und individueller Unſterblichkeit feſthält, wird er freilich dem Vorwurf der Halbheit von Seiten der „ganzen“ Kritiker nicht entgehen; in der That hält er ſich jedoch mit dieſen Poſtulaten die einzige Möglichkeit offen, an einer gemeindlichen (um nicht zu ſagen kirchlichen) Geſtaltung des Chriſtenthums feſtzuhalten. Im Einzelnen kann er allerdings vielfach dem Vorwurf bedenklicher Willkürlichkeit nicht entgehen, wie wenn er z. B. den in ſeiner Schwierigkeit doch mit allen Zeichen der Aechtheit überlieferten Ausſpruch Matth. 5. 18 als ein von Jeſu bekämpftes, nur durch Redactionsverſehen ihm zugeſchriebenes phariſäiſches Wort erklärt; oder den Hinweis auf eine bevorſtehende Zerſtörung der Heiligthümer (für den es keines übernatürlichen Scharfblickes bedurfte) als ſpätere Erfindung anſieht. Im Ganzen iſt jedoch der Ideenkreis der Bibel und

*) Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit die Incorrectheit, welche die autoriſirte deutſche Ausgabe dieſes Werkes an den Tag legt, mit einem Worte zu rügen; als ein Beiſpiel führen wir nur an die Ueberſetzung der Worte: „Dieu n'est pas dans la tourmente“, „Gott iſt nicht in der Prüfung“ anſtatt „Gott iſt nicht im Sturmwind.“ (!)

des apostolischen Symbols mit Geschick in seiner Bedeutung für das moderne Bewußtsein gezeichnet, man findet hier viele eigenthümliche oder doch zum ersten Male populariſirte Momente, wir erinnern nur an die Darstellung der historischen Unentbehrlichkeit alttestamentlicher Wundererzählungen für die Entwickelung des religiösen Bewußtseins. Für den irenischen Zweck des Buches tritt allerdings die „destructive" Seite etwas zu grell hervor; in der Polemik ist nicht immer Maß gehalten, sie wird öfter leidenschaftlich und bitter und verkennt die edleren Eigenschaften des Gegners über seinen Schwächen, doch dürfen wir hier einem Manne, der für sein ernstes, freies Wort einen solchen Sturm von Befehdungen, in dem sich die niedrigsten und unlautersten Elemente besonders hervorthaten, muthig ausgehalten hat, manches zu Gute rechnen. Wirklich mangelhaft ist die kirchenhistorische Darstellung, der ein etwas kleinlicher Pragmatismus Eintrag thut. Dagegen finden sich für die praktische Neugestaltung des Christenthums im Einklange mit der Culturentwickelung die bedeutsamsten Winke: das Buch ist hier der einzige annähernd vollständige Versuch, sie durch alle geistigen Lebensgebiete populär durchzuführen, und wenn auch manches Unhaltbare mit unterläuft (wie z. B. die Neubildung der christlichen Gemeinde durch eine Art von Abstimmung innerhalb der bereits bestehenden Verbände), sowie allerhand Unklares (namentlich in der Fixirung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche), so ist doch überall in den Bestrebungen, jedem Gebiet echte und volle Freiheit zu vindiciren, Lauterkeit und Energie anzuerkennen; am fruchtbarsten wird sich das Buch für die Belebung und weitere Ausbildung der Schule erweisen; für dieses Gebiet ruhen die Erörterungen des Verfassers allenthalben auf werthvollen praktischen Erfahrungen.

Nicht dieselbe Achtung vermögen wir einem anderen jüngst erschienenen Werke ähnlicher Tendenz zu zollen:

Richtung und Leben. Von Dr. A. Pierson. Aus dem Holländischen. Mit einem Vorwort von H. Lang, Pfarrer. Berlin, Reimer.

Unläugbar mit Geist und Phantasie geschrieben, hat das Buch, das im Gegensatz zu den herrschenden älteren Parteiungen die moderne Richtung zu empfehlen sucht, in seinem Vaterlande vielen Beifall gefunden. Zwischen den Ansprüchen des Herzens und des Verstandes fixirt es für die Religion das mittlere Gebiet des „Wahrscheinlichen": wir dürfen von den sogenannten göttlichen Offenbarungen in unsere Ueberzeugung aufnehmen, was den Bedürfnissen unseres Herzens entspricht, soweit die Naturwissenschaft keinen strikten Gegenbeweis dawider zu führen vermag; vor allem das Grundprincip der Liebe, für dessen Entfaltung und Befruchtung denn namentlich auf die Nothwendigkeit wahrhaft ästhetischer Erziehung hingewiesen wird. Hier wäre in der Ausführung des Einzelnen mancher geistreiche Zug zu loben, aber die Anlage des Ganzen ist schief und verfehlt. Das Mißlingen des ersten, philosophischen Theiles,

in welchem die Kluft zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft ebenſo künſtlich geſpannt als ausgefüllt wird, giebt der Herausgeber ſelbſt zu. Unſer Tadel richtet ſich hauptſächlich gegen den praktiſchen Theil. Der Erlöſer iſt dem Verfaſſer weſentlich nur der hervorragendſte Vertreter des Subjectivismus, und bei dieſer zerſplitternden Auffaſſung zerfließt ihm natürlich die Geſtaltung eines kirchlichen Chriſtenthums, wie er denn offen ausſpricht, daß ihm Proteſtantismus und Kirche als zwei unvereinbare Dinge erſcheinen und ihm daher der Stand der Geiſtlichen eigentlich nur als ein nothwendiges Uebel gilt, der ja auch einem treffenden Worte Busken Huets zufolge „der Paria der Geſellſchaft" ſei. Die Verbeſſerungsvorſchläge, die er dem armen Paria im Fache der Homiletik und Paſtoraltheologie ertheilt, ſind faſt durchgängig von einer wahrhaft erkältenden Aeußerlichkeit; die Verbindung, in welche er die Religion mit dem Cultus des Schönen und der Wiſſenſchaft zu ſetzen ſucht, iſt ganz mechaniſch; und wenn er meint, der Heiland, wandelte er noch auf Erden, werde bisweilen zu den Kirchlichen ſagen: „viele Atheiſten und Materialiſten werden vor euch in das Himmelreich eingehen", ſo entſpringt dies beiderſeits ehrende Zeugniß, das übrigens die alten Sadducäer nie vor den Phariſäern von ihm erhalten haben, bei ihm nur aus dem Unvermögen, zu univerſalgiltigen religiöſen Normen zu gelangen. Das Grundübel iſt die Weichlichkeit der ſittlichen Anſchauung. der Liebenswürdigkeit und Weitherzigkeit für höhere Tugenden gelten als Feſtigkeit und Entſchiedenheit des Charakters; das heißt auch auf dieſer Seite, Minze, Till und Kümmel verzehnten und das Schwerſte im Geſetz dahintenlaſſen. Hier liegt überhaupt die Krankheit dieſer Art moderner Richtung; ſie fühlt mit dem liebenden, duldenden und klagenden Heiland, aber der erhabene Choleriker, der die Krämer aus dem Tempel geißelte und über Bethſaida und Chorazin ſein Wehe rief, iſt ihr zu groß.

Viel würdiger und ernſter ſucht F. Pécaut die Grundlagen eines geläuterten, religiöſen Gemeinweſens zu gewinnen in ſeiner Schrift:

Die reine Gottesidee des Chriſtenthums, das Weſen der Religion der Zukunft. Deutſche Ausgabe. Wiesbaden, Kreidel.

Freilich fehlt es ihm zum Theil an praktiſchen Erfahrungen, und er wird daher nothwendig an vielen Punkten zum Doctrinär, wie ſich denn ſeine Ideen beſonders dem Miſſionsweſen gegenüber als unausgebildet und ſchwer durchführbar erweiſen dürften. Jedoch werden die Betrachtungen eines ſo reinen, und von echter Frömmigkeit geſtützten Liberalismus in den weiteſten Kreiſen intereſſiren, nirgends verletzend, ſondern überall achtungsvoll verſöhnend wirken.

Am klarſten und bündigſten zuſammengefaßt finden wir die geſunden, reformatoriſchen Forderungen der modernen Theologie in den bereits vor Jahresfriſt von Profeſſor Hanne in Greifswald veröffentlichten Theſen, deren Vertheidigung er kürzlich unternommen hat, in ſeinem

Anti-Hengstenberg. Elberfeld, Friderichs,
einer Schrift, welche selbst nach dem famosen straußschen Pamphlet keine überflüssige Ilias post Homerum ist, da sie die neuesten Windungen des aalglatten Urharmonisten auf praktischem Gebiet verfolgt. Das Bedeutende an den Bestrebungen Hannes ist, daß er als Ziel eine große protestantische Nationalkirche vor Augen hat, so inadäquat uns auch öfters die von ihm angedeuteten Mittel, z. B. der Vorschlag zu kleineren freireligiösen Vereinigungen (deren Ausgang jederzeit nur Zersplitterung und Sectirerei gewesen ist) erscheinen müssen. Der Protestantismus wird in nächster Zeit vor allem zu zeigen haben, was er als kirchliches Princip in der Oberleitung neu vereinigter Provinzen zu leisten vermag; der Lebensproceß, den unser kraftvoller junger Großstaat, der rechte Herd und Hort des lebendigen Protestantismus, zu vollziehen hat, ist auch hier von höchstem Interesse, indem er bewähren wird, in wiefern die Einfügung der annectirten Gebiete in den Organismus der preußischen Landeskirche, mit deren Oberkirchenrath dermalen kaum eine einzige Partei im eignen Lande zufrieden ist,*) das jetzige Kirchenregiment zu consolidiren und neuzugestalten im Stande ist. Findet sich für diese Aufgabe nicht ebenfalls eine einigende und organisatorische Kraft, wie auf dem politischen Gebiete, so läuft bei einer allzu zersplitternden „Schonung der berechtigten Eigenthümlichkeiten" der Protestantismus Gefahr, als religiös-sociales Princip aufs bedenklichste in die Brüche zu gehen. Wie groß diese Gefahr für ihn ist, mag er aus der sichern und geschlossenen Haltung ermessen, die ihm auf politischem wie literarischem Gebiete der Katholicismus entgegensetzt, wie das in letzterer Beziehung namentlich die jüngst erschienene Schrift des Bischofs Ketteler „Deutschland nach dem Kriege von 1866" (Mainz, Kirchheim) klar genug kundgiebt. — Wir wollen jedoch, indem wir die Polemik wider die historischen und politischen Anschauungen des Bischofs einer andern Stelle zuweisen, hier nur das Tröstliche daraus bemerken, wie in der Anerkennung der vortrefflichen Stellung des Katholicismus in Preußen und in dem Rath zum Anschluß der süddeutschen Staaten an den norddeutschen Bund der Gegenpartei ein Oelzweig zu friedlicher Vertragung gereicht wird, der freilich nur auch unter Beigabe einer möglichst ebenso gewichtigen theologischen Erörterung, von dort erwiedert werden sollte.

Wie in der Politik sich der Blick immer wieder unwillkürlich auf unser westliches Nachbarland richtet, so möge dies bei unsrer literarischen Umschau, nachdem wir bereits zwei französische Autoren hervorgehoben, heute noch für einen dritten verstattet sein, den greisen Guizot, der den Abend seines Lebens

*) Man vergleiche den interessanten Aufsatz in dem ersten diesjährigen Heft der Schenkelschen kirchlichen Zeitschrift: „Ein Votum über die kirchliche Lage aus Preußen". — Auch die von uns neulich bei Gelegenheit der brasilianischen Mission berührte Niederlage dieser Behörde (Grenzboten Nr. 5 S. 197) ist hier zu beachten.

vornehmlich der Betrachtung des kirchlichen und religiösen Lebens in Frankreich gewidmet hat. Wir heben aus seinen verschiedenen Méditations über Christenthum und Kirche hervor die kürzlich erschienenen

Méditations sur l'état actuel de la religion chrétienne. (Paris, Lévy; Leipzig, Brockhaus.)

Er bespricht hier, wie in den Memoiren zumeist die Zustände Frankreichs, wie sie sich unter seinem Ministerium entwickelt, und giebt damit indirect eine Lobrede auf sich selbst, indem er als „Krönung des Gebäudes" die Freiheit des Unterrichts aufweist, die allerdings Frankreich wesentlich ihm zu danken hat. Am besten gelungen erscheint uns die erste Partie des Buches, in der Guizot mit der Ueberlegenheit eines über den Parteien stehenden Staatsmannes die neue Blüthe des Katholicismus, wie sie nach mancherlei Schwankungen und Kämpfen in Frankreich sich entfaltet, zu schildern weiß. In dem folgenden Abschnitt, der die Neubelebung des französischen Protestantismus darstellt, sind wir öfter an Rankes französische Geschichte gemahnt worden, die uns freilich immer eine wohlgerundete Darstellung der Regierungssysteme und Organisationen, nicht aber das Volksleben in seinem inneren Getriebe, namentlich nicht in seinen physischen und moralischen Nothständen zu zeichnen vermag. So sind auch von Guizot über die äußerliche Blüthe, welche er den Zuständen des Protestantismus besonders in der Schweiz nachrühmt, vielfach die Schattenseiten vergessen worden, jedoch die Gewaltacte, die man zur Aufrechterhaltung einer äußeren kirchlichen Einigung aufgeboten, die Palliative, zu denen man gegriffen, um dem Vordringen der neueren Kritik Schranken zu setzen, erscheinen bereits in Guizots Buche als unzulänglich und hinfällig, und wenn wir Döllinger, der uns bereits vor einigen Jahren die Nachtseiten des französischen Protestantismus grell markirt hat, nicht in vollem Umfange glauben möchten, so zeigt doch der Martin-Paschoudsche Handel (vgl. Augsb. Allg. Ztg. Nr. 38. Beilage) wie wenig der von Guizot gerühmte Geist der Mäßigung und Harmonie im Schoße der französischen reformirten Kirche waltet. — Im zweiten Theil des Buches hat Guizot unternommen, die Hauptrichtungen der französischen Denkweise in ihrem Verhältniß zum Christenthum zu charakterisiren, respective zu bekämpfen. Seine hier entfalteten Kenntnisse sind weder tief noch ausgedehnt; seine Bemerkungen sind eben das Urtheil eines edel geschulten bon sens; aber als solches durch und durch gesund und werden in der geistreichen und würdigen Form, in der sie hier auftreten, in der großen Gesellschaft mehr wirken als Kathedervorträge und Predigten. d.

Das Klosterrecht der schleswig-holsteinischen Ritterschaft.

Unter die bedeutungsvollsten Eigenthümlichkeiten unseres vielbesungenen meerumschlungenen Ländchens gehören nicht zuletzt unsere vier adligen Klosterconvente, die Versorgungsanstalten der unverheiratheten Töchter ritterschaftlicher Familien. Wie Schleswig-Holstein überhaupt allen erdenklichen Rechten und Rechtsinstituten des alten deutschen Privatrechts das letzte heimliche Ruheplätzchen auf heimathlichem Boden seither gewährte, so hat bei uns auch ein ausschließliches Anrecht der Landesritterschaft auf die vier adligen Fräuleinstifter alle Stürme und Erschütterungen überdauert, die in den meisten anderen Ländern ähnliche Bevorzugungen längst beseitigt haben. Freilich hat vor Kurzem der scharfe Besen preußischer Verwaltung wider unseren seit dem Mittelalter aufgehäuften Kehricht deutscher Rechtsalterthümer ein kräftiges Wirken begonnen; aber es könnte doch sein, daß im Eifer Eins oder das Andere vergessen würde. Wenn hierzu das Klosterrecht der schleswig-holsteinschen Ritterschaft gehören sollte, wir würden das herzlich bedauern.

Die vier adligen Klöster zu Preetz, Itzehoe, Uetersen und St. Johannis vor Schleswig sind die einzigen, welche sich aus den zahlreichen Landesklöstern der Vorzeit bis jetzt erhalten haben. Ihre Bestimmung ist jetzt, als Versorgungsanstalten unverheiratheter Töchter unserer ritterschaftlichen Familien zu dienen; und zwar nimmt die Ritterschaft auf die drei erstgenannten ein ausschließliches Recht in Anspruch, während die Aufnahme in das St. Johanniskloster nicht an die ritterschaftliche Qualität, sondern nur an das Erforderniß einheimischen Adels und des Nachweises von vier Ahnen väterlicher Seite geknüpft ist. An der Spitze jedes Klosters steht ein aus der Ritterschaft von dem Klosterconvente gewählter und vom Landesherrn bestätigter Probst, welcher die obrigkeitliche Gewalt im Gebiete des Klosters ausübt. Neben demselben steht der Aebtissin oder den Priorinnen mit den Conventen die ordnungsmäßige Benutzung und Verwaltung des Klostergutes zu. Die Zahl der zur Geldhebung gelangten Conventualinnen in den Conventen ist verschieden festgesetzt, in St. Johannis auf 9, in Uetersen 15, in Itzehoe 18, in Preetz 39, wie andererseits die specielle Organisation und Verwaltung der Klöster große Mannigfaltigkeit darbietet, deren Beschreibung im Einzelnen uns für diesmal zu weit führen würde. Die Einkünfte der Klöster sind ebenfalls verschieden; das St. Johanniskloster hat z. B. eine jährliche Bruttoeinnahme von circa 11,250—11,625 Thlr. Pr., und darnach beläuft sich die Nettoeinnahme einer anwesenden Conventualin auf circa 450 Thlr. Pr. In Preetz sind dagegen die mit den Klosterstellen

verbundenen Hebungen bedeutender, hier haben einer ältern Angabe zufolge die 39 Conventualinnen jede eine jährliche Einnahme von 700—1,100 Thlr. Pr.

Es fragt ſich nun, ob die ausſchließliche Bevorzugung der ritterſchaftlichen Familien vielleicht in dem beſonderen geſchichtlichen Verhältniſſe unſerer Landesritterſchaft zu den Herzogthümern eine eigenthümliche und daher anzuerkennende Berechtigung jetzt noch findet. Wir müſſen dieſe Frage entſchieden verneinen. Der Adel Schleswig-Holſteins ſteht im Vergleiche mit dem, was das Bürgerthum des Landes für deſſen Wohlfahrt und nationale Exiſtenz in den letzten Jahrzehnten geleiſtet hat, zurück. Grade die ſchleswig-holſteiniſche Ritterſchaft hat ſich den entſittlichenden Einflüſſen der däniſchen Fremdherrſchaft am wenigſten zu entziehen gewußt, ſie vermochte nicht des ſchädlichen Einfluſſes der Zwitterſtellung des Landes zwiſchen Deutſchland und Dänemark ſich zu erwehren. Wenn der Baron Karl v. Scheel-Pleſſen im Beginne des letzten deutſch-däniſchen Krieges gegen den kopenhagener Geſandten Englands Sir A. Paget äußerte: „er wünſche eine Geſammtverfaſſung Dänemarks und Holſteins, damit man nicht ausgeſchloſſen ſei von den politiſchen Aemtern und diplomatiſchen Poſten, welche die däniſche Monarchie, ſo klein ſie auch ſei, darbieten könne", ſo iſt dieſe Aeußerung ein ſprechender Beweis dafür, wie der innere Werth eines politiſchen Charakters mit der Wärme nationalen Empfindens ſteigt oder fällt. Ein Bruder jenes Scheel-Pleſſen ſteht im diplomatiſchen Dienſte Dänemarks, ein Graf v. Blome in dem Oeſtreichs ꝛc.; es ſcheint faſt, als hätten wir es hier eher mit jeder ſonſt denkbaren, als grade mit einer deutſchen, oder gar mit einer preußiſchen Ritterſchaft zu thun. Was hat denn der preußiſche Staat davon, wenn der Adel ſeiner ſchleswig-holſteiniſchen Provinz in fremder Herrſcher Dienſte Reislaufen geht, und höchſtens den heimathlichen Boden zu dem Zwecke betritt, damit ſeine Kinder in Schleswig-Holſtein das Licht der Welt erblicken, mithin ſich dadurch ihr — Kloſterrecht bewahren. In dem erbitterten Kampfe gegen Dänemark ſeit 1850 trieb unſere Landesritterſchaft mit wenigen Ausnahmen in geſammtſtaatlich-däniſcher Richtung; ſie war deutſch nur in ſo weit, als ſie die deutſch-nationalen Elemente gleichzeitig als Schutzwehr für ihre Bevorrechtungen und Privilegien gegen die deſtructiven Tendenzen der kopenhagener Demokratie zu gebrauchen wußte.

In unſerer Provinz iſt alles längſt darüber einig, daß unſer Adel den Vergleich mit dem ſeiner Zeit vielverſchrienen Adel der alten Provinzen in keiner Weiſe auszuhalten vermag. Es iſt nicht unſere Abſicht die Verdienſte, welche ſich dieſer im Kriege des verfloſſenen Jahres in der gewaltigen Erhebung des ganzen Volkes um das Vaterland erwarb, zu preiſen; wir wollten nur, wir hätten Aehnliches wie von dem preußiſchen Adel im Kriege gegen Oeſtreich, von dem unſrigen wenigſtens im Streite gegen Dänemark zu berichten. Wir wären dann die Erſten, dem Adel der Herzogthümer auch die

materiellen Vorzüge einer wirklichen, um das Vaterland wohlverdienten Ariſtokratie mit Freuden zuzuſprechen.

Wir ſehen daher keinen Grund mit dem Wunſche zurückzuhalten, daß die kgl. preußiſche Regierung unſere vier adligen Klöſter nach Gutfinden entweder als Verſorgungsanſtalten in erweitertem Umfange neu und zweckmäßig organiſiren, oder aber dieſelben ganz einziehen und ihre Güter zum Nutzen des gemeinen Beſten anderen Zwecken widmen möge. Zu Letzterem ſcheint uns um ſo mehr Veranlaſſung, als die Herzogthümer nach den Angaben des preußiſchen Miniſterpräſidenten (18. März d. J.) in den Verband der preußiſchen Monarchie mit der häßlichen Schuldenlaſt von über 60,000,000 Thlr. Pr. eintreten, während ihr Activvermögen an Domänen unbedeutend iſt. Allerdings würde ſich die Ritterſchaft wohl auf den ſeit der Reformation factiſch eingeriſſenen Zuſtand berufen, daß die genannten vier Klöſter lediglich dem Unterhalte adliger Töchter gewidmet geweſen. Indeß ſind die Bemühungen der Ritterſchaft, die Klöſter als unveräußerliches Eigenthum der Ritterſchaft als ſolcher anerkannt zu erhalten, ſtets fruchtlos geblieben, vielmehr ſind die Klöſter als juriſtiſche Perſonen und daher ſelbſt als Eigenthümer ihrer Beſitzungen und ihres Vermögens, und die Rechte daran als zunächſt den Conventen zuſtändig ſtets behandelt worden. Mithin unterliegen die Klöſter gleich jeder anderen Stiftung dem ſtets gegen ſie geübten ius superioritatis des Staates und folgeweiſe dem daraus entfließenden Rechte ſie aufzuheben, wenn ihre Beſtimmung den veränderten Bedürfniſſen der Zeit widerſpricht. Einen kräftigen Ausdruck fand dieſe rechtlich wohlbegründete Anſchauung in der Antwort, welche König und Herzog im Jahre 1610 auf einige unzukömmliche gravamina der Ritterſchaft ertheilten: „die Sache gehe ſie nichts an, da die Jungfrauenklöſter nicht dem Adel, ſondern dem Landesherrn gehörten“. Wenn die Landesherren andererſeits ſpäter im Jahre 1625 und 1636 durch Kloſterordnungen die Verhältniſſe auf Grund des factiſchen Beſitzſtandes geordnet haben, ſo hat man ſich doch wohl gehütet, dem Adel den factiſch allerdings ihm allein gewährten Kloſtergenuß damals oder ſpäter durch förmliche rechtliche Sanction zu garantiren. Es mag endlich noch daran erinnert werden, was nur zu oft vergeſſen wird, daß die urſprüngliche Dotation der Klöſter keineswegs allein vom Adel, ſondern vornehmlich von den Landesherren und daneben auch von dem Bürgerſtande geſchehen iſt, wie ja auch ehemals die Ordensregel der Klöſter keinen Standesunterſchied anerkannte. Wenn wir uns hierfür auch weniger auf den ſchleswiger Bürgermeiſter Hans Koch (1486) berufen wollen, welcher ſeiner Wirthin 100 Mark, dem Kloſter St. Johannis aber nur 4 Schilling vermachte, ſo verdankt doch z. B. das preetzer Kloſter reiche Gaben den Bürgern der mächtigen Hanſeſtadt Lübeck; das Kloſter gehörte zum lübſchen Stifte, und viele angeſehener lübſcher Bürger Töchter haben in demſelben der Welt und ihren Freuden entſagt.

Dem erprobten Opfersinne der Standesgenossen in den alten Provinzen könnte unsere Ritterschaft nachträglich noch etwas nacheifern dadurch, daß sie auf ihr Klosterrecht zum Vortheile des Ganzen freiwillig Verzicht leistete. Jene haben gleich den übrigen Bürgern der preußischen Monarchie mehr als Geld und Geldeswerth für König und Vaterland im letzten Kriege eingesetzt; die schleswig-holsteinische Ritterschaft hat dagegen nichts eingesetzt, sie hat es nun in ihrer Hand, durch einen solchen Verzicht die ungünstigen Urtheile, welche die Bevölkerung über sie fällt, thatsächlich zu widerlegen. Andererseits aber könnten die schleswig-holsteinischen Klostergüter einer zweckmäßigeren und gerechteren Verwendung leicht zurückgegeben werden durch Extension des königlichen Edictes vom 30. October 1810 auf unsere vier Klöster; jenes Edict verfügte die Einziehung sämmtlicher geistlicher Güter in der Monarchie und bestimmte, daß fortan alle Klöster, Dom- und andere Stifter, Balleien und Commenden für Staatsgüter zu erachten seien. Als Gründe dieser Säcularisation führte das Edict an, daß die Zwecke, wozu geistliche Stifter und Klöster bisher errichtet wurden, mit den Bedürfnissen und Ansichten der Zeit nicht vereinbar, theils auf veränderte Weise besser erreicht werden könnten, ferner, daß dadurch die *großen Anforderungen an das Privatvermögen der Unterthanen ermäßigt würden*: Gesichtspunkte, die für Schleswig-Holstein grade jetzt ebenfalls recht zutreffend sind.

Ob überhaupt unsere Klöster den Wohlthätigkeitszwecken, welchen sie wenn auch in beschränktester Weise bisher gewidmet waren, erhalten und nur in erweitertem Umfange zweckmäßig organisirt werden sollen, oder ob ihr Vermögen vom Staate eingezogen und für dessen Zwecke direct nutzbar gemacht werden soll, darüber kann zweierlei Meinung sein. Daß aber Aenderungen unausbleiblich sind, darüber kann nur eine Meinung sein, zumal seit Erlaß der revidirten Klosterordnung von 1636 bereits dreimal, 1712, 1784 und endlich im Anfang der 30ger Jahre dieses Jahrhunderts vergebliche Versuche zur Revision der Klosterordnung gemacht worden sind.

Daß dergleichen Veränderungen im weitern oder engern Umfange nur nach und nach ausgeführt werden können, versteht sich ebenso sehr von selbst, als wie daß für Unterhalt der jetzigen Nutznießerinnen ausreichend gesorgt werden müßte. Zweifellos aber ist auch, daß einer Einziehung unserer Klöster der Sinn des Artikel 15 der preußischen Verfassungsurkunde, welcher der protestantischen Kirche den Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds garantirt, nicht entgegenstände, ganz abgesehen davon, daß die Verfassung zur Zeit in Schleswig-Holstein suspendirt ist; denn mit einer *kirchlichen* Anstalt haben unsere adligen Fräuleinstifter lediglich den Namen gemein, sie sind im Laufe der Zeit eben nichts mehr oder minder als ritterschaftliche Versorgungsanstalten geworden.

Der Bädeker für Italien.

Italien, Handbuch für Reiſende von K. Bädeker. II. Theil: Mittel-Italien und Rom, III. Theil: Unter-Italien, Sicilien und die liparischen Inſeln. — Coblenz, Verlag von Karl Bädeker. 1866.

Wenn das Jahr neu wird und mit der Natur der Wandertrieb erwacht, bevölkert das kleine rothe Buch, das jeder, der es braucht — und wer braucht es nicht? — mit Wärme „ſeinen Bädeker“ nennt, faſt alle Heerſtraßen des Continents. Die unermüdliche Handlung, welche die einladenden Sendlinge ſpendet, hat uns Deutſchen einen neuen Literaturzweig geſchaffen, der, hervorgerufen durch ein uraltes Gemüthsbedürfniß unſeres Volkes, mit jedem Jahre nicht blos größere Popularität erwirbt, ſondern zugleich dafür ſorgt, daß auch der flüchtige Wanderer dauernden Gewinn davonträgt. Trotz der knappen Form, die allen praktiſchen Anforderungen ſchnell und ſicher zu entſprechen weiß, wird auf Schritt und Tritt die Beobachtungsfähigkeit des Reiſenden geübt, die Eindrücke werden geordnet, das Verſtändniß geweckt, und alles in einer Weiſe, die nichts Zudringliches oder Bevormundendes hat. Ein Geheimniß haben dieſe knapp geſchürzten Bücher vor allen ihrer Gattung voraus: das Liebenswürdige der Unentbehrlichkeit; ſie bekommen je länger man ſie braucht immer mehr das Antlitz eines verſtändigen und treuen Geſellen, der die Wahl des Weges, den wir nehmen, des Verweilens, das wir uns geſtatten, der Genüſſe, die wir ſuchen, durch anſpruchsloſe Theilnahme an unſerem Bedürfniß, nicht durch aufdringliche Belehrung beſtimmt. Den Reiſenden unabhängig zu machen von der Ueberlaſt der Dienſtthuerei und der profeſſionsmäßigen Gewinnſucht, die allenthalben in den Weg tritt, das iſt ihr ausgeſprochener Hauptzweck, aber mit dieſer techniſchen Aufgabe wird gleichzeitig eine weit höhere gelöſt: die Art, wie Bädeker orientirt und unterrichtet, verſchafft vorweg ſchon eine behagliche Fühlung mit den Eigenthümlichkeiten ferner Länder und Menſchen und ſetzt an die Stelle der Aengſtlichkeit des Gefühls, ein Fremder zu ſein, den Muth und die Luſt, ſich perſönlich an den neuen Eindrücken zu meſſen. Dieſe beiden Wirkungen ſind es vornehmlich, die dem Deutſchen in Italien zu Gute kommen. Keine Frage: für unſern praktiſchen Verkehr mit dem Süden der Alpen iſt das Erſcheinen des Bädeker für Italien gradezu epochemachend. Was bisher an Reiſehandbüchern über das gelobte Land exiſtirte, ſo werthvoll es auch in mancher Beziehung geweſen iſt, in der Hauptſache ließ es uns völlig im Stich. Was wir ſehen, was ſuchen, was finden ſollten, war auch anderwärts und zwar noch ausführlicher verheißen und geſchildert, aber wie man bequem und auf die angemeſſenſte Weiſe dazu gelangte, das blieb verſchwiegen, als ob es ſich von ſelbſt verſtände. Und das iſt eben ein doppelt arger Fehler bei der Führung in dem Lande, das der claſſiſche Boden der Schönheit und der Kunſt, aber ebenſoſehr in vielen Strichen der claſſiſche Boden der berechneten wie der naiven Gaunerei iſt, die Heimath eines Volkes, für deſſen Behandlung es ganz beſtimmter Recepte bedarf, wenn es in ſeiner guten Art erſcheinen ſoll. — Freilich, heute Italien bereiſen iſt ein Kinderſpiel gegen die gute alte Zeit. Die italieniſche Vielſtaaterei von ehedem ließ den Reiſenden faſt niemals zur eigentlichen Wanderluſt kommen; ſchien es doch, als ob das ganze Land aus nichts als Grenzen beſtände; ſo endlos oft wiederholten ſich die elenden Plackereien der Obrigkeitchen in Stadt und Land. Mit Grauſen betrachtet man einen wohlconditionirten Reiſepaß etwa von 1830, ein Streifen von mehr als Mannslänge, über und über bedeckt mit unleſbaren Viſas und Stempeln,

deren jeder natürlich einen Geldtribut an die nichtswürdigste Polizei bedeutet, die jemals den Menschen das Leben sauer gemacht hat. Das sind tempi passati; heute hat selbst der Marcuslöwe, der nächst dem eingeschrumpften Kirchenstaat diese mittelalterlichen Reminiscenzen am längsten und gewissenhaftesten pflegte, die ungastlichen Krallen eingezogen, Bewohner und Besucher Italiens werden nicht mehr wie ehedem a priori als ungehangene Verbrecher betrachtet und behandelt, sondern mit der blutigen Widerlegung des geographischen Begriffs ist menschenwürdiges Verkehrsleben endlich auch dem Lande gegönnt, das als das Sonntagskind der europäischen Natur die Sehnsucht aller Gattungen reiselustiger Menschen war und bleibt. Aber es wird ihrer genug geben, die wie die Einheit und die Eisenbahnen Italiens, so auch den Bädeker für Italien als eine Profanation beklagen. Allerdings: mancher romantisch-heimliche Winkel ist durch den eisernen Schienenstrang in unerwünschte Oeffentlichkeit gezogen, manch hold-beschwerlicher Pfad zur gemüthlosen Straße entweiht, und es kann nicht ausbleiben, daß auch die anziehenden Oasen intacten elementaren Volkslebens, die sich in Italien noch so vielfach finden, von der Cultur allmälig um ihren Reiz betrogen werden.

Vollends wenn alle Welt davon unterrichtet und mit der Anweisung, wie ihnen beizukommen sei, ausgerüstet wird, das trägt selbstverständlich nicht zur Conservirung bei. Aber wir lassen die Hyperidealisten mit dem Seidenwurm und der Warnung, nicht zu spinnen, allein, und freuen uns angesichts unserer rothen Bücher über die Zerstörung der üblen Illusionen über Italien, die sie ohne Lärm und ohne Harm besser vollziehen helfen als alle andere Art der Belehrung. Denn Eins ist sicher: wer Italien wirklich liebt, der weiß, daß es je reicher und schöner wird, je unbefangener wir eindringen. Künftig ist uns erspart, die beste Zeit über Präliminarien zu verlieren; an fester Hand werden wir mitten hineingeführt und behalten unsere Kräfte beisammen, um sehen, genießen und lernen zu lernen. Dafür, worauf es hierbei ankommt, ist in diesen neuen Bänden so vorzüglich gesorgt, daß man die Würdigung zusammenfassen kann in den einfachen Rath, sie fleißig und gewissenhaft zu benutzen. Wie aber das Unternehmen der bädekerschen Reiseliteratur mit den Handbüchern für Italien größere Kreise zu ziehen begonnen hat über die zuvor gesteckte Grenze der vaterländischen Erde hinaus, so muß hervorgehoben werden, daß es auch intensiv mit ihnen gewachsen ist. Denn Abschnitte, wie z. B. die über die Kunstgeschichte Italiens (von A. Springer) und über Pompeji u. ä. haben einen über den einfach praktischen Zweck hervorragenden Werth. Wie in diesen archäologischen Artikeln unser Führer durchaus auf der Höhe der wissenschaftlichen Resultate steht, ja in manchem Punkte sogar neue originale Aufschlüsse andeutet, so wird er, was die übersichtliche Orientirung in den Museen der neueren Kunstwerke betrifft, seinerseits dem Cicerone von J. Burckhardt sicherlich auf Schritt und Tritt sich zu Dank verpflichtet wissen. Die Hervorhebung von Einzelnem in diesen neuen Büchern soll jedoch das Lob nicht beeinträchtigen, was ihnen in ihrer Gattung am meisten Ehre macht und zunächst zukommt: die weise Oekonomie und gewissenhafte Detailbetrachtung, mit der Land und Leute, neue und alte Kunstwerke, Ortsgeschichte und Lebenspraxis überall behandelt sind. — Die kartographischen Beilagen sind durchweg von bekannter Güte, die typographische Ausstattung den trefflich bewährten bisherigen Mustern des gleichen Verlags völlig gleich.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Neuer Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Louis Napoleon.

Roman und Geschichte v. Lucian Herbert. 2. Aufl.
2. Billige Volksausgabe in 28 Lief. od. 5 Bdn. 4⅔ Thlr.

Das deutsche Volk hat dieser zusammenhängenden Darstellung des Lebens Napoleons III. eine so große Theilnahme entgegengebracht, daß die erste Auflage in kurzer Zeit verlauft wurde. Der billige Preis dieser neuen Volksausgabe erleichtert die Anschaffung des Werks.

Die 1. Lieferung mit Inhaltsverzeichniß und Vorrede ist in allen Buchhandlungen einzusehen.

Soeben complet erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

1866

oder

Custozza und Königgrätz.

Historisch-romantische
Enthüllungen aus Oesterreichs neuester Geschichte.
15. Aufl. 3 Bände. gr. 8. 60 Bogen.
Preis 5 fl. ö. W. = 3 Thl. 10 Ngr.

Die beispiellos günstige Aufnahme, welche diese historisch-romantische Schilderung der wichtigsten Ereignisse des verflossenen Jahres in allen Kreisen gefunden, verbürgt die Gediegenheit des Buches.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde.

Herausgegeben von Otto Jahn. Zweite vermehrte Auflage.
Mit drei lithographirten Bildnissen. 8. geh. n. 2 Thlr.

W. A. Mozart, von **Otto Jahn** (Biographie.). **Zweite** durchaus umgearbeitete Auflage in 2 Theilen. Erster Theil, mit drei Bildnissen und vier Facsimiles. gr. 8. geh. n. 4 Thlr. 20 Ngr. **Elegant gebunden.** n. 5 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; vorräthig in allen Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von Rudolf Reichenau.

9. Auflage. **Wohlfeile Ausg.** 3 Abtheil. in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1. Abth.: Bilder aus dem Kinderleben. 2. Abth.: Knaben und Mädchen. 3. Abth.: Auswärts und Daheim. (Jede Abtheilung auch einzeln.)

Dasselbe, 1. Abh., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3½ Thlr., fein geb. 4½ Thlr.

Wohl wie kein anderes, schöpft dies Buch seine Stoffe aus der Familie und so sollte es in allen Familien einheimisch sein zum Vorlesen und immer erneutem Vorlesen. Alt und Jung und vorzüglich die Mütter werden ihre Freude daran haben.

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lied und Bild Deutscher Dichter und Künstler.

Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon. 4°. eleg. carton. Preis 24 Ngr.

Inhalt: Titelbild. Zur Einleitung. Christus und die Samariterin. Das versunkene Kloster. Am stillen Freitag. Die böse Farbe. Das Bild der Andacht. In der Kirche. Das ist ein schlechtes Wetter. Der Friedhof im Gebirge. Barbarossa. Der Traum. Das Blatt im Buche.

Das Buch eignet sich besonders durch seine gediegenen Kunstblätter als schönes und billiges Festgeschenk.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Huhn, E. H. Th.,

Volkswirthschaftslehre & Volkswirthschaftspolitik. 3¼ Thlr. 3 Theile. 1 Thlr. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Urproductionen. 3. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Gewerbe u. d. Handels. (Jeder Theil wird apart gegeben.) **Finanzwissenschaft.** 1⅓ Thlr. **Staatsrecht.** 1⅘ Thlr. **Völkerrecht.** 1 Thlr. **Politik.** 2 Thlr. **Statistik.** 2⅖ Thlr.

Diese populären Handbücher der gesammten Staatswissenschaften werden namentlich jetzt für alle Die Interesse haben, welche an der politischen, socialen und volkswirthschaftlichen Bewegung der Gegenwart Theil nehmen.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 23.

Ausgegeben am 31. Mai 1867.

Inhalt:

Die Reformfrage in England . . . . . Seite 361
Die Befestigung von Wien 369
Der vorarlberger Landtag in den letzten Jahren 375
Ein Depossedirter und seine Getreuen 384
Der londoner Vertrag und Süddeutschland. Aus Schwaben . . 396
Aufruf für Karl Mauch 403

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die Reformfrage in England.

Die Entwickelung der parlamentarischen Reform ist in der gegenwärtigen Session so eigenthümlichen Wechselfällen ausgesetzt gewesen, daß es sich jetzt, wo die ministerielle Bill ihre kritischen Stadien passirt hat, wohl verlohnt, einen Rückblick zu thun, der zugleich auch eine Perspective für die Zukunft zu eröffnen geeignet ist.

Die Thronrede (5. Februar) enthielt über die Reform nur die allgemeine Andeutung, das Wahlrecht solle frei ausgedehnt werden, ohne das verfassungsmäßige Gleichgewicht zu stören; Tags darauf kündete der Schatzkanzler seine Vorlage auf den 11. an, vor einem überfüllten Hause hielt er dann an jenem Abend eine dreistündige Rede, welche alle Welt im Dunkeln über die eigentlichen Absichten der Regierung in der Sache ließ und nur in der Form den Weg der Resolutionen empfahl. Die Enttäuschung ward noch gesteigert, als am andern Morgen die Resolutionen bekannt wurden, welche das Ministerium als Grundlage der künftigen Bill empfahl, sie waren so vag und unklar, daß niemand sagen konnte, worauf sie abzielten und was die Folge ihrer Annahme sein würde. Wiederholt ward Herr Disraeli gedrängt die Resolutionen zu erklären, den luftigen Vorschlägen einen festen Inhalt zu geben oder sie zurückzuziehen und eine ausgearbeitete Bill einzubringen, aber der Schatzkanzler lehnte alles ab und beantragte, in vierzehn Tagen ins Comité zu gehen, dann werde er alle wünschenswerthen Erläuterungen geben. Der Zustand war sehr unbehaglich, die Liberalen scheuten sich, noch einen ernsten Angriff zu machen, um sich nicht dem Vorwurf factiöser Opposition auszusetzen und sahen doch ein, daß sie nicht unthätig bleiben konnten. Inzwischen traten Gerüchte auf, daß das Ministerium selbst sich nicht über die nähere Definition der Resolutionen einigen könne, und nach Verlauf der vierzehn Tage legte der Schatzkanzler (25. Februar) dem Hause die Skizze eines neuen Planes vor, der durchaus nicht mit den früheren Resolutionen stimmte, er schlug vor, das städtische Wahlrecht allen Hausbesitzern zu geben, welche auf 6 £ Miethe geschätzt würden, in den Graf-

ſchaften die Qualification von 50 auf 20 £ herabzuſetzen und endlich alle die zuzulaſſen, welche durch wiſſenſchaftliche Prüfungen ihre Befähigung bewieſen (educational franchise), die 30 £ in Sparkaſſen oder 50 £ in Fonds beſäßen und die 20 Schilling directe Steuern bezahlten. Die Maßregel war ebenſo klar und einfach, als die Reſolutionen, welche noch immer nicht zurückgezogen waren, confus erſchienen, aber es war auch ebenſo klar, daß dieſe Vorſchläge viel zu eng bemeſſen waren, um im Hauſe durchzugehen und man zerbrach ſich den Kopf, wie ein ſo erfahrener Taktiker wie Disraeli einen ſolchen Fehlgriff thun könne. Erſt die nächſte Woche brachte hierüber Licht, der Schatzkanzler wollte allerdings bei der Definition der Reſolutionen viel weiter gehen, aber drei einflußreiche Collegen, Lord Carnarvon, Lord Cromborne und General Peel widerſetzten ſich hartnäckig und um eine Auflöſung des Miniſteriums zu vermeiden, ſtoppelte man wenige Stunden vor der Parlamentsſitzung das Schema zuſammen, welches am Abend dem Hauſe vorgelegt ward. Aber jetzt war die Geduld der Liberalen erſchöpft, am 26. verſammelten ſich 289 Mitglieder bei Gladſtone, auch die Adullamiten kamen reuig zu ihrem früheren Chef zurück und die ganze Partei war einig, daß man nicht mehr ſtille ſitzen könne, ſondern die Regierung zwingen müſſe, eine discutable Bill vorzulegen oder zurückzutreten.

Aber auch den Conſervativen ward bei der Politik ihres Führers ſchwül zu Muth und ein Meeting von 120 Mitgliedern im Carltonclub forderte das Miniſterium auf ſich entgegenkommender zu zeigen. Der gewandte Schatzkanzler ſah ein, daß er ſo nicht durchkommen werde und als am Abend deſſelben Tages (26. Februar) Herr Gladſtone einen Antrag ankündigte, die Regierung ſolle eine „definite measure“ vorlegen, erklärte er, ſich dem Wunſche des Hauſes fügen zu wollen, zog die Reſolutionen zurück und verhieß die Einbringung einer Bill. Aber jetzt mußte der mühſam vertuſchte Zwieſpalt innerhalb des Miniſteriums zum Ausbruch kommen, die diſſentirenden Staatsſecretäre verweigerten ſich zu fügen und gaben am Ende der Woche ihre Entlaſſung. Der Eindruck war, als nun im Oberhaus die letzten Vorgänge enthüllt wurden, vernichtend, um ſo mehr, als die adminiſtrativ ſehr bedeutenden Capacitäten, welche ausſchieden, durch vornehme, aber unbedeutende Männer erſetzt wurden, man ſprach vom „cabinet of three dumb dukes“. — Ein Monat war verloren und die Regierung hatte nur Fehler gemacht, ſie hatte die lange Zeit vom Juli bis Februar ungenutzt verſtreichen laſſen, ſie hatte den Feldzug ohne feſten Plan und uneinig in ſich begonnen und demzufolge Fiasko gemacht, ſie hielt ſich in der That nur dadurch, daß alle Parteien einig waren, die Reformfrage müſſe in dieſer Seſſion erledigt werden, was durch einen Miniſterwechſel ſehr erſchwert wäre. Der Schatzkanzler erklärte nun, daß er nach dem Austritt der diſſentirenden Collegen auf ſeinen urſprünglichen weitergehenden Plan zurückkommen

werde; es verbeſſerte die Laune des Hauſes nicht, daß Lord Derby die Hauptpunkte deſſelben ſeinen Anhängern zwei Tage vorher mittheilte, ehe die Bill eingebracht ward und als dies geſchah, war die Stimmung für dieſelbe ſo ungünſtig wie möglich. Der Kern der Maßregel war, daß jeder Hausbeſitzer, welcher zwei Jahre in einem Orte gewohnt und perſönlich ſeine Gemeindeſteuern bezahle, das Wahlrecht haben ſolle, dagegen aber jeder, der 40 Shilling directe Steuern bezahle, eine zweite Stimme abgeben dürfe (dual vote). Alle Welt war darin einig, daß eine derartige Maßregel nicht durchgehen könne und der Schatzkanzler weigerte ſich zu erklären, welche Punkte der Bill er als weſentlich betrachte. Die Sache ſchien ſo ſchlecht wie möglich für die Regierung zu ſtehen, aber jetzt begannen die Fehler der Oppoſition. Bisher hatte Gladſtone eine weiſe Zurückhaltung beobachtet, aber in dem Augenblick, wo das Miniſterium ſich ſelbſt in unlösbare Schwierigkeit gebracht, konnte er ſeine Erbitterung nicht länger bemeiſtern und kündigte in einer heftigen Rede ſeine „unverſöhnliche Feindſchaft" gegen die Grundſätze der Bill an. Dies mißfiel der Oppoſition und als er ſie kurz darauf bei ſich verſammelte, um einen entſcheidenden Schritt gegen die Regierung zu berathen, weigerte ſie ſich ihrem Führer zu folgen und verlangte abzuwarten, ob nicht der Schatzkanzler bei der zweiten Leſung Conceſſionen machen würde.

Zunächſt ſchien dazu keine Ausſicht, vielmehr hielt am 25. der Miniſter Hardy eine Rede, welche das Princip des doppelten Stimmrechts vertheidigte und das allgemein geforderte Wahlrecht für Miether von Zimmern (lodgers franchise) ablehnte, man glaubte allgemein, daß es am nächſten Tage zu einer Abſtimmung kommen würde, welche nur nachtheilig für das Miniſterium ausfallen konnte. Aber am folgenden Abend erhob ſich nach einer unbedeutenden Debatte der Schatzkanzler, desavouirte ſeinen Collegen, gab das doppelte Stimmrecht auf und verſicherte das Haus in der einſchmeichelndſten Weiſe, daß er ſich ganz ſeinem Urtheile unterwerfen würde, alle Einwürfe könnten im Comité discutirt und beſeitigt werden, er werde ſich nur von dem „unfehlbaren Inſtinct" dieſer erlauchten Verſammlung leiten laſſen. Unter dem Eindruck dieſer Ueberraſchung ward ohne Abſtimmung, ja ohne Debatte die zweite Leſung einer Bill angenommen, deren eigentliche Principien man noch gar nicht kannte. Es war begreiflich, daß Gladſtone durch dieſe Parteitaktik erbittert war, aber er ließ ſich zu einem Gegenzug verleiten, welcher zu einer directen Niederlage für ihn ward. Disraeli hatte, ſobald er jenen Sieg erfochten, eine feſtere Stellung angenommen und erklärte, die Regierung werde daran feſthalten, daß niemand das Wahlrecht erhalten ſolle, der nicht ſeine Gemeindeſteuern perſönlich entrichte und nicht zwei Jahre in ſeinem Wahlort gewohnt habe.

Ganz unerwartet rief nun Gladſtone am 5. April ſeine Anhänger zuſammen und legte ihnen eine Inſtruction vor, welche dem Comité als maßgebend er-

theilt werden solle. Danach sollte das Comité befugt sein, die Gemeindesteuern zu ändern und eine bestimmte Grenzlinie festzustellen, unterhalb welcher niemand zum Wahlrecht zugelassen werden solle. In diesem letzten Theil lag das ganze Gewicht der Instruction, da es dem disraelischen Princip der persönlichen Steuerzahlung entgegentrat. Einige Mitglieder der Versammlung äußerten Bedenken gegen das Verfahren, welches trotz aller Proteste im Lande doch als ein Parteimanöver werde angesehen werden, aber Gladstone verwies sie ziemlich hochfahrend zur Ruhe, wenn er der Führer der Opposition bleiben solle, so müsse er seinen eigenen Standpunkt wählen dürfen. Obwohl hierauf in der Parteiversammlung die Instruction angenommen wurde, war der Widerstand gegen dieselbe nicht beseitigt und dieser ward noch vermehrt, als Tags darauf Disraeli beim Empfang einer Deputation erklärte, die Regierung sei fest entschlossen das Parlament aufzulösen, wenn die Instruction durchgehe. Gar manche Liberale mußten sich sagen, daß ihre Sitze gefährdet sein könnten, wenn Disraeli an das Land appellire auf ein Votum hin, das weniger liberal erschien, als sein eigner Vorschlag. Noch eine andre Rücksicht kam hinzu. Als das Ministerium Derby 1859 seine Reformbill vorbrachte, verhinderte die Opposition durch ein Mißtrauensvotum, daß die Bill ins Comité kam; es konnte nicht rathsam erscheinen, ein derartiges Manöver, welches Disraeli oft genug denuncirt hatte, jetzt zu wiederholen, wo sich alles nach Beseitigung der Reformfrage sehnt. So vereinigten sich wenige Stunden vor der Sitzung im Theezimmer des Unterhauses 48 Mitglieder der Opposition und beschlossen ihrem Führer zu erklären, daß sie nicht für die Instruction stimmen würden. Damit war das Schicksal derselben entschieden, sie ward zurückgezogen und das Haus ging ohne Abstimmung ins Comité. Indeß Gladstone gab sich nicht geschlagen und brachte Tags darauf ein Amendement ein, wonach nicht, wie die Regierung wollte, jeder Hausbesitzer, welcher seine Gemeindesteuern persönlich bezahlt, sondern jeder Hausbesitzer, welcher eine auf 5 £ Miethwerth geschätzte Wohnung inne hat, das Wahlrecht haben sollte. Die beiden Principien standen sich nun einander gegenüber und es mußte zur Entscheidung kommen, die Schwierigkeit lag in den vielbesprochenen compound householder. Es besteht nämlich in vielen Städten Englands der Brauch, daß kleine Miether ihre Gemeindesteuern nicht direct bezahlen, sondern durch Vermittelung des Hauseigenthümers. Die städtische Behörde, um die Weitläufigkeiten zu vermeiden, welche die Eintreibung kleiner Steuerbeträge verursacht, trifft ein Abkommen mit dem Hauseigenthümer, wonach derselbe die Gemeindeabgaben bezahlt und diese auf die Miethe schlägt, die Stadt aber gewährt dafür, daß sie des Einsammelns überhoben ist, eine gewisse Reduction der Steuer, so daß z. B. ein Miether, der 1 £ zahlen müßte, durch seinen Hauswirth nur 15 Shilling zahlt; Leute, die auf diese Art wohnen, nennt man compound householders.

Gladſtone erklärte es nun mit Recht für eine Ungerechtigkeit, daß durch das Princip der Regierungsbill, welche perſönliche Steuerzahlung verlangt, dieſe ganze Claſſe ausgeſchloſſen werde, zu der grade die intelligenteſten Arbeiter gehören. Ein Mann, der durch Vermittlung ſeines Hauswirths 15 Shilling jährlich zum Gemeindeſeckel beitrage, ſoll kein Stimmrecht erhalten, während in andern Städten, wo dies Syſtem unbekannt iſt, jeder, der 1 Shilling zahlt, Wähler werden ſoll; außerdem eröffne ein ſolches Syſtem der Beſtechung Thür und Thor, denn die Candidaten würden durch Agenten die Gemeindeſteuer für die Wähler bezahlen, — ein Verfahren, das leicht ſo gehandhabt werden könne, um ſich jeder geſetzlichen Verfolgung zu entziehen, — und die ganze Wählerrolle werde abhängig von den Gemeindebeamten, welche die Steuern einſammelten. Weit richtiger ſei daher ſein Vorſchlag, daß jeder, der auf einen gewiſſen Miethswerth, z. B. 5 £ geſchätzt werde, zugelaſſen werden ſolle. Disraeli dagegen perhorrescirte eine ſolche Abgrenzung durch eine „hard and fast line“ als willkürlich und ungerecht, nur ſein Vorſchlag enthalte eine principielle Löſung der Frage, die erwähnte Unzuträglichkeit laſſe ſich dadurch leicht beſeitigen, daß der compound householder künftig ſeine Abgaben direct bezahle. Es ward ihm entgegnet, dies löſe die Schwiergkeit nicht, denn dann müſſe der Mann, der bisher durch ſeinen Hauswirth 15 Sh. gezahlt, die 20 Sh. zahlen, auf welche er geſchätzt ſei. Dieſem Einwurf ſuchte der Schatzkanzler durch die Conceſſion entgegenzukommen, daß der Compounder künftig berechtigt ſein ſolle, den vollen Betrag der Steuer, den er direct bezahle, von ſeiner Miethe abzuziehen. Es iſt indeß klar, daß dies nur eine ſcheinbare Löſung iſt; in dem angegebenen Falle würde ſo der Hauseigenthümer 5 Sh. weniger an Miethe erhalten, ein Verluſt, dem er ſich offenbar nicht ausſetzen wird, da ihn nichts hindert, die ſteuerfreie Miethe nunmehr um 5 Sh. zu erhöhen, ſo daß ſchließlich der Miether nur die Wahl hat, dieſe Prämie für die Gewährung des Wahlrechtes zu zahlen oder es beim Alten zu laſſen, alſo auf die Zulaſſung zur Wahl zu verzichten. Dies weiß Disraeli auch ſehr wohl und ebenſo, daß bei den meiſten Leuten dieſer Claſſe das politiſche Intereſſe viel zu gering iſt, als daß ſie ſich ein ſolches Opfer auferlegen ſollten, ihm liegt aber auch gar nichts daran, ſolchen verhältnißmäßig unabhängigen Arbeitern das Wahlrecht zu geben, er wünſcht vielmehr, ſie durch die Maſſe der abhängigen Leute, die ihren einen Shilling bezahlen, zu abſorbiren, weil letztere ſich leicht durch die großen Grundeigenthümer und die Geldariſtokratie leiten laſſen. Dies iſt auch das wahre Motiv ſeiner Declamationen gegen die Reformacte von 1832, welche den arbeitenden Claſſen das Wahlrecht entzogen haben ſoll, während ſie nur die Proletarier der kleinen Burgflecken, die ſogenannten pot-wallopers, welche ihre Stimmen meiſtbietend verkauften, beſeitigte. Er verfolgt nach dem Maßſtabe, in dem engliſche Zuſtände es möglich machen, das imperialiſtiſche Princip, die intelligenten Mittelclaſſen

durch die Maſſen zu erdrücken, wie Napoleon rechnet er vor allem nicht auf die politiſch urtheilsfähigen Staatsbürger, ſondern auf die Unwiſſenheit, die Leidenſchaften und Vorurtheile des großen Haufens, und mit Recht rief J. Stewart Mill ihm zu: „Die Politik des ſehr ehrenwerthen Herrn iſt, unſere Inſtitutionen zu reconſtruiren auf dem Princip der Demokratie geführt durch die Grundariſtokratie, und ſeine Bill iſt ſchlau ſo erſonnen, daß ſie einer großen abhängigen, aber nur einer kleinen unabhängigen Zahl von Arbeitern das Stimmrecht giebt, während ſie den Einfluß der Reichen nur ſteigern wird.“

Nichtsdeſtoweniger ſiegte die Regierung in zwei auf einander folgenden Abſtimmungen mit großer Majorität, und Gladſtone ſteigerte ihren Triumph, indem er im Aerger über dieſe Niederlagen an einen ſeiner Freunde ſchrieb, er ſei es müde, Führer einer Partei zu ſein, die ihm nicht mehr folge. Freilich nicht mit Gründen in der Debatte ſiegte die Regierung, ſondern mit verſteckten Drohungen in den Vorzimmern des Hauſes, die parlamentariſchen Agenten gingen umher und flüſterten den Schwachen ins Ohr, wenn die Regierung geſchlagen werde, wolle ſie ans Land appelliren. — Das wirkte mehr als die ſchlagendſten Argumente, eine Auflöſung drohte mit großen Koſten, vielleicht Verluſt des Sitzes, eine Herbſtſeſſion, die der Jagd Eintrag thun müßte, neue Agitation der Reformlige inzwiſchen — no that would not do, the thing must be settled at once, ſo hieß es und die Majorität ward gewonnen. Nachdem nun dieſer kritiſche Punkt glücklich umſchifft war, ignorirte Disraeli mit ſeiner gewöhnlichen eiſernen Stirn alle ſeine vorherigen Erklärungen über die Ungerechtigkeit einer „hard and fast line“ und ſchlug eine ſolche von 10 £ für Miether einzelner Zimmer vor, ebenſo von 4 £ für Schottland, wo es keine Compounder giebt, was praktiſch auf einfaches Haushaltsſtimmrecht herauskommt, da nicht leicht jemand weniger als 4 £ jährliche Miethe zahlt, während er früher hoch und theuer ſchwur, nichts würde ihn dahin bringen, Haushaltsſtimmrecht ohne perſönliche Sicherheiten zu bewilligen. Indeß die größte Ueberraſchung ſollte noch kommen. Am 18. Mai ſtellte ein wenig bekanntes Mitglied, Herr Hodkinſon, den Antrag, das ganze Syſtem des compounding abzuſchaffen und nur ſolche Leute auf das Steuerregiſter zu ſetzen, folglich für fähig zu erklären, welche ihre Abgaben direct bezahlten. Gladſtone anerkannte, daß dieſer Vorſchlag, da einmal das von ihm bekämpfte Princip angenommen, die Bill ſehr vereinfachen und verbeſſern würde; und ſiehe da, während die meiſten Mitglieder zum Eſſen gegangen waren, erhob ſich Disraeli und erklärte, das Amendement ſei ihm aus der Seele geſprochen, er habe ein derartiges Verfahren immer für das richtige gehalten und nur nicht gewagt, es gleich ſelbſt vorzuſchlagen, weil er zu heftigen Widerſtand dagegen befürchtet, nichts könne ihm lieber ſein, als wenn das Haus darauf eingehe. Dies geſchah, das Amendement ward mit großer Majorität angenommen und ſomit der viel-

beſprochene compounder abgeſchafft. Vielleicht wird er auch den ganzen Plan der Neuvertheilung einzuziehender Sitze fallen laſſen, während er im vorigen Jahre ſeine Taktik gegen Gladſtone darauf gründete, daß derſelbe die Neuvertheilung durch eine beſondere Bill bewirken wollte; Conſequenz kümmert den vielgewandten Schatzkanzler nicht, ihm liegt nur daran, ſein Ziel zu erreichen.

Daß ein Mann wie Disraeli eine ſolche Stellung in England einnehmen kann, iſt in der That höchſt merkwürdig. Sein Gegner Gladſtone hat anſcheinend eine große Ueberlegenheit über ihn, hohe Begabung, feſte Grundſätze, reine Abſichten, allgemeine Achtung, aber dieſe Vorzüge werden beeinträchtigt durch Heftigkeit und Mangel an Menſchenkenntniß; Gladſtone iſt kein Taktiker, er handelt zu ſehr unter dem Impuls des Augenblicks. Disraeli hat keine Grundſätze, genießt nirgends Achtung, aber kennt ſeine Leute, verliert keinen Augenblick die Herrſchaft über ſich ſelbſt und läßt keinen Augenblick ſein Ziel außer Auge. So iſt er langſam aus dem Nichts von Stufe zu Stufe bis zu ſeiner jetzigen Stellung gekommen, der Sohn eines jüdiſchen Literaten ſteht an der Spitze der Torypartei. Der merkwürdigſte Zug in dieſem Charakter iſt wie in dem Napoleons des Dritten der unbeugſame Glaube an ſich ſelbſt. Er bat zuerſt, nachdem er einige Romane geſchrieben, die Beachtung fanden, Lord Melbourne um eine Anſtellung, und derſelbe war bereit, ihn zu ſeinem Privatſecretär zu machen; Benjamin aber erklärte dem erſtaunten Premier, das ſei keine angemeſſene Stellung für jemanden, der künftig ſelbſt Premierminiſter ſein werde. Er ſuchte darauf als Radicaler durch Benthams Empfehlung ins Parlament zu kommen, ward aber geſchlagen; hierauf verſuchte er es als Conſervativer und ſiegte durch das Geld eines Freundes Mr. Lewis, deſſen Frau er nach dem Tod ihres Gatten heirathete, 1837 trat er ins Unterhaus. Da ſein Name als Schriftſteller bekannt war, erwartete man ſeine erſte Rede mit Spannung, er machte aber durch ſein verkehrtes Pathos ſolches Fiasko, daß er nicht ausſprechen konnte, ſondern niedergelacht ward; da erhob er ſich noch einmal und rief ingrimmig: „die Zeit wird kommen, wo ihr mich hören müßt!“ — Er hielt ſich zunächſt ruhig, aber machte ſich hier und da durch kauſtiſche Invective bemerkbar; als nun der große Bruch zwiſchen Peel und den Tories über die Kornzölle erfolgte, forderten einige der letzteren Disraeli auf, den Miniſter wöchentlich einmal auf das bitterſte anzugreifen, ſie wollten ihn dafür jedesmal, wenn er ſpreche, mit lautem Beifall begrüßen. Nach einiger Ueberlegung ging Disraeli auf den Handel ein und einmal in Verbindung mit den Führern der Partei, wußte er ſich ihnen nach und nach immer unentbehrlicher zu machen, bis er 1852 wirklich das Ziel ſeines Ehrgeizes erreichte und unter Lord Derby Schatzkanzler und Führer des Hauſes der Gemeinen ward.

Sein erſter Verſuch als Miniſter war nicht viel erfolgreicher als ſeine Jungfernrede, das Budget, welches er vorlegte, ſtürzte ihn und das Miniſterium

aber er verlor den Muth nicht, er blieb der Führer der Torypartei und bemächtigte sich Lord Derbys vollständig; er ward nach dem Fall Palmerstons 1857 wieder Schatzkanzler und ist jetzt thatsächlich Premier und der einflußreichste Mann in England.

Schwerlich ist der Führer einer Partei von seinen eigenen Leuten jemals so wenig geachtet, ja so gehaßt, wie Disraeli von den Tories; und dies ist begreiflich, seine Neigung zur Intrigue und Geheimnißthuerei, seine Principlosigkeit und geheime Tendenz zur Demokratie müssen den Landedelleuten, die hinter ihm sitzen, gründlich zuwider sein. Und ebenso wenig Sympathie hat er für sie, man muß ihn beobachten, wenn er einer Rede eines solchen biderben Anhängers zuhört oder eine Interpellation beantwortet; er vermag kaum die Ironie zu unterdrücken, die oft um seinen Mund aufzuckt und seinem Gesicht die sprechendste Aehnlichkeit mit dem kaulbachschen Reinecke Fuchs giebt, der zur Beichte geht. Und nichts desto weniger schleppt er seine Partei durch Dick und Dünn, ihr Haß ist ihm gleichgiltig, wenn sie nur auf Ordre stimmen.

Wäre er gleich mit einer Bill aufgetreten, wie die seinige jetzt geworden ist, so wäre die Opposition der Tories für ihn vielleicht zu stark gewesen. Deshalb hat er sie von einer Position zur andern hinübergeführt, bis sie sich jetzt nahe beim Haushaltswahlrecht gelandet finden. Manchem derselben mag es schwül werden, wenn er sieht, welches das gelobte Land ist, wohin ihr Moses sie geleitet hat, denn nicht deshalb ward Gladstone gestürzt, damit sein Nachfolger ihn an Concessionen weit überbiete.

Aber das kümmert Disraeli nicht, er läßt Bright und Osborne das Vergnügen, ihn als den hoffnungsvollsten Radicalen des Hauses zu höhnen und schweigt apathisch zu der Kassandra-Beredsamkeit Lowes, welcher den Verfall des Parlaments als Folge der Bill voraussagt, ihn kümmert die ferne Zukunft nicht, er hat seine Feinde, vor allem Gladstone, gedemüthigt, er bleibt Führer des Hauses und allmächtiger Minister, sein einziger Grundsatz ist „es giebt nur einen Gott, Erfolg, und ich will sein Prophet sein.“ — Die Bill wird passiren und seinen Namen tragen.

Die Befestigung von Wien.

Die Befestigung Wiens nach modernem Systeme wurde schon vor mehr als zwei Decennien in Erwägung gezogen, seitdem von verschiedener Seite zur Sprache gebracht und wieder bei Seite gelegt. Die Gründe, welche dafür sprechen, verdienen jedenfalls Beachtung. Die Reichshauptstadt kann durch die Mittel, welche der Wohlstand ihrer Bewohner bietet, wie durch die in ihr aufgehäuften Kriegsvorräthe die vollständige Regeneration einer geschlagenen und herabgebrachten Armee ermöglichen, wenn sie nicht dem ersten Anlaufe eines siegreichen Gegners wehrlos preisgegeben ist. Ferner muß es, der Gegner mag aus irgendwelcher Richtung herkommen, in der Gegend von Wien zu einer abermaligen Hauptschlacht kommen. Fällt diese Schlacht unglücklich aus, so kann sich die eigene Armee in die Stadt werfen und zu einem neuen Schlage Kraft sammeln oder ihren Rückzug unbekümmert um das Schicksal der Hauptstadt in das Innere des Reiches fortsetzen, da das befestigte Wien sich wenigstens durch einige Wochen würde behaupten können. Wäre Wien 1809 so befestigt gewesen, daß es sich acht Tage hätte halten können, so würden die Resultate des Sieges bei Aspern andere gewesen sein. Napoleon hätte dann die Hauptstadt nicht brandschatzen, nicht aus derselben alle Hilfsmittel zur Erholung, Bekleidung und Bewaffnung seiner Truppen ziehen und sich so zu dem Schlage von Wagram rüsten können. Und auch im vorigen Jahre hätte Erzherzog Albrecht möglicherweise die Armee reorganisiren können, wenn ihm in Wien ein Haltpunkt geboten worden wäre. Aber man ließ immer wieder das Project fallen wegen der nahezu unüberwindlichen Hindernisse, welche der Ausführung entgegenstanden, und weil man befürchten mußte, daß der beabsichtigte Zweck doch nicht vollständig erreicht werden könnte. Daß man mit einer einfachen Umwallung nicht ausreichen könne, wurde anerkannt und ist durch die Lage der Stadt, durch die neuere Kriegführung und durch die Befestigung anderer Hauptstädte (Paris, Lyon, Antwerpen) bestätigt. Wenn man gleichwohl nach 1848 die Wälle der innern Stadt mit Pallisaden, kleinen Blockhäusern und Traversen versah, das Arsenal und die Franz-Josefskaserne als feste Punkte betrachtete und von einem befestigten Wien sprach, so wollte man dadurch höchstens den Demokraten etwas Angst machen und nebenbei einen plausiblen Vorwand zur Besoldung einer größeren Zahl von Ingenieuren und Platzoffizieren haben. Der Hauptschöpfer dieser Bauten, der im fortificatorischen Fache gänzlich unwissende General Welden war vielleicht der Einzige, welcher Wien wirklich für widerstandsfähig halten mochte. Endlich wurden die Wälle der innern

Stadt demolirt und die Freude der Bewohner hierüber war vollkommen gerechtfertigt, denn sie fühlten, daß durch die Niederwerfung eines Walltheils die weitere Entwicklung der Stadt garantirt wurde. Der gleichzeitig anbefohlene Bau einer zweiten befestigten Kaserne konnte die allgemeine Freude nicht trüben, da man die geringe Bedeutung eines derartigen Gebäudes ganz wohl erkannte, und darum wurde auch, als man vor zwei Jahren wirklich zum Baue dieser Kaserne schritt, dieselbe als ein kostspieliges Spielzeug belächelt und über die Anlage vor dem Abgeordnetenhause gewitzelt. Dagegen rief es große Erregung hervor, als im Herbst 1860 ein bei Rothneusiedel erbauter Thurm einer versuchsweisen Beschießung unterzogen wurde. Der Bau dieses Thurmes war mit solchem Eifer und Heimlichkeit betrieben worden, daß man im großen Publikum gar keine Ahnung von seiner Existenz hatte, und in dem Thurme das erste Object eines bereits in Angriff genommenen Festungsgürtels erblickte. Die Sache war harmloser, als sie erschien. Der nunmehr verstorbene Erzherzog Maximilian de Este, ein eifriger, leider nicht immer gut berathener Freund des Artillerie- und Genieweſens und ebenso unerschöpflich als excentrisch in seinen Projecten, hatte ein neues Project eines eigenthümlich construirten und armirten Thurmes auf eigene Kosten ausführen lassen und wollte durch einen Versuch die Stärke desselben erproben, zumal man damit umging, seine Lieblingsschöpfung, die bekannten Maximilianthürme bei Linz zu beseitigen. Es ist möglich, daß die Befestigung Wiens bei dieser Gelegenheit beschlossen wurde. Nur wartete man auf einen schicklichen Anlaß. Mehre Anzeichen ließen dieses erkennen und die Geschmeidigkeit des Reichs- und Landtags, sowie des Gemeinderaths und anderer Körperschaften konnten die Regierung in diesem Entschlusse nur bestärken.

So geschah es z. B., daß der wiener Gemeinderath sich mit dem Plane befaßte, an Stelle der vier dem Bedürfnisse nicht mehr genügenden Friedhöfe einen Gesammtfriedhof anzulegen. Man hatte das Plateau des Laaerberges bei Inzersdorf als schicklichsten Platz erkannt. Was aber die kleinste Dorfgemeinde ohne Bedenken nach eignem Willen ausgeführt haben würde, glaubte die Vertretung der Reichshauptstadt nur nach ehrerbietigst eingeholter Erlaubniß des Statthalters und Ministers des Innern thun zu dürfen.

Inhalt und Form des Bescheides auf diese „submisseste Anfrage" entsprachen der Handlungsweise des damaligen Ministeriums. Außer andern — im Ganzen unwesentlichen Gründen, welche der Statthalter und der Staatsminister vorbrachten, erklärte auch der Kriegsminister, welchen man gar nicht gefragt hatte, die Anlage des Friedhofes an jener Stelle für unstatthaft, weil dieselbe „für eventuelle Befestigungsbauten in Anspruch genommen würde". Dieser Bescheid verursachte unter der Bürgerschaft außerordentliche Bestürzung. Endlich trat eine Deputation zusammen, welche von dem Staatsminister, und wenn dieser

ihrem Wunsche nicht willfahren könnte, von dem Kaiser Aufklärung über jene Befestigungsprojecte und Rücknahme der etwa schon gefaßten Beschlüsse erbitten sollte. Die Deputation wurde von dem Minister und auch bei Hofe sehr gnädig empfangen, konnte aber nur allgemeine Zusagen erhalten, welche in beliebiger Weise zu deuten waren. Der sanguinische Sinn der Wiener legte die Worte in dem günstigsten Sinn aus und beruhigte sich mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Regierung vielleicht Lust zu derartigen Erfindungen habe, daß es ihr aber an dem Nöthigsten, am Gelde fehlen würde. Die Leute ahnten noch nicht, was ein östreichischer Finanzminister zu leisten vermag.

Die Sache schien abgethan, als noch vor dem Beginne des vorjährigen Feldzuges Generalstab und Ingenieure eine eigenthümliche Thätigkeit in den untern Theilen des Praters und auf dem linken Donauufer entwickelten. Zuerst sprach man von einer Reservearmee, welche auf dem Marchfelde zusammengezogen werden sollte. Die alte Lieblingsidee des östreichischen Hofkriegsrathes seligen Andenkens, daß man nämlich stets nur einen Theil der Streitkräfte dem Feinde entgegenstellen und so dem Gegner seine Aufgabe erleichtern müsse, schien dadurch verwirklicht. Es war also eine ganz natürliche Sache, daß man zur leichtern Verbindung der auf dem Marchfelde lagernden Truppen mit den Werkstätten und Depots des Arsenals und der simmeringer Etablissements über die kleinen Donauarme der Praterauen und über die Donau selbst mehre Brücken schlug, Dämme aufwarf und Wege anlegte. Das Lager auf dem Marchfelde kam nicht zu Stande, wohl aber wurden auf dem linken Donauufer einige Feldschanzen, anfänglich von sehr bescheidenen Dimensionen, aufgeworfen. Es sei, so verkündeten die officiellen Organe, nicht undenkbar, daß die östreichische Armee bei ihrem Vorrücken gegen Berlin eine kleine Lücke offen lasse, durch welche ein kleines Streifcorps der geschlagenen preußischen Armee sich durchschleichen, gegen Wien vorbrechen und ganz unerwartet am linken Donauufer erscheinen könne. Da nun die östreichische Armee sich eines so untergeordneten Zweckes wegen nicht durch Entsendungen schwächen könne, man aber auch die Bewohner der Residenz vor der Gefahr eines feindlichen Handstreiches bewahren wolle, habe man diese Vorkehrungen für nöthig gehalten. Glaubten auch Wenige an diesen Unsinn, so konnte doch das Dasein der Schanzen nicht bezweifelt werden. Die östreichische Armee drang nicht gegen Berlin vor. Bald kam der Schlag von Königsgrätz. Daß man nun mit allem Eifer und Kostenaufwande die begonnenen Schanzen verstärkte, neue Werke anlegte und so endlich einen riesigen Brückenkopf von ganz respectabler Stärke errichtete, konnte unter diesen Verhältnissen nur gebilligt werden.

Nach dem Friedensschlusse wurden die Werke geräumt, die Pallisaden entfernt und die Brücken abgetragen. — Nicht lange aber, und es verbreitete sich das Gerücht, daß nunmehr eine vollständige Befestigung Wiens hergestellt

werden solle. Man vernahm, daß die zu befestigenden Punkte bereits bestimmt, die Pläne dafür festgestellt seien, ja daß man bereits Contracte mit einigen Bauunternehmern abgeschlossen habe. Der Gemeinderath, einzelne Innungen und die Vertreter der verschiedenen Bezirke stellten Anfragen, aber ohne Erfolg. Die Regierung fand es nicht nöthig, das Publikum über die getroffenen Verfügungen aufzuklären. Dennoch hoffte man, daß die Vorstellungen Eindruck gemacht hätten und die Regierung stillschweigend von ihrem Vorhaben abstehen oder doch wenigstens bis zum Zusammentritt des Reichstages warten und die Bewilligung von demselben vielleicht durch anderweitige Zugeständnisse zu erlangen suchen werde. Um so bitterer war die Enttäuschung, als vor einigen Wochen eine „Befestigungsbaudirection", von deren Dasein niemand wußte, die betreffenden Unternehmer erinnerte, alle Vorkehrungen zu treffen, um binnen vierzehn Tagen mit dem Baue beginnen zu können. Und wirklich wurde bereits bei den Orten Rodaun, Siebenhirten und Mauer mit der Anlage großer Werke begonnen.

Die Befestigung Wiens scheint demnach eine feststehende Sache, wenn man auch über das Detail noch nicht ins Reine gekommen sein mag. Denn es verlautete wieder einmal, man habe den Plan abgeändert und wolle nur vier Forts errichten, welche als Stützpunkte einer sich sammelnden Armee dienen sollen. Vielleicht wollte man durch dieses Gerücht die Reichsrathsabgeordneten versöhnlicher stimmen.

Man gab sich im Uebrigen keine Mühe, die öffentliche Meinung für dieses Project zu gewinnen. Das Hauptargument der Vertheidiger bestand in der hochtrabenden Phrase, daß die Enkel jener Männer, welche Wien zweimal so heldenmüthig gegen die Türken vertheidigt hätten, etwas Besseres thun könnten, als gegen eine zu ihrem Wohle und ihrer Sicherheit erdachte Maßregel zu agitiren. Die Wiener jener Zeit wußten, daß sie hinter ihren Mauern für Religion, Nationalität, politische und materielle Existenz, ja für Familie und Leben kämpften, während gegenwärtig nach gemeiner Meinung die Opfer, welche die Stadt selbst bei einer zeitweiligen Occupation durch feindliche Truppen tragen müßte, nicht so groß sein würden als die Verluste, welche nach Umwandlung der Residenz in eine Festung zu befürchten sind.

Diese Befürchtungen sind übertrieben. Ungeheuer aber sind vielleicht die Kosten dieser Befestigung. Denn es müssen nicht nur alle unmittelbar vor den Linien befindlichen Ortschaften, welche als Vorstädte betrachtet werden können und von denen einige 12—15,000 Einwohner und darüber zählen, in den Befestigungsrayon einbezogen, sondern auch die umgebenden und dominirenden Höhen befestigt werden. Da letztere wieder von andern Bergen überhöht werden, so wird man auch diese mit Forts krönen müssen. Auch wo dies nicht der Fall, muß der Befestigungsgürtel weit hinausgeschoben werden, um

das Arsenal und mehre andere weiter entfernte, jedoch höchst wichtige militärische Etablissements, dann die südwestlich gelegenen dicht bevölkerten und industriereichen Orte Rudolfsheim, Hietzing, Hernald, dann die Sommerresidenz Schönbrunn und endlich die Bahnhöfe der Süd- und Westbahn und deren Verbindung aus dem Bereich der gezogenen Geschütze zu bringen. Wollte man diesen Gürtel noch so sehr verengen, es müßten doch der Leopold- und Kahlenberg, dann die von hier bis St. Veit und Mauer ziehenden Höhen, weiter der hinter Schönbrunn beginnende und bis zum Laaerberge sich ausdehnende Hügelzug und der Laaerberg mit Befestigungen gekrönt, mehre Werke zwischen dem letzteren und dem rechten Donauufer angelegt und die Befestigungen am linken Ufer wiederhergestellt und erweitert werden.

Nach dem bekannt gewordenen Plane aber soll die Befestigung eine noch größere Ausdehnung erhalten und werden auch die in das tullner Feld blickenden Höhen des wiener Waldes, der Herrmannskogel, die Berge bei Hütteldorf, Rodaun, bis nahe bei Baden und die jenseitigen Ausläufer des Laaerberges befestigt und ein Bogen von Schanzen vom Bisamberge bis Ebersdorf gezogen werden. Ein Umfang von 10 bis 12 deutschen Meilen. Keine Hauptstadt in Europa dürfte ungeeigneter für eine derartige Befestigung sein. Da man aber bei dem Mangel eines mit einer geschlossenen Umwallung versehenen Centralpunktes — denn die armseligen Linienwälle können für nichts gerechnet werden — zur Verhinderung des Durchbruches einzelner feindlicher Corps die Zahl der Forts ins Endlose vermehren müßte, so soll zwischen der Stadt und der äußersten Linie eine zweite Linie von Werken angelegt werden.

Bei einer solchen ungeheuren Ausdehnung der Befestigungen ist die Kostensumme ganz unberechenbar; sie würde aber zuverlässig 600 Millionen näher kommen, als den 6 Millionen Gulden, welche seiner Zeit ein militärisches Fachblatt als genügend erachtete.

Indessen würde auch dieses Opfer nicht zu groß sein, wenn dadurch wirklich das angestrebte Ziel zu erreichen wäre. Aber die Vorgänge der letzten zehn Jahre haben gezeigt, daß die östreichischen Ingenieure Milliarden auf immense Festungsbauten verwendeten und daß diese Werke in der Regel bei dem Anrücken des Feindes „aus höheren Rücksichten" geräumt und dabei wohl gar die aufgehäuften Mund- und Kriegsvorräthe preisgegeben wurden. Dagegen hat man an Silistria und Sebastopol und im amerikanischen Kriege gesehen, in welch kurzer Zeit ein wenig haltbarer oder ganz offener Platz in eine starke Festung umgeschaffen und, wenn nur der Wille dazu da ist, bis aufs äußerste vertheidigt werden kann. Daß Wien gegen ein siegreiches Heer auf die Länge so wenig behauptet werden kann, als Paris, sollte nicht mehr bezweifelt werden.

Die Sache hat noch eine andre üble Seite. Man scheint durch die Be-

hörden der Provinzen auf Heranziehung von Arbeitskräften gewirkt zu haben. Wie gewöhnlich in solchen Fällen erschienen fünf Arbeiter, wo man einen benöthigte, daher statt der erforderlichen 2000 Arbeiter sich 10,000 Männer bei dem Beginne des Baues der erwähnten Forts meldeten. Die Abgewiesenen bleiben in der Umgegend und warten, bis auch sie Beschäftigung finden. Schon ist es zu massenhaften Schlägereien zwischen den deutschen Arbeitern und den Slowaken gekommen, da letztere sich einer Herabsetzung des Lohnes unterwerfen wollten. Und noch fortwährend langen täglich Schaaren von czechischen, mährischen und slowakischen Arbeitern an, welche alle bei dem Schanzenbaue Beschäftigung zu finden hoffen. So wird ein Zuzug des Proletariats erzeugt, während es infolge der ungünstigen Verhältnisse in Wien von heimischen Beschäftigungslosen wimmelt und grade in diesem Momente die zurückgekehrten mexicanischen Freiwilligen ein ergreifendes Bild menschlichen Elends bieten. Die Zahl der Bettler hat nach amtlichen Berichten eine erschreckende Höhe erreicht.

Die Furcht eines großen Theils der Bevölkerung, daß die Stadt selbst durch diese Befestigungen bedroht werde, ist unbegründet. Theils liegen diese Forts in zu weiter Entfernung, theils könnte eine etwaige Empörung weit leichter und einfacher durch einige gezogene Batterien schweren Kalibers, auf der nächstbesten Höhe aufgepflanzt, bekämpft werden. Ebenso könnten sich die Befestigungen trotz aller darauf verwandten Kosten gegen einen äußeren Feind ungenügend erweisen, wenn es im gegebenen Momente an der erforderlichen wahrhaft ungeheuren Ausrüstung und Mannschaft fehlen sollte, welche diese Werke nöthig haben. Die rasch vorschreitende Vervollkommnung der Feuerwaffen hat es dahin gebracht, daß Festungen, welche nach den vor zwanzig Jahren geltenden Grundsätzen erbaut wurden, veraltet sind. Derselbe Fall kann bei den Plätzen, welche jetzt erbaut werden, in noch früherer Zeit eintreten.

Im Jahre 1809, als Wien (die eigentliche Stadt) noch eine guterhaltene Festung mit Außenwerken und Glacis war, hielt sich dasselbe einen Tag; 1848 wollte man auch die Linienwälle vertheidigen und nach kaum sechsstündiger Beschießung aus Feldgeschütz drangen die kaiserlichen Truppen auf allen Seiten ein. Wird eine noch größere Ausdehnung des Vertheidigungskreises die Stadt in ähnlichem Falle vor dem gleichen Schicksal bewahren?

Der vorarlberger Landtag

in den letzten Jahren.

Die Volksvertreter von Vorarlberg, einem Ländchen von 103 000 Einwohnern, das mit Tirol zwar den Statthalter, aber nicht den Ständesaal gemein hat, waren stets entschiedene Gegner der Frommen am Inn. Die freien Allemannen standen, was die Glaubenseinheit betrifft, nie zum tiroler Vollblut, sie waren die Amalekiter in den Augen Judas, und als es sich im Kampf um die neuen Verfassung auch um die Wahrung der alten Landesrechte handelte, erhielten jene unsicheren Nachbarn Edoms ihr eigenes Statut. Nach diesem sitzen im vorarlberger Landtag der fürstbischöfliche Generalvicar, die Vertreter der drei Städte Bregenz, Feldkirch und Bludenz, des Marktes Dornbirn und der Handels- und Gewerbekammer, endlich vierzehn Abgeordnete der Landgemeinden, somit im Ganzen zwanzig Mitglieder. Seine Haltung in der östreichischen Verfassungsfrage erregte im In- und Ausland die Theilnahme der Freunde des Fortschritts; wir wollen daher zunächst diese, und was sonst noch zur Bezeichnung unseres frischen Völkleins beiträgt, ins Auge fassen.

An der Spitze der liberalen Partei stehen der seines Freimuthes halber beliebte Landeshauptmann Sebastian v. Froschauer, dessen geistreicher Freund Freiherr v. Seyffertitz, der schlagfertige Fabriksherr Karl Ganahl und der biedere Rechtsanwalt Dr. Jussel. Der Klerus und sein Anhang ist durch den Generalvicar Johann Amberg, auch Bischof v. Europas, vertreten, dem bis zum Ende der ersten Landtagsperiode im Jahre 1866 Wilhelm Rhomberg als treuer Knappe zur Seite stand. In den ersten vier Sessionen suchte sich nebenbei der k. k. Adjunct Alois Riedl durch seine Offenheit bemerklich zu machen, als ihn aber Schmerling plötzlich nach Tirol versetzte und dessen Nachfolger noch rauhere Töne anschlug, glaubte er den „Rechtsboden" wankend geworden, verzichtete auf seinen Platz im Landhause und schloß im glaubensstarken Kaltern Frieden und Freundschaft mit den Frommen.

Nach der Ansicht Belcredis untersagte das Sistirungspatent jede Verhandlung über die Verfassungsfrage in den Landtagen diesseits der Leitha. Sie sollten erst abwarten, bis sich Ungarn und Kroatien über die ihnen zur Annahme vorgelegten Reichsgesetze ausgesprochen und von hoher Stelle der Auftrag an sie ergangen wäre, in die Berathung der „Verhandlungsresultate" einzutreten, mittlerweile aber die ihnen vorgezeichneten Grenzen einhalten. Die Reichsvertretung war dem unbeliebten Manne für immer abgethan, er anerkannte nur noch die Landtage als die einzigen „legalen Vertreter" der

cisleithanischen Königreiche und Länder. Um sie völlig mundtodt zu machen, hätte er freilich auch jene Anordnung der Provinzialstatute sistiren müssen, die ihnen gestattete, „über kundgemachte allgemeine Gesetze bezüglich ihrer Rückwirkung auf das Wohl des Landes Anträge zu stellen". Davon nahmen nun fast alle Landesvertretungen Anlaß, ihren Beifall oder Schmerz über diese Rückkehr zum Alten auszusprechen. Nur in Tirol hielt man es für angemessen, das Werk des Friedens in so ernster Stunde nicht zu beeinträchtigen und erntete dafür vom Regierungsvertreter das Lob politischer Reife. Anders die Vorarlberger, die schon durch das Sinken des Werthes der Staatspapiere und Banknoten ihren Gewerbsfleiß und Handel schwer getroffen fühlten. Die bei der Eröffnung des Landtags am 23. November 1865 über das Septemberpatent verlesene kaiserliche Botschaft veranlaßte eine Interpellation an den landesfürstlichen Commissär über den Zweck seiner Mittheilung, und als dieser die Sistirung der Reichsvertretung für einen „vollzogenen Staatsact" erklärte, verlangten die Abgeordneten Wohlwend, Ganahl und Seyffertitz noch in derselben Sitzung die Ernennung eines Ausschusses zur Berichterstattung und Antragstellung betreffs der Rückwirkungen auf das Wohl ihres Landes.

Am 16. December stand die Verhandlung über eine Adresse an den Kaiser auf der Tagesordnung. Sie verwies auf das bei Erlassung der Februarverfassung gegebene Versprechen, das vierjährige Wirken des Reichsraths, die gefährliche Lockerung der Bande des Rechtes und Vertrauens, die schweren Folgen für die Industrie und Wohlfahrt des Landes, die Macht, Einheit und den Bestand des Reiches. Mit richtigem Vorgefühle erläuterte hierzu der Bericht, daß nur eine Reihe von Octroyirungen und ein neuer Absolutismus in Aussicht ständen. Schließlich wurde der Kaiser um Aufhebung der Sistirung und Einrufung des Reichsraths gebeten.

Noch vor Beginn der Debatte vertheidigte der landesfürstliche Commissär v. Barth den Standpunkt des Staatsministers. Der nöthige Ausgleich mit Ungarn habe die Maßregel herbeigeführt, und wäre erst dort und in Kroatien die Februarverfassung angenommen, gelangte auch die Reichsvertretung wieder zu ihrer alten Geltung. Leider lieh grade der Widerstand dieser beiden Länder den Vorwand zur Sistirung. Der Wurm saß anderswo, und es war ganz an der Zeit, ihn mit scharfem Messer bloß zu legen.

Zuerst kam Karl Ganahl auf die finanzielle Frage zu sprechen. Die officiellen Scribler hätten mit den günstigen Bedingungen eines vom neuen Finanzminister abgeschlossenen Anlehens renommirt. Nun, er habe 61 für 100 erhalten, während noch vor zwei Jahren Geld für 94½ Procent zu haben war. Das sei der Wärmemesser des Vertrauens. Seit dem 20. September hätten die östreichischen Staatspapiere einen Minderwerth von 200 Millionen. Am 1. Mai 1861 sei feierlich vom Throne herab das Versprechen erklungen,

die mit den Grundsätzen vom 26. Februar gegebene Gesammtverfassung gegen jeden Angriff zu schützen, nur einiger Eljens hätte es bedurft einen Systemwechsel zu verkünden. Das Actenstück, das die neue Aera einleite, sei neben den Ministern auch von einem Manne gezeichnet, der zur Zeit des Sonderbundes den Bürgerkrieg geschürt und deshalb in der Schweiz zum Tode verurtheilt worden. Dort kenne man ihn unter einem Scheltnamen, in Wien heiße er Bernhard Ritter v. Meyer und werde zweifelsohne demnächst baronisirt werden. Es sei dies ein Zeichen, wie aufrichtig man es mit dem Fortschritte meine, denn der Umgang spreche nach einem alten Sprichworte auch für den eigenen Charakter. Wie man für die Volkswirthschaft besorgt sei, zeige der Handelsvertrag mit England, dem dabei der Löwenantheil zugedacht sei. Ein Verwandter des Handelsministers habe dessen baldigen Abschluß schon telegraphisch nach Manchester gemeldet; englische Pfunde wiegen schwer. Mit Recht hätte jener Metz aus Darmstadt am Schützenfeste zu Frankfurt die Oestreicher Schmerzenskinder genannt, nun seien sie es noch weit mehr. Als guter Patriot rufe er: Das Vaterland ist in Gefahr!

Dagegen fand Rhomberg ganz im Sinne der Regierung das Februarpatent unausführbar, die Reichsvertretung, in so lange sie unvollständig, noch rechtsungiltig und ihre Sistirung nothwendig. Auch der Bischof glaubte mit ruhigem Gewissen der Adresse angesichts ihrer Begründung nicht beistimmen zu können. Vom Gefühle seiner Pflicht durchdrungen, gab nun Freiherr v. Seyffertitz seine Studien über die Lage. Der Vertreter des Volkes dürfe nicht schweigen, wo es sich um deren heiligste Interessen handle. Die dynastischen Bestrebungen hätten aus Oestreich kein Ganzes, die pragmatische Sanction, das Manifest Kaiser Franz des Ersten vom Jahre 1804 keinen Staat im realen Sinne des Wortes geschaffen, das Kaiserthum wäre trotzdem nur ein geographischer Begriff geblieben. Auch der Völkersturm im Jahre 1848 hätte es nicht besser geeinigt. Der Reichstag sei wesenlos in den Sand verronnen und das ungarische Parlament habe durch den selbstmörderischen Beschluß, womit es die Dynastie der Krone verlustig erklärte, seine Constitution vernichtet, allein wenn auch die ganze absolute Machtfülle hierdurch zum Herrscher zurückgekehrt, vermöge sich doch der öffentlichen Meinung von ganz Europa gegenüber ein Staat auf der bloßen Grundlage des Absolutismus nicht zu halten, er gleiche einer auf die Spitze gestellten Pyramide. „Auf Bajonnete kann man sich zwar stützen, aber sich nicht darauf setzen.“ Dieser Ansicht verdanke die octroyirte Verfassung von 1849 ihren Ursprung. Einmal gegeben konnte sie nur in Uebereinstimmung mit dem Volke zurückgenommen werden, gleichwohl geschah dies am 31. December 1851 aus unbekannten Gründen. Der nun thatsächlich gewordene Absolutismus habe kein lebensfähiges Kind erzeugt, „provisorisch“ stehe mit glühendem Rachefinger jedem der Gesetze der fünfziger

Jahre auf der Stirne geschrieben und aus dem Meere provisorischer Reichsgesetzblätter ragen nur zwei Felsklippen empor: das Concordat und das Heeresergänzungsgesetz. Doch auch diese Grundpfeiler vermochten dem Donnersturm von Solferino kein Halt zu gebieten. Da habe man nun in der Mitwirkung der Völker bei gemeinsamen Angelegenheiten eine neue Grundlage für die Monarchie gefunden. Daraus ergebe sich, daß das Octoberdiplom und Februarpatent nur ein Ausfluß des allerhöchsten Willens seien und die ungarische Verfassung vom Jahre 1848 innerhalb des Rahmens des ersteren wieder hergestellt wurde; ein Widerspruch zwischen beiden beruhe sonach auf einem Trugschluß. Keine bessere Consequenz liege in der einseitigen Sistirung der Reichsvertretung, da auf das nicht sistirte Diplom dieselben Gründe paßten. Man habe sich eben zur vollen Sistirung nur nicht bekennen wollen. Ueber den Folgen schwebe zwar das Amtsgeheimniß, es werde sich aber wohl zum provisorischen Absolutismus der fünfziger Jahre entpuppen, denn vom Reichsrath scheine die Regierung schon jetzt nichts mehr wissen zu wollen, ihr gelten nur mehr die Landtage als die „legalen Vertreter" diesseits der Leitha, und wenn diese zum gleichgewichtigen Ausspruch über das Ausgleichsproject mit Ungarn berufen werden sollten, müsse eine neue Octroyirung erfolgen. Aus diesem Wirrsal gebe es nur eine Rettung, den Rechtsboden, die Verfassung. Nicht dynastische Interessen, nur jene der Völker könnten heutzutage staatsbildend auftreten, nur die Reichsvertretung zur Einheit führen. Man möge ja nicht den Schmeichelworten trauen, welche den Schwerpunkt des constitutionellen Lebens in die Landtage verlegen, diesen käme keine Geldbewilligung zu, man wolle nur die Artischocke blätterweise speisen. Wenn die Ungarn ihrem Eintritt in die Reichsvertretung ihr angebliches Recht auf Steuerbewilligung und Recrutenstellung entgegensetzten, so dehne man es auch auf jene aus, getrennt müßten beide fallen. Um endlich auch der nationalen Freiheit gerecht zu werden bedürfe es nur der politischen Centralisation mit administrativer Decentralisation. Die „freie Bahn" dahin zu gelangen, gewähre aber wieder blos die Reichsvertretung. Nur keine Octroyirung mehr, außer dem Rechtsboden der Verfassung walte nur Verwirrung, Chaos, Revolution. Dies sei der Sinn der Adresse, die der Ausdruck eines verfassungstreuen Landes.

Vierzehn Monate später kam dieselbe Verfassungsfrage auch im tiroler Landtag zur Sprache und wurde von einem jesuitischen Rabulisten in der Art behandelt, wie solche Leute die Entscheidungsgründe zu einem Urtheil finden. Ein deutscher Buckle wird das Ergebniß der Abstimmungen in beiden Landtagsälen nicht übersehen und davon Act nehmen, daß in Innsbruck zu jenem Tartuffe unter 52 Abgeordneten noch volle 30 standen, während in Bregenz die Lojoliten nur zwei gegen achtzehn zählten.

Die Freunde des Concordats sollten sich aber auch bei einer andern Ge-

legenheit auszeichnen. Es handelte ſich um Stipendien für Lehramtscandidaten. Der dafür niedergeſetzte Ausſchuß hatte es darauf abgeſehen, die Schule von den Feſſeln, die ſie bisher hemmten, zu befreien und wollte der Gemeinde einen entſcheidenden Einfluß auf die Volksbildung einräumen. Dagegen erhob ſich der fromme Biſchof und verwahrte ſich gegen jede Neuerung, welche die göttliche Miſſion der katholiſchen Kirche zum Unterricht der Jugend irgendwie ſchmälern könnte. Was helfe alle bürgerliche Tüchtigkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn ſie nicht auf das eigene und fremde Heil angewendet werde? Und wieder war es der rückſichtsloſe Karl Ganahl, der die nackte Wahrheit aufdeckte. An der Thatſache, daß die Kinder in der Volksſchule nicht einmal das Nothwendigſte lernen, trage vorzüglich der überwiegende kirchliche Einfluß Schuld. Das Hinderniß, das der Entwickelung der Bildung entgegenſtehe, ſei einer jener Krebsſchäden, die zur Miſere unſrer Zuſtände ſo weſentlich beitragen, das Concordat. Das trieb dem eifrigen Seelenhirten die volle Gluth ins Antlitz. „Ich proteſtire feierlich," rief er ſeiner ſelbſt kaum mächtig auf den Tiſch ſchlagend, „gegen dieſe dem Concordat zugefügte Schmach und fordere alle treuen Katholiken auf ſich meinem Proteſte anzuſchließen." Und als ſich niemand zu ſeiner Unterſtützung erheben wollte, ſetzte er ſich von Schmerz überwältigt mit den Worten nieder: „Da hat mans!" — Die empfangene Lehre wirkte nachhaltig, er wußte nun, wie er daran war.

Noch in der letzten Sitzung vom 30. December lief eine Zuſchrift der Gemeinde Rankweil an den Landtag ein, die ihm für ſeine freimüthige Haltung in der brennenden Frage des Geſammtvaterlandes dankte, und kurz nachher erhob ſich ein wahrer Sturm von Zuſtimmungsadreſſen. Der Eifer dafür ſteigerte ſich durch die in Wien gezimmerten Schmähartikel, die im amtlichen „Tiroler Boten" erſchienen, mit jedem Tage. Schon hatten ſich drei Städte, drei Märkte und ſechs wohlhabende Dorfgemeinden der Bewegung angeſchloſſen, als plötzlich verlautete, daß die Annahme der Adreſſe vom Kaiſer zurückgewieſen und der Landeshauptmann v. Froſchauer, der ſchon nahe daran war ſeine vierzigjährige Dienſtzeit zu vollenden, in ſeiner Eigenſchaft als Statthaltereirath mit blos zwei Dritteln ſeines Gehaltes penſionirt ſei. Als Grund dafür galt die Geſtattung der Redefreiheit, wodurch man den Faiſeurs in Wien, namentlich jenem Bernhard Ritter v. Meyer, zu nahe getreten, und die Zulaſſung der Abſtimmung über die Adreſſe. Die Vorarlberger antworteten auf dieſe Maßregelungen damit, daß ſie zur Ergänzung der Penſion ihres Landeshauptmannes die Zinſen von 17,500 Gulden beſtimmten, und dieſe in öſtreichiſchen fünfprocentigen Staatspapieren bei der deutſch-ſchweizeriſchen Creditanſtalt in St. Gallen deponirten. Doch Froſchauer wollte für ſeine Aufopferung nicht durch materielle Vortheile belohnt ſein und keine Entſchädigung annehmen, es kam alſo wieder davon ab, um ſo eifriger regte ſich aber aller

Orten die Begeisterung für das Wirken des Landtags. Dieser Aeußerung des Volkswillens glaubte man in Wien nicht nachdrücklich genug entgegentreten zu können. Auf hohen Befehl erging von der innsbrucker Statthalterei ein strenges Verbot solcher politischen Agitation, das den Gemeindevorständen, die noch so hochverrätherischer Gelüste verdächtig waren, von den Bezirksvorstehern vorgelesen werden mußte. Gegen die Verfasser und Unterzeichner der an den Landtag schon abgegangenen Zuschriften wurde aber das strafrechtliche Verfahren wegen Störung der öffentlichen Ruhe eingeleitet. Am nachhaltigsten ging man diesfalls der Gemeinde Haardt zu Leibe, die ihrem Unwillen gegen den Verfassungsbruch den schärfsten Ausdruck gegeben. Nachdem man die wackern Leute drei Monate lang herumgeschleppt, fand man es schließlich doch für klüger vom Strafverfahren abzulassen unter dem Vorwande, daß zwar der objective Thatbestand des Verbrechens, aber nicht die böse Absicht erwiesen sei. Die Freiheit, die man den Völkern Oestreichs zugedacht, trat immer klarer zu Tage.

Die Vorarlberger hatten für diese Zeichen der Zeit ein gutes Verständniß und brachten beim nächsten am 19. November 1866 eröffneten Landtag einen Antrag auf geheime Abstimmung bei allen Landtags- und Gemeindewahlen ein. Der landesfürstliche Commissär, diesmal ein schon durch zwei Orden ausgezeichneter Volksmann, der k. k. Statthaltereirath Anton Ritter v. Strele, meinte zwar, die Regierung dürfte sich schwer entschließen, vom einmal angenommenen Princip der Oeffentlichkeit abzugehen, und die Ultramontanen, denen schlichte Offenheit bekanntlich über alles geht, hielten treu zu ihm, ja selbst ein Liberaler ließ sich vom Scheine berücken, allein Baron Seyffertitz trat der idealen Auffassung mit dem Spiegel der Wirklichkeit entgegen. Ehrenwerthe Leute hätten ihm ihr Leid geklagt, daß sie ihr Wahlrecht nicht ausüben könnten, weil sie zu abhängig seien, darum wollten sie lieber gar nicht wählen. Er hätte sich nie gescheut, der Wahrheit öffentlich Zeugniß zu geben, aber der Leute, die sich einer freien Stellung in der Gesellschaft erfreuten, gebe es nicht viele. Wenn die Krone dem Principe der geheimen Abstimmung nicht huldige, wisse man eben, woran man sei, und der Grund, daß die weniger politisch gebildeten Völker im Osten öffentliche Abstimmung nicht verworfen, spreche zu Gunsten der weiter vorangeschrittenen Vorarlberger. Ganahl erläuterte die Sachlage noch mit einigen Beispielen und stellte die Frage, ob wohl Gevatter Schneider und Schuster, wenn sie die Einbuße einer Kundschaft befürchten, ob die Lehrer, Organisten und Küster nach ihrer inneren Ueberzeugung stimmen, insofern es öffentlich geschehe; der wahre Volkswille werde unter den gegenwärtigen Umständen nur durch die geheime Abstimmung ausgedrückt. Dieser Ansicht pflichteten auch Bickl, Wohlwend und die Majorität bei.

Der Rechenschaftsbericht über die vom Landesausschuß besorgten Geschäfte

führte auf das Schicksal der Adresse. Bei der Stelle, wo das Bedauern über deren nicht erfolgte Annahme ausgedrückt wurde, erhob sich die Versammlung unaufgefordert von den Sitzen. Ganahl bemerkte hierzu, der Landtag habe hierdurch kundgegeben, daß er noch festhalte an den Gesinnungen, denen die Adresse Ausdruck gegeben, leider seien die dort angedeuteten Gefahren zur traurigen That geworden. Hierbei müsse er noch eines anderen Actes erwähnen, nämlich der türkisch-belcredischen Maßregelung des Landeshauptmanns, die nicht blos in Vorarlberg, sondern in ganz Oestreich bitter getadelt worden. Wiederholt habe der Sistirungsminister schon in den letzten Zügen gelegen, nun hoffe er dennoch, daß es ihm wie einem Lungensüchtigen im letzten Stadium ergehe, dem im Augenblicke neuer Hoffnung plötzlich die Lebenswerkzeuge den Dienst versagen. Dieses Gefühl des Unmuths betonte auch trotz wiederholter Einsprache des Landeshauptmanns das mittlerweile neu eingetretene Mitglied Dr. Jussel. Der Landeshauptmann gehöre dem Lande an. Diesem habe das Verkennen seines redlichen Wirkens wehe gethan, nicht auf offenem, geradem, ehrlichem Wege, nur durch im Finstern waltende Mächte sei dies möglich geworden. Dem Redner selbst bleibe nur der Trost, daß das Recht doch noch zu Ehren kommen werde. Und als nun der Regierungscommissär die erfolgte Pensionirung auf diese schiefe Stellung schreiben wollte, in die Froschauer als k. k. Statthaltereirath gekommen, warf ihm Freiherr v. Seyffertitz die Worte Jakobis hin: „Dies ist eben das Unglück der Könige, daß sie nicht hören wollen." Wenn das Schicksal Oestreichs vor den Augen seines Geistes vorüberziehe, ersterbe ihm das Wort auf der Lippe, der Rest heiße Schweigen, denn Schweigen ist die Lection für Könige. Nur der Bischof glaubte bei aller Achtung für den Landeshauptmann diesem Nachklang zur vorjährigen Adreßverhandlung nicht beistimmen zu können, denn sein Stillschweigen wäre nachträgliche Billigung. Die Angriffe auf das Concordat wollten ihm nicht aus dem Sinne. Aber auch diesmal war davon wieder die Rede. Als nämlich hervorkam, daß der gnädige Fürstbischof von Brixen den Antrag seines Suffragans in Vorarlberg, wornach den Gemeinden auf die Verwaltung des Kirchenvermögens einiger Einfluß gewährt werden sollte, mit einem non possumus beantwortet, bemerkte Seyffertitz, daß auch das Concordat, obschon ein „Ausfluß göttlicher Eingebung", unter den hochgestellten Kirchenfürsten eine sehr verschiedenartige Deutung erfahre; er bedaure nur, daß Se. Excellenz der Staatsminister nicht in die Lage gekommen, wie im Mittelalter das Städtchen Bregenz mit Knappen und Reisigen zu berennen und den trotzigen Bürgern das Kirchengut abzuzwingen.

Dem Ministerium der „freien Bahn" sah man überhaupt scharf hinter die Karte. Es hatte eine im Vorjahre beantragte Abänderung der Landtagswahlordnung verworfen, die rücksichtlich der Ausschließung von den Wahlen dieselben

Bestimmungen wie bei der Gemeindevertretung einführen wollte. Wenn man den landesfürstlichen Commissär hörte, lag der Grund davon nur in den Hindernissen, die noch der Vollendung des Strafgesetzes entgegenstanden. Baron Seyffertitz senkte aber die Sonde etwas tiefer. Daß von den Landtagswahlen allein auch jene ausgeschlossen, die sich eines Vergehens schuldig gemacht, bewirke die Furcht vor den politisch gefährlichen Leuten, namentlich solchen, die an den Fußangeln des Preßgesetzes hängen geblieben. Man bedenke aber nicht, wie andere, die heute eines politischen Vergehens wegen verurtheilt worden, morgen verdienstvolle Männer sind und das Staatsruder lenken. Die Anspielung auf jenen im geheimen Amte Belcredis thätigen schweizer Flüchtling war handgreiflich, sein Name wurde aber nicht wieder genannt.

Noch einen andern Anlaß, die Reformpläne jener Volksbeglücker aufzudecken, bot der Vorschlag über eine sogenannte „Ergänzung" des Landesvertheidigungsgesetzes. Die Landesschützen sollten künftig in Bataillons zusammengestellt werden und Majore, wahrscheinlich aus der Armee, zur Leitung erhalten. Dahinter stecke, meinte Seyffertitz, nur die beabsichtigte Umbildung eines bürgerlichen Institutes in ein militärisches. So viel stehe nicht zu läugnen, daß nur ein gesunder Körper eine nervige Faust habe, nur die Ueberzeugung, daß es um den Staat gut stehe, stähle den Muth. Um sich gut zu schlagen, müsse das Heer national sein. Man einigte sich hiernach auf den Antrag, daß die Majore der Landesschützen, wenn sie der Armee entnommen würden, möglichst aus Offizieren des tyroler Jägerregiments gewählt werden mögen.

Die Volksvertreter in Bregenz liebten es sonst nicht an den Verband mit Tirol zu erinnern, betonten vielmehr, so oft sie konnten, des Landes Selbstständigkeit. Der Grund davon lag nicht blos im Geldbeutel, denn die 27,000 Gulden, die Vorarlberg aus den fünfziger Jahren an Marschauslagen von Tirol übernehmen mußte, waren alles, was diesfalls zur Sprache kam, sie schreckte die Last der klerikalen Herrschaft, womit Tirol in so hohem Grade gesegnet ist und die mit jedem Tage westlich vom Arlberg mehr und mehr um sich zu greifen drohte. Auch ihr trat der Landtag männlich entgegen. Als man auf die Beschränkung des Bettels kam, wofür die Seelsorger Freibriefe zu ertheilen pflegten, bemerkte Seyffertitz treffend, der eigentliche Succus des Vorrechts, das die Kirche im Namen des Christenthums bei Verschaffung wohlthätiger Spenden beanspruche, bestehe in der Dankbarkeit der Unterstützten, also wohl der Ausbreitung ihres Einflusses, und der Bischof sah sich schließlich genöthigt, eine allgemeine Billigung solcher Freibriefe von sich abzulehnen.

Bekanntlich besteht auch in Feldkirch aus den glücklichen Zeiten des Unterrichtsministeriums Leo Thun ein großes Jesuitenconvict, das Zöglinge aus allen Gegenden der Schweiz und Deutschlands an sich zieht, sich aber weder an die in Oestreich für Gymnasien bestehenden Vorschriften hält, noch seine Lehrer

den gesetzlichen Prüfungen unterzieht.*) Schon am 16. März 1863 hatte der Landtag an den damaligen Minister Schmerling die Bitte gestellt, den Lojoliten, falls sie sich dem Gesetze nicht fügten, das Staatsgymnasium zu entziehen, allein der Mann, der die Wissenschaft eine Macht nannte, hatte kein Ohr für die Klage über den Mißbrauch, der mit dem Scheine der Bildung getrieben wurde. Nach fast vier Jahren erbat sich Seyffertitz endlich Aufklärung von der Regierung, welche Hindernisse der Erledigung seines Antrags entgegenstehen. Wird wohl jetzt Herr v. Beust die nöthige Kraft und den Willen haben, mit diesen Lieblingen der Camarilla aufzuräumen?

An diesen neuen Cagliostro klammerten sich nach dem Abtritte des Sistirungsministers die Verfassungstreuen in Oestreich, weil er in seinem am 4. März d. J. an die Landtage erlassenen Rescripte wieder einmal versicherte, der Regierung sei es gar nicht zu Sinne gekommen, „die im Februarpatente zugesicherten verfassungsmäßigen Rechte zu schmälern". Dies beschwichtigte auch die Vorarlberger, obschon man gleichzeitig das blos im Ordonnanzwege erlassene neue Heeresergänzungsgesetz vom 28. December 1866 ohne dringenden Anlaß in Vollzug setzte. Der am 18. Februar d. J. zur Vornahme der Wahlen „in den verfassungsmäßigen" Reichsrath versammelte Landtag versäumte jedoch nicht, auf dem im verfassungsmäßigen Wege zu Stande gekommenen Landesvertheidigungsgesetz, das mit jenem im Widerspruch stand, zu beharren, bat um Aufschub der Durchführung der neuen Wehrordnung und sprach die Ueberzeugung aus, daß die darin festgesetzte Dienstzeit von 6 Jahren in der Linie und 6 anderen in der Reserve zu hoch gegriffen sei. Darauf antwortete der landesfürstliche Commissär mit der Verkündigung eines ihm soeben zugekommenen Telegramms, das für heuer nur 1500 Mann von ganz Tirol und Vorarlberg zum Jägerregimente einrief, und dazu blos die beiden ersten Altersclassen heranzog. Also wieder ein Act ministerieller Machtvollkommenheit. Seyffertitz erinnerte zwar, daß das Blut des Volkes wichtiger sei als die Guldenzettel, die in die Steuerkasse fließen, und es daher ein Recht habe in dieser Sache mitzusprechen, allein man glaubte mit jener Uebergangsverordnung, die das neue Gesetz in mehren Punkten zur Ausführung brachte, schon bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen zu sein. Herr v. Beust hält sich eben der Zustimmung des Reichsrathes völlig versichert, da, wie er selbst in der „Wiener Zeitung" erklärte, durch die erhaltenden Factoren des Abgeordneten- und die Schöpfung des Herrenhauses die conservativen Interessen in Oestreich so ausreichend gewahrt sind, wie sonst nirgends in ganz Europa. Das Heer galt aber stets als Palladium der Conservativen. Die Recrutirung wurde sohin nach jenem Ukas ins Werk gesetzt.

---

*) S. die Grenzboten vom J. 1863, Nr. 38, S. 460.

In den Reichsrath wurden Froschauer und Seyffertitz ohne Debatte gewählt. Letzterer bekannte sich als Oestreicher mit Leib und Seele und versicherte nur jener Fahne zu folgen, welche die Erhaltung des altehrwürdigen Staatsgebäudes als Inschrift trägt. Dafür ist freilich wenig Hoffnung mehr. Eben jene feudal-klerikalen Elemente haben es an den Rand eines Abgrunds gebracht, von dem es sich kaum noch retten wird. Man denke nur an seine übergroße Schuldenlast, den gänzlichen Verfall seines Credits, die finanzielle Lage Ungarns, die sich durch den Ausgleich täglich verschlimmert, und frage sich, wie einem Staatsbankerott vorzubeugen. Das einzige Mittel die staatliche Existenz noch zu sichern, den ernstlichen Bruch mit der ganzen feudalen Vergangenheit, die Aufhebung des Bündnisses mit den Mächten der Finsterniß und des Aberglaubens scheut man in den leitenden Kreisen ärger als die Pest, daran hängt ja eben die süße Gewohnheit des Sinnens und Treibens. Der alte Bau ist morsch, wo man ihn anfühlt, und der schimmernde Firniß des Dualismus hält nicht gegen Wind und Wetter. Hinweg mit der alten provinziellen Autonomie und ihren Sonderlandtagen, sie sind nur ein Rest des Mittelalters und waren von je ein Mittel der Knechtung. Dagegen sträuben sich aber die tausend kleinen Tyrannen, die nur sich und ihre Herrschaft im Auge haben, denn ihr öffentliches Geheimniß ist der Absolutismus.

Ein Depossedirter und seine Getreuen.

Nicht König Georg von Hannover hat Auftrag gegeben zu der Unterhandlung mit Preußen über Ausscheidung des Privatguts der hannoverschen Dynastie. Wenn, wie man versichert, dergleichen Unterhandlungen obschweben, so werden sie im Auftrag der englischen Regierung mit Preußen geführt. Georg Rex sitzt in Hietzing mediis tranquillus in undis. Er läßt sich auf keine Unterhandlung ein. Er erklärt alles, was geschehen ist, für null und nichtig und erwartet, daß es baldigst wieder ungeschehen gemacht, und er auf dem Welfenthrone restaurirt werde. Er fühlt sich als Sieger von Langensalza und glaubt, daß

der Glanz dieſes Lorbeers noch erhöht werde durch die Aureole des Märtyrers, welcher nur der Uebermacht wich nach einem heldenmüthigen Kampfe. Dieſer Haltung des Königs Georg entſprach die ſeines ehemaligen Miniſters von Münchhauſen, welcher im Reichstag ritterlich Mann gegen Mann über die preußiſche Regierung Anklagen erhob, die er ohne Zweifel für ebenſo begründet hielt, als wir Andern von der Grundloſigkeit überzeugt ſind. Es entſpricht ihr ferner die nicht endende Agitation in Hannover, wenigſtens in den älteren Landestheilen dieſes vormaligen Königreichs; denn die neueren laſſen ſich zu dergleichen nicht mißbrauchen und ſind zum Theil ſehr gut preußiſch. So wenig wir uns mit dieſen Bemühungen einverſtanden erklären, ſo müſſen wir doch zugeſtehen, es iſt Syſtem darin. Es iſt ein Standpunkt, wenngleich ein verkehrter und für preußiſche Unterthanen ein verbrecheriſcher. — Den entgegengeſetzten nimmt der Kurfürſt von Heſſen ein. Er hat ſich mit Preußen abgefunden und lebt, der Souveränetät entkleidet, die ihm ſtets mehr Verdruß als Vergnügen gemacht hat, als einer der reichſten deutſchen Standes- und Grundherrn. Auch mit ſeinem Geſchick hat er ſich verſöhnt. Denn wenn auf der einen Seite der Verluſt des Thrones ein Gefühl von Bitterkeit in ihm wach zu rufen droht, ſo weiß er es auf der andern Seite ſofort wieder zu beſchwichtigen durch den tröſtlichen Gedanken, daß nicht nur er ſeinen Thron, ſondern auch das Land und die Landſtände (oder „der Oelker und die andern Kerls") die ſo viel beſtrittene, genommene und wieder zurückeroberte einunddreißiger Verfaſſung endlich definitiv und für immer eingebüßt haben. Und wenn der Kurfürſt etwa bei Preußen, wie die Zeitungen melden, jetzt noch Reclamationen erhebt, ſo handelt es ſich gewiß nicht darum, ein Stücklein Souveränetät, ſondern vielmehr darum, einen erheblichen Antheil an dem kurheſſiſchen Staatsſchatze für ſich zu ſalviren, deſſen Grund ſeine Vorfahren durch Menſchenhandel legten. Das iſt denn auch ein Standpunkt.

Minder klar als die Poſition des Georg Rex und des Kurfürſten Friedrich Wilhelm iſt die des dritten Depoſſedirten, des Herzogs Adolf und ſeiner Anhänger. Faſt ſcheint es, man möchte hier den Verſuch machen, die Annehmlichkeit des kurfürſtlich heſſiſchen Standpunktes und die Großartigkeit des königlich hannoverſchen mit einander zu vereinigen. In Berlin ein ſehr loyaler Preuße ſein und ſich in Anerkennung deſſen die dem Lande gehörigen Domanialgüter als fürſtliche Dotation ausliefern laſſen, in Wiesbaden und Umgegend den Hoffnungen und Beſtrebungen, „den .....-Preuß wieder loszuwerden" reichliche Nahrung gewähren oder wenigſtens nicht entziehen, das wäre gewiß kein „Standpunkt".

Doch ich will die Reflexionen bei Seite laſſen und von Thatſachen reden.

In den letzten Wochen wimmelten die Zeitungen von Notizen, daß der Herzog Adolf dieſen und jenen Beamten, dieſe oder jene Kategorie von Staats-

dienern „ihres Eides" entbunden habe". Der Chef des Medicinalwesens im Lande Nassau machte mit Namensunterschrift officiell in den Zeitungen bekannt, auf sein Ansuchen habe Seine Hoheit der Herzog sämmtliche Gesundheitsbeamte und praktische Aerzte ihres Diensteides entbunden. Es blieb bei dieser Publication unklar, ob der Chef des Medicinalwesens von seinen Untergebenen, welche dies wenigstens großen Theils bestreiten, Auftrag zu diesem Nachsuchen hatte, oder nicht; und ob er in seiner Eigenschaft als herzogl. nassauischer oder als königl. preußischer Beamter handelte, oder ob er sich im Widerspruch mit dem Satze „niemand kann zween Herren dienen", als eine combinirte Verkörperung dieser beiden Eigenschaften gedacht hat. Gewiß ist, daß zwischen dem Herzog Adolf, welcher in dem, in kürzester Frist von Wiesbaden erreichbaren hessischen Schlößchen Rumpenheim am Main residirt (dieser Tage erst hat er aus Rücksicht auf die Reconvalescenz seiner hohen Gemahlin einen Landsitz bei Lausanne bezogen) und seinen vormaligen Beamten, den sogenannten „herzoglichen Dienern" (in Hannover hießen sie „königliche Diener" — magna ingenia conspirant") ein ununterbrochener lebhafter persönlicher und brieflicher Verkehr stattfindet, obgleich diese Beamten nun schon seit drei Vierteljahren Diener der preußischen Monarchie sind; und ebenso unzweifelhaft ist es, daß dieser Verkehr außerordentlich an Lebhaftigkeit gewann, je höher die kriegdrohende Wolke am Horizonte emporstieg. Die königliche Verwaltung kennt diese Thatsachen, aber sie ignorirt sie. Wie mir scheint, mit Recht. Es hilft nichts, auf ein Symptom äußerlich loszucuriren, wenn man sich nicht um den Sitz der Krankheit kümmert. Inzwischen erhitzte sich die posthume Loyalität zu eigenthümlichen Erscheinungen. Beispielsweise sei nur eine erwähnt. Der Director einer kgl. Strafanstalt suchte bei der königlichen Regierung einen Urlaub von 14 Tagen nach. Diese machte ihn auf die bestehende Vorschrift aufmerksam, wonach er den Zweck und das Ziel seiner Urlaubsreise angeben müsse. Der königliche Director kam der Weisung nach. Als Ziel der Reise bezeichnete er Frankfurt und das Schlößchen Rumpenheim, die Residenz des Herzogs Adolf von Nassau. Als Zweck der Reise gab er an: In Rumpenheim wolle er seinem bisherigen allergnädigsten Herzog und Herrn seine allerunterthänigste Ehrfurcht bezeugen, in Frankfurt aber wolle er erstens sich nach einem gelehrigen Affenpinscher umsehen und zweitens um ein möglichst billiges Stück Geld einen abgetragenen schwarzen Frack kaufen, um darin (statt in der vorgeschriebenen Dienstkleidung) dem neuen preußischen Regierungspräsidenten, Herrn von Diest in Wiesbaden, seine Aufwartung zu machen.

Nicht alle Beamte und Geistliche haben um die Eidesentbindung nachgesucht. Die Obergerichtsräthe in Wiesbaden und in Dillenburg z. B. haben es nicht gethan. Wohl aber die große Mehrzahl. Die Beamten fühlen sich nachgrade sehr unbehaglich unter dem preußischen Regiment, welches hohe Ansprüche in

Betreff der Tüchtigkeit und Thätigkeit im Dienſt erhebt und keineswegs ſo freigebig mit Beſoldungszulagen, Gratificationen, Remunerationen, Unterſtützungen, Almoſen und ſonſtigen Trinkgeldern iſt, wie es das alte Regiment auf Koſten der Steuerpflichtigen war, indem es das Geld, das es den Fleißigen abnahm unter die Faulenzer vertheilte. Aus den Mitteln der Steuerpflichtigen, nicht aus den Einkünften der Domänen oder der Civilliſte, befriedigte der Herzog Adolf, — ein von Natur gutmüthiger Herr, der nur durch ſeine Umgebung, unter Benutzung ſeines Kopfleidens und der daraus entſtandenen nervöſen Reizbarkeit, gegen Land und Leute gehetzt wurde, damit die fürſtliche Gunſt ſich nur auf wenige Auserwählte vertheile — ſeinen nicht wohl geregelten Wohlthätigkeitsdrang. Auch hier möge ſtatt vieler hundert ein Beiſpiel genügen. Ein einzelnſtehendes älteres Fräulein, frömmſter Richtung und loyalſten Gemüths, die ein Vermögen von mehr als 10,000 Gulden beſitzt, und aus dem Betriebe des Chambre-garnie-Gewerbes, in welchem ſie durch Empfehlung aller Frommen von weit und breit unterſtützt wird, einen jährlichen Reingewinn von ebenfalls einigen tauſend Gulden erzielt, hat unter Herzog Adolf und auf deſſen ſpeciellen und perſönlichen Befehl viele Jahre lang „wegen ihrer außerordentlichen Hilfsbedürftigkeit und Armuth“ eine jährliche Unterſtützung von 500 Gulden bezogen, welche von den übrigen Unterthanen des Herzogs durch Steuerzahlen aufgebracht werden mußte. In Naſſau aber ſind grade die nur auf ihre Arbeitskraft angewieſenen ärmeren Claſſen, die kleinen Bauern und die kleinen Handwerker, ganz außerordentlich hoch beſteuert. Denn die naſſauiſchen Fiscalkünſtler dachten: „Die Maſſe muß es bringen.“ Einmal wagte es jemand, hohen Orts darauf aufmerkſam zu machen, es ſei doch nicht recht, daß dieſe armen Leute für das reiche Fräulein arbeiten müßten. „Dafür betet das Fräulein auch für die Armen“, war die Antwort. Aus dem „Ora et labora“ war ein „Aut ora aut labora“ geworden.

Im Staatsdienſt mußten die fleißigen und tüchtigen Arbeiter darben. Dagegen der müßige Troß, der ſich mit lakaienhafter Dreiſtigkeit und Geſliſſenheit vordrängte und ſeine Dienſte anbot für die Zwecke, die dem Staatsdienſt und deſſen Pflichten fremd und ſogar diametral entgegengeſetzt waren, wurde fürſtlich belohnt, mit Titeln, mit Orden (Herzog Adolf hatte ſich deren mehre geſtiftet; ſein geiſtreicher Vater, der Herzog Wilhelm, glaubte derſelben entrathen zu können und ſpottete oft über die kleinfürſtlichen Decorationen) und vor allem mit Geld. Das Civil-, Militär- und ſonſtige Beſoldungsbudget wuchs — bei einer Bevölkerung von nicht einer halben Million Einwohner — auf über drei Millionen Gulden, und mit ihm wuchſen die Steuern.

Es verſtand ſich in Naſſau von ſelbſt, daß die öffentlichen Beamten private Nebengeſchäfte treiben durften, welchen ſie ihre Hauptzeit widmeten, mit ſolchem Erfolg, daß die Nebeneinkünfte, vielfach zuſammenhängend mit den in den Bädern betriebenen Spielhöllen und deren unnennbaren Anhängſeln, zum Oeftern

das dienſtliche Haupteinkommen überſtiegen. Gute Geſinnung, recht demonſtrativ zur Schau getragen, correctes, ſtreng bureaukratiſches Verhalten und ein zügelloſer Dienſteifer bei den permanenten Wahlen zu dem jedes Jahr aufgelöſten Landtag deckten alles. Man ſah mehr auf den Glauben, als auf die Werke.

Noch mehr aber verſtand es ſich von ſelbſt, daß ein bürgerliches Metier für die Relicten eines Beamten oder eines Geiſtlichen eine Entehrung war, woraus denn mit Nothwendigkeit ſich ergab, daß die Beamtentöchter (auch der niedrigſten Claſſen) auf Koſten der Steuerzahler ihr Leben lang unterhalten werden mußten.

Obgleich die preußiſche Verwaltung in allen dieſen Dingen auf das ſchonendſte verfährt, ſo dämmert doch allen, welche von den bisherigen Mißbräuchen Vortheil zogen, ein Bewußtſein, daß ſolche zarte Gewächſe, wie die ſoeben geſchilderten, in der ſcharfen reinen Luft eines Großſtaats auf die Dauer nicht gedeihen können, ſondern nach und nach verkümmern. Der Acceſſiſt vermißt die Beſoldungszulage, welche er ſonſt bekam, wenn er mit dem Regierungsdirector Werren eine Wahlagitationsreiſe machte und auf derſelben die Gemeindebeamten mit göttlicher Amtsgrobheit anſchnauzte; der Oberförſter, der das fürſtliche Jagdrevier beſſer gepflegt als den Wald der Gemeinde, die ihn bezahlt, wartet vergeblich auf die Remunerationen, welche für Achtzehnender aus der Staatskaſſe erfielen; der Kanzliſt, der ſeinen Vorgeſetzten denuncirt hatte, daß er einmal in der Dämmerung auf der Straße bei einem liberalen Ständemitglied geſtanden und mit ihm über die Weinernte geſprochen habe, ſeufzt: „In dieſem abſcheulichen Preußen will man von Gratificationen nichts wiſſen, die Kerls muthen einem zu, daß man die Arbeit umſonſt thut.“ Wenn er franzöſiſch verſtände, würde er ſagen: „de travailler pour le roi de Prusse“. Er bekommt zwar eine im Verhältniß zu ſeiner Qualification ſehr hohe Beſoldung. Allein die rechnet er nicht. Das iſt ein Ding für ſich; denn die hat er einmal „decretmäßig“. Wenn er dafür etwas arbeiten ſoll, dann verlangt er außerdem noch eine Gratification, auf deutſch: ein Trinkgeld. Von dieſer ſegensreichen Inſtitution will der ſchwarzweiße Eindringling nichts wiſſen und deshalb iſt er in den Augen der blau-orangefarbigen Autochthonen ein nordiſcher Barbar. Der Oberbeamte ſeufzt: „Es ſollen alle guten Stellen bis herunter auf die Landrathspoſten mit Altpreußen beſetzt werden“ (was allerdings, wenn es geſchähe, ſehr unklug wäre, namentlich bezüglich der Landräthe, welche doch in ihrem Bezirk nicht Fremdlinge ſein dürfen). Der Unterbeamte hat die ſchreckſichen Worte „Gumbinnen“ und „Stallupönen“ vernommen; und wenn er Abends zu ſpät, oder zu viel, oder zu ſchwer verdauliche Speiſen gegeſſen hat, dann träumt er Nachts, er ſei Kanzleirath in „Stallupönen“ geworden; er ſieht ſich mit ſeinen Acten in einem offenen Holzſchuppen, ringsum Schnee und immer

näher dringendes Wolfsgeheul. Während er ſein Gehirn mit Zweifeln abmartert, ob wohl die Wölfe den hölzernen Kanzleirath oder die papiernen Acten freſſen wollen, oder gar beides, erwacht er, gebadet in Angſtſchweiß, und die Gattin liſpelt: „Ach Wilhelm, ſeit wir preußiſch ſind, haſt Du keine ruhige Nacht mehr; Gott gebe, daß es bald anders werde.“ „Schweig,“ ruft Wilhelm der Gattin zu, „Du bringſt uns noch ins Zuchthaus, weißt Du nicht, daß in Preußen die Wände Ohren haben; und der ſchlechte Kanzliſt Cigaretto paßt mir ohnedies ſchon auf den Dienſt und möchte mir die Schlappen austreten; vor einem halben Jahr noch lief er alle drei Tage nach Rumpenheim, um ſich nach dem Befinden unſerer allergnädigſten Frau Herzogin Adelheid zu erkundigen, und jetzt kriecht er vor dem hergelaufenen Junker, dem —“. Ach, auf dreihundert Stunden Wegs verſetzt zu werden, iſt doch auch gar zu ſchmerzlich. Bisher konnte doch die Regierung ſelbſt im Falle der äußerſten Ungnade nicht weiter gehen, als zehn Meilen. Denn weiter reichte ihr Gebiet nicht, und unſere Bauern, wenn ſie bildlich ausdrücken wollen, daß der böſe Wille ſeine Grenze in der Impotenz finde, ſagen: „Einer Ziege gehört kein langer Schwanz.“ Ein anderes Stillleben:

„Was ſoll aus uns werden,“ ſeufzt die ſentimentale Tochter einer verwittweten Geheimen Hof-Kammer-Räthin, „betteln mag ich nicht und arbeiten hab' ich nicht gelernt; und am Ende nimmt Dir der garſtige Preuß' auch noch Deine Penſion.“ „Das wird er wohl bleiben laſſen,“ erwidert die reſolute Mutter, „man läßt ſich viel gefallen, aber daß man ſeine durch eine langjährige getreue Pflichterfüllung — Dein Vater ſelig ging jeden Tag drei geſchlagene Stunden auf das Büreau, und es kam ſogar im Winter manchmal auch vor, daß er bei Licht arbeitete — im Schweiße ſeines Angeſichts erworbene Penſion ſoll verlieren, das läßt man ſich nicht gefallen; das iſt zu arg; und in dem Beſitzergreifungspatente heißt es „wohlerworbene Rechte und berechtigte Eigenthümlichkeiten“ ſollen bleiben; und wenn das keine berechtigte Eigenthümlichkeit iſt für eine arme Wittwe, die, abgeſehen von der Penſion, von ihren Zinſen leben muß, die erfallen von dem Bischen Capital, was Dein Vater ſelig durch den Mäuſefraß erworben hat, dann möcht' ich einmal wiſſen „was denn überhaupt nach der Meinung dieſer Preußen da eine berechtigte Eigenthümlichkeit ſein ſoll.“ — „Ja Mutter, das iſt alles ſchön,“ ſeufzt Minchen; „aber, wenn Du ſterben ſollteſt, was Gott verhüte, was ſoll aus einem armen jungen Mädchen werden, das dann allein ſteht; Deine Penſion hört dann auf, und ich bekomme keine; unter dem guten Herzog hätte ich als eines hochverdienten Angeſtellten hinterlaſſene Waiſe eine jährliche Unterſtützung von ein paar Hundert Gulden aus Staatsmitteln erhalten; aber wenn ich mir denke, bei dem Preuß' ſo etwas nachzuſuchen, das wäre mir ſchrecklich; denn man bekäm' nichts“. „Nun, nun,“ tröſtet die Mutter, „mit Deiner Jugend hat's gute Wege, und ich bin doch

auch noch nicht ſo alt, daß ich ſchon ans Sterben denken ſollte; ich will vielmehr dem Preuß' zum Trotz noch recht lange leben, daß mir der Hungerleider zu ſeinem Aerger noch recht oft meine naſſauiſche Penſion auszahlen muß. Aber was ſag' ich da? Wie lang wird's denn mit dem Preuß' überhaupt noch dauern? Die Gräfin Bella — und die weiß alles ganz genau, denn ſie hat drei Brüder, alle drei in öſtreichiſchen Dienſten, der eine iſt k. k. Major, der andere iſt k. k. Kämmerer und der dritte iſt k. k. Geſandter und hat im vorigen Jahr dem Preuß' eine ſiegreiche Schlacht geliefert — die gnädig' Comteß alſo — Du weißt, ſie kann reiten wie ein Stallmeiſter und fluchen wie ein Poſtillon — die hat kürzlich zu Rittersheim zu der Frau Amtmann geſagt: „Donnerwetter, ſagte ſie, jetzt iſt's aber aus, ſagt' ſie, mit dem .....-Preuß'; der Franzos und der Oeſtreicher, und der Spanier und der Italiener, und der Holländer und der Schweizer, alle mit einander ſind ſie einig; mit dem Luxemburg, das iſt nur der Vorwand; wenn man an den Hund will, dann hat er Leder gefreſſen; klein gemacht wird der Preuß', ſeinen Raub muß er wieder herausgeben und noch die Hälfte von dem, was ſein iſt, dazu; und der Franzos ſetzt den Herzog wieder auf ſeinen angeſtammten Thron und macht ihn zum König, wie er ja auch Anno ſechs ſeinen Vorfahren, der früher nur ein Graf war wie wir auch, nur ärmer (verſteh' mich recht, München, ſo ſagt die Gräfin Bella, nicht ich, denn Gott ſoll mich behüten, daß ich unſeres allerdurchlauchtigſten angeſtammten Landesvaters Vorfahren nachſage, ſie ſeien arm geweſen) — zum Herzog gemacht hat, und giebt ihm noch viel mehr Land, als er hatte, Kreuznach und Koblenz und Neuwied und Linz, was er all dem Preuß' abnimmt, wie ja der Franzos auch Anno ſechs dem Naſſauer noch einmal ſo viel Domänen und Land gegeben hat, als er hatte; das iſt all verbrieft und verſiegelt; und der Herzog hat nach Berlin geſchrieben, er laſſe ſich jetzt mit dem Preuß' auf gar nichts mehr ein, und wenn er ihm die ganze Domäne des Landes auf dem Präſentirteller entgegentrüge, und ſeinen Bruder, den Prinzen Nikolaus, der ſich mit dem Preuß' zu tief eingelaſſen und ſogar ſeine biebericher Garde-Schützen-Uniform mit einer preußiſchen Generalsuniform vertauſcht hat, — ich hab' ihm niemals getraut, daß er gut öſtreichiſch wäre, ſagt ſie, nämlich die Gräfin Bella — den will er von Berlin abberufen, ſagt' ſie, und er ſoll öſtreichiſcher General werden, wie unſer Zimieçki, ſagt' ſie, und wenn unſer allergnädigſter Herr wiederkommt, hurrah! dann geht's los, ſeine Getreuen wird er belohnen" — und dazu gehören wir zwei doch auch, München, denn wir haben ja ein jedes beigeſteuert für das Weihegeſchenk, für die zwei und ein halb Fuß große Göttin Naſſovia, wo die Frau Regierungsdirector Schepp mit einem Fußfall der allergnädigſten Frau Herzogin Adelheid — Gott ſegne ſie — als ein Angedenken an die treugeſinnten Naſſauerinnen in Rumpenheim überreicht hat; heb' mir nur die Quittung gut auf, ich habe ſie in die oberſte Schieblade zu den Spielactien gelegt, ſag'

ich —; ja, was wollt ich doch ſagen? Alſo: „die Getreuen belohnen," ſagt' ſie, nämlich die Gräfin Bella, „und die meineidigen hochverrätheriſchen Spitzbuben beſtrafen; ich ſelbſt, ſagt' die gnädige Comteſſe, obgleich eine unſchuldige deutſche Jungfrau, ſagt' ſie, werde hocheigenhändig wenigſtens einem halben Dutzend Nationalvereinler mit dem Knopf meiner Reitpeitſche die Köpfe einſchlagen, und wie viel deren der Baron Breithaupt von Schnurresheim genannt zum Ritt auf der Boccage zum Warzentroſte mit ſeinem tapferen Schwert umbringen wird, das läßt ſich gar nicht ermeſſen". Siehſt Du, Kind, ſo ſagte die Gräfin und noch viel mehr, was ich Dir, als einer Beamtentochter von Bildung, gar nicht alles wieder ſagen kann; denn die Gräfin braucht manchmal Worte, die man Unſereinem übel nimmt, aber ihr ſieh'n ſie gut, weil ſie eine Amazone iſt, die in vornehmer Geſellſchaft lebt und mit Pferden umgeht. Und ich glaube, daß es wahr iſt. Denn vorgeſtern, wie der Preuß' die Recruten ausgehoben hat, da iſt ein Haufen Conſcribirter in Biebrich vor das herzogliche Schloß gezogen und hat „Heil, unſerm Herzog, Heil" geſungen und gerufen: „Unſer allergnädigſter Herzog Adolf ſoll leben, Vivat hoch und nochmals hoch" — die Burſche hatten's ein wenig im Ohr, ſonſt hätten ſie's nicht gethan, denn ſie haben einen criminaliſchen Reſpect vor dem groben Preuß' — und haben ſo lang Hoch gerufen, bis unſer durchlauchtigſter Erbprinz auf den Balkon herausgekommen iſt und hat mit ihnen „Hoch" gerufen; und das hätt' er doch gewiß nicht gethan, wenn ſein allergnädigſter Vater noch in Berlin mit dem Preuß' um die Domänen handelte, denn damit könnt' er ihm doch den Handel verderben. Und deshalb glaub' ich, daß es bald wieder anders wird, und daß es wackelig ſteht mit dem Preuß'. Haſt Du denn nicht gehört wie vorige Nacht die Hunde ſo fürchterlich geheult haben? und das bedeutet Krieg. Das hat mir meine ſelige Mutter, Deine Großmutter, immer geſagt; und die hat die ganzen Kriegszeiten mit durchgemacht vom Anfang an, wo die latourſchen Grenadiere einmarſchirten, bis ans Ende, wo die donſchen Koſaken auf ihren dürren Gäulchen geritten kamen. Lach' mir nicht, Minchen, über Deine ſelige Großmutter. Was ſie geſagt hat, iſt immer eingetroffen; und beſonders vom Krieg; wenn man ſo viel vom Krieg mitgemacht hat, wie Die, dann muß man auch etwas davon verſtehen. Und wenn Du auch den Hunden nicht glauben willſt, dann glaub' doch den Angeſtellten. Guck' nur einmal. Du wirſt Dich doch erinnern, daß ſchon im vorigen Herbſt der Preuß' von allen Staatsdienern den Huldigungsrevers verlangt hat; und da haben ſie alle gleich unterſchrieben, mit Ausnahme von ein paar alten Herren vom oberſten Gericht, die haben Einen nach Rumpenheim geſchickt, und da hat ſie der Herzog Adolf losgegeben von dem Dienſteid. Nun, und warum hat damals Keiner gemuckſt? Warum ſind ſie damals alle ohne Erlaubniß vom Herzog zum Preuß' übergegangen? Heh? Ei nun, weil

ſie damals glaubten, der Preuß' ſei ihnen doch zu mächtig, es könne alles doch nichts helfen, wir ſeien einmal preußiſch und würden es bleiben in alle Ewigkeit, deshalb müßte man laufen laſſen, was man nicht halten könne, und gute Miene zum böſen Spiel machen. Denn, ſagte Deine Großmutter ſelig, unſern lieben Herrgott zündet man eine Kerze an, aber dem Teufel zwei. So war's damals. Aber wie iſt es jetzt, ſeitdem der Franzos mit dem Säbel raſſelt? Iſt Dir das ein Rennen und Laufen nach Rumpenheim; und die rennen am meiſten, die früher thaten, als wenn ſie gar nicht wüßten, wo alleweil der gnädigſte Landesvater reſidirt, wo Rumpenheim liegt, und daß man in 2—3 Stunden dort ſein kann. Alle mit einander kommen ſie und wollen entbunden ſein, von ihrem Eid nämlich; und unſer gnädigſter Herzog entbindet ſie alle, Einen nach dem Andern, und giebt Decrete und erläßt Reſolutionen, wie vordem auch. Nun, was denkſt Du wohl, warum das nicht ſchon im October 1866, ſondern erſt im April und Mai 1867 geſchehen iſt? Ei nun, ſie riechen jetzt den Braten und denken, über Nacht kann's anders werden, und mit dem Einen ſich halten und 's mit dem Andern nicht verderben, und das Eine thun und das Andere nicht laſſen, ſchreibt der Apoſtel. Warum kommen die Gewiſſensbedenken erſt nach neun Monaten? Ei, weil ſie wiſſen, daß, wenn der Herzog wiederkommt, jeder Angeſtellte, der nicht von ihm entbunden worden iſt, abgeſetzt wird. Denke Dir nur, der Oberſanitätsrath entbindet im Namen des Herzogs alle Doctors im Lande auf einmal und ſchreibt's obendrein auch noch mit ſeiner Namensunterſchrift in alle Zeitungen. Ja, ja, ich ſag's immer, und die Gräfin Bella hat Recht, der Franzos hat alleweil dem Preußen den Giftzahn ausgebrochen; er wagt nicht mehr zu beißen. Und geſtern hat mir die Dippenſchmidtin erzählt, — ihr Bub ſchreibt bei Seiner Hoheit des Herzogs geheimem Cabinetsdirector — der Cabinetsdirector iſt ſchon lange wieder da, und jeden Tag läuft über ein Dutzend Suppliken an den Herzog bei ihm ein und er ſchickt ſie den Bürgermeiſtern zum Bericht, und die Bürgermeiſter berichten an den Herrn Cabinetsdirector, und der berichtet an den Herzog, und Seine Hoheit geruhen ihre Reſolutionen herunterfließen zu laſſen und gewähren wieder Almoſen und Unterſtützungen und Gunſt und Gnaden, grade wie früher; und die Rentmeiſter zahlen das Geld aus an die Supplicanten. Kurz, es geht alles wieder auf dem alten Fuß, und da der Preuß' weiß, daß er ſich hier doch auf die Dauer nicht halten kann, ſo hat er nicht den Muth, dies zu ſtören; und ich bin feſt überzeugt, unſere Zeit wird wieder kommen."

„Ja, Mama," entgegnete die Tochter, „wenn ich nur Deinen guten Muth hätte, ich ſehe ſo ſchwarz und heute morgen erzählte mir noch jemand, der Rentmeiſter von Uſingen habe, als ihm Geld geſchickt wurde, um es Namens des Herzogs einem ſolchen Supplicanten auszuzahlen, daſſelbe dem Geheimen Ca-

binetsrath Seiner Hoheit wieder zurückgeschickt mit einem ganz groben Brief, worin er sagt, er habe Geldgeschäfte für die preußische Monarchie zu führen, aber nicht für Privatleute, und er könne sich um so weniger zu jenem Geschäfte hergeben, weil sonst für leicht zu bethörende Unkundige der Irrthum, als wenn der Herzog noch regiere, hervorgerufen oder, wo er bestehe, genährt werden und später von verhängnißvollen Folgen begleitet sein könne. Siehst Du, Mama, der glaubt denn doch gewiß nicht an die Rückkehr unseres guten Herzogs."

„Pah, das ist nur Einer," sagt die Mutter, indem sie verächtlich die Oberlippe kräuselt, „das ist eine Ausnahme und eine Schwalbe macht keinen Sommer. Er wird's schon spüren, wenn der Herzog sein Land wieder bekommt, dafür, daß er mit dem Preuß' kalefactort hat, wird er dann die längste Zeit gerentmeistert haben."

„Aber, Mama, es kann lange dauern, bis unser guter Herzog sein Reich wieder antritt."

„Ach was, und zwischenzeitig können wir's abhalten. Das ist gewiß, er kriegt die ganze Domäne. Die darf ihm der Preuß' nicht vorenthalten. Er zieht dann mehr Geld aus dem Lande, als der Preuß' mit all seinen Steuerkünsten. Er schöpft zuerst mit den großen Löffeln die Fettaugen von der Suppe; und wenn dann der hungrige Preuß' kommt und will Steuern haben, dann hat er das Nachsehn. Wer will gegen den Herzog aufkommen, wenn er wieder der Herr ist von Quellen, Bädern, Wasser und Wiesen, von Wild und Wald, von Weinbergen und Bergwerken und Hütten und Hämmern. Weh denen die sich gegen ihn vergangen haben; und auch die, so weder kalt noch warm waren, die wird er ausspeien aus seinem Munde. Geht es nicht mit der Domänenverwaltung noch ganz im alten Geleise? Wenn die Stadt für eine öffentliche Anlage einen Domänenacker haben will, dann heißt's: „Was fällt Euch ein? Keine Scholle; oder Ihr müßtet uns denn ein Stück von Eurem Stadtwald dafür bergeben, der uns für die Jagd recht passend gelegen ist." Und wie geht's mit der Jagd? Seit dem ersten Mai haben die Nationalvereins-Apostel verkündigt, der König von Preußen habe die Jagd mit Stumpf und Stiel aufgehoben; und die Gemeinden haben sich daran gemacht und haben die Jagden wollen verpachten. Aber was waren die so irre! Man hat ihnen auf die Finger geklopft und hat ihnen gesagt: Anton, laß die Hand davon, der Herr von Baumbach, Seiner Hoheit Oberjägermeister, muß erst die Jagdbezirke zurechtschneiden, damit Seine Hoheit nicht zu kurz kommt, sondern sich Leibjagdreviere pachten kann, so viel ihm beliebt; denn der Herr Oberjägermeister ist immer noch der Chef des gesammten Forstwesens bei der herzoglichen Landesregierung."

„Bei der königlichen," seufzt die Tochter.

„Ich bleibe beim herzoglich," meint die Mutter, „dann brauche ich nicht wieder umzulernen. Man merkt, daß Du lieber Romane lieſt, als Zeitungen. Wenn Du meinem Beiſpiele folgen und jeden Abend die „Neue Mittelrheiniſche Zeitung" leſen wollteſt, dann wüßteſt Du, was in der Welt vorgeht. Sie iſt in ihrer Art noch ſchöner als die „herzoglich naſſauiſche Landeszeitung", die doch etwas zu plump war. Sie iſt ebenſo loyal, wie jene war, und dabei viel feiner!"

„Loyal?" flötet die Tochter, „ſie kokettirt ja mit den Republikanern und lobt zuweilen ſogar den preußiſchen Regierungspräſidenten oder Civilcommiſſär — ich weiß nicht, wie man ihn nennt — mit einer wahrhaft ſpeichelleckeriſchen Devotion."

„Flauſen, mein Kind, nichts als Flauſen," tröſtet die Mutter, „die Republikaner ſind im Augenblick unſere beſten Freunde; ſie haſſen den Preuß' bis auf das Blut, wie wir. Haben wir aber mit ihrer und der rothen Hoſen Hilfe den Preuß' geworfen, dann wollen wir mit den tölpelhaften zudringlichen Schwärmern ſchon fertig werden. Dann heißt es: Vogel friß oder ſtirb. Entweder nimm eine Stelle und duck' Dich, oder Du wirſt eingeſteckt, wenn Du Dich muckſeſt. Ja, es iſt wahr, mir thut es auch weh, die Neue Mittelrheiniſche Zeitung, die ſo wacker gegen den Preuß' und für die herzoglichen Hofjagden und die Domänen, für die Staatsdiener und deren Relicten, für den Dienſtadel und den Klerus ficht, zuweilen den Menſchen, den ſogenannten Civilcommiſſär da, loben zu hören; allein was iſt da zu wollen? Ich denke mir, dadurch erkauft ſie ſich die Freiheit, im Uebrigen deſto tüchtiger drauf los zu ſchlagen. Die preußiſchen Behörden und Beamten darf ſie nicht ſchimpfen. Sonſt giebt's gefährliche Preßproceſſe. Statt deſſen ſucht ſie ſich dann einen ſolchen National-Vereins- oder Parlaments-Helden, wie den B., dieſes Ungeheuer, das Gott verdamme, heraus und verarbeitet ihn tagtäglich aus dem ff. Wir verſtehen ja doch, wie's gemeint iſt; — auf den Sack ſchlägt man, und der Eſel iſt gemeint; und damit's dem gemeinen Manne ſchmeckt, muß ein Bischen demokratiſche Sauce dran. Wie dürfen aber wir daran Anſtoß nehmen, wenn unſer allergnädigſter Herr es nicht thut und ſich das Blatt ein ſo ſchönes Stück Geld koſten läßt. Es iſt ſein einziger Troſt im Exil, das gewiß bald endigt. Aber an Geld fehlt's nicht. Denn noch kürzlich hat der Herzog ſeinen deutſchen Bereiter fortgeſchickt und ſich dafür einen engliſchen genommen, der grade noch einmal ſo viel koſtet; und den hat er nach England geſchickt, um ihm ein Dutzend der feinſten engliſchen Racepferde zu kaufen, die bei allen Rennen concurriren ſollen. Einen andern Bereiter hat er nach Ungarn geſchickt, um einen ganzen Stall voll Jucker zu kaufen. Das freilich gefällt mir, als einer Poſthalterstochter, gar nicht. In meiner Jugend ſagte man: „Wie das Geſcherr (Geſchirr), ſo iſt der Herr", und die Jucker, dieſe kleinen ungariſchen

Pferde, das iſt doch ſchlechtes Geſchirr. Elendes Geräppel, kann nichts ziehen, den Berg hinauf gar nichts. Aber man füttert ſie gut und haut ihnen die Peitſche ein paar Mal um die Köpfe herum, und dann geht's haſt Du nicht geſehen — vorn Trab, hinten Galopp, über die Ebene hinaus, wenn aber ein Berg kommt, dann iſt's all. Der böſe Dr. B. ſagt, wie mit den Juckern, ſo habe man es hier auch mit Land und Leuten, und namentlich mit den Beamten, gemacht, und deshalb ſei es auch ſo ſchnell alle geworden, als man an den Berg kam; und wenn ich ihm in irgendetwas recht geben möchte, ſo wär's wegen der Jucker; denn ich als Poſthalterstochter — —

„Um Gottes willen, liebe Mutter, verſchone mich mit Deinen Pferdegeſchichten; ich bekomme ſonſt Migraine," ſeufzte Minchen, oder wie ſie außer Haus genannt wurde, Minna, „ich ſehe immer noch mit banger Ahnung der Zukunft entgegen. Du haſt Dich mit Deinen Prophezeihungen ſchon öfters geirrt. Erinnere Dich nur noch an Anno Neun und fünfzig. Damals ſagteſt Du: Die Oeſtreicher ſiegen, und dann marſchirt der Herzog an der Spitze ſeiner Armee nach Paris und thut den Bonaparte ab und kommt dann wieder mit ſo und ſo viel Million Kriegsbeute; und dann ſchafft er mit Hilfe des Kaiſers von Oeſtreich die Verfaſſung ab und jagt die garſtigen Landſtände zum Teufel, die ihm das Leben ſo ſauer machen und ihn daran hindern, ſeinen getreuen Dienern und deren Wittwen und Waiſen an Gehalt und Penſion und Unterſtützung aus Staatsmitteln ſo viel zu geben, als ihm ſein gutes Herz vorſchreibt. Aber von alledem kam das Gegentheil. Seit 1859 kam der Nationalverein oben auf, und ſelbſt der Regierungsdirector Werren, dem der Herzog alle Gewalt gab im Himmel und auf Erden, und der Oeſtreich und den Dienſtadel und die Geiſtlichkeit und alles hinter ſich hatte, konnte ihn nicht bändigen, ſondern iſt elend an ihm zu Schanden geworden."

„Nun ja," replicirt die Frau Geheime Kammerrath, „damals habe ich mich geirrt; irren iſt menſchlich. Aber diesmal iſt's anders. Denn alle klugen Leute ſpeculiren, wie ich. Glaubſt Du wohl, daß der Advocat Maltravers die Petitionen für die herzoglichen Anſprüche an den Landesdomänen ſo eifrig zur Unterſchrift colportiren ließe, wenn er nicht gewiß wäre, herzoglicher Fiscalanwalt zu werden? Und meinſt Du, der Herr von Holzbach hätte ſich den prachtvollen Witz mit dem alten Frack und mit dem Affenpinſcher erlaubt, wenn er nicht ſicher wäre, daß er herzoglicher Domänendirector wird? Kurz, der alte Gott lebt noch, und in einem Jahr ſind wir wieder was wir waren."

Der londoner Vertrag und Süddeutschland.

Aus Schwaben.

25. Mai.

Man kann sich im Süden der Empfindung nicht erwehren, daß, wenn die preußische Regierung sich dazu verstanden hat, das Opfer des Besatzungsrechts in Luxemburg zu bringen, eines der Motive ohne Zweifel die Unfertigkeit unserer militärischen Organisation gewesen ist, die nach achtmonatlichem Nichtsthun noch fast genau dieselbe war wie zur Zeit des letzten Kriegs. Einen der Kriegsschauplätze hätte aller Wahrscheinlichkeit zufolge eben Süddeutschland gebildet. Offen und wehrlos lag es dem Feinde da, und nicht nur die militärische Schwäche, sondern auch die unsichere Gesinnung an den Höfen mochte dazu verlocken, eine Diversion über den Oberrhein zu machen und gleich im Anfang des Feldzugs die süddeutschen Staaten mindestens neutral zu legen. Die einzige Hilfe lag in Preußen, wir selbst waren nichts, und es konnte nur einen komischen Eindruck machen, wenn grade in Süddeutschland, das kaum ein Gewehr loszudrücken hatte, pathetische Mahnungen sich anstrengten, die nationalen Pflichten in der luxemburger Frage einzuschärfen. Für Preußen selbst aber war diese Lage des Südens ein begreifliches Hinderniß seiner Operationen. Seine moralische Verpflichtung, Süddeutschland zu decken, ging weiter, als vielleicht die rein strategischen Rücksichten vorschrieben. Und doch wäre eben dazu eine Mitwirkung der süddeutschen Streitkräfte unerläßlich gewesen, während jetzt für diese kein anderer Rath war, als sich bei Zeiten hinter den Mauern von Rastatt und Ulm zu bergen. Jedermann erhob die Prätension, daß Preußen uns schützen müsse, aber diejenigen am lautesten, welche das Bündniß mit Preußen am wüthendsten bekämpft hatten und noch bekämpften.

Sicher war dies nicht der einzige Grund, der den Entschluß der preußischen Regierung bestimmte. Es zogen noch andere Momente die Wagschale des Friedens nieder. War auch das preußische Heer im jetzigen Augenblick dem französischen unzweifelhaft überlegen, und war es fraglich, ob man L. Napoleon die Zeit zur Vollendung seiner Armeereform und seiner Hinterlader lassen solle, so stand andrerseits die Erwägung, daß auch die deutschen Wehrkräfte in der Zwischenzeit an Stärke nur gewinnen können. Noch fehlt in den neuannectirten Provinzen und in den kleinen Staaten des Nordbundes den Bataillonen die vollzählige Kriegsstärke Es war bedenklich, eine politische Schöpfung von so kurzer Dauer den Prüfungen eines großen Krieges auszusetzen, der den Anhängern der alten Zustände neue Hoffnungen erweckte und wo nicht gefährliche, doch lästige

Agitationen zur Folge haben konnte. Preußen wünſchte den Frieden, weil es zur Conſolidirung ſeiner Neuſchöpfung des Friedens bedarf. Es wünſchte ihn, weil es zugleich Urſache hatte, Europa, das ſeit Königsgrätz über den „maßloſen Ehrgeiz" des preußiſchen Aars beunruhigt iſt, zu beſchwichtigen. Man ſagt, Bismarck habe an Friedrich den Großen erinnert, der durch die Raſchheit, mit der er dem erſten ſchleſiſchen Krieg den zweiten folgen ließ, in Europa die Beſorgniß erweckte, daß er eine beſtändige Friedensgefahr und jeden Augenblick bereit ſei, eine Schwäche ſeiner Nachbarn zum Losſchlagen zu benutzen, und der dadurch die europäiſche Coalition im ſiebenjährigen Krieg gegen ſich heraufbeſchwor. Niemand zweifelte an dem glücklichen Ausgang des Kriegs, aber die Niederwerfung Frankreichs wäre nur eine neue Verlegenheit geweſen, ſie hätte weitere Kriege zur Folge gehabt, ſie hätte eine unabſehbare kriegeriſche Aera inaugurirt. Nicht dies war die Abſicht Preußens: es ſollte vor Europa ein unzweideutiger Beweis von der Friedensliebe des neuen Deutſchlands abgelegt werden.

Allein welche Gründe auch für die Entſchließung Preußens zuſammenwirkten, wir im Süden hatten nun einmal nicht das beſte Gewiſſen. Die Schutz- und Trutzbündniſſe waren abgeſchloſſen, aber theils natürliche Trägheit und Maangel an gutem Willen, theils die Hetzereien der antinationalen Parteien hatten verhindert, die praktiſchen Conſequenzen aus ihnen zu ziehen. Anſtatt raſch ans Werk zu gehen, um unſere Wehrverfaſſung der norddeutſchen anzunähern, hatte man mit müßigen Spielereien und Experimenten die Zeit vergeudet. So traf uns die Gefahr eines raſch ausbrechenden Kriegs. Wir mußten uns ſagen, daß Frankreich vielleicht gar nicht mit jenen Forderungen hervorgetreten wäre, wenn es nicht auf die militäriſche Schwäche Süddeutſchlands ſpeculiren konnte. Wir mußten uns weiter ſagen, daß, wenn der Krieg ausbrach, unſer Beitrag zu den militäriſchen Leiſtungen vermuthlich der allerbeſcheidenſte war, und wenn vielleicht lang und mit ſchweren Opfern gekämpft wurde, einen Theil der Schuld ſicher unſere Pflichtverſäumniſſe trugen.

Der kritiſche Moment, oder vielmehr der Nachdruck preußiſcher Mahnungen machte nun freilich der bisherigen Unthätigkeit ein Ende. Man raffte ſich mit einem Mal zu den beſten Vorſätzen auf. Hr. v. Varnbüler, in richtiger Witterung, welche Entſcheidung der würtembergiſchen Souveränetät die günſtigeren Ausſichten verſprach, entſchied ſich für das Feſthalten am preußiſchen Bündniß. Der ſchroffſte Gegner des letzteren, Hr. v. Neurath, trat zurück, und wurde als Juſtizminiſter durch einen Ergebenen des Hrn. v. Varnbüler erſetzt, den Hrn. v. Mittnacht, der freilich noch länger als dieſer die antipreußiſche Fahne geſchwungen hatte, ja recht eigentlich der Führer der Kammermehrheit bei den berüchtigten Octoberbeſchlüſſen geweſen war, aber längſt vor den Pforten des Miniſteriums harrend bei jeder Gelegenheit, mochte dieſe nun auch ein Cabi-

netswechsel im preußischen Sinne sein, zum Eintritt bereit war; ein Mann der vollendeten Thatsachen, der sich in die veränderten Umstände zu schicken weiß und bei der Annäherung der Ministerkrisis sich rasch dadurch möglich zu machen wußte, daß er die conservative Partei der Residenzstadt, die seinen Winken gehorcht, zu einer Demonstration für den Anschluß an Preußen veranlaßte.

Gleich bedeutsam wie der Rücktritt des Hrn. v. Neurath war der des Kriegsministers v. Hardegg. Ihm mußte man in erster Linie die militärischen Versäumnisse zuschreiben. Aus seinem Cabinet war noch vor kurzem der Entwurf einer Heeresverfassung nach schweizerischem Muster, mit viermonatlicher Präsenz, hervorgegangen; er hatte die Schwärmerei des Herrn v. Golther für das Jugendwehrwesen unterstützt. Nach den gründlichsten Schießversuchen hatte er immer noch nicht die der schwäbischen Stammeseigenthümlichkeit völlig entsprechende Schießwaffe auffinden können. Er hatte früher geäußert, er werde, wenn der Anschluß an das preußische System durchgeführt würde, nicht auf seinem Posten bleiben. Nun wartete er aber doch, bis der König, den die unerwartete Schilderung der wirklichen Lage plötzlich entrüstete, ihm die Entlassung in auffallend ungnädiger Weise ertheilte. An seine Stelle trat der Oberst Wagner, bisher wenig genannt, doch im Rufe, einer unserer tüchtigsten Generalstabsoffiziere und dem preußischen Wehrsystem zugeneigt zu sein. Und wirklich kam nun ein frischerer Zug in das Hotel am Charlottenplatz. Eben in letzter Stunde hatte man sich noch wenigstens für irgendeinen Hinterlader entschieden und nach allen Seiten Aufträge zu schleunigster Ausführung ertheilt. Allein die Umwandlung belief sich unerwartet hoch, ohne doch zur gewünschten Zeit fertig werden zu können. Das Publikum war überzeugt, daß man mit dem Gewehr Albini-Brändle eine ganz vortreffliche Wahl getroffen habe, schüttelte aber gleichwohl den Kopf dazu, daß unser Contingent mit einer absonderlichen Waffe (wie trefflich immer) versehen werden sollte und solche Erwägung blieb auch dem neuen Kriegsminister nicht fremd. Man entschloß sich zu dem großen Opfer, doch zu der unvermeidlichen preußischen Zündnadel sich zu bequemen, nur sollte wenigstens das bisherige Kaliber beibehalten und so noch ein Stück Eigenthümlichkeit gerettet werden. Und selbst dieses letzte Opfer war man nach kurzer Zeit zu bringen bereit, ja man resignirte sich endlich so vernünftig zu sein, wie man in Baden gleich anfangs gewesen war, und sich von Preußen eine hinreichende Anzahl Zündnadelgewehre auszubitten und mit ihnen die Mannschaften einzuüben, so lange die eigenen Gewehre nicht umgewandelt. In der Formation waren schon früher Annäherungen an das preußische System erfolgt. Das preußische Dienst- und Exercierreglement sollte wenigstens durch eine Commission geprüft, und wie man sich ausdrückte, den würtembergischen Verhältnissen angepaßt werden. Die Sendung der preußischen Generale an die südlichen Höfe, die in diesen Tagen erfolgte, dürfte man als eine Gewähr be-

trachten, daß die nothwendigen Reformen ungesäumt und im Einklang mit den preußischen Einrichtungen ins Werk gesetzt werden. Officiöse Mittheilungen machten mit den Grundzügen eines neu ausgearbeiteten Armeegesetzes bekannt, das, den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht durchführend, mit zweijähriger Dienstzeit, die würtembergische Streitmacht, Linie, Reserve und Landwehr, auf die Höhe von 67,000 Mann bringen sollte.

Da erfolgte die Friedenswendung, und nirgends wird man sie mit so aufrichtiger Befriedigung begrüßt haben, als an den süddeutschen Höfen. Man war wohl selber erstaunt gewesen über die Thätigkeit, zu der man sich plötzlich aufgerafft hatte. Aber von dem Zwang, unter dem das geschehen war, fühlte man sich nun plötzlich befreit, man durfte aufathmen, nun pressirte ja die Geschichte nicht mehr, man konnte gemüthlich zu einem bequemeren Tempo zurückkehren.

Davon war ja keine Rede, daß das Ministerium Varnbüler irgendein Bedürfniß empfunden hätte, aus freien Stücken das zu thun, wozu es sich in der Noth des Augenblicks bequemt hatte, und im nationalen Interesse die Annäherung an die militärischen Einrichtungen Preußens oder gar die politische Annäherung an den norddeutschen Bund zu fördern. So sehr hatten sich die preußischen Sympathien des Hrn. v. Varnbüler doch nicht überstürzt. Er selbst hatte oftmals mit der ihm eigenen Unbefangenheit versichert, — wer ihm auf der Straße begegnete, konnte es hören — daß er, durch den Erfolg der Thatsachen bekehrt, vollständig auf preußische Seite getreten sei, und wenn man etwa bescheidene Verwunderung zu äußern wagte, daß dem Herrn Minister eine so vollständige Umwandlung gelungen, pflegte er überlegen lächelnd hinzuzufügen: so eben handle der Staatsmann, der nicht nach vorgefaßten Meinungen, sondern nach der Wirklichkeit der Dinge sich richte. Allein diese grundsätzliche Unbequemung an den Erfolg wäre schon im Fall eines Krieges eine ziemlich zweifelhafte Bürgschaft für das Feststehen der Regierung zu der nationalen Sache gewesen. Wie, mußte man fragen, wenn ein französischer Marschall siegreich an den Nesenbach gedrungen wäre, unzweifelhaft den Erfolg für sich hätte, war es dann nicht logisch, daß Hr. v. Varnbüler auch diesem Erfolg mit derselben entschlossenen Schwenkung sich beugte, wie er sie vor neun Monaten von Oestreich nach Preußen hin vollzogen hatte? Und nun, da der Krieg abgewendet blieb, war es nur eine Folge derselben Opportunitätspolitik, wenn man frei von den Sorgen um die nächste Zukunft nach kurzem Anlauf die Genugthuung der Ruhe sich gönnte oder wohl gar mit penelopeischer List an das Wiederauftrennen der Fäden dachte, die zum Glück noch nicht allzufest gesponnen waren.

Es ist leider kein Zweifel, daß der friedliche Austrag des luxemburger Conflicts eben diese Folgen gehabt hat. Der Süden ist, um es mit einem

Wort zu sagen, wieder empfindlich zurückgeworfen. Die Furcht hatte ihn dem Norden genähert, heute stellt er sich selbstbewußt wieder auf die Hinterbeine. Eine vergnügliche Sorglosigkeit ist mit dem gesicherten Frieden wieder über unsere regierenden Kreise gekommen. Von neuen Organisationen ist es stille geworden, mit Ausnahme des Friedensdepartements des Hrn. v. Goltber, der jetzt wieder Raum fand sich in den Vordergrund zu stellen, und der mit wahrhaft beustischer Geschäftigkeit bald diesen, bald jenen Zweig seines Departements, heute das Schulwesen, morgen die Kunstanstalten mit den Experimenten seines Reformdrangs beglückt. In den politisch-militärischen Dingen begann man wieder behaglich das Bewußtsein der Vollsouveränetät einzuschlürfen, das eben bedenklich erschüttert worden war. Die Stellung des preußischen Gesandten, mit dessen Freundschaft kurz zuvor Hr. v. Varnbüler auffallend kokettirt hatte, erforderte ein nicht gewöhnliches Maß von Takt und Vorsicht: dem König wurde von seiner Umgebung zugeflüstert, sich ja nichts von Preußen gefallen zu lassen. Ja man sagte, die Ausflüge, welche der König in der letzten Zeit in die Provinzen seines Reichs machte, hätten neben den Reizen der Jahreszeit zur Ursache auch den Wunsch, sich den häufigen und lästigen Besuchen des Herrn v. Rosenberg zu entziehen. Der General v. Oberniß wartete und wartete vergebens, bis ihm Gelegenheit gegeben würde, im Sinne seiner Mission zu wirken. Die Hoffnungen, die sich an die Sendung dieses preußischen Generals geknüpft hatten, dämpfte ein officiöser Artikel durch die Erinnerung daran, daß die südstaatlichen Heere nur für den Kriegsfall Preußen zur Verfügung gestellt seien und daß diese Bestimmung nicht anders zu verstehen sei, „als daß die Südstaaten im Frieden völlig freie Hand haben, ihr Heerwesen so einzurichten, wie sie es für ihre Verhältnisse am zweckdienlichsten finden.“ Die Höflinge und die Ultramontanen trugen die Köpfe wieder höher. Schon tauchte verschämt die Idee des Südbunds wieder auf. In den zugänglichen Preßorganen bemerkte man die Wiederaufnahme der Polemik gegen die „empörenden Agitationen“ der deutschen Partei und der Beobachter, das Organ des antinationalen Radicalismus, fand den Zeitpunkt gekommen, sich wieder um die verlorene Freundschaft der höchsten Kreise zu bewerben und der Krone anstatt der preußischen Allianz ein Schutz- und Trutzbündniß mit der particularistischen Demagogie anzubieten. Der haarsträubende Beschluß der darmstädter Kammer, den Großherzog um einen Nachlaß an der Civilliste zu ersuchen, gab ihm Veranlassung, die bedrohlichen Folgen des norddeutschen Bundes für den Geldbeutel der kleinen Fürsten beweglich zu schildern und dagegen dem König den ungeschmälerten Besitz an zeitlichen Gütern feierlichst zu garantiren, falls er dem Bund mit dem Bösen entschlossen und gänzlich entsage.

Dies waren für uns die nächsten Folgen des gesicherten Friedens. Und leider war nicht erfreulicher, was gleichzeitig aus Bayern verlautete. Auch dort

war dieselbe Säumigkeit in den militärischen Dingen. Die entgegengesetzten am Hof sich bekämpfenden Einflüsse hatten die Bildung eines homogenen Ministeriums verhindert und eine entschiedene politische Haltung unmöglich gemacht. Man wußte nie, auf welcher Seite der größere und wirksamere politische Einfluß war. Fürst Hohenlohe, unzweifelhaft von gutem aufrichtigem Willen beseelt, war nicht im Stand sich die nöthige Autorität zu verschaffen. Durch sein doctrinäres Januarprogramm hatte er sich selbst die Hände gebunden, von der entgegenkommenden Haltung der bayrischen Abgeordnetenkammer wußte er nicht den rechten Nutzen zu ziehen. Es wird eine boshafte, nach keiner Seite hin schmeichelhafte Aeußerung des Grafen Bismarck erzählt: er sei überzeugt, daß er mit Herrn v. d. Pfordten schon viel weiter gekommen wäre. Und nun steht zu fürchten, daß mit der Entfernung des Grafen Tauffkirchen nach St. Petersburg dem Fürsten Hohenlohe seine rechte Hand, die Hauptstütze seiner Politik entzogen werde. Er würde dadurch vollends isolirt, indessen der junge König planmäßig den Geschäften entrückt und für die Sommermonate in den Zauber des starenberger Sees und die Bräutigamswonnen der Roseninsel gebannt ist. Und die Bayrische Zeitung, die bisher mit ihren nationalen Sympathien muthig den klerikalen Anfeindungen getrotzt hatte, dementirt jetzt das Gerücht, es werde über den Eintritt der Südstaaten in den norddeutschen Bund verhandelt, in Ausdrücken, als ob ein solcher Gedanke überhaupt nur in dem müßigen Gehirn eines ganz ordinären Scribenten habe entspringen können.

Es ist keine Frage, der Eintritt Süddeutschlands in den neuen deutschen Bund ist wieder weiter in die Ferne gerückt, als man noch vor einigen Wochen zu hoffen berechtigt war. Während des luxemburger Conflicts ist diese Eventualität ohne Zweifel in Erwägung gezogen worden, je nach dem Gang der Ereignisse wäre sie unvermeidlich geworden. Die Regierungen waren schon halb resignirt, mehr noch die Völker. Jetzt ist es Preußen selbst, das die Beschleunigung jenes Eintritts von sich ablehnt. Die südlichen Höfe scheinen vollkommen sicher zu sein, daß sie mit unbequemen Zumuthungen für eine Zeit verschont bleiben, es ist ihnen schwer, ihre Freude darüber zu verbergen. Und freilich hat Preußen im jetzigen Augenblick seinerseits kein Interesse, daß die Südstaaten, wie sie sind, dem neuen Bund sich anschließen; es hat sogar ein Interesse, daß diese die unpopulären Militärreformen auf eigene Faust, in ihrer Vollsouveränetät durchführen, so daß das Odium davon nicht auf Preußen falle, das seinerseits im Norden Arbeit genug hat für eine Reihe von Jahren. Die deutsche Entwickelung wird so einen bemerkenswerthen Gegensatz bilden zu dem Gang der Dinge in Italien. Nicht mit ungeduldiger Eile, aber auch ohne die Gefahren eines überstürzten Processes, mit langsamen Schritten, aber so, daß das jedesmal Gewonnene für die Dauer gesichert wird, in Absätzen, in wohlbemessenen Uebergangsstufen dem Ziele näher zu kommen — dies scheint der Gedanke der preu-

ßischen Politik, wie sie durch den friedlichen Austrag des luxemburger Handels ihre Sanction erhalten hat.

Doch erst die Zukunft wird entscheiden, ob diese Politik die richtige gewesen ist, über die uns im Süden am wenigsten ein abfälliges Urtheil zusteht, die wir aber — und das kann nicht verschwiegen werden, — fast mehr als Rückzug empfinden, als die Räumung jener Festung. Eine kriegerische Lösung ist freilich nicht gewünscht worden und wir jedenfalls hatten nicht das Recht auf eine solche zu dringen. Aber wenn nun doch ein Gefühl der Befriedigung nicht aufzukommen vermag, so ist es, weil Preußen nicht blos in Luxemburg nachgegeben, sondern auch in Süddeutschland auf eine schon halb gewonnene Position wieder verzichtet hat. Der Rückschlag für die nationale Sache im Süden ist nicht zu verkennen, und nur der Gedanke gewährt Ersatz, daß die Befestigung des norddeutschen Bundes künftig auch uns wieder zu Gute kommen muß. Zunächst aber bleiben wir uns selbst überlassen. Preußen wird auch den Schein vermeiden, daß es aufs Neue die Ruhe seiner Nachbarn bedrohend über die Bestimmungen des prager Friedens hinausgreife, es wird seinen gefürchteten Ehrgeiz daransetzen, das norddeutsche Reich innerlich zu kräftigen, zu verschmelzen und auszubauen. Es wird inzwischen warten, bis der Süden seinerseits das Bedürfniß des Anschlusses empfindet und selbst sich für den Anschluß reif gemacht hat. Von der Initiative des Südens wird der Antrag auf die Vereinigung ausgehen müssen, und schwerlich wird Preußen sobald in die Lage versetzt sein über diesen Antrag sich zu entscheiden, dazu sind die süddeutschen Fürsten jetzt wieder viel zu froh ihrer Souveränetät, und zu diesem Entschluß sind auch die Bevölkerungen Süddeutschlands noch nicht reif. Es ist nicht daran zu denken, daß von unten ein starker Druck auf die Regierungen im Sinne des Anschlusses ausgeübt werden wird. Weniger Feindseligkeit — diese beschränkt sich nur noch auf kleine Kreise — aber Trägheit und die letzten Reste eigensinniger Ueberhebung beherrschen noch immer die große Masse. Unläugbar ist das politische Urtheil in einem Umwandlungsprocesse begriffen, und es ist zuweilen rührend, in der Nähe zu sehen, wie in den einzelnen Individuen dieser Kampf sich wiederholt, wie er in jedem wieder mit aller Zähigkeit schwäbischer Natur durchgekämpft wird durch einen Wust von ehrlichen und von sophistischen Bedenken. Aber es ist ein langsamer Proceß; der Ausgang des luxemburger Handels hat ihn nicht beschleunigt und ebensowenig wird die nun eintretende Pause in den äußeren Ereignissen zu seiner Beschleunigung beitragen. Erst wenn die Frage der materiellen Interessen wieder brennend wird, dürfte auf eine lebhafte Theilnahme der Bevölkerung zu rechnen sein.

Zum Glück sind es eben die materiellen Interessen, welche unvermeidlich in der nächsten Zeit zu einem Fortschritt innerhalb des Provisoriums treiben. Es

heißt nicht über den prager Frieden hinausgehen, wenn der Zollverein auf dauernden Grundlagen wiederhergestellt wird. Daß der jetzige precäre Zustand eine beständige Bedrohung unserer Interessen ist, wird auch der süddeutschen Bevölkerung begreiflich werden, sobald er nur einmal ernstlich auf die Probe gesetzt würde. Den Zollverein in ein unkündbares Verhältniß verwandeln heißt aber nichts Anderes als den süddeutschen Regierungen und Bevölkerungen einen Antheil an der Bundesgesetzgebung gewähren, und hierfür die Modalitäten zu finden, wird wohl demnächst den Gegenstand von Unterhandlungen bilden. Auch das wird dann begreiflich werden, daß, je enger das Band geschlossen wird und je weniger man sich nach neuen Zwischenorganen umsieht, um so größere und reellere Rechte den süddeutschen Bevölkerungen werden zu Theil werden.

Ihre Pflichten werden inzwischen darin bestehen, daß sie die Friedenszeit zur Vollendung ihrer militärischen Organisation benutzen. Preußen selbst hat doch ein wesentliches Interesse, daß die eingeleiteten Reformen nicht wieder sanft entschlummern. Es kann nicht dulden, daß eine künftige Krisis die süddeutschen Staaten wieder in derselben Lage finde. Ob freilich an einen rechten Ernst zu denken ist, so lange sich die Regierungen damit schmeicheln, daß sie „im Frieden völlig freie Hand haben", ob der gute Wille vorhanden ist, so lange die Schutz- und Trutzbündnisse nicht zu Militärconventionen entwickelt sind, das zu beurtheilen dürften wohl die Generale Hartmann und Obernitz bald in der Lage sein.

Aufruf zu Beiträgen und öffentlichen Sammlungen für **Karl Mauch**,

den deutschen Entdeckungsreisenden im Innern von Südafrika.

Seit 1849, als Dr. Barth und Dr. Overweg in Gemeinschaft des Engländers Richardson den afrikanischen Boden betraten, um ihr großes Entdeckungswerk zu beginnen, — schon 17 Jahre und länger — sind deutsche Forscher unablässig thätig gewesen, unsere immer noch so geringe Kenntniß dieses Continents zu vermehren. Manche der edelsten Söhne Deutschlands sind diesem Werke zum Opfer gefallen, wie Adolf Overweg, Eduard Vogel, Richard v. Neimans, Albrecht Roscher, Moritz v. Beurmann, Hermann Steudner, Karl von der Decken, und viele Andere. — Zu den gegenwärtig hoffnungsreichsten dieser aufopferungsvollen Männer gehören Gerhard Rohlfs aus Bremen und Karl Mauch aus Würtemberg.

Während G. Rohlfs im Innern Nordafrikas der Wissenschaft neue Gebiete eroberte, hat Karl Mauch im Innern von Südafrika eine treffliche Basis gewonnen, um von hier aus den noch ganz unbekannten Centralkern Afrikas zu erreichen, und ihm seine Geheimnisse zu entreißen. Vor vier Jahren von Deutschland abgereist, durchforschte und kartirte er seitdem die transvaalsche Republik, die fernste Ansiedlung der Europäer, und drang im Mai 1866 bis Januar 1867 mit dem berühmten Elephantenjäger Hartley weit ins Innere ein, auf einer Reise, deren Ausdehnung in gerader Linie 485 deutsche Meilen

beträgt (so breit wie Afrika unter dem Aequator von Küste zu Küste ist), und wobei er das Reich Mosilikatses und den noch unbekanntesten Theil Südafrikas südlich des Zambesi durchschnitt.

Es erscheint eine dringende Pflicht des deutschen Nationalgefühls und der Ehre, Carl Mauch mitten in seiner ersprießlichen Thätigkeit im fernen Innern Afrikas nicht hilflos zu lassen. Sollen Deutsche hier abermals eine reich dotirte ausländische geographische Gesellschaft um pecuniäre Unterstützung angehen? oder sollen sie sich an das deutsche Volk, an ihr eigenes Vaterland wenden?

Das deutsche Volk wird durch öffentliche Sammlungen für tausenderlei Zwecke unausgesetzt in Mitleidenschaft gezogen, — Grund genug, um nicht noch neue zu veranlassen. Das ist wenigstens mein Gefühl, und als es sich zur Ausführung eines eignen Lieblingsprojects, der deutschen Nordfahrt, um eine öffentliche Sammlung handelte, habe ich mich absolut und ganz davon ausgeschlossen. Hier aber handelt es sich nicht um Projecte, sondern ein deutscher Forscher, im Besitze von ebenso großer Thatkraft als Geldmitteln, dem man seit vier Jahren von seinem Vorhaben abzurathen suchte, ist von einem unwiderstehlichen Drange in das Innere des gefährlichen Continents getrieben, um sein Leben der Vollbringung einer wissenschaftlichen, ganz Deutschland zur Ehre gereichenden That zu weihen. Seit Baron von der Deckens Tode, der ein enormes Vermögen und sein eigenes Leben in der Verfolgung derselben Aufgabe einsetzte, ist Karl Mauch wieder der erste Deutsche, der das südafrikanische Forschungswerk mit Aussicht auf Erfolg weiterzuführen sucht, und wenn sich das Gerücht von Livingstones Tode bestätigen sollte, ist er augenblicklich der einzige tüchtige Reisende, der im Innern von Südafrika auf einer vielversprechenden Basis arbeitet und sich bereits trefflich bewährt hat. Größere Liebe hat kein Mensch, und größere Opfer kann kein Mensch bringen als sein eignes Leben. Darum habe ich den Gedanken an eine öffentliche Sammlung für Karl Mauch nicht unterdrücken zu müssen geglaubt; ich glaubte, daß es Tausenden als eine patriotische, den Freunden der Geographie und den wissenschaftlichen Corporationen als eine wissenschaftliche Pflicht erscheinen würde, ihm zu helfen. Und ich habe mich nicht getäuscht; denn als ich zur Fühlung im Voraus an einigen Thüren anklopfte, wurde mir freundlichst und bereitwilligst überall aufgethan und zwar in einer höchst ungünstigen Zeit der jüngstvergangenen Wochen politischer Befürchtungen; wissenschaftliche Vereine, Missionsgesellschaften (Südafrika bildet eins der hervorragendsten Missionsfelder) und Private haben in aller Schnelligkeit bereits über 800 Thaler für Carl Mauch zusammengebracht.

Ermuthigt durch diese Erfahrung wende ich mich daher vertrauensvoll an das deutsche Volk um geneigte Beiträge für Karl Mauch, die mir gütigst direct oder durch die Gefälligkeit der Redaction dieses Blattes oder durch irgendeine andere sammelnde Vermittlung zugesandt werden mögen.

Einstweilen habe ich es gern übernommen, die Beiträge in Empfang zu nehmen, jeden Monat in den „Geographischen Mittheilungen" öffentlich zu quittiren, und über die Verwendung der Sammlung vollständig öffentliche Abrechnung, über den Verlauf des Unternehmens prompt Bericht zu erstatten.

Gotha, 23. Mai 1867. Dr. A. Petermann.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:.

Julian Schmidt, | Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers „Geschichte des geistigen Lebens von Leibnitz bis auf Lessing's Tod" an Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen.

Wanderstudien aus der Schweiz.

Von

Eduard Osenbrüggen.

Erster Band.

Eleg. geh. fl. 2. 24 — Rthlr. 1. 10. — Fr. 5.

Diese reizenden Bilder aus verschiedenen Gegenden und über verschiedenartige Verhältnisse der Schweiz werden überall mit Interesse aufgenommen werden.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen:

Meyer's Reisebücher.

Redaction: Berlepsch.

Schweiz, *Führer*, von Berlepsch. Ausgabe I, mit 17 Karten, 6 Städteplänen, 10 Gebirgspanoramen und 38 Illustr. in Stahlstich. Vierte Auflage (1866), geb. 2½ Thlr. *do. Ausgabe II, mit 15 Karten, 6 Städteplänen und 1 Rigi-Panorama. Vierte Auflage (1866), geb. 1⅔ Thlr. **Suisse**, par Berlepsch, *Guide illustré*, Ed. I avec 16 Cartes, 6 Plans, 10 Panoramas et 38 Illustrations gravés en acier. 3me Edition (1865), geb. 2½ Thlr. *do. Ed. II avec 15 Cartes, 6 Plans, 1 Panorama (1866), geb. 1⅔ Thlr. **Thüringen**, *Führer*, von Schwerdt und Ziegler. Mit 6 Karten, 3 Städteplänen, 4 Gebirgspanoramen u. 19 Illustr. in Stahlstich. Neue rev. u. verm. Ausg. (1866), geb. 2 Thlr. **West-Deutschland**, *Führer*, von Hey'l und Berlepsch. Ausg. I, mit 42 Karten und Plänen, 8 Panoramen, 52 Ansichten in Stahlstich (1867), geb. 2½ Thlr. als erster Theil eines in vier Abtheilungen zerfallenden Reisehandbuchs für Deutschland, daraus der *Separatabdruck*: **Rhein**, *Führer*, von Hey'l & Berlepsch. Ausgabe I, mit 19 Karten, 8 Plänen, 8 Panoramen und 39 Illustrationen in Stahlstich (1866), geb. 2 Thlr. **Paris & Nord-Frankreich**, *Ausstellungs-Führer*, von Berlepsch. Ausg. I, mit 4 Karten, 24 Plänen, 1 Panorama, 47 Ansichten in Stahlstich (1867), geb. 2½ Thlr. **Schweiz**, *Wegweiser*, von Berlepsch. Mit 1 Uebersichts- und 2 Routen-Karten. Rev. Ausg. (1865), cart. 15 Ngr. **Thüringen**, *Wegweiser*, von Anding und Radefeld. Mit 1 Uebersichts- und 1 Routen-Karte. Dritte Auflage (1866), cart. 15 Ngr. **Harz**, *Wegweiser*, von Berlepsch. Mit 1 Uebersichts- und 3 Routen-Karten. Zweite Auflage (1866), cart. 15 Ngr.

* Die Ausgaben II unterscheiden sich von den Ausgaben I durch eine *geringere Anzahl von Illustrationen* und deshalb *geringeren Preis*. Text, Karten und Pläne sind in beiden Ausgaben gleich.

Im Verlage von Quandt & Händel in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Parlamentstagebuch.

Bericht über die Verhandlungen des ersten Reichstages des norddeutschen Bundes. Mit dem Wortlaut der Verfassung, einer tabellarischen Uebersicht der namentlichen Abstimmungen, einem Verzeichniss der Mitglieder des Reichstages, und biographischen Notizen. 18 Bogen in 4°. Mit 23 Porträts. Preis 22½ Ngr.

Wer die Verhandlungen und Beschlüsse des Reichstags in übersichtlich gedrängter, doch sachlich vollständiger Weise nebst den dazu gehörigen wichtigsten Aktenstücken beisammen haben, kurz ein Totalbild des Reichstags, seiner Aufgaben und seiner Thätigkeit gewinnen will, findet in diesem, mit gelungenen Porträts der hervorragendsten Mitglieder geschmückten Werke Alles, was dem genannten Zwecke zu entsprechen vermag.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 24.

Ausgegeben am 7. Juni 1867.

Inhalt:

Paris und der Main . . . . . Seite 405
Die preußische Kriegsmarine: Segelschiffe, Raddampfer u. Ruder-Boote 409
Die englischen Trades-Unions 421
Die Privilegien der schleswig-holsteinischen Ritterschaft 428
Der Panslawismus in Bautzen 433
Dresdner Stimmen vor 60 Jahren 441

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Paris und der Main.

Ihrer Reize froh bewußt, empfängt Aſpaſia-Paris ſtrahlend den Beſuch der Fürſten und Völker Europas, und Perikles-Napoleon iſt befliſſen, als Hausherr den gekrönten Häuptern die Schönheit ſeiner Freundin werth zu machen. — Wir wollen uns hüten, die Bedeutung dieſer vornehmen Beſuche in der Hauptſtadt Frankreichs zu unterſchätzen. Noch immer wird bei uns die Politik weit mehr, als das Volk meint, durch die perſönlichen Stimmungen geformt, welche die Herrſcher gegen einander hegen. Unter den fein ausgebildeten Formen höfiſcher Artigkeit geſtaltet ſich häufig auch ein näheres menſchliches Verhältniß, Verſtändniß des Andern, Vertrauen zu Tüchtigkeit und Charakter; freilich wird zuweilen auch der innere Gegenſatz ſchärfer trotz gegenſeitiger Liebenswürdigkeit im Verkehr, welche aus langjähriger Uebung und lebhaftem Bedürfniß zu gefallen hervorgeht. Wenn eine Artigkeit, Brief oder Geſchenk, welche ein Souverän dem andern ſendet, immerhin durch einige Wochen freundlich geſteigerte Temperatur unterhält, und ein wohlthuender Beſuch durch einige Monate den politiſchen Beziehungen eine milde Wärme zutheilt, warum ſoll nicht ſo großartiges Frühlingsfeſt im friedliebenden Frankreich bis über den nächſten Winter ſeine beſänftigenden Nachwirkungen üben? Es iſt ohne Zweifel für den Kaiſer von Frankreich ein wirklicher Vortheil, als Wirth die großen Fürſten unſeres Continents zuvorkommend aufzunehmen, und wenn ihm die Laſt dieſer Beſuche einmal allzuſchwer wird, er weiß, daß ſie ein kluges Mittel ſind, ſein Regiment in Frankreich zu befeſtigen und für ſeine politiſchen Auffaſſungen bei den leitenden Politikern Europas eine gewiſſe Propaganda zu machen.

Als der Erſte unter den Großmächten des Auslandes nahm der Kaiſer von Rußland die ganze Fülle von Aufmerkſamkeit in Anſpruch, welche ein glänzender Hofhalt zu gewähren vermag. Als der Zweite folgt König Wilhelm von Preußen. Man wird ohne Zweifel befliſſen ſein, ihm nicht weniger officielle Ehren zu erweiſen und Licht und Sonne zwiſchen den beiden großen Fürſten der euro-

päiſchen Feſtlandspolitik gleich zu theilen. Uns Deutſchen aber haben Kaiſer Napoleon und die Franzoſen durch ihre Haltung vor wenig Wochen nahe gelegt, jetzt daran zu denken, daß es lange her iſt, ſeit ein König von Preußen zugleich mit dem Kaiſer von Rußland durch die Straßen von Paris fuhr. Damals, in harter Kriegszeit, ſtand der Vater König Wilhelms freiwillig zurück neben der glänzenden Geſtalt Kaiſer Alexanders. Der Kriegsherr des deutſchen Bundes darf höher von ſeiner Stellung unter den Fürſten Europas denken und wir hoffen, jeder aus ſeiner Umgebung wird den Gedanken mit nach Paris nehmen, daß ſeit dem Jahre 1814 ſich die realen Machtverhältniſſe Preußens weſentlich geändert haben, Dank einer funfzigjährigen Arbeit des preußiſchen Volkes und der Sorgfalt ſeiner Fürſten.

Es iſt allerdings möglich, daß die Politik Europas für die nächſte Zukunft durch dieſe Fürſtenbeſuche friedlicher, daß den Neubildungen in Deutſchland wie im Südoſten Europas die Kriegsgefahr in größere Ferne gerückt wird. Aber eine Bürgſchaft dafür geben die realen Verhältniſſe der Heimath ſo wenig als die des Orients. Wir in Deutſchland fühlen jetzt die Schranken, welche die Verträge des Jahres 1866 nicht beſeitigt oder neu aufgerichtet haben. Dieſe Empfindung ſoll uns nicht undankbar machen gegen die großen Reſultate, die wird em Kampf und Friedensſchluß verdanken. Aber die Stimmung iſt nüchterner geworden, und wie Menſchennatur iſt, auf das Gefühl der Befriedigung folgen berechtigte neue Forderungen. Die ſächſiſche und heſſiſche Frage iſt durch die von Luxemburg abgelöſt worden; jetzt iſt die von Nordſchleswig erhoben und es drängt die ſchwierigſte und heiklichſte von allen, die der Mainlinie.

Die Miniſter der Südſtaaten ſind zu Vorverhandlungen über Reorganiſation des Zollvereins in Berlin vereinigt, und Preußen iſt bereits in der Lage, dem deutſchen Süden gegenüber ſeine Hauptkarte, die Zolleinheit, auszuſpielen. Innig wünſchen wir dadurch eine ſchnelle Förderung der politiſchen Einheit Deutſchlands, aber wir wagen kaum noch die baldige Erfüllung unſerer Wünſche zu hoffen. Nach allem, was man von der Stimmung der ſüdlichen Höfe — immer Baden ausgenommen — wußte, war die Eile doch überraſchend, mit welcher die Regierungen und Völker nach einer kurzen Aufwallung der Furcht und des Patriotismus in ihr ſouveränes Selbſtgefühl zurückgeſunken ſind. Wohl klingt die preußiſche Behauptung gut, daß man in dem Zollverein ein großes letztes Mittel zur Hand habe, ſie an den deutſchen Bund feſtzuſchnüren. Der Uebelſtand iſt nur, daß man hierbei das Correctiv, Kündigung der Zollverträge, nur im äußerſten Nothfall gebrauchen kann. Die Zugehörigkeit zum Zollverein iſt eine Lebensfrage für den Süden und man darf annehmen, daß dort keine Regierung, welche ihr Land dem Zollverein zu entziehen wagte, gegen Zorn und Noth der eigenen Bevölkerung beſtehen könnte. Nicht ganz ebenſo würde die Wirkung ſein, wenn Preußen ſeinerſeits die Verträge kündigte oder

vermittelſt ſtarke Preſſuren deren Kündigung erzwänge, um Regierungen und Bevölkerungen durch Entziehung der Lebensluft zu höchſt Unwillkommenem zu nöthigen. Denn in der zunächſt folgenden Periode des Unwillens gegen Preußen und des rathloſen Durcheinanders der Parteien würden die Regierungen auch bei der eigenen Bevölkerung Unterſtützung finden, wenn ſie das Aeußerſte für ihre Souveränetät wagten, offenen Widerſtand im Bunde mit intriguirenden Nachbarn.

Ja ſchon jetzt ſtützt ſich der particulariſtiſche Widerſtand im Süden doch auf die Annahme, daß Frankreich und Oeſtreich einem Zwange, der durch den Nordbund den Südſtaaten zugemuthet wird, bewaffnetes Bündniß entgegenſetzen würden. Daß dieſe Annahme kein Trugbild iſt, haben die letzten Wochen gelehrt. Weder Frankreich noch Oeſtreich werden einem durch die Völker des deutſchen Südens geforderten, durch ihre Regierungen pactirten Eintritt in den Bund andere Oppoſition machen, als daß ſie an den betreffenden Höfen alles aufbieten, um den bevorſtehenden Abſchluß zu hindern, und daß ſie ihr äußerſtes Mißfallen über eine ſelbſtmörderiſche Politik ausdrücken. Aber jeder Zwang, der vom deutſchen Norden geübt wird und jeder Hilferuf der ſüddeutſchen Cabinete mag für eine Allianz zwiſchen Wien und Paris willkommene oder unwillkommene Veranlaſſung werden.

Die Axiome, welche das officielle Preußen ſeit dem Sommer 1866 in Betreff der Mainlinie ausſprach, haben ſich zur Zeit nicht bewährt. Zuerſt wurden die nikolsburger Verträge und die Mainlinie nicht aus dem aufgelegten äußern Zwang, ſondern aus Gründen innerer Zweckmäßigkeit vertheidigt. Wir wollten uns erſt nördlich vom Main organiſiren. Das hätte die höchſte Berechtigung gehabt, wenn es möglich geweſen wäre, das deutſche Gebiet im Süden des Mains bis nach vollendeter Organiſation des Nordens vom Ausland gänzlich zu iſoliren. Aber die Erfahrung weniger Monate hat gelehrt, daß man den Süden, gleichviel ob er in oder außerhalb des Bundes ſteht, als deutſches Gebiet mit den Waffen vertheidigen muß, und ferner, daß derſelbe durch eigene Kraft nimmermehr eine militäriſche Widerſtandsfähigkeit zu erlangen Hoffnung giebt und daß jeder Monat, der ſeine Einfügung in die Heeresordnung des deutſchen Bundes verzögert, für ihn und uns vom Uebel iſt.

Man hatte preußiſcher Seits zu viel auf die Fähigkeit der ſüddeutſchen Staaten gerechnet, ſich unter einander zu verbinden und man ſcheint ſich in allem Ernſt mit der Hoffnung getragen zu haben, daß ein ſüddeutſcher Bund, ſchwach, uneinig und durch ſein Parlament gedrängt, ſich ſofort der norddeutſchen Conföderation anſchließen würde. Aber dieſer Südbund wollte durchaus nicht zu Stande kommen.

Und es war wieder ein Irrthum, als man während des Reichstags in Berlin annahm und durch die officiöſe Preſſe verkündigte, dem Eintritt der

Südstaaten in den Bund, zunächst des gesammten Großherzogthums Hessen, stehe kein wesentliches Hinderniß mehr entgegen. Das Hinderniß fand sich sogleich, ein entschiedener Einspruch Oestreichs, welcher die Ausbreitung des Bundes nach dem Süden des Main für eine Verletzung des prager Friedens erklärte. Und dieses Desaveu preußischer Politik ist jetzt durch Erklärung der hessischen Regierung öffentlich constatirt worden.

Wir sind also seit vorigem Jahre zu der Erkenntniß gekommen, daß wir den deutschen Süden schon deshalb nicht in unserem deutschen Bundesstaat entbehren können, weil, so lange er außerhalb des Bundes schwankt, dem Bunde durchaus nicht der Vortheil einer guten strategischen Grenze wird, sondern nur vergrößerte politische und militärische Sorgenlast. Und wir sind zu der zweiten Erkenntniß gekommen, daß wir dies süddeutsche Gebiet gegenwärtig nur auf die Gefahr anschließen können, mit Oestreich und Frankreich einen zweiten Krieg zu führen. Es ist also in der Ordnung, daß wir jetzt auf einem andern Wege die Sache versuchen, indem wir unsere besten Verbündeten, die materiellen Interessen des Südens zu Hilfe rufen. Wir wollen bescheiden von dem augenblicklichen politischen Erfolg lieber zu wenig als zu viel hoffen.

Es scheint im preußischen Plane zu liegen, Abgeordnete der Südstaaten für Zollvereinssachen dem Bundesrath und Reichstag anzufügen. Natürlich wird ein solcher neuer Seitenbau, der an ein kaum unter Dach gebrachtes Gebäude angeschlossen wird, die Schönheit und Consequenz des gesammten Baues nicht grade erhöhen. Das aber soll uns eben so wenig Sorge machen, wie dem Ackerwirth auf neuem Grunde der Zuwachs seiner Wirthschaft, oder dem Fabrikanten einer aufblühenden Industrie die Nothwände, in denen er seine neuen Maschinen aufstellt. Das Wichtigste ist jetzt, daß die eingeleitete Bewegung im Fluß erhalten wird. Wir müssen uns gefaßt machen, große Resultate nicht sofort durchzusetzen, aber wir wissen, daß wir sie auch durch die neue wunderliche Institution eines affiliirten Zollparlaments vorbereiten.

Unterdeß bleiben wir uns bewußt, daß wir im Sonnenlicht des Völkerfriedens an die Abwehr bevorstehenden rauhen Wetters zu denken haben. Wir haben nicht gerüstet, wir sind also nicht veranlaßt, abzurüsten. Aber wir werden trotz aller Friedensvereine die Durchführung der Militärorganisation unseres Bundes für den ersten und zur Zeit noch für den bedeutsamsten Gewinn der politischen Umgestaltung Deutschlands halten.

Die preußiſche Kriegsmarine.

2. Die Segelſchiffe, Raddampfer und Ruderboote der Kriegsflotte.

In der preußiſchen Marine ſind ſchon bei ihrem gegenwärtigen Beſtande alle vier Kategorien von Schiffen, die wir im vorigen Abſchnitt als Hauptbeſtandtheile der modernen Kriegsflotten bezeichnet haben: die Segelſchiffe, die Raddampfer, die ungepanzerten Schraubendampfer und die Panzerſchiffe vertreten, und zwar in einem Verhältniß, das günſtig genannt werden kann. Diejenigen Kategorien, deren Conſtruction als veraltet und ſpeciell für die Zwecke des Gefechts nicht mehr geeignet bezeichnet werden muß, ſind nur grade ſo weit vorhanden, als dies aus anderweitigen Rückſichten wünſchenswerth iſt; die Flotten von England oder Frankreich haben ein ungeheures Material in Hunderten von Segelſchiffen, die wenig mehr zu gebrauchen ſind, ſo daß das darin ſteckende enorme Capital verloren iſt, und die durch die Sorge für ihre Erhaltung ſogar noch bedeutende Koſten verurſachen. Aber auch hinſichtlich der Panzerſchiffe kann es als ein Glück betrachtet werden, daß der Beſtand an ſolchen Schiffen bis jetzt nicht bedeutend iſt. Denn die Frage, wie Panzerſchiffe zu bauen ſind, iſt gegenwärtig durchaus noch nicht abgeſchloſſen, in jedem Jahre tauchen neue Erfindungen und Conſtructionen auf, welche die früheren verdrängen und den Werth der gebauten Schiffe ſtark beeinträchtigen, und eine Flotte, die im Stande wäre, mit der Erbauung ihrer Panzerſchiffe ſo lange zu warten, bis die Erfindungen auf dieſem Gebiete einen gewiſſen Abſchluß erreicht haben, würde gradezu koloſſale Summen erſparen, — koſtet doch eine einzige Panzerfregatte mittlerer Größe nicht weniger als 1½ Millionen Thaler. Die großen Seemächte, welche, um ſich von keinem Rivalen überflügeln zu laſſen, mit allen Kräften dahin arbeiten müſſen, möglichſt viel Schiffe desjenigen Syſtems zu beſitzen, das augenblicklich als das beſte gilt, verlieren bei jeder neuen Erfindung auf dieſem Gebiet, die ihre bisher gebauten Schiffe als unvollkommen erſcheinen läßt und im Werthe herabdrückt, ganz enorm. Während die großen Seemächte die Koſten der Experimente bezahlen, haben die kleineren Flotten, wie die preußiſche, den Vortheil, ohne Koſten aus jenen Erfahrungen Nutzen ziehen zu können. Während die Panzerſchiffe und die veralteten Claſſen der Kriegsſchiffe in der preußiſchen Flotte nur ſpärlich vertreten ſind, beſteht das Gros derſelben aus Fahrzeugen der dritten Kategorie, den von Holz gebauten Schraubenſchiffen, und fügt ſich glücklich in den Rahmen des Flottengründungsplanes, der von der preußiſchen Regierung dem Abgeordnetenhauſe in der

zweiten Seſſion von 1865 vorgelegt wurde, und ſich noch jetzt im Ganzen als zweckmäßig entworfen erweiſt, wenn wir von den durch Gründung des norddeutſchen Bundes nöthig gewordenen Erweiterungen abſehn.

Die Segelſchiffe ſind in dieſem Flottengründungsplan natürlich als ſecundäres Element behandelt, dieſelben ſind für den Seekrieg nicht mehr zu verwenden, da ihnen die Unabhängigkeit der Bewegung von Wind und Wetter, die unbedingte Manövrirfähigkeit, gänzlich fehlt. Trotzdem muß eine kleine Anzahl derſelben durchaus vorhanden ſein, da ſich die Seeleute, die Matroſen, im Grunde nur auf eigentlichen Segelſchiffen mit deren reicherer Takelage gründlich ausbilden laſſen, grade darum, weil bei dieſen alle Aufgaben ausſchließlich mittelſt der Segelmanöver gelöſt werden müſſen, ohne daß wie bei anderen Kriegsſchiffen die Zuflucht zum Gebrauch der Maſchine bleibt, und weil deren Indienſthaltung außerdem bei weitem nicht ſo koſtſpielig iſt, wie die von Schraubenſchiffen.

Die preußiſche Flotte hat gegenwärtig ziemlich die Anzahl von Segelſchiffen, welche nöthig ſind, um den ſeemänniſchen Dienſt einzuüben, ſie könnte vielleicht das eine oder andere der großen Segelſchiffe für dieſen Zweck noch entbehren. Aber die Zahl dieſer Uebungsſchiffe, deren Beſchaffung ſeiner Zeit im preußiſchen Abgeordnetenhauſe auffallenderweiſe lebhaften Widerſpruch fand, iſt auf die verhältnißmäßig kleine Oſtſeeflotte von circa 3000 Mann berechnet. Jede Erweiterung, — und wir bedürfen ſchon in den nächſten zwei Jahren einer Erhöhung auf das Doppelte, in nicht langer Zeit bis auf wenigſtens 9000 Mann, — macht eine ſofortige Verſtärkung des Uebungsmaterials nothwendig. Und dieſe Verſtärkung der Uebungsſchiffe muß ſelbſtverſtändlich der erſte Schritt zu weiterer Entwickelung der Flottenkraft ſein. Namentlich die kleinen Uebungsfahrzeuge für Cadetten und Schiffsjungen werden möglichſt ſchnell vermehrt werden müſſen. Denn der Mangel an dieſen Schulſchiffen droht ſchon jetzt für die Vergrößerung unſerer Marine ein Hinderniß zu werden.

Die preußiſche Flotte zählt an Segelſchiffen gegenwärtig 3 Fregatten und 3 Briggs von zuſammen 152 Kanonen*): Segelfregatte „Geſion", 48; Segelfregatte „Thetis", 38; Segelfregatte „Niobe", 28; Kriegsbrigg „Rover", 16; Kriegsbrigg „Moskito", 16; Kriegsbrigg „Hela", 6. —

Die vorhandenen Segelſchiffe führen keineswegs immer die volle Kanonenzahl, für die ſie gebohrt ſind, ſie haben ſehr oft, um das Schiff zu erleichtern, oder wegen Verringerung der Beſatzung eine kleinere Anzahl von Geſchützen an Bord. So hat z. B. die „Geſion" zu verſchiedenen Zeiten, und namentlich unter den verſchiedenen Regierungen, denen ſie gehört hat, 42, 46, 44 Geſchütze

*) Die Ziffer hinter dem Namen des Kriegsſchiffes giebt immer die Anzahl ſeiner Geſchütze an.

geführt, ſo die beiden größeren Briggs 10 und 12 Geſchütze; um von der „Hela“ ganz zu ſchweigen, die früher, da ſie noch als Schooner getakelt war, nur 3, ſpäter 4 Kanonen trug. Die Zahl der Bemannung übrigens beträgt bei Segelſchiffen durchſchnittlich das Zehnfache der Kanonenzahl, alſo bei den Fregatten 280—500, bei den Briggs etwa 70—170 Mann, Zahlen, die natürlich zu Zeiten auch vermindert werden, wenn die augenblickliche Beſtimmung des Schiffs eine geringere Beſatzung als genügend erſcheinen läßt.

Betrachten wir zunächſt die drei Segelfregatten, alſo Schiffe mit Vollſchifftakelage, mit 3 Maſten, welche ſämmtlich je 4 Raaſegel über einander führen, im Rumpf vor allem kenntlich durch den weißen Streifen, der ihre Batterie, ihre gedeckte Geſchützetage kennzeichnet, während auf dem Oberdeck durch die Pforten der ſchwarzen Brüſtung noch die Mündungen leichterer Kanonen hervorſchauen, edel geformte Vollſchiffe, die mit ihren langen ſchlanken Raaen und Spieren ſich von den gedrungenen Formen der Kauffahrertakelage genau ebenſo unterſcheiden, wie die ſcharfgeſchnittenen, weitgeſpannten Schwingen des Raubvogels von dem plumperen Bau der meiſten anderen Waſſervögel.

Die „Gefion“, 48, die größte preußiſche Segelfregatte, hat beſonders wechſelnde Schickſale gehabt. Als in Dänemark der Nationalfanatismus zum erſten Mal gegen Deutſchland reagirte, kurz vor dem Aufſtande Schleswig-Holſteins, ward eine wunderſchöne Fregatte von Stapel gelaſſen, mit der die däniſche Schiffsbaukunſt ihren wohlverdienten hohen Ruf beſonders glänzend bewähren wollte. Die Fregatte erhielt den Namen der ſtarken nordiſchen Götterjungfrau „Gefion“, die der Sage nach mit gewaltiger Hand aus dem Lande Schweden ein ſiebengezacktes Stück Land herausriß, ſo daß der Mälar- (oder Wennern-) See entſtand; das herausgeriſſene Land aber in die Oſtſee hinausſchleuderte, wo es die ſiebenzackige Inſel Rügen bildete. Das Werk der däniſchen Schiffsbaumeiſter war eines ſtolzen Namens würdig, der Bau hat eine Solidität und Tüchtigkeit der Arbeit bewährt, eine ſo vorzügliche Auswahl des Holzes gezeigt, daß das Schiff trotz ſeines verhältnißmäßig hohen Alters noch jetzt zu den beſten der Marine gezählt wird. Auch die Formen des Schiffs waren ſo wunderſchön entworfen, daß, als das Schiff in England einmal gedockt — in einem trockenen Baſſin ausgebeſſert — wurde, die engliſchen Schiffbauer zahlreich herbeieilten, um die ausgezeichneten Linien des Schiffs unter Waſſer abzunehmen. Kurz nachdem der ſchöne Bau vollendet war, wurde er mit dem däniſchen Linienſchiff — Zweidecker — „Chriſtian der Achte“, 84, in Begleitung einiger Raddampfer, „Hekla“ und „Geyſer“, nach der eckernförder Bucht geſandt, um eine Diverſion gegen die ſchleswig-holſteiniſche Armee in ihrer rechten Flanke zu verſuchen. Bekannt iſt, wie es durch ein nahezu unbegreifliches Glück den ſchwachen deutſchen Strandbatterien mit ihrer kleinen Zahl ganz leichter Geſchütze gelang, das däniſche Geſchwader zu überwältigen. Nach unparteiiſchen Quellen ſprang

der Wind in demſelben Moment um, wo das Linienſchiff während einer Wendung ſeine wehrloſe Seite den Strandbatterien zukehrte, ſo daß es mit der größten Bequemlichkeit vermittelſt glühender Kugeln in Brand geſchoſſen werden konnte; der Fregatte „Geſion“ wurde durch einen glücklichen Zufall das Steuer abgeſchoſſen, ſo daß auch ſie regungslos dalag; und wie es heißt, ward einem Dampfer, welcher die beiden Schiffe aus der Bucht ſchleppen wollte, ebenſo zufällig das Bugſirtau durchſchoſſen, worauf verſtärktes Feuern die Dampfer zu flüchten zwang. Das Linienſchiff flog durch eine Exploſion in der Pulverkammer in die Luft, die Fregatte „Geſion“ aber mußte ſich den deutſchen Truppen ergeben, ward zur Erinnerung an das glückliche Gefecht in „Eckernförde“ umgetauft und unter dieſem Namen der deutſchen Flotte einverleibt. Bei dem traurigen Ende, der bekannten Verauctionirung der letzteren, ward die Fregatte von Preußen angekauft und nun wieder unter ihrem alten Namen „Geſion“ einrangirt, den ſie gegenwärtig noch trägt. Im Dienſt der preußiſchen Marine hat die „Geſion“ verſchiedene weitere Uebungsfahrten gemacht, zum Theil mit der Corvette „Amazone“ zuſammen, und hat außerdem namentlich als Hafenwachtſchiff oder als Artillerieſchulſchiff für die Ausbildung der Matroſen und Seeſoldaten im Scheibenſchießen auf offener See gedient. Gegenwärtig iſt die „Geſion“ das Stationsſchiff in Kiel, wo ſie dem königlichen Schloß gegenüber vor Anker liegt; luſtig flattert vom Kreuztop — Spitze des hinterſten Maſtes — die ſchwarz-weiße kleine Flagge des Contreadmirals der Station.

Einfacher iſt die Geſchichte der andern preußiſchen Segelſchiffe. Die Fregatte „Thetis“, 38, die den Namen und natürlich vorn am Galjon auch das geſchnitzte, weißgeſchilderte Bild der griechiſchen Seegöttin trägt, war urſprünglich ein engliſches Schiff, und ward 1854 als Uebungsſchiff gegen die beiden kleinen Aviſo-Raddampfer „Nix“ und „Salamander“ von Preußen eingetauſcht. Außer kürzeren Uebungsfahrten hat ſie auch die große oſtaſiatiſche Expedition mitgemacht, welche unter der diplomatiſchen Führung des Grafen Eulenburg, des jetzigen preußiſchen Miniſters des Innern, zur Anknüpfung handelspolitiſcher Beziehungen nach Siam, China und Japan abging, in den oſtaſiatiſchen Gewäſſern den deutſchen Kauffahrern moraliſche Unterſtützung gewährte, den Reſpect jener Völker vor der preußiſchen Flagge hob, und durch Abſchluß günſtiger handelspolitiſcher Verträge zwiſchen Siam, China und dem Zollverein, ſowie zwiſchen Japan und Preußen den aſiatiſchen Handel Deutſchlands förderte. Die Expedition beſtand aus der Segelfregatte „Thetis“, 38, mit 370 Mann Beſatzung unter Capitän Jachmann, ferner der damals erſt vor Kurzem vollendeten gedeckten Schraubencorvette „Arkona“, 28, mit 340 Mann unter Commodore Sundewall und den beiden ſchon oben erwähnten kleineren Fahrzeugen „Frauenlob“, 3, damals der Seetüchtigkeit halber mit nur 1 Geſchütz und 44 Mann beſetzt, und „Elbe“ mit 6 Geſchützen und 44 Mann

unter Führung des bekannten Capitän Werner. Die Thetis führte ein kleines wirkliches Dampfboot mit sich, den 34 Fuß langen, 6 Fuß breiten Schraubendampfer „Vesta“ von 3 Pferdekraft, der vor Abgang der Expedition in Portsmouth einige Verwunderung erregte und sich namentlich in der Tropenhitze, wo Rudern die Mannschaft zu sehr anstrengt, vortrefflich bewährt und eine Schnelligkeit von 7 englischen Meilen in der Stunde gezeigt hat. Gegenwärtig führt übrigens jedes größere englische oder französische Kriegsschiff unter seinen Booten solche steam launch. Nachdem die „Thetis“ von der Expedition zurückgekehrt war, ist sie verschiedne Male als Hafenwachtschiff oder als Artillerieschulschiff für die Schießübungen ebenso wie die „Gefion“ verwandt worden. Diese Schießübungen finden gegen große hölzerne Wände statt, die, genau von der Höhe und Breite eines Schiffs und ebenso wie die Flanke eines Kriegsschiffs bemalt, an der Küste aufgestellt werden, früher gewöhnlich am „Nordpeerd“, einem Vorgebirge an der Ostseite von Rügen, unweit des schönen Jagdschlosses Granitz. Die „Bestückung“ der Fregatten aber, wie man in früheren Jahrhunderten mit sehr gutem Ausdruck die Armirung mit Geschützen „Stücken“, nannte, ist bei solchen Uebungen meistens sehr ungleichmäßig und bunt, es befinden sich Geschütze der verschiedensten Kaliber und Systeme, die überhaupt in der Marine gebräuchlich sind, an Bord, um die Mannschaft an denselben auszubilden: neben den glatten Geschützen schweren Kalibers lenken gezogene 12-Pfünder und besonders die gezogenen Gußstahl-24-Pfünder, welche 68pfündige Langgeschosse schleudern, theilweise mit dem älteren Kolbenverschluß, theilweise mit dem neueren, wahrhaft vollkommen zu nennenden Keilverschluß für Hinterladung die Aufmerksamkeit des Kenners auf sich.

Beide Schiffe, die „Thetis“ wie die „Gefion“ unterscheiden sich übrigens von den Schraubenschiffen etwa gleicher Größe, wie „Gazelle“, die auch fast genau das Aeußere einer Fregatte haben, schon beim ersten Anblick nicht unwesentlich, auch wenn man davon absieht, daß sie nicht wie die Schraubenschiffe wegen der Maschine den Schornstein und den Ausschnitt am Steuer für die Schraube zeigen. Denn der ganze Bau der Segelfregatten ist gedrungener, kürzer und verhältnißmäßig breiter, der Körper scheint deshalb etwas höher und burgartiger aus dem Wasser zu ragen, die Masten sind zwar kaum höher als bei jenen, aber sie stehn wegen der geringeren Länge des Schiffs viel dichter an einander, ähnlich wie bei Handelsschiffen, und das Gewirr der Takelage erscheint künstlicher und mannigfaltiger, weil es nicht durch große Zwischenräume zwischen den Masten in die Länge gezogen ist. Da es wirklich zu bedauern ist, daß die beiden Fregatten als Segelschiffe für Gefechtszwecke nicht mehr zu brauchen sind, so ist schon der Vorschlag gemacht worden, in beide Schiffe eine Schraubenmaschine von geringer Kraft einzusetzen, die vielleicht nicht im Stande ist, während des Gefechts dem Schiffe volle Manövrirtüchtigkeit zu geben, aber dasselbe

wenigſtens von den Einflüſſen conträrer Winde unabhängig macht und ihm geſtattet, zur Beſchießung einer Schanze oder dergleichen ſich an die zweckmäßigſte Stelle zu legen. Als Beiſpiel für den Nutzen eines ſolchen Verfahrens ließe ſich anführen, daß die Dänen in das 1833 gebaute, aber allerdings 1858—1860 gänzlich renovirte Linienſchiff „Skjold", 64; eine Maſchine von 300 Pferdekraft, in die 1852 gebaute und 1861—62 gänzlich renovirte Fregatte „Tordenſkjold" eine Maſchine von 200 Pferdekraft eingeſetzt, und bei ihrer bewundernswerthen Fertigkeit durch feine Formung der Schiffe trotz ſchwacher Maſchinen eine verhältnißmäßig bedeutende Schnelligkeit zu erreichen, das Reſultat erlangt haben, daß beide Schiffe mit Nutzen zur Blokade der preußiſchen Häfen verwandt werden konnten, wobei der Skjold durch ſeine unerwartete Schnelligkeit die preußiſchen Schiffe im Gefecht bei Rügen ſogar anfänglich in eine mißliche Lage brachte. Trotzdem erſcheint uns der Vorſchlag, in Geſion und Thetis Hilfsmaſchinen einzuſetzen, nicht recht praktiſch. Die Art, wie ſich in den letzten Jahren die Verhältniſſe des Seegefechts geſtaltet haben, der Umſtand, daß heutzutage faſt alles darauf ankommt, möglichſt raſch jede Evolution auszuführen, jede Strecke zurückzulegen, die Verfolgung ins Werk zu ſetzen oder überlegenen Feinden zu entrinnen, läßt das Princip der ſchwachen Hilfsmaſchinen, die man früher in Segelſchiffe einzuſetzen pflegte, um wenigſtens ſogenannte „Gemiſchte Schiffe" herzuſtellen, als veraltet erſcheinen. Es bliebe alſo nur übrig, dieſen Fregatten eine Maſchine von ebenſo großer Kraft zu geben, wie neue Schraubenfregatten haben, und für dieſen Zweck würde zu Erlangung der nöthigen Schwimmkraft und einer ſchärferen, für Durchſchneiden des Waſſers mehr geeigneten Geſtaltung des Bugs, ein gänzlicher Umbau mit bedeutender Verlängerung der Schiffe nöthig ſein. An Beiſpielen für derartige Verlängerungen fehlt es nicht. Die Oeſtreicher haben ihre frühere Segelfregatte „Schwarzenberg", 50, und ebenſo die durch ihre Erdumſegelung bekannt gewordne Seegelfregatte „Novara" in der Mitte auseinandergeſchnitten, eine Anzahl Spanten (Rippen des Schiffs) neu eingeſetzt, wodurch z. B. bei der „Novara" die Länge des Schiffs um 47 Fuß vermehrt wurde, und haben damit zwei ſchöne große Schraubenfregatten erſten Rangs von 60 reſp. 50 Kanonen gewonnen. Ein ſolcher Umbau, der auch in England nicht ſelten geweſen iſt, verlohnt ſich aber nur bei neuen oder faſt ganz neuen Schiffen: ob er bei ſo alten Schiffen wie „Geſion" und „Thetis" noch die Mühe und Koſten werth ſein würde, iſt ſehr die Frage, wenn auch, ſobald ein Ausrangiren der Schiffe nöthig würde, die Maſchine nicht verloren wäre, ſondern in anderen Schiffen Verwendung finden könnte. Zweckmäßiger noch erſcheint der Vorſchlag, dieſe beiden Schiffe abwechſelnd in Oſtaſien zum Schutz der deutſchen Intereſſen ſtationiren zu laſſen, wie es gegenwärtig mit einer der großen gedeckten Schraubencorvetten der Fall iſt. Auf dieſe Weiſe bliebe ſtets die ganze Zahl von Schraubenſchiffen, welche Preußen be-

ſitzt, für etwaige europäiſche Kriege disponibel, während jetzt immer eine gedeckte Corvette in Abzug zu bringen iſt. Der Schutz der Handelsintereſſen aber und die Vertretung der Bundesflagge in jenen Gewäſſern würde, wie ſie in früheren Zeiten ſtets durch Segelkriegsſchiffe bewirkt worden iſt, ſo auch jetzt ohne allzu große Uebelſtände durch Segelfregatten geübt werden können; es käme ja immer nur auf den Beſuch verſchiedner Häfen, keineswegs auf die Verfolgung kleinerer Piratenfahrzeuge an der Küſte an, da letztere für ein großes Kriegsſchiff wegen ſeines Tiefganges überhaupt unmöglich iſt und ſich nur durch Schraubenkanonenboote ausführen läßt. Das einzig Bedenkliche dabei wäre der Uebelſtand, daß ein Segelkriegsſchiff während ſeines Kreuzens die Seepolizei über Dampfer nicht genügend ausüben könnte, und daß außerdem die Autorität verringert würde, wenn die Fregatte beim Auslaufen und Einlaufen in Häfen während widrigem Winde zu umſtändlichen Segelmanövern gezwungen wäre, ſtatt wie die Kriegsſchiffe anderer Nationen die Paſſage unter Dampf direct forciren zu können. Immerhin iſt es fraglich, ob nicht dieſe Uebelſtände durch den Vortheil, ſtets ein großes Schraubenſchiff mehr in Europa zur Dispoſition zu haben, aufgewogen würden.

Die dritte Segelfregatte, die „Niobe“, 28, ſowie die beiden größeren, für 16 Kanonen gebohrten Kriegsbriggs „Rover“ und „Moskito“ gehören der preußiſchen Marine noch nicht lange an: ſie wurden von England als Schulſchiffe für die Heranbildung der Beſatzung unſerer Flotte angekauft, und ſind ſeitdem in der Weiſe verwandt worden, daß die Fregatte zur Ausbildung der Seecadetten, die beiden Briggs aber zur Ausbildung der Schiffsjungen Reiſen in der Oſtſee, der Nordſee, der Mittellandſee und ſonſt im atlantiſchen Ocean gemacht haben. Beim Auftauchen der luxemburger Frage befanden ſich alle drei Uebungsſchiffe ebenſo wie die gedeckte Schraubencorvette „Gazelle“ im Mittelmeer, ſeitdem aber ſind ſie ſämmtlich heimbeordert worden und auch bereits in den heimiſchen Häfen eingetroffen, ſo daß, wie wir beiläufig bemerken wollen, gegenwärtig nur noch die gedeckte Corvette „Vineta“, welche in Oſtaſien zum Schutz der deutſchen Intereſſen ſtationirt iſt, ſich außerhalb der deutſchen Gewäſſer befindet. Die Fregatte Niobe fordert ſich als Uebungsſchiff ebenſo wie die beiden Briggs eine ſehr leichte Takelage, ſo daß deren einzelne Stücke nicht zu bedeutende Dimenſionen und nicht allzu große Schwere haben, und den Kräften der jungen Leute, welche dieſelben handhaben ſollen, angemeſſen ſind.

Die beiden Briggs „Rover“ und „Moskito“ zeichnen ſich aber trotzdem durch eine ganz auffallende, wirklich imponirende Höhe ihrer Bemaſtung aus; die beiden Maſten, jeder mit ſeinen vier ſchlanken Raaen, machen einen äußerſt eleganten Eindruck, der noch gehoben wird durch den ſchmucken Rumpf, welcher, entgegen der ſonſtigen Uſance, obwohl er keine gedeckte Batterie in ſich birgt,

in der Flanke jederseits einen weißen Streifen hat, aus dessen Pforten die Deckgeschütze ihre Mündungen herausstrecken. Solche leichte Briggs sind gegenüber Schoonern oder Dreimastschoonern von etwa gleicher Größe für die Ausbildung der Jungen ganz besonders geeignet, weil sie im Verhältniß zur Größe des Fahrzeugs eine große Anzahl von Raasegeln haben und somit sehr viel Bedienung verwenden und in den schwierigsten Segelexercitien üben können. Auch die Engländer haben als Ausbildungsschiffe für ihre Jungen gern training brigs.

Aus denselben Gründen ist man auch wohl dazu geschritten, im Jahre 1860 das sechste Segelschiff, das Preußen besitzt, die „Hela", 6, aus einem Schooner zur Brigg umzutakeln. Dieses kleine Fahrzeug, das seinen Namen von der nehrungsähnlichen Halbinsel auf der Höhe von Danzig hat, war früher genau ebenso wie der „Frauenlob" ein Schooner von 3 Kanonen, durch die erwähnte Umformung aber, bei der auch die Zahl der leichten Deckgeschütze vermehrt wurde, hat es am hinteren Maste Raaen bekommen, und ist so eine vollständige Brigg von 6 Kanonen geworden, deren schwarzer kleiner Rumpf sich nicht grade bedeutend ausnimmt. Sie wird auch als Kutterbrigg bezeichnet, weil ihr vorderer, ihr Fockmast, nicht zwei aufgesetzte Verlängerungen (Stengen) führt, wie die Masten gewöhnlicher Briggs und Vollschiffe, sondern nur eine solche Stenge, wie ein Kutter. Gegenwärtig ist sie als Tender für die „Gefion" bestimmt, welche die Schiffsjungen und Cadetten aufnimmt, da die beiden Schiffsjungenbriggs und die „Niobe" einer Reparatur in Danzig unterzogen werden sollen.

Wenn die Erweiterung der norddeutschen Marine nöthig macht, die Zahl dieser Uebungsbriggs zu vermehren, so wird man die neuen Fahrzeuge dieser Art am besten wieder durch Ankauf beschaffen, denn grade bei Segelschiffen, welche in älteren Marinen so zahlreich sind, daß sich keine Verwendung für die ganze Zahl findet, läßt sich nicht der Einwurf geltend machen, wie bei Panzerschiffen, die ein anderer Staat verkaufen will, daß sie nämlich irgendwelche verborgenen Fehler besitzen müssen, da der Verkäufer sie sonst lieber selbst behalten würde. Die Uebungsschiffe „Niobe", „Rover", „Moskito" sind übrigens mit denselben Namen, die sie in England führten, in die preußische Marine übernommen worden. Die Größe der beiden ziemlich gleich großen Briggs mag man aus der Angabe abnehmen, daß der „Rover" z. B. 113 Fuß Länge und eine Lastigkeit von 590 Tonnen hat.

Auch schmerzliche Verluste blieben der jungen preußischen Flotte nicht erspart. Die Segelcorvette „Amazone", 12, ist leider vor sechs Jahren verloren worden.

Die „Amazone" war ein gar nicht großes, sehr niedrig über dem Wasser liegendes Schiff, dessen ganz schwarzer Rumpf, der Classification als Corvette gemäß, unter dem Oberdeck blos Wohnungs- und Vorrathsräume barg, seine

12 leichten Geſchütze aber ſämmtlich auf dem Oberdeck führte. Manchem von uns ſteht das kleine, ſcharfgebaute Kriegsſchiff noch lebhaft vor Augen, ein flüchtiges Fahrzeug mit zierlicher Takelage! Man hat nach dem Untergange des Schiffs die Takelage als zu hoch bezeichnet, und dieſe „Uebermaſtung“ als Urſache des Unglücks angegeben. Aber die Dimenſionen der Bemaſtung waren gar nicht ſo übermäßig: der Großmaſt war nur 62 Fuß hoch, wovon 51 Fuß über Deck ragten und davon kamen noch 9 Fuß auf den Top, der Fockmaſt war noch um 3 Fuß, der hinterſte, der Kreuzmaſt, um 6 Fuß kürzer, und das bei einem Schiff, deſſen Rumpf im Ganzen 105 Fuß Länge (zwiſchen den Perpendikeln), 28¾ Fuß größte Breite in der oberen Waſſerlinie und eine Tiefe im Raum (Oberkante des Deckbalkens bis Oberkante des Kiels) von 11 Fuß hatte. Die „Amazone“ war urſprünglich, noch ehe an die Bildung einer preußiſchen Marine zu denken war, als Schulſchiff für die Navigationsſchüler in Grabow, einer unterhalb Stettin an der Oder gelegenen Vorſtadt, gebaut und benutzt worden, ward aber dann von König Friedrich Wilhelm dem Vierten, als man an Gründung einer Seemacht ging, als erſtes Kriegsſchiff für die Flotte überwieſen.

Als ſolches machte ſie mehrfach weitere Uebungsreiſen, unter anderen die in weiteren Kreiſen bekannte Reiſe nach Braſilien, und ward ſpäter als Schulſchiff für die Seecadetten benutzt, wie jetzt die „Niobe“, fand aber bei der letzten derartigen Fahrt mit einer leider zahlreichen Beſatzung von Seecadetten, einem guten Theil der hoffnungsvollen Jugend unſerer Flotte, unter dem tüchtigen Lieutenant Hermann an der holländiſchen Küſte ihren Untergang, indem ſie wahrſcheinlich durch den übermächtigen Orkan auf den Strand getrieben wurde. Tief wurde der Verluſt im ganzen Lande empfunden. Die „Amazone“ hatte als Segler vorzügliche Eigenſchaften: unter Segel machte ſie bei günſtigen Witterungsverhältniſſen bis zu 12.8 Knoten in der Stunde, d. h. mehr als 3 deutſche Meilen in der Stunde, während Seedampfer durchſchnittlich nur 10 Knoten machen (1 Knoten = 1 Seemeile d. h. ¼ deutſche Meile in der Stunde), und außerdem zeichnete ſie ſich noch dadurch aus, daß ſie ſo ſcharf wie wenige Schiffe beim Winde zu ſegeln vermochte.

Auch der kleine Schooner „Frauenlob“, 3, im Jahre 1853 aus freiwilligen Geldbeiträgen deutſcher Frauen erbaut, der die oſtaſiatiſche Expedition mitmachte, fand durch einen Orkan in der ſüdchineſiſchen See ſeinen Untergang. Der ſonſtige Abgang an Segelſchiffen, den die preußiſche Flotte ſeit ihrer Gründung erlitten hat, beſchränkt ſich auf wenige Fahrzeuge: das Transportſchiff „Merkur“, 6, das beim Entſtehen der Marine von der königl. Seehandlung übernommen wurde, dann ſeiner Zeit als Schiffsjungenübungsſchiff in der Oſtſee diente, und endlich wegen der gefährlichen-in ſeinen Inhölzern wüthenden Trockenfäule abgewrackt und als altes Holz verkauft werden mußte; das

als Bark getakelte Transportſchiff „Elbe“, 6, von 850 Tonnen, welches für die oſtaſiatiſche Expedition in Hamburg angekauft war, und der kleine Schooner „Iltis“, der auch urſprünglich nicht armirt, ſondern nur für den Dienſt bei der Tonnenlegung in der Jahde beſtimmt war.

Auch die Claſſe der Raddampfer iſt in der preußiſchen Marine nur ſpärlich vertreten. Wir haben ſchon im vorigen Abſchnitt auf die Uebelſtände dieſer Fahrzeuge aufmerkſam gemacht, auf ihre Unfähigkeit, ſehr ſchwere Geſchützbelaſtung und ſo hohe Takelage zu tragen, daß ſie mit derſelben nach Beſchädigung der Maſchine ſich genügend ſchnell zu bewegen vermögen, ſowie auf die Unmöglichkeit, die Maſchinen und vollends die Räder vor feindlichen Schüſſen zu ſichern. Die Raddampfer ſind daher nur für Transportdienſt und Aviſodienſt zu gebrauchen, und auch da nicht mit Sicherheit, weil ein einziger glücklicher Schuß eines feindlichen Kriegsſchiffs ſie rettungslos in deſſen Hände liefert. Aus dieſen Gründen iſt es ein Vortheil, daß Preußen jetzt eigentlich nur zwei active Fahrzeuge dieſer Art beſitzt.

Das eine derſelben, der „Preußiſche Adler“, 4, iſt ein Raddampfer von 310 Pferdekraft, deſſen ſchwarzen Rumpf eine mäßig hohe Schoonertakelage überragt, alſo zwei Maſten, von denen blos der vordere Raaſegel führt. Der „Preußiſche Adler“ war früher Poſtſchiff von Stettin nach Petersburg; vor fünf Jahren ward er von der Kriegsmarine übernommen, zum Transportſchiff oder Aviſo beſtimmt, leicht armirt und machte ſo unter anderm in Begleitung der Kanonenboote 1. Claſſe „Blitz“ und „Baſilisk“ eine Reiſe nach Konſtantinopel, von wo er beim Ausbruch des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges 1864 zurückberufen wurde. Die drei preußiſchen Fahrzeuge ſchloſſen ſich dem öſtreichiſchen Nordſeegeſchwader an; doch war es dem „Pr. Adler“ nicht vergönnt, den Dänen gegenüber Lorbeeren zu ernten, vielmehr mußte er bald einer Keſſelreparatur wegen nach Hamburg hinauflegen und dann ſeine Mannſchaft ſogar an die neuerworbene Corvette „Auguſta“ in Bremerhaven abgeben.

Eine etwas reichere Geſchichte hat der zweite gegenwärtig noch active Raddampfer, die „Loreley“, 2, ein kleiner Aviſo von 120 Pferdekraft. Derſelbe ward 1858 im Bau vollendet, machte ſich wenige Jahre ſpäter, durch ſeine vermittelnden Fahrten bei Depoſſedirung der neapolitaniſchen Königsfamilie einen Namen und hatte ſchließlich im Frühjahr 1864 noch das Glück, als drittes Schiff am Seegefecht auf der Höhe von Rügen theilzunehmen, wo er allerdings infolge ſeiner beſcheidenen Armirung auf den Gang des Gefechts wenig einwirken konnte.

Der Abgang, den die preußiſche Flotte bisher an Raddampfern erlitten hat, iſt bei weitem größer als ihr gegenwärtiger Beſtand an ſolchen. Außer den beiden Radaviſos „Nix“, 8, und „Salamander“, 8, beide von 160 Pferdekraft, gegen welche 1855 von England die Segelfregatte „Thetis“ eingetauſcht

wurde, iſt, und zwar durch Verkauf, auch die Dampfcorvette „Danzig", 12 in andere Hände übergegangen, ein Raddampfer von 400 Pferdekraft, welcher eine Barktakelage führte, alſo drei Maſten, von denen nur die beiden vorderen Raaſegel hatten und ſomit eigentlich als Radſloop hätte bezeichnet werden müſſen. Die „Danzig", im übrigen grade kein ſehr vorzüglicher Bau, iſt beſonders durch das Gefecht bekannt geworden, in welchem der Admiral Prinz Adalbert die als Strandräuber berüchtigten Beduinen des Riff an der marokkaniſchen Küſte für ihre Plünderungen auf den Strand gerathener deutſcher Kauffahrteiſchiffe züchtigte. Bekanntlich wurden die Riffpiraten zunächſt durch eine in Booten gelandete Anzahl Matroſen und Seeſoldaten unter tapferer perſönlicher Führung des Prinzen in ihre Berge zurückgetrieben und nach Aufpflanzung der preußiſchen Flagge und der Rückkehr der preußiſchen Mannſchaften auf das Schiff noch mit Bomben beſchoſſen. Jedenfalls iſt es zu beklagen, daß jene Affaire ſo ganz ohne materiellen Nutzen geblieben iſt.

Der dritte Raddampfer der preußiſchen Marine iſt die ehemalige Radcorvette „Barbaroſſa" von 10 (ſpäter 9) Geſchützen und 230 Pferdekraft, die aber nicht lange dienſttüchtig geblieben und deshalb zum Kaſernenſchiff gemacht worden iſt, wobei man ihre Maſchinen aus- und die Radkaſten abnahm, an deren Stelle ausſpringende Galerien ſtehen blieben, und ihre dreimaſtige Takelage durch eine ſchmächtige Briggtakelage erſetzte. So lag die ehemalige Dampfcorvette Jahre lang bewegungslos in der Weichſel an der königlichen Werft zu Danzig und überragte mit ihrem hohen, maſſigen ſchwarzen Rumpf, der übrigens unter der Waſſerlinie nicht gekupfert, ſondern ausnahmsweiſe wie bei Eiſenſchiffen roth geſtrichen iſt, die ganze Umgebung, während die dürftigen, wegen der Länge des Fahrzeugs weit auseinanderſtehenden beiden Maſten das Mißverhältniß zwiſchen Rumpf und Takelage recht grell hervortreten ließen. Seit der Beſitznahme von Kiel aber und ſeiner Beſtimmung zur preußiſchen Flottenſtation iſt der „Barbaroſſa" dahin übergeführt worden und liegt jetzt an der Landungsbrücke gegenüber dem königlichen Schloß, dicht neben den äußerſten Schiffsbauplätzen der kieler Privatwerften, wo er als Kaſernenſchiff, d. h. als Wohnung für die Matroſen dient, welche nicht auf anderen, in Dienſt geſtellten Kriegsſchiffen untergebracht ſind. „Barbaroſſa" war früher ein vielgerühmtes Schiff der deutſchen Flotte geweſen und mit der „Geſion" 1852 von Preußen für den verhältnißmäßig hohen Preis von zuſammen 262,500 Thalern erſtanden worden. Da ſich ſeitdem ergeben, wie nutzlos für den Seekrieg jetzt ſelbſt dieſe beiden tüchtigſten Fahrzeuge der früheren deutſchen Flotte geworden ſind, ſo dürfen wir heut wohl zugeben, daß die Verſteigerung der Flotte im Grunde die Wehrkraft Deutſchlands zur See nicht geſchädigt hätte, ſelbſt wenn jene Schiffe ſämmtlich gut conſtruirte und wohlerhaltene Exemplare geweſen wären. Nun waren aber die meiſten Schiffe damals keineswegs Muſter tüchtigen Baues,

wie ſchon aus den Preiſen hervorgeht, welche bei der Verſteigerung für dieſelben bezahlt worden ſind.

Die deutſche Reichsflotte beſaß drei Rad-Dampffregatten „Hanſa", „Erzherzog Johann" und „Barbaroſſa" und ſechs Rad-Dampfcorvetten „Ernſt Auguſt", „Großherzog von Oldenburg", „Frankfurt", „Hamburg", „Lübeck", „Bremen", als Raddampfer ſämmtlich nicht mit Vollſchifftakelage, ſondern mit einer niedrigen Bemaſtung ausgerüſtet, ſo daß ſie eigentlich nicht als Fregatten und Corvetten bezeichnet werden konnten, und außerdem auch mit einer viel geringeren Geſchützzahl armirt, als ihr Name erwarten ließ; hatte doch die „Fregatte" „Barbaroſſa" nur 10 Geſchütze, während ſonſt für Fregatten die Kanonenzahl zwiſchen 26 und 60 variirt.

Die „Hanſa" war ein ſehr großes amerikaniſches Schiff, „Erzherzog Johann" und „Barbaroſſa", etwas kleiner, aber Schweſterſchiffe, ganz gleich nach demſelben Modell gebaut und beide von der engliſch-amerikaniſchen Kunard-Dampferlinie übernommen. Doch zeigte ſich der „Erzherzog Johann" bei der Unterſuchung beſonders wegen der ſchönen Inhölzer werthvoll. Von den genannten 9 Dampfern ging „Barbaroſſa", wie erwähnt, in preußiſchen Beſitz über, die „Hanſa" und „Erzherzog Johann" wurden für 175,000 Thlr. an ein bremer Haus, die 6 ſogenanten Dampfcorvetten aber für 238,000 Thlr. an eine engliſche Dampfercompagnie verkauft, während eine einzige gute Dampfcorvette etwa gleicher Größe, vollgetakelt heutzutage mit Schraubenmaſchine über 500,000 Thlr. koſtet. — Außer den 9 Dampfern gehörten noch zur Flotte von 1848 zwei Segelfregatten, „Eckernförde", jetzt als „Geſion" in preußiſchem Beſitz, und „Deutſchland", die ſchon damals als Kaſernenfregatte benutzt wurde, und auch beim Verkauf nur mit 9,200 Thlr. bezahlt ward — gegenwärtig iſt ſie ſogar durch eine ſeltſame Ironie des Schickſals in chineſiſchen Beſitz übergegangen.

Außerdem waren noch 27 Ruderkanonenboote vorhanden, davon 1 Kanonenboot in Lübeck, das an einen Senator für 457 Thlr. und einige Silbergroſchen und Pfennige (!) verſteigert ward, und 26 Kanonenboote in Vegeſack als Nordſeeflotille, deren Verkauf 10,600 Thlr. einbrachte. So ward die Flotte, welche auf nur 3,120,000 Gulden geſchätzt war, noch weit unter dieſer Taxe veräußert, und da die meiſten Einkünfte aus dem Feſtungsfonds gefloſſen waren, welcher dieſe Vorſchüſſe wieder forderte, ſo blieb ſchließlich von dem Erlös nur eine verhältnißmäßig ſehr kleine Summe übrig.

Wie für die deutſche Reichsflotte, ſo war auch für die preußiſche Flotte bei ihrer Entſtehung eine Anzahl Ruderkanonenboote gebaut worden, die wir an dieſer Stelle erwähnen wollen, weil ſie wie die Raddampfer zu den veralteten Conſtructionen gehören, aber doch bei Windſtille im Stande ſind, ſich mittelſt ihrer Ruder nach Belieben fortzubewegen; eine Fähigkeit,

die dem Segelschiff natürlich abgeht. Die preußischen Ruderkanonenboote zerfallen in zwei Classen, die Kanonenschaluppen zu je 2 schweren Geschützen und die Kanonenjollen mit je 1 Geschütz. Die Zahl der ersteren betrug ursprünglich 36, also mit zusammen 72 Geschützen, die Zahl der letzteren dagegen nur 6, also mit zusammen 6 Geschützen; gegenwärtig aber sind diese Ruderkanonenboote auf 32 Kanonenschaluppen (64 Geschütze) und 4 Kanonenjollen (4 Geschütze) zusammengeschmolzen, so daß die Gesammtsumme 36 solcher Fahrzeuge mit 68 Kanonen beträgt. Gewöhnlich sind diese Ruderkanonenboote in Stralsund stationirt, wo sie in Schuppen an der Ostseite des Dänholm liegen, einer befestigten kleinen Insel, welche ungefähr in der Mitte des engen Fahrwassers zwischen der ebenfalls befestigten Südwestspitze von Rügen und der Stadt Stralsund liegt, und mit der Seeseite der Stadtenceinte, die hier aus einer crenelirten Mauer besteht, durch eine Brücke verbunden ist. Die Ruderkanonenboote werden bei ihrer großen Langsamkeit und geringen Seetüchtigkeit, über welche die Matrosen sehr klagen, nur hart an der Küste in ganz flachem Wasser postirt werden können, gleichsam als schwimmende Positionsbatterien, die allerdings vor feindlichem Feuer wenig gesichert sein würden. Es ist wohl nur aus dem Hinblick auf eine derartige Verwendung zu erklären, daß der neue Flottenplan auf diese Fahrzeuge Rücksicht nimmt.

Die englischen Trades-Unions.

Wenn man jetzt durch die Straßen des Westend geht, sieht man an allen Schneiderläden Zettel aushängen: „Gesucht Arbeiter erster Classe. Keine Unionisten.“ Gegenüber aber wandeln zwei Leute den ganzen Tag auf und ab und beobachten, wer im Laden aus- oder eingeht, zu gewissen Stunden werden sie abgelöst, das sind die „tailors on strike“; fast 3000 Schneidergesellen haben ihre Arbeit niedergelegt, um höhern Lohn zu erzwingen, die Meister haben verweigert sich zu fügen und suchen sich durch Maschinen und Ausbildung jüngerer Leute zu helfen, die Gesellen aber, die nichts zu thun haben, stellen ihre Wachen vor die Läden, welche aufpassen, wenn die Arbeiter ein- oder ausgehen und ihnen folgen, um sie womöglich einzuschüchtern oder abspenstig zu machen. Dieser Schneiderstrike ist vielleicht der größte und längste,

den man in London gesehen, aber ist doch nur einer von den vielen des Jahres, und da die Erscheinung vornehmlich den Innungen (Trades-Unions) zuzuschreiben ist, so hat das Parlament eine königliche Commission eingesetzt, welche die Wirksamkeit dieser Genossenschaften prüfen soll. Die Zeugenaussagen vor dieser Commission werfen ein so überraschendes Licht auf die Grundsätze und den mächtigen Einfluß der Innungen, daß es sich der Mühe verlohnt, dieselben etwas näher zu betrachten.

Bis 1825 waren die Vereinigungen von Arbeitern, um höhern Lohn zu erzielen, gänzlich verboten, wodurch dieselben natürlich nicht verhindert, sondern nur heimlich betrieben wurden und oft zu gewaltsamen Ausbrüchen führten. Damals wurden diese repressiven Gesetze (combination laws) aufgehoben und den Arbeitern Freiheit gegeben, sich zu vereinigen und eine Verständigung zu erzielen, um den Lohn und die Stunden festzusetzen, wofür sie ihre Arbeit anbieten wollen, („to meet and enter into engagements for the purpose of fixing the wages and hours for which they shall offer their labour" 4 George IV. c. 34 sect. 4.) Diese Befreiung mußte einen großen und wohlthätigen Einfluß ausüben, das Schicksal des Arbeiters hängt von den Bedingungen ab, unter denen er über seine Arbeit verfügt, er findet, daß er als Einzelner, ohne Reservefonds, von der Hand in den Mund lebend, durch seine Mittellosigkeit fest an die Scholle gebunden, nur einen schlechten Handel machen kann, er muß annehmen, was ihm geboten wird und leidet von niedrigem Lohn, langer Arbeitszeit und schlechtem Arbeitsraum. Anders aber wird es, wenn er sich mit seines Gleichen verbrüdert und über die Bedingungen vereinigt, welche sie von den Arbeitsgebern fordern wollen, diese Vereinigung hilft den Arbeiter auf gleichen Fuß mit dem Capitalisten zu stellen, indem er nun Bedingungen machen und Zumuthungen verweigern kann. Dies Princip wurde die Grundlage der freien Handwerkerinnungen (Trades-Unions); die Mitglieder verbanden sich, wenn nach der Discussion abgestimmt wird, sich den Beschlüssen der Union zu unterwerfen, und bilden, um diese Beschlüsse durchführen zu können, einen Fonds durch regelmäßige Beiträge aus ihrem Lohn. Können sie sich mit den Arbeitgebern nicht einigen, so remonstrirt die Union durch einen oder mehre Delegirte und hilft das nicht, so kündigen sie alle und werden aus dem Fonds unterstützt, bis die Meister oder sie selbst nachgeben müssen. Die Möglichkeit einer solchen Kündigung in corpore (Strike) ist natürlich die Voraussetzung jeder Wirksamkeit der Union, bindet aber nur die Mitglieder der Union und der Einfluß auf andere nicht zu ihr gehörige Arbeiter hängt von dem Maßstab ab, in welchem die Mitglieder die Geschicklichkeit in dem speciellen Handwerk repräsentiren. Ist ihre Kunst nicht groß, so werden andre sich wenig um ihre Forderungen kümmern und die Meister leicht außerhalb der Union Arbeiter finden, umfaßt dieselbe aber alle Handwerker erster Classe, so werden ihre Forderungen auch für die Nicht-

unionisten von entscheidendem Einfluß werden; da die Macht der Union also wesentlich auf ihrer Ausdehnung beruht, erklärt es sich, weshalb ihre Mitglieder die Draußenstehenden mit sehr ungünstigem Auge betrachten, und durch alle Mittel zum Beitritt zu nöthigen suchen, eventuell aber verfolgen. Letzteres verbietet nun zwar das Gesetz, welches mit drei Monaten Gefängniß den Arbeiter bedroht, „der sich gegen Meister oder Mitarbeiter einer Gewaltsamkeit, betreffe sie Personen oder Eigenthum, oder der Drohung, Einschüchterung, Beschwerung oder Hinderung schuldig macht." Aber es giebt begreiflich viele Mittel, welche nicht direct gegen diese gesetzlichen Verbote verstoßen und sich doch sehr wirksam erweisen Arbeiter wie Meister einzuschüchtern. Erstere werden, wenn sie widerstehen, in Bann gethan, wenn sie in ein Wirthshaus eintreten, erheben sich die anwesenden Unionisten, speien aus und verlassen das Local oder die Wirthe verweigern ihnen Getränke zu verabreichen u. s. w. An die Meister oder noch öfter an ihre Frauen werden anonyme Briefe gerichtet, die geheimnißvoll drohen, mehre solcher sind kürzlich veröffentlicht. Dies ist offenbar ein Mißbrauch der Vereinsfreiheit, die nicht dahin ausarten darf, andern ihre Freiheit zu verkümmern, aber die gegenwärtigen Untersuchungen der Commission haben andere und schwerere Mißbräuche der Genossenschaften ans Licht gebracht, denen der Staat kaum ruhig zusehen können wird, weil sie ebenso gegen Grundgesetze der Nationalökonomie verstoßen, als den Interessen der intelligenten Arbeiter zuwiderlaufen.

Das leitende Princip für diese Gesellschaften nämlich ist jetzt, daß alle Arbeiter gleich bezahlt werden sollen und keiner mehr arbeiten darf, als was „der Durchschnitt" (average) genannt wird. Dieser Durchschnitt ist ein Minimum von Arbeit, das willkürlich durch die Genossenschaft als das, was ein gewöhnlicher Arbeiter ohne Anstrengung fertig bringen kann, fixirt wird. Der Secretär der Steinmetzengesellschaft antwortete auf die Frage Roebucks „Sie würden also den bessern Arbeiter bestrafen, wenn er mehr oder dasselbe in kürzerer Zeit vollendet, als ein anderer?" bejahend und fügte hinzu, daß wenn ein solcher seine Strafe nicht bezahlen wolle, er von der Innung ausgeschlossen werde und Mitglieder derselben nicht mehr mit ihm arbeiten würden. Auf die Frage eines andern Mitgliedes der Commission „Wenn nun der Meister sagte, dies ist ein besonders brauchbarer und guter Arbeiter, deshalb werde ich ihn beschäftigen, obwohl er von der Innung ausgeschlossen ist, würden dann die Unionisten die Arbeit niederlegen, bis jener Mann entlassen wäre?" war die Antwort, „Ja, das würden sie thun, soweit der Mann im Spiele ist." Die Gesetze der Union schreiben vor „nicht weniger Zeit zu brauchen, als ein mittelguter Steinmetz in der Ausführung der betreffenden Arbeit nöthig hat." Ein Mann wird also nicht blos verhindert mehr zu thun als Andre, sondern darf auch nicht das, was er thut, schneller fertig bringen. Aus demselben Gesichtspunkt ist auch alle Stückarbeit untersagt, da dabei die weniger geschickten Leute gegen ihnen überlegene Arbeiter zu kurz kommen

würden. Es ſoll alſo mit einem Wort alle Concurrenz unter den Arbeitern abgeſchafft werden. fleißige und geſchickte Geſellen ſollen nicht mehr verdienen dürfen, als ſchwerfällige und träge. Schwerlich kann man einen verderblicheren Grundſatz in wirthſchaftlichen Dingen aufſtellen; es heißt das Princip des Maximums an die Stelle des Grundgeſetzes von Angebot und Nachfrage ſtellen, die directe Folge iſt, daß jedes Intereſſe des Arbeiters an der Güte ſeiner Arbeit ſchwindet, jede beſondere Geſchicklichkeit werthlos wird und aller Ehrgeiz, vorwärts zu kommen, aufhört. Niemanden fällt in England ein, den Preis des Brodes zu fixiren, aber der der Arbeit ſoll dem Steigen oder Fallen durch eine willkürliche Feſtſetzung entrückt werden. Wie wäre es, wenn man dies auf andre höhere Gewerbtreibende anwenden wollte, wie Aerzte, Advocaten, Künſtler? Auch ſie haben ein Gewohnheitsrecht, manches dürfen ſie nicht thun, wofern ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollen, daß Collegen ſich weigern mit ihnen zu arbeiten, aber kein Menſch denkt daran, einen Rechtsanwalt zu hindern, 16 Stunden zu arbeiten, wenn ſeine Geſundheit es aushält oder einen doppelt ſo hohen Preis für ſeine Vertretung zu fordern als ſein Concurrent, wenn er ihn bekommen kann. Und was würde gar ein Künſtler ſagen, wenn man ihm zumuthete, ſich ſein Bild nach dem Durchſchnitt ſeiner mittelmäßigen Genoſſen bezahlen zu laſſen? Kein begabter Mann würde ſeine Kräfte an ſolche gemaßregelte Berufsarten mehr wegwerfen und daſſelbe Princip gilt auch für die mechaniſcheren Gewerbe; in jeder Lebensſphäre iſt Wetteifer, das Streben, was man zu thun hat, ſo gut als möglich zu thun und auf dieſe Weiſe vorwärts zu kommen, das Salz des Lebens. Ein Menſch, dem ſeine Arbeit gleichgiltig iſt, und der nicht wünſcht ſeine Stellung in der Welt zu verbeſſern, ſpielt eine traurige Rolle; die erwähnten Vorſchriften der Steinmetzengeſellſchaft wollen dieſen Grundzug der menſchlichen Entwicklung auslöſchen, um der Mittelmäßigkeit den höchſtmöglichen Lohn zu ſichern, welcher den Meiſtern abgepreßt werden kann und dieſe antiſocialen Lehren ſollen durch die Vehm der Geſellſchaft durchgeſetzt werden.

Die Vertreter der Innungen haben allerdings ihr Verfahren zu vertheidigen geſucht, ſie ſagen, jene Regeln ſeien nicht für die Meiſter, ſondern für die Arbeiter gemacht, erſtere wollten den größten Gewinn aus ihrem Capital ziehen, letztere aus ihrer Arbeit, ſie fordern daher kurze Stunden, einen feſten Lohn, dauernde Beſchäftigung für die größtmögliche Zahl und den höchſten Antheil vom Gewinn, den ſie bekommen können und hierfür iſt die Genoſſenſchaft das geeignetſte Mittel. Der geſchickte Arbeiter, welcher ſich den obenerwähnten Vorſchriften unterweiſe und mit Mittellohn begnüge, zeige, daß er ſeine perſönlichen Intereſſen denen ſeines Standes unterordne, beweiſe alſo eine Selbſtverläugnung, die des höchſten Lobes werth und der des Patriotismus ebenbürtig ſei. Der Maurer, der, während er täglich 200 Steine legen könnte, ſich mit

150 begnügt, damit seine weniger geschickten Mitarbeiter sich nicht zu sehr anstrengen müßten oder zu gering bezahlt würden, thue dasselbe, was Tell oder Wallace gethan; wenn ein Krieg zwischen England und Frankreich ausgebrochen, werde doch kein Patriot dem andern Lande Panzerschiffe verkaufen, möchte er auch noch so großen Gewinn dabei machen können; so opfre sich der geschickte Arbeiter auch für die Interessen seiner Nebenmenschen; er handle von dem Gesichtspunkt, daß ein Mann nicht für sich allein und seine Familie lebe, sondern für alle. Wenn er länger, besser und rascher arbeite als die andern, so würden diese mit ihren Familien um so schlechter dran sein. Es sei doch besser, daß 10 Leute wöchentlich 30 Schilling jeder verdienten, als daß einer 60 und die andern nur 26 Sch. 8 Pf. erhielten, die Theorie der unbeschränkten Competenz sei eine unmoralische, welche eine Minorität mäste, während im Interesse der Gesellschaft die gleichmäßigste Vertheilung der Glücksgüter liege. —

Es liegt auf der Hand, wie durchaus sophistisch dies Räsonnement ist. Was zunächst die Selbstverläugnung und ihre Vergleichung mit dem Patriotismus betrifft, so wird der große Unterschied außer Augen gelassen, daß der Patriot sich freiwillig opfert, der Unionist aber dazu gezwungen wird; niemand nöthigte Winkelried sich in die Speere zu stürzen, der Arbeiter aber, der seinem ungeschickten Genossen voranstrebt, wird gestraft und verfolgt. Der Adel des Patriotismus liegt darin, daß eine Nation alle verschiedenen menschlichen Interessen und jede Stufe ihrer Entwicklung umfaßt, durch den Staat erst wird Familie, Kunst, Gewerbe, Wissenschaft, öffentliches und religiöses Leben möglich und deshalb arbeitet der wahre Patriot mittelbar oder unmittelbar für die Gesammtheit. Ein Unionist im oben angegebenen Sinne fördert im Gegentheil nicht das Wohl des Ganzen, sondern schadet ihm. Grade jene Parallele mit dem Schiffbauer, der dem Feinde nicht die Mittel liefern will, dem eignen Lande zu schaden, zeigt die Ungesundheit der ganzen Anschauung, denn sie geht davon aus, daß zwischen Capital und Arbeit Krieg sein muß, daß Reich und Arm natürliche Feinde sind, wie zwei sich bekämpfende Staaten, daß man um diesem Feind zu schaden, sogar seine eignen Kräfte verkommen lassen soll. Damit ist der Streit von Classe gegen Classe erklärt, die Auflösung der Gesellschaft vorbereitet; Capital und Arbeit sind keine Feinde, sondern natürliche Bundesgenossen, jedermann soll nach seinem Interesse handeln, aber er darf nicht andere hindern, weder direct noch indirect, dasselbe zu thun. Jemanden verbieten, so gut und rasch wie möglich zu arbeiten, ist unsittlich und jeder gute Zweck der Union wird vereitelt, wenn der geschicktere Arbeiter auf den Durchschnitt herabgedrückt wird. Daß aber so verfahren wird, zeigen zahlreiche vorliegende Beispiele; ein geschickter deutscher Zimmergesell Jordan hatte sich geweigert, Mitglied der Carpenters and Joiners Union zu werden, hierauf empfing sein Meister, Mr. Kitch, folgende Zuschrift von dem Secretär der Union,

Skinner: „Ich bin vom Comité der Carpenters and Joiners Union aufgefordert, Ihre Arbeiter zu benachrichtigen, daß sie kündigen müssen, so lange J. Jordan von Ihnen beschäftigt und nicht ein Mitglied der Gesellschaft geworden ist. Dies ist keineswegs unhöflich gegen Sie gemeint, aber durch die Vorschriften der Union geboten und wird ausgeführt werden, falls die Sache nicht gemäß den Regeln der Gesellschaft erledigt wird." — Einige Tage darauf gaben die Leute ihre Arbeit auf. Mr. Kitch verklagte Skinner wegen Einschüchterung und dieser ward verurtheilt, aber ersterer bekam damit seine Arbeiter nicht wieder. Dies heißt doch Strikes muthwillig herbeiführen, die Leute müssen ihre Arbeit niederlegen und statt ihren Lohn, mit dem sie zufrieden waren, zu verdienen, von den Almosen der Gesellschaft leben, um einen Mann zu zwingen, Mitglied zu werden oder ihn zu vertreiben.

Wir sind gewiß nicht für Staatseinmischung, aber hier müßte unserer Ansicht nach kraft des Oberaufsichtsrechts eingeschritten und die Regel der Innungen corrigirt werden. Es wird wahrlich dem geschickten Arbeiter in allen Sphären schon nicht leicht gemacht sich emporzuarbeiten, er ist immer in geringer Zahl gegen die Masse der Mittelmäßigkeit, welche ihn durch die Routine niederzuhalten sucht und ein System sollte nicht geduldet werden, welches der Indolenz eine Prämie aussetzt und dazu führen muß, daß alle Arbeit schlecht gethan und theuer bezahlt wird.

Aber diese Repression ist nur das negative Mittel, es müssen auch positive angewandt werden, um den Arbeiter zu heben und ihm ein wirkliches Interesse an seinem Weiterkommen zu geben.

Ein solches Mittel sehen wir zunächst in der allgemeinen Einführung von Schiedsgerichten (courts of arbitration), welche, zu gleichen Theilen aus Meistern und Arbeitern zusammengesetzt, schon vortrefflich in manchen Orten gewirkt haben, so z. B. in dem Töpfereidistrict, bei den Seidewebern in Macclesfield, den Zimmerleuten in Sheffield. Letztere haben ein förmliches Arrangement mit ihren Meistern gemacht, daß, falls einer von beiden Theilen eine Aenderung machen will, dies zwei bis sechs Monate vorher angezeigt werden muß und falls keine Einigung erfolgt, das Schiedsgericht entscheidet; in Nottingham war bei den Webern, die einen ähnlichen board of arbitration eingesetzt, in sechs Jahren kein Strike vorgekommen.

Noch wirksamer hat sich das Cooperationsystem erwiesen, welches den Arbeitern einen Procentsatz vom Gewinn giebt. Einer der größten Teppichfabrikanten Englands, Sir Francis Crossley, welcher dies eingeführt, erwähnte neulich im Parlament, daß seit 24 Jahren bei ihm kein Strike stattgehabt, die Theilnahme am Gewinn hat die Arbeiter in den Stand gesetzt, Krankenkassen, Bibliotheken u. s. w. zu gründen und nichtsdestoweniger ist er selbst dabei zum reichen Mann geworden. Dasselbe Princip haben andere Häuser für ihr Geschäft angenommen,

so Fox, Read & Co. für Eisenwerke, Briggs & Co. für Kohlengruben, die Cobden Memorial-Mills für Baumwollenweberei, Wardle für Steingut, Goodall für Wollendruckerei, überall mit günstigem Erfolg.

In diesem Princip liegt die wahre Widerlegung der erwähnten antisocialen Lehren der Trades-Unions, das Recht zu kündigen muß dem Arbeiter bleiben, weil es das einzig wirksame Correctiv gegen die Selbstsucht der Meister ist, die ohne dasselbe ihre Leute ausbeuten, um rasch großes Vermögen zu machen, es liegt aber auch in ihrem Interesse, den Arbeiter selbst an dem Gedeihen des Geschäftes zu betheiligen, denn dann wirkt er für sich ebenso gut, wie für den Meister und sieht die Möglichkeit weiterzukommen, während die Gleichmacherei der jetzigen Unionen ihn immer auf derselben Stufe der Mittelmäßigkeit hält. Die Arbeiter haben auch eine wirksame Waffe, die Meister, welche aus Kurzsichtigkeit oder Selbstsucht sich weigern auf dies System einzugehen, hierzu zu nöthigen, indem sie dann selbst Cooperationsgenossenschaften gründen, wie dies nach dem Beispiele von Rochdale schon mehrfach mit dem besten Erfolge geschehen ist.

Eine Reform der Trades-Unions ist um so mehr nöthig, da dieselben zu einer großen Macht im Staate geworden sind, nicht weniger als 400,000 Personen in Großbritannien gehören ihnen an.

Die Amalgamated Society of Engineers allein hatte im Jahre 1851 11,829 Mitglieder und ein Vermögen von 21,700 £, 1865 war die Zahl auf 30,984 Mitglieder und 75,672 £ Einkommen gestiegen; 229 Zweigvereine existirten in England, 32 in Schottland, 11 in Irland, 4 in Australien, 2 in Neu-Seeland, 5 in Canada, 1 in Malta, 8 in den Vereinigten Staaten, 1 in Frankreich.

In 15 Jahren verausgabten sie für:

Unterstützung der Strikers . . .	279,840	£
do. für Kranke	115,127	„
do. „ Unglücksfälle . .	12,400	„
do. „ Leichenbegängnisse	34,400	„
do. „ Pensionen für Alte	26,938	„
do. „ andere Innungen .	9,415	„
do. „ Geschenke . . .	6,400	„
	484,520	£

Weit über die Hälfte also ist ausgegeben, um die Strikes zu unterstützen, in manchen Fällen mögen sie durchaus berechtigt gewesen sein, aber immerhin bleibt der Strike für beide Theile ein Nachtheil, weil angesammeltes Capital unproductiv verbraucht und Müßiggang befördert wird. Schiedsgerichte und Cooperationssysteme werden diese sociale Frage im Interesse beider Parteien lösen.

Die Privilegien der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft.

Seit wir vor vierzehn Tagen in dieſen Blättern das Kloſterrecht der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft einer Beſprechung unterzogen, iſt die Frage der Klöſter bereits zu einer brennenden geworden. Wie wir aus Kiel erfahren, ſind von Seiten der Prälaten und Ritterſchaft Schritte geſchehen, um die bei einem Thronwechſel erforderliche Confirmation der ritterſchaftlichen Privilegien durch den neuen Landesherrn auszuwirken. Von einer Beſtätigung dieſer Privilegien in Bauſch und Bogen, welche die frühern däniſchen Könige wenigſtens in der Regel zu ertheilen pflegten, kann ſelbſtverſtändlich diesmal keine Rede ſein, ſie wird vielmehr nur mit Ausnahmen und bedingt ertheilt werden können, wie das ſchon früher zu Zeiten nothwendig geweſen iſt. Prälaten und Ritterſchaft erfreuen ſich im Herzogthum Holſtein z. B. noch immer des eximirten Gerichtsſtandes vor dem adligen Landgerichte, obgleich in Schleswig der privilegirte Gerichtsſtand der Ritter ſchon ſeit 1854 beſeitigt iſt. Das holſteiniſche adlige Landgericht beſteht aus einer adligen und einer gelehrten Bank, jene mit vier aus der Zahl der Ritterſchaft gewählten Perſonen, dieſe mit vier Obergerichtsräthen beſetzt, unter dem Vorſitze des Directors des Obergerichts; das Landgericht verſammelt ſich aber nur vierteljährlich. Von dem adligen Landgerichte nehmen natürlich auch die adligen Kloſterjungfrauen Recht; dieſe aber erſt in zweiter Inſtanz, denn in erſter ſtehen ſie unter dem Cönobialgerichte ihres Kloſters, welches von den 12 älteſten adligen Kloſterjungfrauen, dem Propſte und der Priorin gebildet wird. Glücklicherweiſe erkennen die Cönobialgerichte vornämlich nur in Civilſachen der Conventualinnen, mit der Criminaljuſtiz und der peinlichen Halsgerichtsordnung, die ja noch immer in Holſtein gilt, haben die würdigen Damen gottlob nichts zu ſchaffen; jedoch Vergehen gegen die Kloſterordnung ahnden ſie ſtreng, oder wenn „die Jungfrawen alles Gezänkes, ſchmähens, ſchimpffierens, beſpottens, bereimens, Deckelnahmengebens“ oder gar der „Thadligkeiten“ ſich nicht enthalten ſollten. Landgericht und Cönobialgerichte und ähnlicher mittelalterlicher Trödel finden aber keinen Raum in dem Gebäude der jetzigen preußiſchen Juſtizverfaſſung, deren Ausdehnung auf Schleswig-Holſtein bekanntlich nahe bevorſteht, und ſo dürften unſere Prälaten und Ritterſchaft auf Conſervirung wenigſtens dieſer Eigenthümlichkeiten ſchwerlich beſtehen.

Wichtiger als der eximirte Gerichtsſtand werden aber unſern Rittern das Kloſterrecht, ferner ihre bis jetzt glücklich gerettete Freiheit vom Gebrauche des

Stempelpapieres sein. Denn hier handelt es sich um Opfer, oder auch um — Entschädigungsansprüche. Neben jenen drei specifisch persönlichen Rechten der Mitglieder der Ritterschaft steht endlich als ein viertes und wichtigstes Vorrecht: die Freiheit des Hoffeldes der adligen Güter von der sog. Contribution, der älteren ordentlichen Landsteuer, und dieser Punkt geht natürlich nicht die Ritter allein und als solche, sondern ebenso die bürgerlichen Besitzer adliger Güter an. Wenn nun aber die Beseitigung dieser Steuerexemtionen jedenfalls unausbleiblich ist, sollte für die Aufhebung der einen oder andern wirklich Entschädigung verlangt werden können?

Auf den Liegenschaften der Herzogthümer ruhen hauptsächlich zwei Grundsteuern. Erstlich eine jüngere, die sog. Landsteuer, im Jahre 1802 aufgelegt, welche auf dem nach Tonnenzahl und Bonitirung berechneten Steuerwerthe der Ländereien beruht; diese Grundsteuer trifft alle Ländereien: das Hoffeld der adligen Güter unterliegt derselben ebensogut wie der übrige Landbesitz. Die Landsteuer beträgt jetzt für jede 100 Thlr. Taxationswerth 40 Schill. R.-M. und darnach war der Ertrag derselben pro 18⁶⁶/₆₆ für beide Herzogthümer 588,219 Thlr. Pr. Die zweite ältere Grundsteuer, welche uns hier hauptsächlich interessirt, ist die erwähnte Contribution. Dieselbe ist ursprünglich entstanden aus den vom Lande bezahlten Beiträgen zur Landesvertheidigung, mit welchen der Landesherr die Kosten der Ausrüstung der gemeinen Dienstpflichtigen, insbesondere des Fußvolkes bestritt. Da aber der von dem Hoffelde der adligen Güter zu leistende Roßdienst von dem hierzu pflichtigen Adel auf eigene Kosten abgehalten ward, so traf die Steuer auf dem Lande die nicht ritterbürtigen Landsassen; und zwar mußten die zu einem adligen Gute gehörigen Bauerstellen ebensogut zahlen, wie sonstiges bäuerliches Eigenthum. Die mit dem Roßdienste verbundenen Kosten und Ausgaben vertraten für das Hoffeld also ganz die Stelle der Steuern, welche von dem Bauernfelde des adligen Guts zur Landfolge und Heeresfahrt entrichtet wurden. So erklärt es sich, daß nachdem der alte Roßdienst zur Erleichterung der Gutsbesitzer ganz in Vergessenheit gerathen und durch ein Aequivalent nicht ersetzt worden ist, heutzutage die Contribution lediglich auf dem Bauernfelde des Gutes haftet; daß mithin Güter, welche nur aus Hofland bestehen, von der Contribution frei sind. Dieselbe ist nun zu einer stehenden Abgabe geworden, nachdem das Steuerbewilligungsrecht der Stände und ihre Theilnahme an Verwaltung der Steuer längst in Abgang gekommen. Die Steuer wird aufgebracht nach Pflügen, einem alten ursprünglich nach Größe und Ertragsfähigkeit der Hufen berechneten Repartitionsmaßstabe, welcher auf ca. 140 Tonnen Landes mittlerer Qualität für die heutige Zeit durchschnittlich zu schätzen ist, wenn auch Werth und Umfang der nach Pflügen eingeschätzten Grundstücke im Laufe der Jahrhunderte manche Veränderungen erfahren hat. Beide Herzogthümer zahlten zusammen an Contribution

pro 18⁴⁰/₄₁ 532 567 Thlr. Pr. oder 1,331,417½ Mk., wozu von den holsteinischen adligen Gütern und Klöstern mit 2660½ Pflügen ca. 288,000 Mk., von den schleswigschen ca. 125,000 Mk. gezahlt wird. Die holsteinischen adligen Güter allein zahlen von 2194 Pflügen an Contribution ca. 238,000 Mk.; wir berechnen für die Hoffelder der letzteren den jährlichen Belauf der jetzigen Befreiung auf 65—70,000 Mk.

Unter der Herrschaft des preußischen Grundsteuersystems kann von solchen Steuerfreiheiten selbstverständlich keine Rede sein, mag auch im Allgemeinen künftig die Belastung des Grundes und Bodens in Schleswig-Holstein ermäßigt gegen bisher werden. Es fragt sich aber, ob die Wohlthaten des preußischen Gesetzes vom 21. Mai 1861, betr. die Entschädigung für die Aufhebung der Grundsteuerbefreiungen und Bevorzugungen auch auf unsere Gutsbesitzer zur Anwendung zu bringen sein werden. An und für sich würde, da einmal in Preußen jene Entschädigung beliebt worden ist, auch in der neuen Provinz solche nicht zu umgehen sein, wenn nicht Prälaten und Ritterschaft in Verbindung mit den übrigen Gutsbesitzern durch feierliche Erklärung vom 26. April 1816 aller an die Steuerfreiheit sich knüpfenden Bevorzugung schon entsagt hätten: Prälaten und Ritterschaft u. s. w. seien nicht gewillt, in der künftigen Grundsteuer, nach welchem Maßstabe diese auch verfassungsmäßig angeordnet werden und durch Bewilligung der Stände zu der hergebrachten ordinären Contribution hinzukommen möchte, irgendeine Bevorzugung vor dem übrigen Lande zu begehren. Dieser denkwürdige Verzicht stand in Zusammenhang mit den derzeitigen Bemühungen der Ritterschaft, den Herzogthümern eine landständische Verfassung zu verschaffen, daher jene Clausel einer „verfassungsmäßigen" Bewilligung. Wenn nun die damals freilich beschränkteren Wünsche der Ritterschaft durch die Ausdehnung der constitutionellen Freiheiten Preußens auf die Herzogthümer mit dem 1. October d. J. in Erfüllung gehen werden und zwar in unendlich reicherem Maße, als je der schleswig-holsteinische Adel nur ahnen mochte, so ist es schwer denkbar, daß die Ritterschaft in der Einführung der preußischen Verfassung mit Herren- und Abgeordnetenhaus nicht die Erfüllung der von ihr selbst früher gestellten Bedingung jenes Verzichtes sehen sollte. Oder wäre es möglich, daß die schleswig-holsteinische Ritterschaft, weil die preußischen directen Steuern nunmehr unter Suspension der Verfassung blos durch königliche Verordnung eingeführt sind, die „Verfassungsmäßigkeit" dieser neuen Steuergesetzgebung anzweifeln möchte?

Was ferner die persönliche Freiheit der Mitglieder der Ritterschaft vom Gebrauche des Stempelpapieres betrifft, so dürfte eine Entschädigung für die Aufhebung dieser Steuerexemtion ebenfalls schwer zu rechtfertigen sein. Denn diese Befreiung beruht keineswegs auf einem ausdrücklich ertheilten Pri-

vilegio, ſondern vielmehr auf einem jetzt grade zweihundertjährigen Schlendrian. Die Geſchichte iſt bezeichnend für das meerumſchlungene Eldorado „berechtigter“ Eigenthümlichkeiten und ſo mag ſie hier erzählt werden. Bekanntlich wurden die Herzogthümer 1544 unter die Söhne Friedrichs des Erſten getheilt, und dieſe Theilung wurde die Grundlage der dauernden Trennung zwiſchen dem königlichen und dem fürſtlichen oder gottorfiſchen Antheile. Neben dieſen beiden ſtand der ſog. gemeinſchaftliche Theil, aus den adligen Gütern und Klöſtern gebildet, unter der Regierung beider Landesherren, des Königs und des Herzogs von Holſtein-Gottorf. Die Stempelpapierabgabe ward nun im fürſtlichen Antheile durch Verordnung vom 26. November 1657 und im königlichen Antheile drei Jahre nachher eingeführt. Hierbei aber blieb es; eine gemeinſchaftliche Verordnung erging nicht, ſondern nur die beiden privativen Verfügungen jedes Landesherren für ſeinen Theil. Daher kommt es denn, daß die Einwohner der adligen Güter und Kloſterbezirke von dem Gebrauche des Stempelpapiers befreit ſind und zwar vermöge gleichſam dinglicher Befreiung dieſer Gebiete, da ebenfalls Nichtprivilegirte bei den klöſterlichen und adligen Gerichten vom Stempelpapier völlig frei ſind. Prälaten und Ritterſchaft iſt dieſe Freiheit durch den eben Umſtand, daß ſie als ſolche unter der gemeinſchaftlichen Regierung ſtanden, zugleich als Vorrecht ihrer Perſonen verblieben. Es ergiebt ſich hieraus ſofort, daß von einer Entſchädigung der Betheiligten für den Wegfall einer blos factiſchen Begünſtigung keine Rede ſein kann, wie auch als 1726 das Stempelpapier auf die Grafſchaft Ranzau ausgedehnt wurde, an eine Entſchädigung der ranzauer Eingeſeſſenen nicht gedacht worden iſt. Ebenſowenig hat die Ritterſchaft für ihre perſönliche Befreiung Anſpruch auf Entſchädigung, da dieſelbe aus gleicher Veranlaſſung wie die der adligen Untergehörigen entſpringt; es iſt ihr nur vermöge des permanenten Marasmus der Regierung glücklich gelungen, 200 Jahre lang die Stempelſteuer lediglich von ſich abzuwehren; eine ausdrückliche ſpecielle Privilegirung derſelben auf Freiheit vom Stempel fehlt, und die jetzt geltende Stempelverordnung von 1804 ſpricht blos vom Hergebrachten, wobei es ſein Bewenden behalten möge bis auf weitere Verfügung.

Da wir einmal bei den Finanzen ſind, ſo möge der Leſer noch einmal die Kloſterfrage zu berühren uns geſtatten. Einen erheblichen Einnahmepoſten des Budgets der Herzogthümer bilden die ſogenannten „ſtehenden Gefälle“ mit 796,979 Thlr. Pr. Es ſind dies Abgaben, welche von der verſchiedenſten Bezeichnung und Art aus alter und älteſter Zeit ſtammen, ein Theil derſelben hängt mit Rechten der Grundherrlichkeit zuſammen und trägt daher einen domanialen Charakter, theils aber ſind in dieſen alten Abgaben auch eigentliche Steuern enthalten. Die officielle Denkſchrift, welche die Einführung der preußiſchen directen Steuern in den Herzogthümern begleitete, nimmt an, daß jene

ſtehenden Gefälle überwiegend aus Domanialintraden beſtehen, wenn auch die rechtliche Natur der einzelnen Abgaben noch näher zu unterſuchen und feſtzuſtellen ſei und ſchätzt in ungefährem Ueberſchlage die in den ſtehenden Gefällen enthaltenen Abgaben ſteuerlicher Natur auf ca. 300,000 Thlr. Mithin würden ca. 500,000 Thlr. Pr. Domanialintraden auf dem Grundbeſitze der Herzogthümer laſten. Und zwar vorab der gewöhnlichen Grundſteuer, da die ſtehenden Gefälle, weil und inſoweit ſie Domanialintraden ſind, bei Ausgleichung der auf dem Grund und Boden haftenden Laſten nicht zu berückſichtigen ſein würden. Wenn man nun ferner erwägt, daß die ſtehenden Gefälle in den Aemtern und Landſchaften, nicht aber in den adligen Gütern und Klöſtern erhoben werden: iſt das Verlangen ſo unbillig, daß die ſchleswig-holſteiniſche Ritterſchaft durch Verzicht auf die Klöſter auch ihrerſeits für Bildung des Domaniums ein Opfer bringt? Oder würde man den Staat der Gewaltthätigkeit beſchuldigen dürfen, wenn er, um den Bauernſtand zu erleichtern, dem ſchleswig-holſteiniſchen Adel wie früher 1810 dem preußiſchen der alten Provinzen Stiftsgüter einſeitig entzöge und nicht blos auf Koſten der kleineren Grundbeſitzer das Domanium bildete?

Zu den unſchädlichen Vorrechten der Ritterſchaft rechnen wir die Befugniß, ihre Kinder an anderen Tagen als denjenigen des öffentlichen Gottesdienſtes confirmiren, ſowie auch ihre Angehörigen aller Orten in den Herzogthümern im Hauſe und ohne Proclamation copuliren zu laſſen. Ebenſo harmlos iſt das Vorrecht der Ritterſchaft, eine eigene Uniform tragen zu dürfen; dieſelbe beſteht aus einem carmoiſinrothen Rocke, weißen Inexpreſſibles, einem Dreimaſter und Stiefeln mit goldenen Sporen, auf den Epauletten iſt das ſchleswig-holſteiniſche Wappen geſtickt. Dieſe Uniform iſt bei unſern Rittern ſehr beliebt, ja ſogar bei dem officiellen Verkündigungsacte der Annexion erblickte man den höchſten der königlichen Beamten unſerer Provinz in jenen Abzeichen ſeiner Corporation.

Doch genug von den ſchleswig-holſteiniſchen Rittern! Wir rufen ihnen hiermit ein herzliches Willkommen im preußiſchen Staate zu; aber unter die erſten Bürger dieſer Monarchie wollen wir ſie nur zählen, wenn ſie ſich ihrer unter der bisherigen anarchiſchen Verwaltung erzielten ſtaatswidrigen Vorrechte ſelbſtlos und opferwillig entkleiden. Die Geſchichte der letzten Jahre hat gelehrt, daß ſtändiſcher Egoismus mit dem innerſten Principe des preußiſchen Staates unverträglich; jener iſt aber doppelt gefährlich, wenn er zugleich als Protector particulariſtiſcher Sonderbeſtrebungen des Volkes oder der Büreaukratie ſich geriren möchte. Hoffentlich wird die preußiſche Regierung auch dem ſchleswig-holſteiniſchen Adel lehren, was einer preußiſchen Ritterſchaft wohl anſteht.

Der Panſlawismus in Bautzen.

Die königl. ſächſiſche Kreisſtadt Bautzen oder Budiſſin, der Vorort des öſtlichen Theils unſerer viergliedrigen Monarchie, iſt im engeren wie im weiteren Vaterlande gegenwärtig als fleißige Producentin von „Leinwand, Barchent, Strumpf- und Tuchfabrikaten" bekannt. Selbſt des patriotiſchen Paſtors Franz Otto Stichart „Sächſiſche Vaterlandskunde", die bezüglich der kleinen aber werthvollen Perle des deutſchen Vaterlandes ziemlich genau Beſcheid weiß und keine Gelegenheit unbenutzt läßt, um der Jugend die hohe politiſche und culturgeſchichtliche Bedeutung derſelben nach allen Richtungen hin klar zu machen, ſcheint über Bautzen mangelhaft unterrichtet zu ſein, denn ſie weiß von dieſem merkwürdigen Orte nur zu ſagen, daß derſelbe durch die oben erwähnten Fabrikate berühmt iſt, 11,237 Einwohner zählt, ein Gymnaſium, ein katholiſches Domſtift, zwei Schullehrerſeminare, eine Simultankirche beſitzt. Und doch hat Bautzen eine andere, höhere Bedeutung, die, grade weil ſie den Hiſtorikern und Geographen unſeres angeblich gründlichen Volkes entgangen iſt, nicht länger unter den Scheffel geſtellt bleiben darf, ſondern auf den Leuchter gehoben werden muß, um zu leuchten, wie ſie es verdient.

Wenn von politiſchen Parteien in Sachſen die Rede war, ſo hatte man bisher eigentlich nur zwei angenommen und die Sitze derſelben nach Dresden und Leipzig verlegt. Weit gefehlt! Die Partei, welcher die Zukunft gehört, iſt nicht an der Elbe und nicht an der Pleiße, ſondern an dem oberen Laufe der Spree zu ſuchen, ſie iſt weder national-liberal, noch particulariſtiſch-großdeutſch geartet, — ſie iſt überhaupt nicht deutſch, ſondern national-ſlawiſch und wird durch ein Triumvirat geleitet, deſſen Namen durch ihren fremdartigen Klang ſogleich verrathen, daß in Bautzen von Deutſchland und den Deutſchen ſeit lange nicht mehr die Rede iſt: ſie heißen Schmaler, Deutſchmann und Pech und repräſentiren das Wendenvolk der Ober- und Niederlauſitz, das, des deutſchen Druckes müde, des Tages harrt, an welchem es eingeſetzt werden wird in die Herrlichkeit, zu welcher es von Alters her berufen iſt, um im Verein mit ſeinen ſtammverwandten Brüdern an der Donau, Moldau, Moskwa und Wolga die Herrſchaft über die wurmſtichige germaniſch-romaniſche Culturwelt Europas zu übernehmen. Benutzen wir die augenblickliche Abweſenheit dieſer zum zweiten großen Slawencongreß nach Moskau gewanderten Männer der Zukunft, um uns über die Grundlagen ihres Regiments, wie über Tendenz und Umfang ihres Strebens zu orientiren.

Es werden nächſtens zwei Jahre, daß das weltbewegende Princip der Nationalität dem harmloſen Daſein, welches die in der ſächſiſchen Lauſitz lebenden 45,000 wendiſchen Ackerbauer und Kleinbürger geführt hatten, ein Ende machte und ſie zu einer höheren Stufe politiſcher und nationaler Wirkſamkeit und Bedeutung erhob. Am 7. October 1865 erſchien die erſte Nummer des von J. E. Schmaler (ſprich Smoljàr) herausgegebenen „Slawiſchen Centralblatts“, um „in Berückſichtigung der täglich zunehmenden Wichtigkeit des Slawenthums“ dem über die öſtliche Hälfte Europas verbreiteten Stamme ein neues centrales Organ zu ſchaffen, in Leitartikeln ſlawiſche Fragen zu discutiren, über literariſche Arbeiten ſlawiſcher Färbung zu berichten und in bibliographiſchen, kritiſchen ꝛc. Artikeln und Correſpondenzen für die Sache des Slawenſtamms thätig zu ſein. Ihrem „centralen“ Charakter gemäß erklärte die neue Wochenſchrift, dem Princip der Gleichberechtigung in Sprache und Religion bei den Slawen Geltung verſchaffen, jedoch aus Gründen des „allgemeinen Nutzens“ die Discuſſion über die Nothwendigkeit einer geſammtſlawiſchen Sprache von Zeit zu Zeit anregen zu wollen. Wahrſcheinlich um nach keiner ſlawiſchen Seite hin Anſtoß zu geben und dem „allgemeinen Nutzen“ möglichſt umfangreich zu entſprechen, wurde dieſes „Centralblatt“ weder in der einen geſammtſlawiſchen Sprache der Zukunft, noch in einer der ſlawiſchen Zungen der Gegenwart, ſondern in der bis jetzt auch bei den übrigen Sachſen üblichen deutſchen Sprache herausgegeben, vielleicht als Reminiscenz daran, daß dieſe Sprache auf dem prager Congreß von 1848 die geeignetſte geweſen war, um das Zerſtreute zu ſammeln und die nach Oſten und Weſten verſprengten Brüder unter ein Panier zu vereinigen, vielleicht in Vorahnung der merkwürdigen Thatſache, daß dieſelbe Sprache auf dem zweiten, gegenwärtig in Moskau tagenden Congreß der Slawen noch einmal die Rolle der Vermittlerin zu übernehmen haben würde.

Schon die erſten Nummern des Schmaler-Pechſchen Organs bewieſen, daß die Vorkämpfer des ſächſiſchen Slawenthums ihrer Genoſſen in Moskau, Prag und Lemberg würdig ſeien. Gleich die zweite Nummer der „Wochenſchrift für Literatur, Kunſt, Wiſſenſchaft und nationale Intereſſen des Geſammtſlawenthums“ ertönte von dem obligaten „Schmerzensſchrei“, welcher für unterdrückt geweſene und zu neuem Daſein erwachende Völker üblich geworden iſt. Ein Correſpondent aus der Niederlauſitz trägt ſcharfſinnige Beweiſe dafür zuſammen, daß es ein Irrthum ſei, an einen Culturfortſchritt unſerer Zeit zu glauben. Zwar ſeien die Zeiten vorüber, an denen 30 Wendenfürſten von einem deutſchen Markgrafen an einem Tage meuchlings gemordet, in denen der Gebrauch der „Mutterſprache“ bei Todesſtrafe verboten worden, zwar ſei auch das beliebte Sprichwort „Hau zu, es iſt ein Wende“ neuerdings etwas außer Gebrauch gekommen, die deutſche Barbarei habe aber nur ihr Gewand gewechſelt, ſie ſei im Weſentlichen die alte geblieben und blos in der Form „ſub-

ſier" geworden — denn die Inſpectoren und Lehrer der wendiſchen Schulen ſeien der Nationalſprache nicht immer gehörig kundig, es gebe Geiſtliche, welche ſie gar nicht verſtänden und ſomit habe „das Unrecht alle Scham" verloren. In der Nr. 6 deſſelben Jahrgangs (S. 44) wird daſſelbe Thema von einem andern Correſpondenten, der zugleich für die Kreuzzeitung thätig iſt, in maßvollerer und zahmerer Weiſe variirt und die Bildung wendiſcher Theologenvereine, nach dem Muſter des leipziger Vereins für die Univerſitäten Breslau und Berlin vorgeſchlagen. Obgleich der Correſpondent ſich dagegen verwahrt, den Zukunftträumern der Panſlawiſten zugezählt zu werden, ſcheint er der Annahme nicht fern zu ſtehen, die Wenden bildeten das eigentliche Salz der Monarchie von Sachſen und Preußen. Weiß nicht alle Welt, daß der Grundcharakter wendiſchen Weſens „conſervativ" iſt, daß das Königreich Sachſen ſeine moraliſch und phyſiſch tüchtigſten Rekruten aus wendiſchen Ortſchaften gewinnt und daß der gefeierte Held von Düppel, der Pionnier Klinke ein Wende war, der nur nothdürftig deutſch ſprechen konnte! — Mit dieſen beiden Correſpondenzen ſcheint das Maß deſſen, was über die barbariſche Slawenbedrückung in der Ober- und Niederlauſitz zu ſagen war, übrigens erſchöpft zu ſein, denn im nächſten Jahrgang verſtummen die Berichterſtatter aus der näheren Umgebung der ſächſiſchen Slawenhauptſtadt, um Mitarbeitern aus Poſen, Prag, Laibach u. ſ. w. Platz zu machen und die Mitbrüder im engeren Vaterlande damit zu tröſten, daß, ſoweit die Sonne ſcheint, für die gute Sache ihres Stammes gekämpft werde und daß angeſichts der ruhmreichen ſlawiſchen Siege in der Ferne, mit Sicherheit auf einen Tag der Vergeltung in der Nähe gerechnet werden könne.

Soll nach dem Centralblatt geurtheilt werden, ſo ſcheinen Zukunft und Vergangenheit für die Ermuthigung des ſlawiſchen Bewußtſeins ergiebiger zu ſein, als die Zuſtände der Gegenwart, denen das Programm des Centralblattes doch nachgerühmt hatte: ſie zeugten von „der täglich zunehmenden Bedeutung des Slawenthums".

Nicht weniger als fünfundzwanzig Correſpondenzen aus Poſen wiederholen binnen vierzehn Monaten die betrübliche Nachricht von dem Vordringen des deutſchen Elements auf dem Erbe der Söhne Ljechs und was aus den ſlawiſchen Provinzen Oeſtreichs berichtet wird, ſteht nach Form und Inhalt der Elegie näher, als dem Päan. Zwar trug man ſich in Poſen wie im ſlawiſchen Oeſtreich beim Ausbruch des preußiſch-öſtreichiſchen Krieges mit frohen Hoffnungen auf den Fall des Erbfeindes der ſlawiſchen Race, — aber die Freude dauerte nicht all zu lange: was hilft es, daß die polniſche Nation (Vrgl. Jahrg. 1866 Nr. 24.) bei dem Ausbruch des deutſchen Krieges neutral zu bleiben und eine einheitlich nationale Politik zu befolgen beſchloſſen hat, daß der Fürſt Ladislaus Czartoriſky die Bildung galiziſcher Freicorps „beinahe" rückhaltslos bevorwortet, daß poſener Landwehrleute ihrem Hauptmann mit dem Bajonnet zu Leibe gehen,

daß ſich in dem weſtpreußiſchen Bruderlande gleichzeitig ein „friſches“ nationales (d. h. polniſches) Leben regt, — der Ausgang dieſes Krieges, auf den ſo viele Hoffnungen geſetzt worden waren, bringt in Oeſtreich das die ſlawiſche Sache repräſentirende Föderativſyſtem zu Fall und ſtellt Preußen an die Spitze eines Bundes norddeutſcher Völker, welchem nicht nur die Wenden der Ober- und Niederlauſitz, ſondern auch die Bewohner Poſens, Weſt- und Oſtpreußens einverleibt werden. Daß als Compenſation für dieſe Verluſte die Slawiſirung Oeſtreichs gefordert und als einziges Rettungsmittel für die bedrohte Zukunft dieſes Staats bezeichnet wird, zeigt allerdings, daß die Politiker des Centralblattes aus jeder Verlegenheit einen ihren Intereſſen und Wünſchen entſprechenden Ausgang zu finden wiſſen — ſchade nur, daß die neueſten Vorgänge an der Donau den Zeitpunkt für die Verwirklichung dieſes Programms in eine Entfernung gerückt haben, die trotz der „täglich zunehmenden Bedeutung des Slawenthums“ gar nicht zu ermeſſen iſt. Inzwiſchen tröſtet man ſich mit Reminiscenzen aus der vergangenen Herrlichkeit der Slawenherrſchaft am baltiſchen Meer oder mit dem Zuwachs der ſlawiſchen Literatur in Laibach, oder man regiſtrirt Dutzende berühmter ſlawiſcher Componiſten und Muſiker, welche allein das Böhmen der Gegenwart hervorgebracht hat, oder es werden unmaßgebliche Vorſchläge zur Ausſöhnung der Polen mit ihren ſtammverwandten Freunden und Brüdern den Ruſſen und zur Vereinigung der griechiſchen orthodoxen mit der anglikaniſchen Kirche gemacht, ſowie tiefſinnige Betrachtungen über die „fataliſtiſche Bedeutung“ Weſtrußlands (Lithauens) für das Slawenthum, über die nationale Bewegung in Rußland und über die Aufgabe dieſes Staats gegenüber den ſtammverwandten Brüdern im übrigen Europa angeſtellt.

Rußland iſt überhaupt die eigentliche Heimath der Geiſter, welche im Centralblatt ihr luſtiges Spiel treiben. Von den praktiſchen Fragen, mit deren Löſung die Regierung dieſes ungeheuren Reichs ſich abmüht, von der ſteigenden Finanznoth, der Stockung aller Production, dem entſetzlichen Creditmangel, dem Umſichgreifen ſocialiſtiſcher Irrlehren, der zunehmenden Völlerei u. ſ. w. iſt nur ſehr ausnahmsweiſe die Rede. Die Berührung mit der Brutalität dieſer Thatſachen würde die philoſophiſche Speculation über die ſlawiſchen Aufgaben der Zukunft nur ſtören und den klaren Blick des Sehers verdunkeln, der berufen iſt, das Vorübergehende von dem Bleibenden zu unterſcheiden. Kann das Centralorgan des Panſlawismus es doch überhaupt nicht mit dem Rußland der zufälligen, doch dazu durch fremdländiſche Einflüſſe getrübten Erſcheinung zu thun haben! um dieſes handelt es ſich gar nicht, ſondern um das Rußland, wie es von der ſlawiſchen Idee gefordert wird, um das vierte Weltreich zu gründen und ſeine weltgeſchichtliche Miſſion zu löſen! Das ruſſiſche Reich der Gegenwart kommt nur in Betracht, inſoweit es die Keime dieſer künftigen Entwickelung birgt. Zwar läßt ſich demſelben ſchon gegenwärtig nachrühmen,

daß es in seinen Colonien die civilisatorische Aufgabe — zur Schande aller Culturstaaten sei es gesagt — in der Weise löst, wie es nur die Lehre Christi vorschreibt, daß es allein auf dem Wege ist, um die „sociale Freiheit" zu erlangen, daß es „für die Menschheit einst mehr leisten wird, als andere Nationen je leisteten" — im Uebrigen stehen Herr Schmaler (sprich: Smoljär) und Genossen aber entschieden auf dem Standpunkt der Slawophilen, der russischen Romantiker, welche die russische Entwickelung seit Peter dem Großen und dem Eindringen occidentaler Einflüsse als Verirrung ansehen und erst von der Rückkehr zu den Heiligthümern des altmoskowischen Byzantinismus der vorpetrinischen Periode das Ziel erwarten. In ihrem Leitartikel vom 6. Jan. 1866 bekennen sich die bautzener Panslawisten, die freilich lange genug in der westeuropäischen Cultur gesteckt haben, um den Unwerth derselben zu kennen — entschieden zu dem Programm dieser moskauer Schule und in der That wird keine Gelegenheit, bei welcher die Treue gegen dieselbe bewährt werden kann, außer Acht gelassen. Gewissenhaft wird des alten Pogodin, des russischen Gerlach, im Rundschauerstyl abgefaßte Trostadresse an den verlassenen Bruderstamm in Galizien reproducirt, mit Lamanski, dem Geschichtsphilosophen der Schule, aus der Geschichte der italienischen Einheit die Nothwendigkeit der slawischen deducirt — in Befolgung der Vorschriften des Programms, — „aus Gründen des allgemeinen Nutzens" die Erhebung des Russischen zur slawischen Gesammtsprache gefordert und im Bunde mit den Aksakow und Samarin gegen die im Occidentalismus untergegangenen Polen und die durch ihre Wissenschaftlichkeit zu Heiden gewordenen Deutschen gewettert.

Kein nationales Fest wird an der Newa, Wolga oder Moskwa begangen, das in Bautzen nicht sein Echo fände. Karamsin, jener Reichshistoriograph Alexanders des Ersten, der „des Volks Geschichte" feierlich „zu des Herrschers Eigenthum" erklärte, wird als erster Geschichtschreiber des Zeitalters proclamirt und Lomonossow, der Ahnherr der russischen Literatur und der national-slawischen Exclusivität in Prosa wie in Versen gefeiert. Von dieser letzteren (der Uebersetzung eines russischen Gedichts, dessen Autor den echt slawischen Namen Rosenheim führt) dürften nachstehende Proben willkommen sein.

Als der in allem ungeduldge
Zaar Peter umzuschaffen sann
Urplötzlich Rußland und das Alte
Zu brechen eifrig gleich begann
— — — — — — —
Da starb der Zaar, der fremde Einfluß
Griff um sich und gewann an Kraft,
Listig versteckend all sein Wissen
Führt er die Sach' so meisterhaft

Daß nur der Weisheit Conservator
Der Deutsche war geachtet groß,
Ja, daß er ewig war der Meister,
Der Russe ewig Schüler blos.
— — — — — — —
So gings. Fern lag noch Catharinas
Jahrhunderts lichte, goldne Zeit,
Als aus dem Herz des Volkes selber
Ein Mann hervorging, gottgeweiht. — — —
— — — — — — —

Daß dieser „große Mensch und Russenmann", der „alles in sich umfaßte und fast nichts unberührt ließ" Lomonossow war, können die Leser sich vorstellen, ohne daß sie diese in Bautzen verdeutschte Eingebung der slawischen Muse zu Ende scandiren.

„Wir könnten die vorliegenden bereits ziemlich zahlreichen Zeugnisse für die unverfälschte Reinheit des slawischen Elements in der sächsischen Lausitz abschließen, wenn nicht noch ein charakteristischer Zug zur Beurtheilung derselben fehlte. Die bautzner Panslawisten, die inmitten einer Bevölkerung fremden Stammes leben und trotz der Verkümmerung ihrer auf einige tausend Dorfbewohner beschränkten Nationalität den Anspruch erheben, eine Besonderheit innerhalb der sächsischen Völkerfamilie zu repräsentiren (Herr Stichart, der vaterländische Geograph, unterscheidet ausdrücklich „germanische" und „slawische Sachsen"), die bautzner Panslawisten überbieten ihre petersburger und moskauer Brüder betrachtlich an Haß und Feindschaft gegen jene deutsche Colonie an der Ostsee, in welcher die Liv-, Est- und Kurlander eben jetzt einen verzweifelten Kampf für die Aufrechterhaltung ihrer siebenhundertjährigen Cultur, der Sprache, des Rechts, der Kirche und der Schule kämpfen, welche die Vertragstreue der russischen Herrscher ihnen bis jetzt gelassen. Schmähartikel und Ausfalle gegen die deutsch-russischen Ostseeprovinzen enthalten die beiden Jahrgänge des Centralblatts nicht weniger als vier, welche zu den längsten und erbittertsten des gesammten Journals gehören. Auf der Thatsache fußend, daß die Letten Liv- und Curlands der urslawischen Völkerfamilie angehören, dadurch aber, daß sie zufolge jahrhundertelangen deutschen Einflusses in den Kreis germanisch-protestantischen Culturlebens gezogen sind, an der Verschmelzung und Auflösung in den panslawistischen Urbrei der Zukunft verhindert werden könnten, — hat der Schmaler- (sprich Smoljär) Pechsche Panslawismus dem Deutschthum an der Ostsee den Tod geschworen und einen unauflöslichen Bund mit den Jungletten geschlossen — einer kleinen Literaturschule, die von einer selbständigen lettischen Cultur der Zukunft träumt und der russischen Demokratie gelegentliche Handlangerdienste leistet. Schon die Bekanntschaft mit den Ueberschriften der Auslassungen des Centralblatts über die baltischen Provinzen ist ziemlich lehrreich. In einer längern Ab-

handlung über das lettische Volkslied setzt ein lettischer Parteiführer, Herr Beesbardis, den Lesern auseinander, daß die wahrhaft poetischen Weisen seines Völkchens lettisch-nationalen, mithin slawischen Ursprungs seien, die meist „zotigen" Sauf- und Gelaglieder desselben sich aber auf deutsche Originale zurückführen ließen, und „keinen geringen" Beitrag zur Charakteristik der livländischen Gesellschaft des Reformationszeitalters lieferten. Ein anderer Patriot bespricht „Zustände und Eigenthümlichkeiten der baltischen Provinzen Rußlands", um dieselben schließlich als „schauerliche Beweise menschlicher Thorheit" vor aller Welt zu brandmarken, ein dritter handelt über mercantile und gewerbliche Zustände derselben Provinzen und empfiehlt den Bewohnern derselben behufs Verbesserung ihrer Handelsbilance „Bekehrung" zu aufrichtiger Eintracht mit Rußland und „rückhaltslose Hingebung an das gemeinsame Regentenhaus" und um den Standpunkt der Redaction möglichst scharf zu bezeichnen, wird schließlich mit Genugthuung von einem in der deutschen Presse meist vielbesprochenen Ukas Act genommen, durch welchen den baltischen Journalen im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens verboten worden war, auf die Anklagen und Provocationen der Zeitblätter Moskaus und Petersburgs zu antworten!

Von dem verstorbenen Kaiser Nikolaus von Rußland wird erzählt, er habe, als ihm berichtet worden, der Russe Bakunin sei einer der Führer des dresdener Maiaufstandes gewesen, ausgerufen: „Nun ich freue mich, daß man in Deutschland nicht einmal Revolution machen kann, ohne daß ein Russe den Führer abgiebt!" Wir haben nicht weiter zu untersuchen, in wieweit dieser Satz begründet war — näher liegt es, denselben mit einer kleinen Modification auf den vorliegenden Fall anzuwenden und zu behaupten, die slawischen, wie manche andere Völker unseres Welttheils vermöchten nicht einmal eine nationale Modethorheit in Scene zu setzen, ohne daß ein Deutscher den Chorführer des Reigens abgiebt. Unter einen andern als den Gesichtspunkt der Modethorheit wissen wir die bautzener Caricatur des Nationalitätsprincips und der panslawistischen Weltherrschaftsgelüste aber kaum zu bringen. Seit Jahrhunderten von deutschen Stämmen umgeben und in ein deutsches Staatensystem eingefügt, von deutscher Cultur und Bildung genährt, und ausschließlich durch den Einfluß dieser der Wohlthaten der Civilisation theilhaft gemacht, haben die lausitzer Wenden in Wahrheit längst aufgehört, an der Entwickelung des slawischen Völkerlebens theilzunehmen, sind sie trotz der Ueberreste ihrer Volkssprache längst zu Deutschen geworden. Daß die Eigenthümlichkeit eines Volks nicht sowohl durch die Race, als durch den Charakter seiner Cultur bestimmt wird, daß nicht der Stammbaum, sondern die Bildungsgeschichte dafür maßgebend ist, ob es der einen oder der anderen Völkerfamilie zuzuzählen ist, das kann heutzutage für ausgemacht angesehen werden, und nur der Ueberspanntheit des zum Schwindel gewordenen Nationalitätsprincips ist es zuzuschreiben, wenn versprengte Völkersplitter, die

ſich ſeit Jahrhunderten aller Selbſtändigkeit begeben und in die Ordnungen höherer Cultur eingefügt haben, plötzlich auf die Urgeſchichte zurückgreifen und ſich auf eine Raceneigenthümlichkeit beſinnen, die thatſächlich längſt untergegangen iſt und durch den Apparat philologiſcher und archäologiſcher Unterſuchungen höchſtens für einen Augenblick galvaniſirt, aber nimmermehr neu belebt werden kann.

Die Geſchichte dieſer Verſuche zur Neubelebung ausgelebter geſchichtlicher Bildungen iſt allenthalben dieſelbe: im Intereſſe wiſſenſchaftlicher Forſchung wird mit der Sammlung harmloſer Volkslieder, alter Manuſcripte und Urkunden begonnen, bis das philologiſche Intereſſe in ein politiſches umſchlägt und der Eifer der Sammler ſich zum Fanatismus fanatiſcher Propagandiſten erhitzt. In Bautzen freilich ſteht die Sache anders; da es hier keine anderen als deutſche Repräſentanten der Bildung giebt und das Wendenthum nur noch die Bauerneigenthümlichkeit einzelner Ortſchaften repräſentirt, kann von einer Wiederbelebung ſlawiſchen Lebens füglich nicht die Rede ſein, trägt das panſlawiſtiſche Gebahren der Männer des Centralblatts von Hauſe aus den Charakter einer deutſchen Gelehrtenſchrulle an ſich, der allenfalls mercantiler Geſchäftseifer zum Sporn dienen mag. Wollten die Schmaler, Pech und Genoſſen ſich damit begnügen, die ſpärlichen Ueberbleibſel ſlawiſchen Culturlebens ihrer Heimath zu regiſtriren und der deutſchen Gelehrtenwelt von der wiſſenſchaftlichen Bewegung in den ſlawiſchen Ländern Kunde zu geben, ſo könnte ihr Unternehmen nur als dankenswerth bezeichnet werden, zumal Herr Schmaler (oder, wie er ſich mit ſeinem Künſtlernamen nennt, Herr Smoljàr) ein wirklicher Gelehrter und namhafter Linguiſt iſt. Als Vertreter einer panſlawiſtiſchen Agitation, als Vorkämpfer des mosk. Byzantinismus, den ſie nur aus Büchern kennen und deſſen Realitäten im Ernſt mit der ſächſiſchen Gemüthlichkeit zu vertauſchen ſchwerlich auch nur der jüngſte unter ihnen Willens ſein dürfte, vollends als Theilnehmer eines Slawencongreſſes und als Feinde derſelben deutſchen Bildung, welcher ſie die Möglichkeit ihres tendenziöſen Gebahrens verdanken, unter deren Segnungen ſie leben und wirken, nehmen dieſe Herren ſich aber unſäglich komiſch aus. Kann es in der That etwas Lächerlicheres geben, als in einer königl. ſächſiſchen Provinzialſtadt die Urſlawen zu ſpielen, in einer deutſchen Zeitung alles deutſche Weſen zu bekämpfen und inmitten einer pudeldeutſchen und dazu ſächſiſchen Realität von der künftigen Herrlichkeit einer ſlawiſchen Univerſalmonarchie zu träumen, die mit Hilfe ſocialiſtiſcher Ackervertheilungen die Welt erobern will! Die Ungefährlichkeit dieſer Agitation überhebt uns der Mühe aller ernſthafteren Beſchäftigung mit derſelben. Von ihrer tumultuariſchen Römerfahrt nach Moskau in die friedliche Station der Spree zurückgekehrt, werden die himmelſtürmenden Smoljàr und Duçmann wieder zu harmloſen Schmalers und Deutſchmanns, die ruhig ihrem Gewerbe nachgehen und von den Schulzes und Müllers ihrer

Umgebung höchstens dadurch zu unterscheiden sind, daß sie Abends beim Bierkruge nicht für des sächsischen oder des deutschen Vaterlandes Eigenthümlichkeit und Macht und nicht für Herrn v. Beust oder einen andern großdeutschen Politiker, sondern für den großen Akhokao und den größeren Pogodin schwärmen und Nachts von den Siegen träumen, welche dereinst das byzantinische Kreuz auf die Thürme Budissins und Muzackows (Muskaus) pflanzen und des versunkenen Wendenreiches Herrlichkeit herstellen sollen. Bis dahin hat es noch gute Wege und die heldenmäßigen Anläufe, welche der bautzener Panslawismus des 19. Jahrhunderts genommen hat, um der slawischen Ueberfluthung die Wege zu bereiten, werden es schwerlich dazu bringen, demselben auch nur in der sächsischen Vaterlandsgeschichte ein Plätzchen zu sichern, es sei denn, daß sich die Repräsentanten dieser Richtung mit dem Ruhm begnügen wollen, als getreue Knappen der modernen Donquixoterie nationaler Principienreiterei den Schild nachgetragen zu haben.

Dresdner Stimmen vor 60 Jahren.

Aus Dresden.

Oestreich war durch Napoleon gedemüthigt, das deutsche Reich aufgelöst, der Rheinbund begründet. Bald darauf wurde Preußen niedergeworfen. Napoleon war der Herr von Deutschland und jetzt mußte auch der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, sein Vasall werden. Napoleon, der die kleinen deutschen Fürsten scheinbar erhob, um ihrer Völker Kräfte besser für sein Interesse ausnutzen zu können, machte auch den Kurfürsten Friedrich August zum König. Es war am 20. December 1806, als derselbe von einem Herold in altdeutschem Rococcostüme, der von Hoftrompetern und einem Zuge Garde du Corps begleitet durch die Residenz Dresden ritt, an sieben verschiedenen Orten der Stadt feierlichst als König proclamirt wurde. Es ist natürlich und kommt bei solchen Ereignissen überall vor, daß diese Erhebung durch Kanonenschüsse, Glockengeläute, Te Deum, Galatafel und Illumination gefeiert wurde. Auch können die pomphaften Beschreibungen der glorreichen Herrlichkeit dieser Festlichkeit nicht auffallen. Dergleichen würden auch unsere gesinnungslosen Tageblättchen liefern. Aber charakteristisch für die damalige Zeit, in der es noch kein deutsches Nationalgefühl gab, wo der Sachse nur Sachse sein wollte, unbekümmert um die Noth und Schmach des deutschen Vaterlandes, ist die Beschreibung der damals zu Ehren der Standeserhöhung des Kurfürsten veranstalteten Illumination. Abgesehen von öffentlichen Gebäuden und Hoflieferanten, wäre eine gewöhnliche, theils wohlgemeinte, theils vom Anstand und allerhand Rücksichten gebotene einfache Erleuchtung ganz in der Ordnung gewesen.

Aber in den vielen Transparents mit tendenziösen Devisen und Versen aller Art zeigte sich eine sehr rege Theilnahme der dresdener Bevölkerung, aus der sich die Stimmung und der Geschmack der damaligen Dresdner freilich nicht im vortheilhaftesten Lichte erkennen läßt. Die harmlosesten Devisen sind die, welche die Befriedigung über die Erhebung des mit Recht geliebten Landesvaters und die Freude über den gewonnenen Frieden aussprechen. Andere glorificiren oft sehr prätentiös theils den großen Napoleon, theils die große Mission der vereinigten Mächte Frankreich und Sachsen, noch andere endlich werden in ihrer subjectiven Gemüthlichkeit so geschmacklos, daß wir allerdings, ohne unbescheiden zu sein, uns rühmen dürfen, daß dergleichen wenigstens jetzt nicht mehr ausgestellt werden würde. Von der zweiten und dritten Art nur einige wenige Beispiele. Ein Hofsecretär hatte im Vollgefühl der großmächtigen Bedeutung seines Vaterlandes die vereinigten Wappenschilde Frankreichs und Sachsens mit der Unterschrift geschmückt: „Reunion presente! Heureuse perspective!“ und ein Hofbeiler die Verse erleuchtet: „Glänzend, wie Sonnen am Himmel gehn, Fest, wie Felsen im Sturme stehn, Sei, o erhabener Napoleon, Und König Augustus, Euer Thron.“ Dazu tanzten im Parterrelocal weißgekleidete Mädchen und Knaben! Selbst am Cadettenhause war über den Chiffern N. M. (Napoleon der Große) und F. A. (Friedrich August) mit Sternen die officielle Ueberschrift „Certa nobis fulgent sidera.“ Ein Färber hatte eine große Decoration aufstellen lassen, mit welcher er sicher aufrichtig das verhängnißvolle Bündniß feiern wollte, ohne zu bedenken, daß damit die wahre Bedeutung desselben klar dargestellt war: der aus Wolken schwebende französische Adler streckte die Klaue nach einem Rautenkranze aus. Wunderbar naiv sprach sich der Particularismus in der Inschrift aus: „Tandem bona causa triumphat“ und geradezu übermüthig frech war die Decoration eines Franzosen: „Dieu protège la France et Napoleon la Saxe.“ Dagegen stechen nun einige gemüthlich-populäre Expectorationen sehr seltsam ab. An einem Häuschen der dreieckigen Mauer zwischen Weber- und Zahnsgasse: „Mir an der Mauer wird das Leben sauer.“ An einem anderen Orte ein Postillon mit Waaren; darüber: „Wohin, Schwager? Nach Paris.“ Bei einem Friseur: „Mein Lämpchen ist sehr arm und klein, bei den Peruquiers kommt jetzt wenig ein.“ Wo anders: „O wäre doch mein Fixum größer; so wär auch die Erleuchtung besser.“ Und sehr charakteristisch für das damalige Volksbewußtsein: „Bin ich gleich ein armer Mann, zünd ich doch mein Licht auch an: ich baue auf die Obrigkeit, die wird mich schützen allezeit.“

Einige Monate später kam Napoleon selbst nach Dresden. Auch in unserer Zeit kommt bei solchen Gelegenheiten noch manches vor, was dem verständigen Beobachter seltsam erscheint. Wie nüchtern, wie farblos sind aber alle unsere officiellen Festschilderungen gegen die Expectorationen der damaligen Presse. Dem Ref. liegen zwei Broschüren vor, die eine von 66 Seiten mit einem Anhang von 16 Seiten, welche beim Hofbuchdrucker Meinhold erschien, die andere vom Buchdrucker C. G. Gärtner von 78 Seiten, worin die Festlichkeiten beschrieben werden. In der gärtnerschen Broschüre heißt es von Napoleon: „Um das große Genie zu biographiren, das der Welt jetzt die Impulsion giebt, und um es den Genien der vorigen Zeiten zu vergleichen, muß man zu den Biographien der dichterischen Götterlehre seine Zuflucht nehmen.“

Bei der zu Ehren des Kaisers veranstalteten Illumination hatte der dankbare König dem Kaiser von der Brücke in der Altstadt einen kostbaren Triumphbogen mit Anspielungen auf die für Deutschland verhängnißvollen Siege Napoleons bei Marengo, Austerlitz, Jena und Friedland und mit schmeichelnder

Inſchrift errichten und beleuchten und jeden Brückenpfeiler mit einem transparent gemalten koloſſalen Ehrenlegionskreuze ſchmücken laſſen. Die Beſchreibung der zahlreichen Transparents an den Häuſern giebt neben bombaſtiſchen Lobhudeleien des großen Napoleon auch eine große Anzahl blödſinniger und komiſcher Deviſen, von denen Ref. eine kleine Blumenleſe giebt: „Contribuiret, exerciret, illuminiret hab' ich treulich, wie es ſich einem treuen Sachſen gebührt.“ — „Anno 1806 wars nicht gut, uns Sachſen fiel der Muth, nun wird ſichs beſſern und alles werden gut.“ — Bei einem Schuſter: „Vor Freude will ich illuminiren, mein ganz Vermögen d'ran ſpendiren. Mein Weib mag ſchrein die Kreuz und Quer: Wo kommt nun Geld zum Leder her? Sie hat zwar Recht in ihrem Sinn, weil ich ſchon etwas ſchuldig bin. Doch ſprech ich zu ihr hinterdrein: Mein liebes Weib, laß immer ſein, laß mich nur heute Vivat ſchrein.“ — Ferner: „Napoleon, der große Kaiſer, lebe zu guten Thaten fort, er helf', daß Sachſen wohlfeil lebe, dann ſegnen wir ihn dort.“ — „Die Freude iſt heut bei uns ſo groß, wie bei den Kindern Iſrael, da ſie aus Aegypten gingen und durch den Jordan marſchirten.“ — „Durch Napoleon den Großen und ſeinen königlichen Freund genießen wir Götterluſt.“ — „Es leben Kaiſer, König und Fürſten, die ſchon längſt nach Frieden dürſten: es lebe auch das Publicum, das ſich freut auf Napoleon.“ — Und ſolche und ähnliche Albernheiten fanden ſich an den Fenſtern ganz reputierlicher Leute.

Am breiteſten entwickelt aber charakteriſtiſch ſpricht ſich die Begeiſterung in einem langen am Fenſter eines ſtädtiſchen Lehrers illuminirten Gedichte aus, welches Ref. ganz mitzutheilen ſich nicht verſagen kann.

„Dein Ruhm und was Du thuſt, iſt ſelten,
Weil mit Dir iſt der ſtarke Gott.
Er giebt Dir Weisheit, Macht und Ehre,
Auf ſeinen Wink ſtehn große Heere,
Wie Sand am Meer, Dir zu Gebot.
Ja ſchier von allen Nationen,
Gerüſt't zum Kampf, reich an Kanonen,
Sind Schaaren auf Dein Wort bereit,
Zu rennen auf gewählte Felder,
Und fürchten nicht die Schreckenskelter,
Wo Brüder bluten weit und breit.
Du führeſt traun des Herren Kriege,
Wie David einſt, und erntſt die Siege,
Und wirſt wie Cröſus reich und groß.
Die Störrigen ſtößt Du vom Throne,
Dem Biedern ſetzſt Du auf die Krone
Und theilſt ihm mit ein lieblich Loos.
Das thuſt Du auch dem braven Sachſen,
Den machſt du groß und läßt auch wachſen
Sein ſchönes Land zum Königreich.
Als Herzogthum ſchien's Dir zu wenig,
Drum ſprachſt Du: Auguſt ſei nun König
Und ſouveräner Herr zugleich.
Den Frieden allgemein zu gründen,
Glück, Wohlſtand überall zu finden
Und mildern vieler Völker Joch —
Zu dieſem Amt biſt Du geboren,
Von Gott als Rüſtzeug auserkoren.

Napoleon! Was fehlet noch?
Gesundheit und ein langes Leben —
Auch das kann Dir Jehova geben
Und damit krönen all' dein Thun,
Und das, was Deine Hand soll bauen,
Mit Adlersblick zu überschauen,
Und, wie's vollbracht, dann auszuruh'n.
Dies ist mein Opfer, das ich bringe,
Mein Lied, das ich Dir fröhlich singe,
Ohn' alle Pracht, ohn' alle Zier.
Doch hätt' ich damit Lob errungen,
So wär' die Arbeit wohl gelungen.

Und darunter:

Bei diesen nie erlebten Zeiten,
Ist alles außer sich für Freuden —
Auch ich, des Dichters Ehefrau,
Stell' hier mein Opfer dar zur Schau.
Napoleon, Chef der Franzosen,
Dir streue ich den Weg mit Rosen.
Denn Dich zu preisen bin ich schwach,
Doch Gutes wünschen ist mein Fach.
Der Herr erhalt Dir spät Dein Leben
Und nähre Dich, den edlen Reben,
Er kröne Dich mit Glück und Heil
Und Josephine bleib Dein Theil.

Beim Besuch der königl. Bibliothek huldigte der bekannte Hofrath Daßdorf dem Kaiser mit einem lateinischen Akrostichon, welches trotz der classischen Form ebenso blödsinnigen Inhalts war, wie das Poem des bescheidenen städtischen Lehrers. Im Schauspielhause bei der zu Ehren des Kaisers gegebenen Festvorstellung sah man auf zehn in zwei Reihen aufgerichteten kleinern Altären die Namen: Alexander, Miltiades, Philipp, Achill, Perikles, Cäsar, Marcellus, Marius, Fabius, Scipio. Auf einen großen Altar in der Mitte schrieb der Sänger Benelli als Genius den Namen Napoleon, der sofort von einer großen Sonne erleuchtet wurde, während die andern Namen verschwanden. In der Anrede des Genius an den Kaiser hieß es unter anderem: „Was ist Alexanders, was Cäsars unüberwundene Größe? Ein leichter Tropfen Morgenthaus in der Fluth des Oceans. Napoleon, dein Tempel ist die Welt." Und im Jahre 1812 bei einer Festcantate strahlte in einem Tempel eine Sonne mit der Inschrift: „Die Sonne ist nicht so groß und glänzend wie er!"

Ja die Deutschen verdienten es damals, von Napoleon verachtet und mißhandelt zu werden. Für solchen Frevel mußte Vergeltung kommen. Wir müssen Gott danken, daß wir in derselben nicht zu Grunde gingen, sondern durch die glorreiche Erhebung des preußischen Volkes gegen den Tyrannen zu einem würdigeren für die Zukunft hoffnungsreichen Dasein regenerirt worden sind. —

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Huhn, E. H. Th., Volkswirthschaftslehre & Volkswirthschaftspolitik. 3¼ Thlr. 3 Theile 1 Thlr. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Urproductionen. 3. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Gewerbe u. d. Handels. (Jeder Theil wird apart gegeben.) Finanzwissenschaft. 1⅓ Thlr. Staatsrecht. 1⅘ Thlr. Völkerrecht. 1 Thlr. Politik. 2 Thlr. Statistik. 2⅘ Thlr.

Diese populären Handbücher der gesammten Staatswissenschaften werden namentlich jetzt für alle Die Interesse haben, welche an der politischen, socialen und volkswirthschaftlichen Bewegung der Gegenwart Theil nehmen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; vorräthig in allen Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von **Rudolf Reichenau.**

9. Auflage. **Wohlfeile Ausg.** 3 Abtheil. in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1. Abth.: Bilder aus dem Kinderleben. 2. Abth.: Knaben und Mädchen. 3. Abth.: Auswärts und Daheim. (Jede Abtheilung auch einzeln.)

Dasselbe, 1. Abh., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3½ Thlr., fein geb. 4½ Thlr.

Wohl wie kein anderes, schöpft dies Buch seine Stoffe aus der Familie und so sollte es in allen Familien einheimisch sein zum Vorlesen und immer erneutem Vorlesen. Alt und Jung und vorzüglich die Mütter werden ihre Freude daran haben.

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lied und Bild Deutscher Dichter und Künstler.

Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon. 4°. eleg. carton. Preis 24 Ngr.

Inhalt: Titelbild. Zur Einleitung. Christus und die Samariterin. Das versunkene Kloster. Am stillen Freitag. Die böse Farbe. Das Bild der Andacht. In der Kirche. Das ist ein schlechtes Wetter. Der Friedhof im Gebirge. Barbarossa. Der Traum. Das Blatt im Buche.

Das Buch eignet sich besonders durch seine gediegenen Kunstblätter als schönes und billiges Festgeschenk.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Napoleon III. Roman von Luc. Herbert. 8 Bände à 1⅙ Thlr.

Dieses neue Werk ist die natürliche und nothwendige Fortsetzung des mit großem Beifall aufgenommenen „Louis Napoleon. 10 Bde." desselben Verfassers. Louis Napoleon ist in diesem Werke nicht mehr der haltlose, von aller Welt verlachte Abenteurer, seine Persönlichkeit fängt an mehr und mehr hervorzutreten und die Blicke der Welt auf sich zu lenken; seine Pläne treten offen hervor und man blickt in das mit Schlauheit eingefädelte Gewebe der Intriguen, die alle darauf hinauslaufen, Louis Napoleon zu Napoleon III. zu machen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 25.

Ausgegeben am 14. Juni 1867.

Inhalt:

Eduard Gerhard . . . . . Seite 445
Brief eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen" 464
Die Attentate vom 16. April 1866 und 6. Juni 1867 471
Aus Schleswig-Holstein 473

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Eduard Gerhard.

Der bedeutende Aufſchwung, welchen in den letzten Jahrzehnten die geſchichtliche und philologiſche Erforſchung des claſſiſchen Alterthums genommen hat, iſt freilich allen Zweigen der Alterthumswiſſenſchaft zu Gute gekommen, doch nicht allen in ganz gleichem Maße. Zu denjenigen Disciplinen, welche von dieſer neuen friſchen Entwicklung am meiſten Gunſt erfahren haben, gehört die ſogenannte Archäologie, die Wiſſenſchaft von der alten Kunſt, ja ſie hat ſich erſt neuerdings den ihr gebührenden Platz unter den Schweſterdisciplinen erworben. Denn ſo lange die Beſchäftigung mit dem Alterthum ſich faſt ausſchließlich auf die rein philologiſche Behandlung der alten Schriftwerke beſchränkte, ſo lange auch die Geſchichtsforſchung nur die ſchriftlichen Quellen als rein und beachtenswerth erkannte, konnten die alten Kunſtwerke keine eingehendere Beachtung von dieſer Seite finden, man überließ ihre Betrachtung am liebſten Künſtlern und Kunſtfreunden, unbekümmert darum, ob denn einſt im Leben der alten Griechen und Römer die Kunſt auch eine ſo unbedeutende Stelle eingenommen haben möchte. Inzwiſchen hatten Winckelmann und ſeine unmittelbaren Nachfolger, Heyne, Visconti, Zoega, eine tiefere und gründlichere Behandlung der alten Kunſt und ihrer Werke begonnen, aber erſt unſerem Jahrhundert, welches darauf drang, auch das claſſiſche Alterthum als ein lebendiges Ganze in der Geſammtheit aller ſeiner Geiſtesäußerungen aufzufaſſen, konnte es gelingen, die archäologiſchen Studien in die heilſame Wechſelwirkung mit den philologiſchen und hiſtoriſchen Studien zu ſetzen, und ſie ſo zu einem integrirenden Theile der Alterthumsforſchung zu machen. Dieſes Verdienſt — das darf man ohne nationale Selbſtüberhebung ausſprechen — gebührt Deutſchland, wie denn überhaupt die ganze bezeichnete Betrachtung der Alterthumswiſſenſchaft von Winckelmann vorbereitet, von Friedr. Aug. Wolf begründet, von Böckh feſter und conſequenter durchgeführt, eine deutſche iſt. Zu den Männern, welche ſich um die Verbreitung archäologiſcher Studien in ſolchem

Sinne durch ihre literariſche wie akademiſche oder anderweitige praktiſche Thätigkeit beſonders verdient gemacht haben, gehört Eduard Gerhard, der vor wenigen Tagen der Wiſſenſchaft entriſſen iſt. Wenige Zeilen, die nicht darauf Anſpruch machen können, ein vollſtändiges Lebensbild zu entwerfen, mögen wenigſtens in weiteren Kreiſen an die Bedeutung eines Mannes erinnern, der vor vielen dazu beigetragen hat, deutſcher Wiſſenſchaft weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus Achtung und Ehre zu verſchaffen.

Eduard Gerhard wurde am 29. November 1795 in Poſen geboren, kam aber als kleiner Knabe nach Breslau, wo ſein Vater als Juriſt eine geachtete Stellung einnahm, und erhielt dort ſeine erſte Ausbildung. Schon früh war er ſo weit herangereift, um ſeine Univerſitätsſtudien zu beginnen und widmete ſich, anfangs durch den für ſeine Zukunft ſorglichen Vater noch zur Theologie gewieſen, ſchon in Breslau und ſpäter in Berlin mit vollem Eifer der Philologie. Es waren faſt ausſchließlich ſtreng philologiſche Studien, die er betrieb, die alten Sprachen wurden ihm aufs engſte vertraut; ſeine früh erworbene umfaſſende Beleſenheit, unterſtützt von einem ſtaunenswerthen Gedächtniß, kam ihm in ſpäteren Zeiten erſchwerten Studiums trefflich zu Statten. In Berlin ſchloß er ſich hauptſächlich an Böckh an, der damals an ſeiner großen Pindarausgabe arbeitete. Nicht blos die philologiſche Einzelarbeit konnte er hier lernen, ſondern zugleich unter des Meiſters Anleitung den Blick auf die Weite des von der ganzen Alterthumswiſſenſchaft umſpannten Gebietes werfen. Dabei fehlte es auch nicht an vertrauten Studiengenoſſen, namentlich verbanden ihn enge Freundſchaft und gemeinſames Studium mit dem im Jahre 1855 als Profeſſor in Halle verſtorbenen Mor. Herm. Ed. Meier. Mit dieſem theilte Gerhard auch die Wohnung; faſt hätte aber die Freundſchaft ein Ende gefunden, als der noch nicht zwanzigjährige Gerhard eines Tages im April 1815 ſeinen Stubenkameraden mit der Nachricht überraſchte, er habe ſoeben ſein Examen beendigt. Noch in ſpäterer Zeit konnte Meier bei aller Herzlichkeit des fortgeſetzten Verkehrs dieſe von dem Freunde hinter ſeinem Rücken beſtandene Gefahr nicht recht vergeſſen. Am 1. Juli deſſelben Jahres fand die Promotion ſtatt, Böckh war der Promotor und Gerhard ward der erſte doctor rite promotus an der philoſophiſchen Facultät zu Berlin. Erſt im folgenden Jahre erſchien die Promotionsſchrift, ſeine lectiones Apollonianae, eine genaue und ſcharfſinnige Arbeit von ſtrenger Methode über die Kritik des Apollonios von Rhodos, deren Reife bei der Jugend des Verfaſſers doppelte Anerkennung verdient und die noch heute auch von den ſtrengſten Richtern des Fachs hochgeſchätzt wird. Dieſelbe war denn auch der Anlaß, daß Böckh ihn zur Mitarbeit an ſeinem Pindar heranzog und ihm die Herausgabe der Scholien übertrug. Dieſer ehrenvolle Auftrag machte Gerhard zunächſt mühſame Handſchriftenvergleichungen und anderweitige Vorarbeiten zur Pflicht, wobei es nicht an ſchönen Entdeckungen

fehlte. Er habilitirte ſich gleichzeitig in Breslau und gab hier im Verein mit Wernicke, Meier und noch einigen Freunden zwei Hefte „philologiſcher Blätter“ heraus, deren ſcharfe und übermüthige Angriffe, beſonders auf Hermann und ſeine Schüler, den jugendlichen Verfaſſern manche Unannehmlichkeit zuzog. Schlimmer betraf Gerhard ein Augenleiden, das er ſich bei der mühſamen Entzifferung ſchlecht geſchriebener Pindarſcholien zuzog und das mit dem Verluſt der Sehkraft des einen Auges endete. So ſah er ſich genöthigt, die übernommene Arbeit an Böckh zurückzugeben, nachdem mit der Ausarbeitung nur eben erſt begonnen war. Auch auf die akademiſche Thätigkeit mußte Gerhard verzichten und unterrichtete einſtweilen in Poſen als Lehrer am Gymnaſium mit Eifer die polniſche Jugend.

Das Augenleiden und eine nervöſe Abſpannung führten Gerhard im Jahre 1819 zuerſt über die Alpen. Rom bildete den Mittelpunkt, aber nicht das letzte Ziel der Reiſe, die ſich im folgenden Jahre bis auf Sicilien ausdehnte. Körperliche Erholung war der nächſte Zweck derſelben, von Verfolgung ſpecieller wiſſenſchaftlicher Zwecke abzuſehen zwang ihn ſchon ſein leidender Zuſtand. Aber Anregung brachte er in reicher Fülle mit, Italien hatte es ihm angethan und den unwiderſtehlichen Wunſch hervorgerufen, auf die eigenthümlichen Aufgaben des Wunderlandes vollſtändiger vorbereitet zurückzukehren; darin erkannte er eine Aufgabe und eine Pflicht ſeines Lebens. Das Jahr 1821 gewährte ihm bei befeſtigter Geſundheit den Anblick der im Louvre geſammelten Sculpturen und ließ ihn manche perſönliche Bekanntſchaft anknüpfen. Zu der praktiſchen Ausbildung und der erworbenen Fertigkeit Kunſtwerke zu betrachten — einer Kunſt, die leichter ſcheint, als ſie in der That iſt — geſellten ſich theoretiſche Studien über das ganze Gebiet der Archäologie, denen er ſich in großer Zurückgezogenheit in Bonn widmete. So nach allen Seiten wohl vorbereitet, trat er zum zweiten Male die Pilgerfahrt nach Italien an, um das alte Wort, das er ſich zum Wahrſpruch gewählt hatte, die Heilung bei dem zu ſuchen, der die Wunde geſchlagen, zu erproben. War auch die Sehkraft mangelhaft geblieben, ſo daß ſie es ihm erſchwerte, einen umfaſſenderen Eindruck auf einmal in ſich aufzunehmen, ſo war doch nicht mehr die äußerſte Schonung geboten; auch im Uebrigen erſetzte der Körper, was ihm etwa an Kraft gebrach, durch Zähigkeit, welche in einer eiſernen Willenskraft und einem unermüdlichen Pflichteifer ihren Rückhalt fand. Am 18. October 1822 traf Gerhard in Rom ein und nahm eine Wohnung auf dem Monte Pincio.

In Rom fand ſich damals wie heute eine Reihe von Geſinnungsgenoſſen aller Nationen zuſammen, denen allen das Studium des alten Roms und ſeiner Kunſtwerke am Herzen lag, aber es fehlte noch an einem gemeinſamen Centrum. So galt es alſo ſeine Fäden hier und da anzuknüpfen. Von deutſchen Archäologen waren es zunächſt Friedr. Thierſch, Ludwig Schorn und Aug. Hagen, an

die sich Gerhard anschloß. Thiersch, Gerhard um elf Jahre im Alter voraus, hatte früher unter E. Q. Visconti die Schätze des Musée Napoléon kennen gelernt und seine kunsthistorischen Ansichten zum Theil bereits in bedeutenderen Arbeiten niedergelegt, ein gereifter aber jugendfrischer Mann. Schorn, wenig älter als Gerhard, war bereits seit zwei Jahren Redacteur des bei Cotta erscheinenden Kunstblattes, mit feinem Kunstsinn ausgestattet und unter Schellings Einfluß philosophisch gebildet. Zu dem Thüringer Thiersch, dem Mainzer Schorn, dem Königsberger Hagen und dem Posener Gerhard trat dann noch häufig der Würzburger Bildhauer Martin Wagner hinzu, der erfahrene Kenner alter Kunst und bewährte Agent des damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern bei seinen Ankäufen für die münchener Glyptothek. Diese Mischung theoretischer und praktischer Beschäftigung mit der alten Kunst bildet ein vorzügliches Bildungselement grade in Rom, und so ward denn auch Gerhard in solcher Umgebung auf das trefflichste in das Studium der dortigen Kunstwerke eingeführt. In den römischen Museen, vorzugsweise auf Marmorwerke hingewiesen, verfolgte er mit Vorliebe gewisse religiöse Ideenkreise; die bacchischen Darstellungen und ihr Verhältniß zu den Mysterien, das Doppelwesen der von ihm sogenannten Venus-Proserpina, der alt-italische Gott Faunus boten ihm die ersten Aufgaben, deren Bearbeitung für die Richtung und Methode seiner Studien entscheidend wurde. Neben dem unverkennbaren Einfluß von Creuzers Symbolik tritt ein tief in Gerhards ganzer Natur liegendes Bestreben nach systematischer Abrundung schon hier hervor. Seine strenge philologische Schulung ließ ihn aber auch andere Aufgaben nicht vernachlässigen, von denen eine topographische auf das Forum bezügliche Arbeit ihm die Anerkennung auch der einheimischen Gelehrten verschaffte. Winckelmanns Herausgeber, Carlo Fea und Filippo Aurelio Visconti, der Bruder Ennio Quirinos, erleichterten ihm den Gebrauch der in Rom damals so schwer zu beschaffenden literarischen Hilfsmittel. Girolamo Amati, später Borghesi, der eigentliche Begründer der lateinischen Epigraphik, führten ihn in diese Disciplin ein. Persönliche Beziehungen zu italienischen Gelehrten erweiterten sich leicht auf mannigfachen Streifzügen, nach Florenz, Neapel und anderen Orten; Gerhard zählte bald zu den geeignetsten Vermittlern deutscher und italienischer wissenschaftlicher Arbeit. Eine große Gewandtheit des Verkehrs, in schwierigen Situationen ein bedeutendes diplomatisches Geschick, dazu eine vollendete Herrschaft über die italienische Sprache, wie sie damals mit bewußter Kunst gepflegt ward, waren überall Gerhards beste Hilfe.

Gerhard wollte aber nicht blos für die Italiener die deutschen Bestrebungen vermitteln, er ließ es sich nicht minder angelegen sein, seine Landsleute an Italiens Schätzen theilnehmen zu lassen. Die Freundschaft mit Schorn hatte die Theilnahme an dessen Kunstblatt zur Folge. Seit dem Jahre 1823 stattete

Gerhard zuerſt allein, ſpäter im Verein mit Theodor Panofka, einem etwas jüngeren Landsmann aus Breslau, das Kunſtblatt mit regelmäßig fortlaufenden Berichten über alle wichtigen Ausgrabungen und neuen Funde aus und ſo füllten ſie eine empfindliche Lücke in der Kenntniß der Kunſtwerke aus. Ebenfalls in Gemeinſchaft mit Panofka wurde die genaue und gelehrte Katalogiſirung von Neapels antiken Bildwerken unternommen, von welcher leider nur ein erſter Band erſchienen iſt (1828).

Ein gleiches Verdienſt erwarb ſich Gerhard für Rom. Niebuhr hatte mit Cotta den Plan einer neuen Beſchreibung der Stadt Rom verabredet und zur Ausführung deſſelben eine kurze Prädicirung Ernſt Platner vorgeſchlagen, welcher zuerſt als Maler nach Rom eingewandert, ſpäter in einer beſcheidenen diplomatiſchen Stellung dort als ſorgfältiger Beobachter und wohlunterichteter Kenner alter wie neuer Kunſt lebte. Die eifrig geförderten Vorarbeiten hatten mit der Erkenntniß des Umfangs und der Bedeutung dieſes großartig angelegten Unternehmens die Schwierigkeiten dargelegt und klar gemacht, daß einer ſolchen Rieſenaufgabe ein Einzelner nicht genügen konnte. Es mußte alſo eine Theilung der Arbeit eintreten. Niebuhr, der ſelber einzelne Theile ausarbeitete, verließ ſchon 1823 ſeinen Geſandtſchaftspoſten in Rom, ſein Nachfolger Bunſen nahm mit großem Eifer den Plan auf und zog mit andren Genoſſen auch Gerhard heran. Dieſer als der kundige Philolog erhielt zunächſt die Aufgabe, eine Sammlung der ſämmtlichen früheren Stadtbeſchreibungen kritiſch zu bearbeiten. Dieſes Urkundenbuch für die Topographie Roms ſollte mit den kurzen Beſchreibungen beginnen, welche bis in die Zeit Konſtantins des Großen hinaufreichen, dann die Reſte mittelalterlicher Tradition aus den Aufzeichnungen von Pilgern und ſonſtigen Quellen zuſammenſtellen und erſt mit dem fünfzehnten Jahrhundert ſeinen Abſchluß finden, wo das Intereſſe und die Sorge für das alte Rom im neuen wieder erwachte und allmälig nicht mehr blos in einzelnen handſchriftlichen Aufzeichnungen, ſondern in gedruckten Werken ſeinen vollen Ausdruck fand. Gerhard widmete ſich der mühevollen und nicht eben durchweg genußreichen Arbeit mit dem emſigſten Fleiß. Nur wegen äußerer Umſtände wurde ſie kurz vor ihrer Vollendung aufgegeben, denn es lag nicht in Gerhards Natur, eine einmal begonnene Arbeit unvollendet liegen zu laſſen. Es blieb ihm ein Lieblingswunſch, daß ſeine wohlgeordneten Vorarbeiten an einem der jungen Gelehrten des archäologiſchen Inſtituts ihren Herausgeber finden möchten. — Hierauf blieb aber Gerhards Antheil an der Beſchreibung der Stadt Rom nicht beſchränkt. Das vaticaniſche Muſeum, die reichſte und damals auch noch unbeſtritten vorzüglichſte Antikenſammlung der Welt, hatte in Ennio Quirino Visconti einen trefflichen Bearbeiter, Visconti in Georg Zoega einen genauen Kritiker und Verbeſſerer gefunden. Aber die Arbeiten beider umfaßten nur die hervorragendſten Werke;

einen genauen Katalog der in ihrer Fülle faſt unüberſehbaren Monumente des Vaticans verdanken wir Gerhards unermüdlichem, durch Platners Theilnahme unterſtützten Fleiße. Gerhard ſcheute kein Opfer an Zeit und Geduld. Auch wer nicht eigene Erfahrungen gemacht hat, wird die Größe jenes Opfers ermeſſen, wenn er einen Blick in die dreihundert enggedruckten Seiten jenes Verzeichniſſes wirft und die gleichmäßige Ruhe und Sicherheit beachtet, mit welcher der Thatbeſtand genau angegeben und Sinn und Kunſtwerth der einzelnen Monumente, nicht ſelten in eigenthümlicher Auffaſſung mit klarem Urtheil feſtgeſtellt wird. Ein vortrefflicher Aufſatz Gerhards über „Roms antike Bildwerke“ (1826) im erſten Bande der Beſchreibung giebt als das allgemeine Reſultat ſeiner römiſchen Kunſtſtudien eine Geſammtüberſicht über Roms Antiken, theils nach ihrer Stellung im Verlauf der Kunſtgeſchichte, wodurch wir die Einſicht in die ſtarken und die ſchwachen Seiten des römiſchen Kunſtvorraths gewinnen, theils nach der urſprünglichen Beſtimmung, theils endlich nach den ihnen zu Grunde liegenden Ideen. Auch dieſe Arbeit, welche bisher ohne Nachfolge geblieben iſt, birgt in unſcheinbarer Form eine reiche Fülle richtiger und gründlicher Bemerkungen.

Man ſollte meinen, daß die bisher angeführten Arbeiten genügt hätten, um einige erſte Jahre römiſchen und italieniſchen Aufenthalts auszufüllen und Andern wohl angewandt erſcheinen zu laſſen, zumal wenn man die immer noch ſchwache Geſundheit Gerhards erwägt. Allein dieſer erkannte das dringende Bedürfniß, die Kunſtſchätze Italiens nicht nur zu verzeichnen, ſondern auch in Abbildungen zugänglich zu machen. Denn hiermit war es traurig beſtellt. Roms Reichthum an Statuen und Reliefs hatte freilich ſchon ſeit Jahrhunderten eine ganze Reihe von Kupferwerken mit bald ſtilloſen bald allzu ſtiliſirten Abbildungen hervorgerufen, umfangreiche Prachtwerke waren den bedeutendſten Antiken römiſcher Muſeen, Paläſte und Villen gewidmet, Winckelmann endlich hatte in ſeinen Monumenti inediti eine treffliche Auswahl noch unbekannter Werke veranſtaltet; dazu kamen Werke über etruskiſche Antiquitäten und die große Arbeit über die Alterthümer aus Herculanum und Pompeji. Auf ſolchen Grundlagen waren die encyklopädiſchen mythologiſchen Bilderbücher von Millin und Hirt erwachſen. Aber was wollte das Alles heißen gegenüber der Maſſe von überſehenen Werken, gegenüber dem alljährlich neu erſtehenden Zuwachs? Waren doch vollends die etwas entlegeneren Fundorte und Sammlungen faſt ganz unberückſichtigt geblieben. „Die alltägliche Meinung, welche ſich ohne ſonſtigen Vergleichungspunkt an die Denkmäler etlicher Kupferwerke hält, pflegt von der grenzenloſen Erweiterungsfähigkeit des archäologiſchen Materials keine Ahnung zu haben“, das erkannte Gerhard, und das als richtig und nothwendig Erkannte trotz aller Schwierigkeiten mit voller Energie durchzuführen, dazu war er der geeignete Mann. Nachdem es gelungen war, Cotta zu einer umfaſſenden

Publication zu bestimmen, benutzte Gerhard seit 1824 auf seinen zahlreichen Reisen namentlich im südlichen Italien sowie in Rom selbst jede Gelegenheit, um die Sammlung zu bereichern. Mochte auch bald der Mangel eines geeigneten Zeichners, bald die Illiberalität eines Besitzers, bald die Entlegenheit oder Verborgenheit eines Kunstwerks sich in den Weg stellen, Gerhard ließ sich nicht irren; seiner zähen Energie und seiner seltenen Umsicht und Einsicht gelang es, innerhalb weniger Jahre eine Fülle von Zeichnungen nach Antiken zu sammeln, wie sie nicht leicht einem zweiten Archäologen je zu Gebote gestanden hat. So entstanden die „antiken Bildwerke", deren Abbildungen auf 400 Tafeln großen Folioformates berechnet waren. Die erste Centurie sollte unbekannte Werke, Götterbilder, mythologische Vorgänge und Darstellungen aus dem Mysterienkreise enthalten, die beiden folgenden eine ergänzende Auswahl merkwürdiger Bilder aus früheren Publicationen, die letzte endlich übersichtliche Erläuterungstafeln bieten. So sollte das ganze Werk, als ein Inbegriff des Wissenswerthen der Archäologie in Abbildungen, allen einschlägigen Studien zur Grundlage dienen. Keine Denkmälerclasse blieb dabei ausgeschlossen, jede Zeichnung war sorgfältig nach dem Originale revidirt, alle ungehörige stilistische Verschönerung vermieden. Der Text sollte nur die allgemeinen Gesichtspunkte und eine genauere Erläuterung einiger Tafeln zur „Begründung einer griechischen Götterlehre aus Kunstdenkmälern" geben, im Uebrigen sollte er sich kurz fassen. So erschien mit den ersten Heften zusammen der „Prodromus mythologischer Kunsterklärung", ein Werk voll selbständiger Gelehrsamkeit, das von ebenso großer Beherrschung der schriftlichen wie der bildlichen Quellen Zeugniß ablegt. Aber seine Benutzung erschwert der eigenthümliche Standpunkt des Erklärers, der mit gleicher Vorliebe entlegene Deutungen und mystische Beziehungen aufsucht, wie er nichtmythologischer Erklärung der Annahme alltäglicher Vorgänge abgeneigt ist und sich schwer entschließt, nicht zu lösenden Schwierigkeiten gegenüber sich zu bescheiden. Dazu kommt der sprachliche Ausdruck, dessen Schwierigkeit zwar Gerhard selbst mit allem Recht durch die verwickelte Natur des Gegenstandes entschuldigt, der aber auch durch eine unverkennbare Vorliebe für die Stilweise Goethes in seinen späten Werken, wie durch den Einfluß italienischer Ausdrucksweise und Stilistik gemodelt ist. Da das Werk trotz des verhältnißmäßig niedrig gestellten Preises die gehoffte Aufnahme nicht fand, so trat nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen eine Stockung ein. Dazu ging ein Theil der Zeichnungen auf dem Wege von Italien nach Deutschland verloren, eine bedeutende Anzahl bereits vollendeter Platten ward durch ein Versehen vor dem Abzug abgeschliffen. Mit schwerem Herzen mußte sich Gerhard viel später entschließen, den ursprünglichen Plan von 400 auf 140 Tafeln zu beschränken. So ward das 1828 begonnene Werk im Jahre 1844 zu einem wenigstens äußerlichen Abschluß gebracht, aber trotz aller Verstümmelung durfte der Heraus-

geber es aussprechen, daß seit Winckelmann kein reichhaltigeres und umfassenderes Denkmälerwerk erschienen sei.

Werfen wir noch einen Blick auf die persönlichen Verhältnisse, in denen Gerhard während aller dieser Arbeiten in Rom lebte. Die ersten Freunde, Thiersch, Schorn und Hagen, auch Niebuhr hatten Rom schon lange verlassen, andre waren geblieben, neue hinzugekommen. Unter den deutschen Familien, welche den Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden einen anziehenden Mittelpunkt anregender Geselligkeit boten, nennen wir namentlich diejenige Bunsens, der den Sitz der preußischen Gesandtschaft aus dem von Niebuhr bewohnten Palast Orsini-Savelli, dem romantischen Aufbau des alten Marcellustheaters, auf die stolze Höhe des Capitols, in den Palast Caffarelli verlegte, und diejenige des hannöverschen Gesandten von Reden, der die reizende Villa Malta auf dem Monte Pincio bewohnte. In dieser hatten bis dahin zwei engverbundene Freunde gehaust, der spätere englisch-hannöversche Ministerresident Kestner, ein kunstsinniger Sammler und der feinsinnige, phantasiereiche Künstler Otto von Stackelberg aus Esthland, beide seit langer Zeit in Rom. Stackelberg hatte zu jener internationalen Gesellschaft gehört, welche im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Griechenland wissenschaftlich durchforscht und die Bildwerke der Tempel von Aegina und von Phigaleia entdeckt hatte. Durch ihn war das damals erst der Wissenschaft wiedergewonnene Griechenland in Rom vertreten, seine innig empfundenen Zeichnungen von Land, Leuten und Kunst in Griechenland, unterstützt durch lebhafte poetische Schilderungen, führten auf das schönste in jenes Land ein. Beiden Männern (neben denen etwa noch Stackelbergs griechischer Reisegefährte, der Würtemberger Linckh, eine humoristische Künstler- und Dilettantennatur, ferner der Däne Bröndsted und aus der Zahl der Künstler Thorwaldsen, Wagner, die Gebrüder Riepenhausen zu nennen sein möchten) schloß sich Gerhard an. Ein neues Element kam in den Kreis mit Panofka, der im Spätherbst 1824 in Rom eintraf. Von der Natur mit feinem Kunstsinn ausgestattet, der später leider bei einem methodelosen Mißbrauch seiner bedeutenden Gelehrsamkeit und ausschweifenden Combinationsgabe immer seltener hervortrat, wußte Panofka damals auch durch seine gesellige Gewandtheit dem Freundeskreise sich nützlich zu erweisen. Er veranlaßte Gerhard, Stackelberg und Kestner zu regelmäßigen abendlichen Zusammenkünften und zu gemeinsamer Lectüre, welche hauptsächlich dem Pausanias galt und zwei Winter hindurch regelmäßig fortgesetzt ward. Kestners Wohnung auf dem Monte Pincio diente den Freunden als Sammelplatz, Kestners schöner Kunstbesitz, dessen Vermehrung ihn in fortwährendem Bezuge zum römischen Kunsthandel erhielt, bot weiteren Stoff zu archäologischer Unterhaltung. Regelmäßige gemeinsame Wanderungen durch die Stadt, die Villen, die Campagna und durch die Museen, die gemeinsame Theilnahme an den verschiedenen wissenschaft-

lichen Unternehmungen der Einzelnen belebten unabläſſig die Intereſſen des kleinen Kreiſes, der zeitweilig durch den Beſuch des Herzogs von Luynes den Zuwachs eines für Kunſtempfängniß wie Reproduction gleich fein angelegten Mannes erhielt. Der enge Zuſammenhang der nordiſchen Freunde im Süden ließ ſie ſich den Namen einer hyperboreiſch-römiſchen Geſellſchaft beilegen, und gern wurden die geheimnißvollen Mythen von Apollon, der im Frühling von ſeinen Hyperboreern auf dem Greif gen Süden heimkehrt, beziehungsreich ausgeſponnen, gern die Symbole dieſes hyperboreiſchen Greifen und der römiſchen Wölfin mit einander verbunden. Gerhard hat dem Vereine in den beiden Bänden der von ihm geſammelten „Hyperboreiſch-römiſchen Studien" (1833. 1852) ein gemeinſames, dem 1834 in St. Petersburg verſtorbenen Stackelberg noch überdies durch die Herausgabe ſeines Prachtwerkes über die „Gräber der Hellenen" (1837) ein beſonderes Denkmal geſetzt; die Freundſchaft der Mitglieder unter einander, wie auch mit Bunſen, iſt von ihm wie von den Andern bis ans Ende treu bewahrt worden.

Panofka war der Erſte, welcher die Geſellſchaft verließ, um den Herzog von Blacas d'Aulps zu begleiten, zuerſt auf ſeinen Geſandſchaftspoſten nach Neapel, ſpäter auch nach Paris; Keſtner war ſpäter durch eine ſelbſtändige diplomatiſche Stellung mehr in Anſpruch genommen, Stackelberg ging mit dem Gedanken an die lange verſchobene Heimkehr um, der freilich erſt 1828 wirklich zur Ausführung kam. So verließ denn auch Gerhard gegen Ende des Jahres 1826 auf einige Zeit die ewige Stadt, um nach vierjähriger Abweſenheit zuerſt wieder die Heimath zu ſehen. In München feſſelte ihn für einige Zeit die damals eben beginnende Herausgabe der „antiken Bildwerke"; er dedicirte dieſelbe ſeinem Landesherrn König Friedrich Wilhelm dem Dritten, der damals eben das berliner Muſeum gegründet hatte, daſſelbe, welchem Gerhard ſpäter ſeine Thätigkeit widmen ſollte. Auch wußte er von der berliner Akademie eine Unterſtützung zu erwirken, um eine Sammlung etruskiſcher Denkmäler, namentlich Reliefs von Sarkophagen, in Zeichnungen zu veranſtalten. So diente dieſe Reiſe dazu, für die Zukunft wichtige neue Verbindungen anzuknüpfen, woneben die älteren nicht vergeſſen blieben. An den alten Studiengenoſſen Meier und den römiſchen Freund Schorn richtete Gerhard von München aus ſeine „Grundzüge der Archäologie" (1827), in welchen er beſtrebt iſt, der Archäologie einen ſelbſtändigen Platz neben der Philologie zu verſchaffen, indem er ihr die Erklärung der antiken Bildwerke, baſirt auf Religionsgeſchichte und Kunſtgeſchichte, als Gegenſtand zuweiſt. In der ganzen Ausführung blickt deutlich der Praktiker hindurch. In der Begriffsbeſtimmung der einzelnen Disciplinen geht Gerhard von den gewöhnlichen Thätigkeiten ihrer Vertreter aus; in der weiteren Durchführung zeigt ſich überall das Streben, die Wichtigkeit der Kunſtwerke für die ganze Alterthumskunde und namentlich für die Kenntniß der alten Reli-

gion, aus der ſie ihre Stoffe meiſtens entnahmen, nachzuweiſen. So iſt denn auch der zweite Theil ausdrücklich der Aufhellung älteſter Religionsanſchauungen und Götterkreiſe und damit verbundener myſtiſchen Lehren gewidmet, für welche die Bildwerke eine wichtige und noch unbenutzte Quelle ſeien. Dieſe Ausführungen, die zum Theil mit dem Prodromus mythologiſcher Kunſterklärung in innerer Verbindung ſtehen, ſind freilich weſentlich poſitiver Art, doch iſt es nicht ſchwer, den Gegenſatz derſelben nicht blos gegen Creuzers, Schellings und andere frühere Auffaſſungen darin zu bemerken, ſondern auch gegen die Unterſuchungen Welckers und Otfr. Müllers, welche während des italieniſchen Aufenthaltes Gerhards entſtanden (des Erſteren „äſchyliſche Trilogie Prometheus" erſchien 1824, Müllers „Prolegomena zu einer wiſſenſchaftlichen Mythologie" 1825) und zum großen Theil zu weſentlich anderen Ergebniſſen über Weſen und Geſchichte der griechiſchen Religion gelangt waren, obgleich beide ebenfalls den Kunſtwerken ihre gebührende Stellung einräumten. Grade der große Einfluß beider Männer auf die wiſſenſchaftlichen Studien der deutſchen Zeitgenoſſen mochte Gerhard zu ſeinen Grundzügen anregen, welche, obwohl unvollendet und im Einzelnen ſpäter vielfach berichtigt, immer eine der wichtigſten Quellen für die Kenntniß von Gerhards Grundanſichten bleiben werden.

Während Gerhards Abweſenheit in Deutſchland hatten die zurückgebliebenen Freunde Stackelberg und Keſtner in Etrurien Entdeckungen von höchſter Wichtigkeit gemacht, namentlich in Corneto (Tarquinii) höchſt intereſſante Wandgemälde aufgefunden. Nachdem ſo die Aufmerkſamkeit der römiſchen Kunſtliebhaber und Sammler auf jene Gegenden gelenkt war, fehlte es nicht an Ausgrabungen, die mit überraſchenden Erfolgen gekrönt wurden. Namentlich ſeit dem Frühjahr 1828 ward von mehren Unternehmern in lebhafteſtem Wetteifer der Boden von Canino (Volci) durchſucht und lohnte mit überaus reichen Maſſen bemalter Vaſen, die man bisher ausſchließlich in Unteritalien zu finden gewohnt geweſen war. Gerhard, der um dieſelbe Zeit nach Italien zurückgekehrt war, eilte an Ort und Stelle und ſah mit Erſtaunen die neuerſchloſſenen Gräberſtädte der alten Etrusker ihre griechiſchen Kunſtſchätze ans Licht geben. „Zwiſchen den einzelnen Schaaren fern hergekommener Arbeiter," erzählt er, „welche unter verſchiedene Befehlshaber ihrer Provinz vertheilt blieben, bildeten drei Zelte den Mittelpunkt für den unabläſſigen Zufluß friſch gefundener, noch von der Erde bedeckter und befeuchteter Vaſen und Vaſenſcherben. In dem Zelte, welches dem Prinzen (von Canino, Lucian Buonaparte, dem Haupteigenthümer jener ergiebigen Grundſtücke) und ſeiner Familie tagtäglich diente, wurden ſofort Verſuche der Zuſammenſetzung angeſtellt, die vereinten Stücke geſondert nach Muſignano, dem vereinzelten Landhauſe des Prinzen, geſchickt, und mehren, nach längerem Verſuch der unabläſſig fortgeſetzten Arbeit bereits wohlerfahrenen Reſtauratoren übergeben. Die Arbeit der letzteren

ſchritt Tag und Nacht vorwärts; ich ſah mit Staunen eines Morgens zwei große und ſchöne Vaſen zuſammengeſetzt, deren Scherben ich des Nachmittags vorher auf dem Ausgrabungsplatze erblickt hatte.“ Zählte man ſchon nach Jahresfriſt 800 Vaſen, ſo wuchs die Zahl bald auf mehr als 3000; eine ganz neue Welt von Kunſtanſchauungen that ſich auf. Da war es in der That von unſchätzbarem Werthe, daß ein ſo kundiger und umſichtiger Berichterſtatter wie Gerhard zur Stelle war, um mit unermüdlicher Gewiſſenhaftigkeit die Facta zu ſammeln, nach beſtimmten maßgebenden Geſichtspunkten zu ordnen und ſo einer wiſſenſchaftlichen Behandlung jenes ganzen Kunſtzweiges den feſten Grund zu bereiten. Sein rapporto volcente (1831) bleibt eine der epochemachenden Erſcheinungen der archäologiſchen Literatur. Iſt es zu verwundern, wenn Gerhard auch fernerhin dieſer Denkmälerclaſſe mit beſonderer Vorliebe zugethan blieb?

Dieſelben Funde ſollten aber noch eine weit bedeutendere Folge haben. Die Maſſe der neu zuſtrömenden Denkmäler mußte den alten Wunſch der hyperboreiſch-römiſchen Geſellſchaft wieder anregen, durch periodiſche Publicationen würdige Nachbildungen jener Werke zu verbreiten und daneben die ſonſtigen Thatſachen der Auffindung in möglichſter Vollſtändigkeit zu ſammeln. Auch hier war Gerhard die Seele der Agitation. Der Herzog von Luynes, der ſich längſt für jenen Gedanken intereſſirt und die liberalſte Mitwirkung und Unterſtützung in Ausſicht geſtellt hatte, war eben einmal wieder in Rom anweſend, des Beiſtandes der alten Freunde war man gewiß, manche neue konnte man zu gewinnen hoffen; Bunſen, der preußiſche Geſandte, ſagte, ohne die Schwierigkeiten des Unternehmens zu verkennen, ſeine Hilfe zu. Entſcheidend ward dann die Anweſenheit des Kronprinzen von Preußen, der im November 1828 nach Rom gekommen, dort zuerſt ſeine Liebe für die alte Kunſt an der Quelle ſchöpfte, unter Bunſens Einfluß ſich für jenen Plan lebhaft intereſſirte und das Protectorat der neuen Stiftung übernahm. So entſtand am Geburtstage Winckelmanns, dem 9. December 1828, durch den Zuſammentritt Gerhards, Bunſens, Keſtners, Feas und Thorwaldſens das Inſtitut für archäologiſche Correſpondenz. Bunſen übernahm in der mehr auf italieniſche als auf deutſche Neigungen berechneten Hierarchie des Inſtituts, welches im preußiſchen Kronprinzen ſeinen Protector, im Herzog von Blacas ſeinen Präſidenten erhielt, das Generalſecretariat, woneben ihm Gerhard und Panofka als dirigirende Secretäre zur Seite ſtanden, jener in Rom für Italien und Deutſchland, dieſer in Paris für Frankreich und England. Denn es galt ein durchaus internationales Inſtitut zu ſtiften; die Mitglieder der Direction, die Ehren- und ordentlichen Mitglieder, die Correſpondenten waren durch ganz Europa zerſtreut. Es war die Abſicht einen Mittelpunkt zu bilden, ebenſo für alle Nachrichten über neue Funde und wichtige archäologiſche Thatſachen, wie für die daran ſich knüpfenden Forſchungen. Die hierdurch erforderte ausgedehnte Corre-

ſpondenz rechtfertigte den gewählten Namen; eine dreifache Reihe jährlicher Publicationen, ein Heft großer ſchöner Kupfertafeln (monumenti inediti), ein Band mit ſelbſtändigen Abhandlungen (annali) und monatliche kurze Fund- und Muſeumsberichte (bullettino), ſollte die Hauptreſultate mittheilen. Daneben wurden im Winter innerhalb des Zeitraums vom 9. December bis zum 21. April (Gründungstag Roms) wöchentlich öffentliche Verſammlungen angeordnet, denen Bunſen im preußiſchen Geſandſchaftshotel, dem Palaſt Caffarelli, vorerſt eine Stätte einräumte. Es war nichts Geringes, die bedeutenden Geldmittel, welcher das faſt ganz auf den Ertrag ſeiner Publicationen angewieſene Inſtitut bedurfte, durch Subſcriptionen zu beſchaffen. Ebenſowenig ſind die Schwierigkeiten zu unterſchätzen, welche von Seiten der römiſchen Regierung und daher auch manchen römiſchen Gelehrten der von Fremden gegründeten und unter fremder Protection erblühenden Stiftung entgegengeſtellt wurden. Dem Feuereifer der Begründer und vor allen Gerhards gelang es, aller dieſer Schwierigkeiten Herr zu werden und damit eine Anſtalt ins Leben zu rufen, welche ſeit nun bald vierzig Jahren den bedeutendſten Antheil an dem Aufſchwung archäologiſcher Studien gewonnen hat. Eine Geſchichte des archäologiſchen Inſtituts zu geben iſt aber nicht dieſes Ortes, wo nur Gerhards als des eigentlichen Stifters Verdienſt hervorgehoben werden ſollte.

Für die nächſten Jahre, die grundlegenden des ganzen Unternehmens, widmete Gerhard dieſem ſeine ganze Kraft, meiſtens als factiſcher Leiter aller Inſtitutsangelegenheiten von Rom aus, jedoch war ſein römiſcher Aufenthalt hin und wieder von Reiſen in die Heimath unterbrochen. Je näher ihm aber der Wunſch trat, eine bleibende Thätigkeit im Vaterlande zu finden, um ſo erwünſchter mußte es ihm ſein, in Emil Braun, den er in München bei Schelling kennen gelernt und dann ſelbſt archäologiſch ausgebildet hatte, einen Mann zu finden, der neben Bunſens unermüdlichem Eifer die Zwecke des Inſtituts in der von Gerhard ſelber begonnenen Weiſe weiter zu fördern vorzugsweiſe geeignet war. So konnte Gerhard ſeine Stiftung in dem ruhigen Gefühl verlaſſen, daß ſie ihren Weg ſicher fortſetzen werde. Im Jahre 1834 begann die Ueberſiedelung nach Berlin, wo er zunächſt einen Poſten als „Archäolog des Muſeums“ erhielt. Dem berliner Muſeum hatte er ſich bereits in den vorhergehenden Jahren als kundigſter Vermittler bedeutender Antikenankäufe nützlich erwieſen, namentlich verdankt ihm das Muſeum einen großen Theil ſeiner werthvollen Vaſenſammlung, die denn auch Gerhards ſpecieller Leitung unterſtellt ward. Da er das Muſeum nur erſt theilweiſe katalogiſirt vorfand, ſo erkannte er es auch hier, wie früher in Rom und Neapel, als ſeine erſte Pflicht, die Sammlungen durch ein genaues raiſonnirendes Verzeichniß dem wiſſenſchaftlichen Gebrauch zugänglich zu machen. Bei ſeiner gewaltigen Arbeitskraft vermochte er ſchon 1836 den erſten Band von „Berlins antiken Bildwerken“, welcher

neben allgemeineren Erörterungen den eingehenden Katalog der Marmorwerke und der Vasen umfaßt, herauszugeben, mit dem bezeichnenden Motto aus Tacitus Germania „wer würde wohl Italien verlassen und nach Deutschland ziehen, außer wenn es etwa die Heimath ist?“ Daß dem ersten Bande statt des zweiten nur einige Nachtragshefte gefolgt sind, hat seinen Grund in Verhältnissen, welche außerhalb Gerhards Macht lagen. — Außer zum Museum gewann Gerhard bald ein näheres Verhältniß zur berliner Akademie, welche schon früher das von ihm beabsichtigte Werk über etruskische Sarkophage in ihren Schutz genommen hatte und ihn nun (1835) zu ihrem ordentlichen Mitgliede erwählte. In dieser Eigenschaft hatte Gerhard, dem auch der Professortitel verliehen worden war, das Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten und benutzte dasselbe bereits im Wintersemester 1835—36. Allein noch war er nicht völlig von Rom gelöst, im Jahre 1836 ging er wieder hinüber, um nach zweimal sieben römischen Jahren die gänzliche Rückkehr zu den Hyperboreern vorzubereiten. Mit Stolz durfte er von dem „Stamm der Deutschen in Rom“ sagen:

Die Vögel in den Zweigen
Verkünden Deutschlands Wohl,
Er schmückt als wie sein eigen
Rom und das Capitol;

denn die Pflege dieses römisch-deutschen Baumes hatten sich Wenige so treu und erfolgreich angelegen sein lassen wie er. Am 14. März 1837 verließ er endlich die ihm zur zweiten Heimath gewordene ewige Stadt und kehrte nach Berlin zurück, aber erst nachdem er auch noch einen Abstecher nach Athen gemacht hatte, wo namentlich Roß und Ulrichs die deutsche Wissenschaft pflegten und das befreite Hellas für dieselbe wiederzugewinnen strebten. Der Gründungstag Roms, für das archäologische Institut bereits ein feststehender Festtag, gab Gerhard hier den Anlaß, am Oelwalde im Bezirke der Akademie eine gesellige Zusammenkunft zu veranstalten und so auch hier sofort eine Vereinigung hervorzurufen, wie sie bis dahin dort noch nicht stattgefunden hatte. Die heiterste Laune belebte das Fest, an welchem alles, was in Athen nur auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen konnte, theilnahm. Erinnerte auch das Ende ein wenig an dasjenige des von Platon geschilderten Gelages, so hinderte dies doch nicht, daß ein athenischer Theilnehmer noch fast ein Vierteljahrhundert später in entzückter Erinnerung ausrufen mochte: Gerhard war nicht allein hier, sondern gab auch der platonischen Gesellschaft eine glänzende Gasterei, an welcher auch ich theilnahm!

Das Jahr 1837 bildet die Scheide in Gerhards Leben, wo er von dem Reiz und Wechsel immer neuer Anschauungen zu der ruhigeren und zusammenhängenderen Verwerthung des gesammelten Stoffes überging. Seine nächste

Thätigkeit galt hauptſächlich dem Muſeum. Mit dem ſchon ſo oft bewährten Geſchick äußere Hinderniſſe hinwegzuräumen, wo es großen Zwecken galt, wußte er es möglich zu machen, daß die hauptſächlichſten Schätze des berliner Muſeums an gemalten Vaſen von ihm in einer Reihe von Prachtwerken auf das würdigſte herausgegeben wurden und daß dies neueſte Muſeum ſich in dieſer Beziehung vor den älteren Collegen nicht zu ſchämen brauchte; harren doch die weit reicheren Sammlungen Münchens noch bis auf den heutigen Tag einer gleichen Verwerthung. In den Beſitz des Muſeums war ferner ein großer Theil der Zeichnungen übergegangen, welche Gerhard theils für ſeine unvollendet gebliebenen „antiken Bildwerke", theils inmitten der etruskiſchen Vaſenfunde hatte anfertigen laſſen. Aus dieſem ſtets umſichtig vermehrten Material erwuchſen die „auserleſenen Vaſenbilder", welche in vier ſtarken Quartbänden (ſeit 1839) eine in der That auserleſene Sammlung aus dieſem Kunſtzweige darbieten und ein weſentliches Verdienſt um die Verbreitung und Populariſirung dieſer ganzen Denkmälerclaſſe ſich erworben haben. Gerhard, der über einen ſolchen Umfang der Autopſie gebot, wie nicht leicht ein Anderer, durfte wohl ſagen, wer nur ein Kunſtwerk geſehen, habe keines, wer Tauſende, nur eines geſehen; je tiefer dieſe Ueberzeugung in ihm wurzelte, deſto eifriger war er beſtrebt den Anſchauungsſtoff zu vermehren.

Neben den auserleſenen Vaſenbildern ging ein Werk her, welches von der Akademie aus unterſtützt ward, die „etruskiſchen Spiegel", d. h. die gravirten Zeichnungen, welche die Rückſeiten etruskiſcher Metallſpiegel zu ſchmücken pflegen. Es iſt eine wenig anziehende Claſſe von Kunſtwerken, nur in den ſeltenſten Fällen durch hervorragenden Kunſtwerth ausgezeichnet. Die Meiſten würden wohl dadurch von einer Sammlung zurückgeſchreckt ſein, Gerhard aber, auf den der vielfach räthſelhafte Inhalt der Darſtellungen eine beſondere Anziehungskraft äußerte, erkannte richtig, daß jene Werke für die Wiſſenſchaft nur nutzbar wären, wenn ſie in ihrer Geſammtheit zu überblicken wären. Dies Werk, welches ihn ſeit 1839 bis zuletzt beſchäftigte und im Druck faſt ganz vollendet iſt, umfaßt ebenfalls vier reich ausgeſtattete Bände. Die Sammlung der etruskiſchen Sarkophage unterblieb dagegen; die dafür beſtimmten Zeichnungen wurden ſpäter Brunn übergeben, der den gerhardſchen Plan in größerem Umfang wieder aufgenommen hat. — Die Akademie bot Gerhard auch Gelegenheit zu zahlreichen Abhandlungen über einzelne Kunſtwerke oder ganze Kreiſe von Darſtellungen kunſthiſtoriſchen, religionsgeſchichtlichen, ja auch rein hiſtoriſchen Inhalts. Alle dieſe Arbeiten ſtehen in engſter Beziehung zu den ſchon angedeuteten Grundanſchauungen Gerhards über die antiken Religionen, welche auch hier das Studium derſelben erſchweren. Von Wichtigkeit iſt es, daß Gerhard eine lange Periode ſeiner eigenen Entwickelung fern von dem Mittelpunkt der geſammten wiſſenſchaftlichen Bewegung zugebracht hat. Ueberſah er

auch die literariſchen Erſcheinungen vollſtändig, ſo hatte ihn doch die große Bewegung auf dem Gebiete philologiſch-archäologiſcher Forſchung, als deren Träger ſich namentlich Welcker und K. O. Müller bezeichnen laſſen, nicht im tiefſten Innern ergriffen. Gerhard war ſeiner Natur nach weniger der hiſtoriſchen Auffaſſung zugewandt, ſondern ſpürte den geheimſten Tiefen des religiöſen Inhaltes künſtleriſcher Darſtellungen nach und ſuchte mit einem unabweislichen Bedürfniß des Syſtematiſirens, auch wohl Schematiſirens, dieſen überall in einen Zuſammenhang zu bringen. Der daraus hervorgehenden Neigung, auch nicht ſicher Beſtimmtes und Beſtimmbares mit vorläufiger Benennung unter allgemeine Kategorien einzuordnen, verdanken wir einen großen Theil grade ſeiner verdienſtlichſten Arbeiten, jene großen Sammelwerke, für die es gradezu nothwendig war, jedem einzelnen Werke einen beſtimmten Platz anzuweiſen. Beſonders deutlich wird dieſe ſeine Art an der „griechiſchen Mythologie", einem zweibändigen Werke erſtaunlichen Fleißes (1854. 1855), welches nach fünfundzwanzigjährigem Beſtehen des Inſtitutes dem alten römiſchen Genoſſen Bunſen gewidmet ward. Dem durch die umfaſſendſten Vorarbeiten gewonnenen Reichthum des Stoffes und der knappen Gedrängtheit der Form gegenüber macht ſich der Mangel der hiſtoriſchen Betrachtung, welche uns die Mythologie als Religionsgeſchichte vorführt, beſonders fühlbar. Indeſſen behält dieſe ſyſtematiſche Darſtellung auch neben Prellers Mythologie und Welckers Götterlehre theils als reichhaltiges Repertorium, theils wegen der Heibeiziehung der verwandten Religionen, ganz abgeſehen von beachtenswerthen Einzelanſichten, ihren ſelbſtändigen Werth.

Die Mythologie ging aus den Vorleſungen hervor, welche Gerhard an der berliner Univerſität hielt, ſeit 1837 faſt ohne Unterbrechung, in erweitertem Umfange, ſeit ihm 1843 eine außerordentliche und bald darauf (1845) eine ordentliche Profeſſur neben ſeiner Stellung am Muſeum übertragen war. Der Kreis ſeiner Vorleſungen umfaßte in mannigfachem Wechſel der einzelnen Fächer alles, was in das Gebiet der claſſiſchen Archäologie und Mythologie oder nach ſeinem Ausdruck der „monumentalen Philologie" gehört, wobei er gern Müllers Handbuch der Archäologie zu Grunde legte. Neben den eigentlichen Vorleſungen gingen ferner faſt ununterbrochen archäologiſche Uebungen her, welche die Studirenden in die ſchwierige Kunſt des Betrachtens, Beurtheilens und Erklärens antiker Kunſtwerke einführen ſollten. Dem Bedürfniß einer kleinen Handbibliothek und paſſender Vorlegeblätter half er zunächſt durch eine liberale Schenkung der mionnetſchen Münzabdrücke und einer anſehnlichen Zahl von Büchern und Kupfern ab. Dadurch gelang es ihm, auch die Unterſtützung des Miniſteriums für den ſo gegründeten archäologiſchen Apparat zu erwirken und damit ein Hilfsmittel zu ſchaffen, welches bei den Schwierigkeiten, die ſich grade in Berlin der Benutzung der öffentlichen Bibliotheken durch die Studirenden entgegenſtellen, den Studien doppelt erſprießlich werden mußte,

Schon bei einem früheren Besuche Deutschlands von Rom aus hatte Gerhard empfunden, daß die Schriften des römischen Instituts für die Verbreitung archäologischer Kunde in Deutschland nicht ausreichten, und deshalb ein „archäologisches Intelligenzblatt" als Beilage der hallischen allgemeinen Literaturzeitung begründet (1833), welches aber mit seinem sechsten Jahrgange (1838) aufgegeben werden mußte. In Berlin konnte ein ähnlicher Plan wieder aufgenommen werden. Allmälig sammelte sich dort eine Anzahl der einstigen römischen Genossen, wie Panofka, Lepsius, H. Abeken, Wiese. Auch im Norden fanden sie sich zu ähnlicher Geselligkeit zusammen; es ward wieder eine griechische Gesellschaft gestiftet, und alljährlich berief Gerhard die alten capitolinischen Gefährten zur gemeinsamen Feier des 21. April zusammen. Aus diesem Kreise erwuchs auf Gerhards Betrieb die archäologische Gesellschaft in Berlin, welche einmal im Monat sich zu wissenschaftlichem Verkehr versammelte und überdies nach dem römischen Vorbilde, das auch sonst in Deutschland schon Nacheiferung gefunden hatte, den Geburtstag Winckelmanns (9. December) als besonderen Festtag beging und durch ein eigenes Programm feierte. Die Gesellschaft, der bald die bedeutendsten Vertreter der Kunst und Wissenschaft in Berlin beitraten, sah sich von Anfang an als eine Art deutscher Section des archäologischen Instituts an, und in diesem Sinne ging aus ihr, wiederum auf Gerhards Anlaß und unter seiner Leitung, die archäologische Zeitung als eine Ergänzung der Institutsschriften hervor. Dankenswerthen Beistand erfuhr Gerhard hier wie bei manchen früheren Unternehmungen bei dem Verleger Georg Reimer. Denn trotz einer dem Umfange und Werthe der Zeitung keineswegs entsprechenden Unterstützung beim Publikum ist es möglich geworden, seit 1843 die stattliche Folge von vierundzwanzig Jahrgängen dieser ersprießlichen Publication zu vollenden; der fünfundzwanzigste ist eben begonnen.

Theils seine amtliche Stellung, theils wissenschaftliche Zwecke führten Gerhard auch nach der festen Niederlassung in Berlin nicht selten auf kürzere oder längere Zeit von dort fort, und nie kehrte er ohne neue Ausbeute zurück. Das Jahr 1841 führte ihn zuerst wieder nach Rom und später nach Frankfurt, wo er eine der schönsten Vasensammlungen für das berliner Museum erwerben sollte. Hier lernte er im Hause des ihm befreundeten Ministerresidenten von Sydow die Tochter des kurhessischen Gesandten Emilie von Ries kennen, die er im Juni des folgenden Jahres als seine Gattin heimführte. Damit ward eine Häuslichkeit begründet, welche fast 25 Jahre hindurch nicht nur den beiden Gatten eine stete Quelle des reinsten Glückes ward, sondern auch bei allen, welche derselben nahe traten, den wohlthuenden Eindruck des innigsten Zusammenlebens hervorrufen mußte. Die Frau theilte die Interessen des Mannes in seltner Weise, seine älteren Freundschaftsbeziehungen wurden leicht

auch auf ſie übertragen, an ſeinen Reiſen pflegte ſie theilzunehmen, nach Rom, London, Paris, ebenſo wie zu den deutſchen Freunden, unter welchen namentlich Welcker und Jahn in Bonn oft aufgeſucht wurden; genug ihr ganzes Leben fiel mit dem ſeinigen zuſammen. So konnte ihr denn auch nach Jahren des ſchönſten Glückes die ſchwerſte Prüfung nicht zu ſchwer werden. Um die Mitte der fünfziger Jahre, bald nach Vollendung der Mythologie, nahm die Augenſchwäche, welche Gerhard zuerſt nach Italien geführt und ihn nie ganz verlaſſen hatte, einen bedenklicheren Grad an. Bald mußte er ſich entſchließen, wollte er nicht einer völligen Blindheit ſicher und raſch entgegengehn, auf den Gebrauch ſeiner Augen fürs Leſen und Schreiben vollſtändig zu verzichten; nur ſo war es möglich, wenigſtens ſo viel Augenlicht ſich zu bewahren, um keines Führers zu bedürfen. Für den Mann, der gewohnt war mit ſeiner Zeit wie mit einem anvertrauten Gut auf das gewiſſenhafteſte zu ſchalten und keine Minute unbenutzt vergehen zu laſſen, war die Prüfung eine unſäglich harte. Wie vielfach ihn auch ſein Augenleiden bereits gehindert hatte, jetzt ſollte er lernen, ganz mit fremden Augen zu ſehen, die Forſchungen Andrer nur durch Vorleſen kennen zu lernen, ſeine eignen Arbeiten zu dictiren. In den erſten Jahren war ihm die Gattin der ganze Erſatz, ſie ſah, ſie las, ſie ſchrieb für ihn. Wenn Gerhard weder die Redaction der archäologiſchen Zeitung aufgab, noch ſeine übrigen Arbeiten bei Seite legte oder anders betrieb als bisher, ſo war dies nur bei ſeinem ungewöhnlich ſichern Gedächtniß und bei der genau geordneten Art ſeines ganzen Wiſſens möglich, doch auch da bleibt der Umfang ſeiner Thätigkeit ganz ſtaunenswerth. Leider ward er aber der Hilfe ſeiner Gattin bald beraubt, indem ein hartnäckiges langjähriges Kopfleiden ihr ſelbſt die größte Schonung auferlegte. Jetzt mußte anderweitiger Beiſtand herbeigeſchafft werden. Eine Reihe von jüngeren Leuten iſt nach und nach ihm hilfreich zur Hand geweſen; kaum einer wird unter ihnen ſein, der nicht mit der wärmſten Verehrung für die beiden Gatten aus dem in mehr als einer Hinſicht bildenden Verhältniß geſchieden wäre.

In dieſer traurigen Zeit mußte ſich Gerhard natürlich auch aus dem geſelligen Verkehr, den er in kleinerem und größerem Kreiſe gern gepflegt hatte, immer mehr zurückziehen. Von den älteren Freunden war einer nach dem andern bereits dahingegangen, Schorn, Stackelberg, Meier, Keſtner, Panofka, Braun, Bunſen, (an deſſen Stelle Gerhard als Generalſecretär des Inſtituts trat); von den Mitgliedern der hyperboreiſch-römiſchen Geſellſchaft und von den Stiftern des Inſtituts war außer ihm nur noch der Herzog von Luynes am Leben, von älteren römiſchen Bekannten noch Karl Witte. Andre jüngere Freunde aus römiſcher und ſpäterer Zeit, auch manche anhängliche Schüler, mußten ihm Erſatz bieten. Eine große Sorge aber bot das Inſtitut dar, deſſen Beſtand in den fünfziger Jahren aus Gründen, die wir übergehen können, auf

das ernstlichste gefährdet war. Diese Stiftung zu retten, bot Gerhard alles auf. Vor allem galt es die pecuniären Mittel zur Erhaltung derselben sicher zu stellen. Wer bedenkt, wie spärlich in Preußen dem Unterrichtsministerium die Mittel zugemessen sind, wird die Schwierigkeiten würdigen, welche es haben mußte, die bisher nur auf dem persönlichen Interesse des Königs beruhende, unsichere und sehr geringfügige Unterstützung in eine bedeutendere feste Staatssubvention zu verwandeln. Hier war Gerhards zäher Festigkeit wieder ein Feld eröffnet. Und es gelang vollständig. Im Jahre 1860 erhielt das Institut vom preußischen Staat eine regelmäßige Unterstützung und wurde einer in Berlin residirenden Centraldirection untergeben, an deren Spitze Gerhard stand. Die Geldmittel wurden ansehnlich vermehrt, so daß nicht blos die Kosten der Schriften unabhängig vom buchhändlerischen Vertriebe gedeckt, sondern auch für die Bedürfnisse der Bibliothek, für Anfertigung von Zeichnungen, für wissenschaftliche Reisen der Directionsmitglieder, endlich für zwei jährliche, jüngeren Fachgenossen bestimmte Reisestipendien die Fonds vorhanden waren. Für das Zustandekommen dieses Planes war neben Gerhard besonders Mommsen thätig; in Rom war die Leitung in Henzen und nach Brauns Tode in Brunn den kundigsten Männern anvertraut. So war das Institut aus dieser gefahrvollen Krise neuverjüngt hervorgegangen und die Anstalt hatte doppelten Grund, an der funfzigjährigen Feier der Doctorpromotion Gerhards (1865) sich ihrem Stifter und Neugründer dankbar zu erweisen. Ein eigner Festband mit Abhandlungen von mehr als vierzig Mitgliedern ward vom Institut dem siebzigjährigen Jubilar überreicht; andre Gaben brachten die archäologische Gesellschaft, sowie Freunde und Schüler dar. Die Akademie, die Universität, die Zuhörer boten ihre Glückwünsche mündlich, auswärtige Vereine und Körperschaften sandten dieselben schriftlich, und beim Festmahle ward Gerhard von seinem alten Lehrer und Promotor Böckh begrüßt. Selbst noch nachträglich benutzte die heidelberger Philologenversammlung Gerhards Anwesenheit, um ihn als Jubilar feierlich zu bewillkommnen.

Gerhard selber, der das Abnehmen seiner Kräfte bereits zu spüren begann, hatte dem Doctorjubiläum wie dem siebzigsten Geburtstag (29. Nov. 1865) mit dem Gefühl entgegengesehen, daß es sich für ihn um den letzten Markstein des Lebensweges handle. Um so mehr trieb es ihn abzuschließen, was noch nicht vollendet war. Neben der Herausgabe der Zeitung und der Leitung der archäologischen Uebungen förderte er das noch nicht ganz beendigte Spiegelwerk und begann die Sammlung seiner zerstreuten akademischen Abhandlungen und kleinen Schriften, deren Herausgabe der vielbewährte Verleger Georg Reimer übernahm, indem die Akademie auch ihre Hilfe nicht versagte. Den ersten Band, der allein der Ueberarbeitung Schwierigkeiten bot, vollendete Gerhard im Herbst 1866 und hatte die Freude, durch die Liberalität des preußischen Cultusministeriums den-

ſelben lauch den archäologiſchen Inſtituten anderer deutſchen Univerſitäten überreichen zu können. Daſſelbe Jahr verſchaffte ihm, der für ſein Vaterland von jeher warm empfunden hatte, auch noch die hohe Genugthuung, Preußen ſiegreich aus den Gefahren hervorgehen und an die Spitze des neuen Deutſchlands treten zu ſehen. Es war die letzte große Freude. Die Kräfte, welche durch das Jubiläum und deſſen erquickliche Anregungen neubelebt geſchienen hatten, ließen merklich nach und mit Kummer ſahen ſeine Freunde, wie das Alter ſein Recht immer mehr geltend machte. Faſt ohne eigentliche Krankheit, aber nicht ohne Schmerzen erfolgte die Abnahme. Zuerſt wehrte ſich die Geiſteskraft des Mannes, ſich unter den Körper zu beugen; nichts zu thun hatte er in ſeinem langen Leben nicht gelernt. Allmälig mußte er ſich fügen, nur die große Ermattung half ihm über das peinliche Gefühl der Unthätigkeit hinweg. So verging der ganze letzte Winter; ſchien das Ende nahe zu ſein, ſo erwachte immer wieder die alte Kraft. Als er erkannte, daß das Ende nahe, ſchloß er äußerlich und innerlich mit dem Leben ab, klaren und frommen Sinnes. Siebzehn Tage lang ſah er unverändert und ſich ſelbſt treu dem Tode entgegen, den er wünſchte, als ob es nur ein Einſchlafen ſei, — wer das vermag, muß ein ſchönes, klares Leben hinter ſich haben. Am 12. Mai trat die Erlöſung ſanft und ruhig ein.

Die Wiſſenſchaft verliert in Gerhard einen ihrer unermüdlichſten Vertreter. Keiner ſtand ſo wie er in dem rechten Centrum der ausgedehnteſten perſönlichen und literariſchen Beziehungen, die ihm ſein langes Leben dargeboten und die er ſtets gern und eifrig gepflegt hat. Keiner hatte denſelben ſcharfen Blick für das, was zunächſt Noth that und dieſelbe beharrliche Energie und praktiſche Gewandtheit, die ſo gefaßten Pläne auszuführen. Keiner war daher auch gleich ihm befähigt, den von ihm ins Leben gerufenen Unternehmungen vorzuſtehen. Mögen manche Seiten der Archäologie von Anderen glücklicher ausgebildet worden ſein, Gerhard wird das Verdienſt ungeſchmälert bleiben, durch die Gründung des Inſtitutes, wie durch die erſtaunliche Erweiterung der literariſchen Hilfsmittel und durch die genaue Buchführung über das geſammte Material eine umfaſſende gemeinſame Weiterarbeit theils erſt ermöglicht, theils für immer geſichert und weſentlich gefördert zu haben. Seine mannigfachen Stiftungen werden ſein beſtes Ehrendenkmal in den Hallen der Wiſſenſchaft ſein; im Herzen der Seinen, ſeiner Freunde, ſeiner Schüler iſt auch ohnedies dem liebevollen Gatten, dem Freunde von lauterſter Treue, dem milden väterlichen Lehrer und Berather, dem edlen Manne ein dankbares Andenken echter Pietät geſichert.

31. Mai. A. M.

Brief eines Süddeutſchen an den Verfaſſer der „Vier Fragen eines Oſtpreußen“.

Sie ſprachen einſt das Wort aus: „Das iſt das Unglück der Könige, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Ich bin überzeugt, daß Sie jene Dispoſition, welche Sie damals als ein „Unglück“ bezeichneten, nicht theilen. In dieſer Ueberzeugung richte ich meinen Brief an Sie. Ich werde in demſelben das ausſprechen, was ich für die Wahrheit halte. Aber es wäre an der Zeit, daß wir jenen Grundſatz eines engliſchen Biſchofs, welcher auf die Frage, was orthodox und was heterodox ſei, antwortete: Orthodoxy is my doxy and heterodoxy is an others doxy, daß wir dieſen Grundſatz etwas weniger heftig anwendeten auf dem Gebiete der praktiſchen Politik. Wir haben in Deutſchland die kirchliche Ketzerrichterei nie auf die Länge geduldet, vielmehr vor Jahrhunderten ſchon einen gewiſſen Konrad von Marburg, welcher, geleitet von der menſchenfreundlichen Abſicht, unſere unſterblichen Seelen zu retten, unſere ſterblichen Leiber zur größeren Ehre Gottes auf orthodoxen Scheiterhaufen verbrennen wollte, mit Knüppeln todtgeſchlagen wie einen tollen Hund. Es waren damals rauhe Sitten. Aber warum ſollen wir heute, in dem Jahrhundert der Civiliſation, in einer Nation, welche ſich als die gebildetſte von Europa betrachtet und gewiß mit Recht die gelehrteſte nennt, einander für Ketzer erklären, weil wir in den Fragen der politiſchen Strategie und Taktik verſchiedener Meinung ſind? Ich kenne — oder richtiger geſagt: ich kannte (denn er exiſtirt nicht mehr) einen deutſchen Kleinſtaat, in welchem eines ſchönen Tages das officielle Organ der Regierung, das ſich der allerhöchſten Zuſtimmung des Landesherrn und der Unterſtützung aus deſſen Schatulle zu erfreuen hatte, in loyalem Kannibalismus druckte: „es kenne kein größeres Verdienſt und Vergnügen, als wenn es eigenhändig die Führer der Oppoſition an dieſer oder jener Höhle abſchlachten könnte, den Raben zum Fraß und der Regierung zu Ehren“; und wenn dieſe liebenswürdige Idee in den Stürmen von 1866 dort nicht realiſirt worden iſt, ſo ſind wenigſtens die damals dort leitenden Köpfe nicht ſchuld daran geweſen. Indeß das war ein Regierungsblatt und ſeine und der Oppoſition Anſichten ſtanden einander diametral gegenüber. Aber heutzutage handelt es ſich um zwei Abtheilungen der liberalen Partei, um die nationale und um die „entſchiedene“. Müſſen da auch Scheiterhaufen rauchen? Müſſen namentlich in einem Blatte, das ſich mit Ihrem Namen ziert, Angriffe auf die politiſche Ehre und Ueberzeugungstreue von Männern gerichtet werden,

welche Sie ein volles Menſchenalter hindurch Freunde und Waffengefährten genannt haben? Iſt es Recht, daß Männer wie Twesten, Unruh, Hennig und Forkenbeck von einem liberalen Blatte in jenem frivolen Stil tractirt werden, den man ſich ſonſt nur in ſeichtem Feuilleton gegenüber einer zweideutigen Soubrette oder einer unzweideutigen Ballerina gefallen ließ?

Die Nationalliberalen haben Grund, ſich darüber auszuſprechen, daß, während ſie als rechter Flügel der liberalen Partei marſchiren, der linke Flügel derſelben auf ſie ſchießt, ſtatt auf den Feind, und zwar oft mit nicht allzu kriegsgerechten Projectilen, und daß der Kampf nicht blos auf preußiſchem, ſondern ſogar auf fremdem Gebiet geführt wird. Denn es iſt eine nicht beſtreitbare Thatſache, daß, während ein Theil der wiener Preſſe Feuer und Flamme ſpie gegen die preußiſche Monarchie und gegen die Preußen überhaupt, mochten ſie liberale oder conſervative Preußen ſein, während ſie den Preußen Niederlagen und Untergang prophezeihte und wünſchte und ſich, als für den Augenblick wenigſtens ſich das Kriegsgewölk verzogen hatte, zwar nicht darüber zu tröſten wußte, daß dieſe Gelegenheit, Preußen zu demoliren, abermals unbenutzt vorübergegangen ſei, daß grade während dieſer Zeit dieſe öſtreichiſche Preſſe von preußiſchen Correſpondenten bedient wurde, welche in gleichem Sinne, wie das Blatt, das Ihren Namen als Flagge führt, vom Standpunkte der „entſchiedenſten“ Linken gegen die nationalliberale Partei eine Polemik führte, welche an perſönlicher Gehäſſigkeit und Ketzerrichterei nichts zu wünſchen übrig ließ.

Was würden wir dazu ſagen, wenn einmal die Altconſervativen ein ſolches Verfahren gegenüber den Freiconſervativen beobachteten? Bis jetzt iſt dieſe eigenthümliche Taktik eines Theils der liberalen Partei gegen den andern ſeitens der conſervativen Partei nicht nachgeahmt worden. Dieſe haben, wie ſich Napoleon der Erſte derb ausdrückte, ihre ſchmutzige Wäſche zu Hauſe gewaſchen, und namentlich haben ſie weder ſich unter einander, noch auch — dieſe Anerkennung ſind wir ihnen für die neueſte Zeit ſchuldig — Sie, oder uns, in der öſtreichiſchen Preſſe ſo beſprochen, wie dies den „Nationalen“ Seitens der „Entſchiedenen“ tagtäglich geſchieht, offenbar zu dem Zwecke, damit das Ausland einen anſchaulichen Begriff davon erhalte, was es mit den querelles allemandes auf ſich habe.

Doch Sie werden mir vielleicht, verehrter Herr, ſagen, die Correſpondenten der wiener Zeitungen, das ſind nicht die Männer der „Zukunft“ und des „Frankfurter Journal“, das ſind nicht unſre Guido Weiß, nicht unſre Eugenius Richter, — Gott weiß, wer jene ſind, — vielleicht Julius Freſe, vielleicht Martin May aus Schleswig-Holſtein oder aus Schleſien? — wer weiß das.

Gewiß, ich bin überzeugt, Sie wiſſen es nicht. Aber warum ziehen Sie nicht eine Grenze zwiſchen ſich, den Preußen, und jenen, den Oeſtreichern?

Warum ſchreiben jene Oeſtreicher ganz denſelben zierlichen, bis auf die einzelnen Redewendungen gleichen Stil wie dieſe Preußen?

Und was insbeſondere den vormaligen preußiſchen Abgeordneten Herrn Julius Freſe anlangt, ſo erinnere ich mich, auf dem Abgeordnetentage zu Frankfurt a. M. am 20. Mai 1866 einen ſehr lehrreichen Vortrag gehört zu haben, welcher mit wahrhaft enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen wurde, namentlich von Seiten desjenigen Publikums, das damals: „Krieg, Krieg und abermals Krieg! Nieder mit den Preußen!“ ſchrie und jetzt über die von den Preußen eingeführte allgemeine Wehrpflicht ſo jämmerlich wehklagt. Dieſer lehrreiche Vortrag wurde damals in hunderttauſend Exemplaren gedruckt und in jede Hütte getragen durch unſere Auſtriaciſſimi in Süddeutſchland, welche weit ſchlimmer waren, als die wirklichen Oeſtreicher, und die, wenn letztere geſiegt hätten, uns „Feiglingen und Verräthern“ (ſo hieß es damals im stylus curiae der öffentlichen Meinung) übel mitgeſpielt haben würden. Denn die Proſcriptionsliſten waren bereits gemacht. Da aber die Oeſtreicher nicht ſiegten, ſo verſchwand im Stillen einer nach dem andern jener Herren, um in Stuttgart, Bern, Genf, Mailand wieder aufzutauchen, einer davon eilte ſogar bis hinüber in das heiße Afrika. Herr Dr. J. Freſe, Mitglied des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, ging nur bis Heidelberg, als „des Zebras freche Farben“ auch bis dorthin vorgedrungen, nach einer Zeitungsnachricht in den alleinſeligmachenden Schoß der gemüthlichen Kaiſerſtadt Wien. Damals aber, am 20. Mai 1866, donnerte dieſer Herr gegen das Großpreußenthum, gegen den officiellen Liberalismus, womit er eingeſtandenermaßen die Fortſchrittspartei in der preußiſchen zweiten Kammer meinte, gegen den Doctrinarismus und gegen die Führer des Berlinismus, wobei er Herrn Schulze-Delitſch einen nicht mißzuverſtehenden Seitenblick zuwarf. Herr Freſe forderte damals die Frankfurter (ſiehe den ſtenographiſchen Bericht; Frankfurt, Boſelli 1866) auf, ſie möchten dadurch, daß ſie dem Könige und der Armee von Preußen den Krieg machten, dem preußiſchen Volke zu ſeinem Rechte verhelfen; und die anweſenden Frankfurter in ihrer ſtürmiſchen Begeiſterung wären gern ſofort ſeinem Worte nachgekommen. Aber ſie konnten nicht. Sie hatten nur ein einziges Bataillon freireichsſtädtiſcher Prätorianer. Und dieſes Bataillon war ſehr defect. Es zählte kaum dreihundert Mann; und auch dieſe Dreihundert waren keine Spartaner, ſondern Söldlinge aus der unterſten Claſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, die der Senat in den benachbarten Dörfern des angrenzenden deutſchen (d. i. nicht-frankfurtiſchen) Auslandes für ein billiges Stück Geld geworben hatte. Durch dieſe Verkettung verhängnißvoller Umſtände kam es, daß man außer Stande war, die preußiſche Armee niederzuſchlagen, um die Preußen von dem Schulze-Delitſchſchen Berlinismus zu befreien.

Denn in den Augen der ſämmtlichen radicalen und volksvereinlichen Blätter in Süd- und Mitteldeutſchland, ja auch im preußiſchen Rheinland und Weſt-

phalen, waren Schulze-Delitſch, Waldeck, Franz Duncker u. ſ. w. damals grade ſo ſchwarze Verräther, wie jetzt Twesten, Forkenbeck und Unruh; und was den Demokraten Ziegler anlangt, ſo proclamirte ein Redner damals feierlich (ſiehe den bereits citirten gedruckten ſtenographiſchen Bericht), unter der „lebhaften Zuſtimmung" der frankfurter Beſitzer öſtreichiſcher Metalliques und Nationals, dieſer Menſch, der „den Takt zu dem Trommelwirbel der preußiſchen Gewaltspolitik geſchlagen habe", ſei unwürdig „fernerhin der Abgeordnete der Stadt zu ſein, in der Heinrich Simon lebte und wirkte", und Breslau habe nichts Eiligeres zu thun, als dieſem Herrn ſein Mandat zerriſſen vor die Füße zu ſchleudern. Freilich hat die Stadt Breslau dies nicht gethan, vielmehr hat ſich kein preußiſcher Wahlbezirk gefunden, der Herrn Freſe ſein Mandat anvertrauen wollte.

Sie fragen, warum ich das alles grade Ihnen erzähle? Aus zwei Gründen. Erſtens erklärte damals Herr Freſe, ebenfalls unter dem Beifalle der frankfurter Metalliques-Beſitzer, in ganz Preußen gebe es nur drei Gerechte, erſtens Sie ſelbſt, weil Sie eine Rechtsverwahrung zu Gunſten des Auguſtenburgers erlaſſen, und zweitens die Herren Dr. Guido Weiß und Langerhanns, wovon der eine Redacteur und der andere einer der Hauptgründer jenes Blattes iſt, das ſich mit Ihrem Namen ſchmückt; und zwar dieſe beiden letztern deshalb, weil ſie „die Jacobyſche Rechtsverwahrung in Jacobys Wahlbezirk in Berlin durchgeſetzt hatten," denn damit ſei das Recht mitten in das feindliche Lager des Berlinismus und des Großpreußenthums eingedrungen. Zweitens ſitzen doch alle jene Männer, welche damals den Frankfurtern und ganz Germanien (urbi et orbi) als elende „Taktſchläger zum Trommelwirbel der Gewaltspolitik" denuncirt wurden, die Waldeck, Schulze, Franz Duncker, Löwe-Calbe, Ziegler u. ſ. w. wieder in einer und derſelben Fraction mit Ihnen. Nach jener Darſtellung des Herrn Freſe waren Sie der Gerechte und jene die Ungerechten; und damit in Betreff ſeiner Auffaſſung kein Zweifel obwalten könne, ſetzte er noch hinzu: „In dem preußiſchen Volke vollzieht ſich die Reinigung und die Säuberung von dem Schmutze, der ihm angeflogen iſt." Sollten Sie einen Zweifel haben über die Bedeutung dieſer geflügelten Worte, ſo fragen Sie Ihren wackern Parteigenoſſen Herrn Schulze-Delitſch. Er war zugegen, als Freſe ſprach und wurde, als er ſelber ſprach, beinahe von der Tribüne heruntergetrommelt.

Ich las dieſer Tage in der „Rheiniſchen Zeitung" ein freudig gehobenes Tedeum über die Conſtituirung der nationalliberalen Partei, nun ſei die Fortſchrittspartei endlich geſäubert und gereinigt, ſie habe alle disparaten Elemente ausgeſchieden und ſtehe nun da vollkommen gereinigt und ſolidariſch verbunden in allen Haupt- und Nebenpunkten, — une et indivisible, alle Häupter regiert von einem Dogma.

Ich theile mit dem berühmten Triſtram Shandy das Unglück, daß mir immer allerlei Dinge zur Unzeit einfallen; und ſo begab es ſich, daß, als ich

jenen Freudenruf in der Rheiniſchen Zeitung las, mir obgemeldete freſeſche Rede einfiel. Nach dem Lobſpruch der „Rheiniſchen Zeitung“ gehörten Schulze-Delitſch, Franz Duncker, Ziegler und Waldeck zu den Gerechten, welche man nun gereinigt hat. Nach jener berühmten Rede von Frankfurt aber gehörten Schulze-Delitſch, Franz Duncker, Ziegler und Waldeck ſelber zu dem Schmutz, von welchem man den Gerechten, d. h. Herrn Dr. Johann Jacobi gereinigt hatte. Und doch gehören die Rheiniſche Zeitung und der Dr. Freſe alle beide zu der Fortſchrittspartei der „Allerentſchiedenſten“.

Ebenſo war es auf dem verfaſſunggebenden Reichstag vom März und April 1866. Da gehörten z. B. Waldeck und Schrader zu derſelben Partei der „entſchiedenen“ Linken; — der Geheime Obertribunalrath Waldeck von Berlin, der in vollkommen folgerichtiger Weiſe nach dem ſtreng conſtitutionellen Einheitsſtaat ſtrebt und deshalb vom Bundesſtaat nichts wiſſen will, die Annectirung von Schleswig-Holſtein ebenſogut wie die von Hannover, Kurheſſen, Frankfurt und Naſſau mit Freuden begrüßt und dem Miniſterium keinen Vorwurf macht, daß es nicht noch mehr annectirt habe — und der Paſtor Schrader von Kiel, der den waldeckſchen Einheitsſtaat deteſtirt und für den Bundesſtaat ſchwärmt, ſowie für die Reichsverfaſſung von 1849, welche zwar in ſocialer und wirthſchaftlicher Beziehung unnöthiger und gemeinſchädlicher Weiſe uniformirt und nivellirt, dagegen in politiſchen Dingen, z. B. in Concentrirung der deutſchen Wehrkraft weit hinter beſcheidenen und gerechtfertigten Erwartungen zurückbleibt.

Ich hoffe, Sie werden mir die Bemerkung geſtatten, daß auch Sie, hochverehrter Herr, trotzdem, daß Sie und Herr Waldeck einer und derſelben Partei angehören und in Betreff der Verfaſſung des norddeutſchen Bundes einen und denſelben Proteſt unterzeichnet haben, in dem, was man die deutſche Frage nennt, ſobald es ſich nicht um bloße Negetationen, ſondern um die poſitive Seite der Sache handelt, dem Rundſchauer der Kreuzzeitung weit näher ſtehen, als Herrn Waldeck, der nicht nur im Abgeordnetenhauſe, ſondern auch im Reichstag die Nothwendigkeit der bereits vollzogenen nicht nur, ſondern auch weiterer Annectirungen mit jener jugendlichen Friſche und Wärme vertheidigt hat, die dieſem zähen Sohne der rothen Erde eigenthümlich iſt. Sie dagegen, hochverehrter Herr, haben ſich, wenn ich nicht irre, ſowohl früher, als auch bei der Discuſſion der norddeutſchen Verfaſſung, ſtets auf dem Standpunkte des Herrn Schrader behauptet, wie das auch von einem Manne mit Ihrer außerordentlichen Conſequenz gar nicht anders zu erwarten war. Noch in der Sitzung vom 6. Mai 1867 haben Sie ſich den Titel „eines der älteſten Kämpfer für den Rechtsſtaat in Preußen“ aus eigner Machtvollkommenheit beigelegt und auf Grund dieſes Titels die nationale Macht und Ehre, wie wir Andern ſie verſtehen und meinen, für ein Trugbild erklärt, gegen die „gewaltſame Aneignung deutſchen Bundesgebiets durch Preußen“ proteſtirt und behauptet, Ihre

vor wenigen Monaten ausgesprochene Prophezeihung, die glänzenden Waffenthaten des preußischen Heeres vom Sommer 1866 würden dem deutschen Vaterlande und dessen Einheit kein Heil bringen, sei nur zu bald in Erfüllung gegangen.

Nun, Herr Waldeck hat sich, wie ich bereits hervorgehoben, im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen; und vielleicht hat Herr Waldeck einen begründeteren Anspruch auf den Titel des „ältesten Kämpfers für den Rechtsstaat in Preußen", als Sie. Denn Herr Waldeck ist der Vater der Verfassung, welche ja so oft von seinen Gegnern „la charte Waldeck" genannt worden ist. Alle Achtung vor Ihrem kritischen Talent und Ihrer Consequenz im Neinsagen, aber, so glaube ich, eine positive That, wie diese That Waldecks, haben Sie nicht aufzuweisen. Auch Ihr Parteigenosse Schulze-Delitsch, dessen große Verdienste auf dem höchst positiven socialen und wirthschaftlichen Gebiete von Freund und Feind, von In- und Ausland anerkannt sind, und dem vielleicht auch Sie den Anspruch auf den Titel eines „Kämpfers für den Rechtsstaat" nicht streitig machen, hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 29. Mai 1867 ausdrücklich anerkannt, wie sehr das Volk und seine Vertreter der Regierung zu Dank verpflichtet sind für jene Erfolge, welche Sie als „Gewaltacte" und „Trugbilder" brandmarken. Auch er schlägt den Takt zum Trommelwirbel der Gewalt!

Aber weiter. Wozu sollen diese Parallelen zwischen Ihnen, Schulze-Delitsch und Waldeck und Herrn Schrader dienen? Ich verfolge damit nur den praktischen Zweck, auf Grund der oben constatirten Thatsachen zu fragen, ob es ehrlich und wohlanständig ist, daß jenes Blatt, welches sich mit Ihrem Namen ziert, diese himmelweiten Differenzen innerhalb Ihrer und seiner eigenen Partei beharrlich ignorirt, vielmehr Ihre und seine Partei als eine festgeschlossene und einheitliche, welche sich im ausschließlichen Besitze des einen und untheilbaren, alleinseligmachenden liberalen und fortschrittlichen Dogma befinde, darstellt, während es jede anderweitige Abweichung, welche sich nicht der Autorität eines politischen Fortschrittspapstes unterwirft, als Fahnenflucht, Ketzerei und Abfall vom richtigen Glauben bezeichnet?

Wir für unsere Person, wir Nationalliberalen, wissen recht gut, daß innerhalb unserer Partei zum öftern lebhafte Meinungsdifferenzen auftauchen. Wir haben dessen auch kein Hehl und meiner Meinung auch gar keine Ursache, uns darob zu schämen. Wäre es unsers Herrgotts Wille gewesen, daß alle Menschen jeder Zeit accurat das Nämliche denken, fühlen und glauben sollten- so wäre es ihm ohne Zweifel eine Kleinigkeit gewesen, uns alle mit einander genau in der nämlichen Form zu backen. Da er das aber nicht gethan hat, so vermuthen wir, daß es nicht sein Wille war. Wir sind daher weit entfernt, stets unsere Meinung für die absolut unveränderliche und unverbesserliche

„Wahrheit“ und alles, was davon abweicht, für Lüge zu halten. Ebensowenig erklären wir jeden, der sich erlaubt, von unserer Ansicht über irgendeine Frage abzuweichen, prima facie für einen Lügner, Schurken und Renegaten. Angesichts der Ereignisse des Jahres 1866 finden wir die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung sehr begreiflich. Wo wir hinblicken, sehen wir die Parteien, die conservativen ebensogut wie die liberalen, in Auflösung, Gährung, Zersetzung Oder glauben Sie nicht, daß der alte Herr von Gerlach viel unzufriedener mit der conservativen Partei ist, als Sie mit den Liberalen? Warum also einander gegenseitig schmähen und verdächtigen? Ist nicht Ihre eigene Fraction unter sich weit uneiniger als irgendeine andere? Und ziemt es ihr deshalb, sich für die einzige Bewahrerin und Erbbeständerin des vestalischen Feuers des Fortschritts auszugeben?

Ich fürchte, durch jene querelles allemandes liefern wir höchstens den Beweis, daß wir noch lange keine Politiker, sondern noch immer jene „Privatmenschen“ des siebenzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts sind, welche ihre Zeit mit theologischen und scholastischen Klopffechtereien, mit den subtilsten juristischen Untersuchungen hinbrachten, welche auch später bei ernstem und großartigem gelehrten Forschen und edler Pflege der Dichtkunst immer noch dem wirklichen Leben und seinen Forderungen abgewandt blieben. Noch jetzt befängt uns jene Zeit der großen Theorien und der elenden kleinlichen verkrüppelten Wirklichkeit, wenn wir nicht begreifen lernen, daß die Methode der philosophischen Speculation und jeder andern gelehrten Forschung unanwendbar ist auf Fragen der praktischen Politik, daß in der letzteren eine That mehr ist als hundert Gedanken, und ein Erfolg mehr als das consequenteste und sattelfesteste Dogma.

An einer wissenschaftlichen Wahrheit, an einer religiösen Ueberzeugung, an einem bewährten Freund festhalten, selbst auf die Gefahr hin, es koste Kopf und Kragen, das ist Consequenz. Aber in der praktischen Politik im Sommer 1867 denselben Weg einschlagen zu wollen, wie 1866, obgleich zwischenzeitig die Fluth Weg und Steg weggerissen und in den Abgrund geschleudert hat, und obgleich zwischenzeitig ein energischer Ingenieur einen neuen Weg gebaut hat, der schneller und bequemer zum Ziele führt, das nenne ich Donquixoterie; und dieser Name ist noch viel zu schonend, wenn man dabei nicht nur auf Kosten seiner eigenen Person und seiner eigenen Partei handelt, sondern den Staat, das Vaterland, die Nation in Gefahr bringt.

Mag der fanatisirte scholastisch-theologische Ketzerrichter rufen: „Wenn auch Euer Leib brennt, ich rette Euch die Seele und das Jenseits“, mag der Jurist sagen: Fiat justitia, pereat mundus, der Politiker, dessen Händen das Wohl und Wehe von Millionen und die Zukunft des Vaterlandes anvertraut ist, der darf nicht sprechen: Fiat consequentia mea mere personalis, pereat patria!

Das wäre nicht blos ein scholastisches Küchenlatein, sondern auch eine verbrecherische Selbstüberhebung.

Und dann, was die Form anlangt, erinnert nicht die Art der Polemik in unserer politischen Presse, — wie man sich gegenseitig mit Silbenstechereien und Spitzfindigkeiten chicanirt, wie man einander Verstöße gegen Grammatik, Logik und Consequenz vorwirft, wie jeder behauptet, er habe das wahre politische Lebenselixir, die Anderen alle seien Schwindler, Lügner, und wie die Schimpfwörter aus dem großen reichen deutschen Sprachschatz heißen, — erinnert das alles nicht an die Charlatans auf den Jahrmärkten und an die Kämpfe der Gelehrten aus der Zopfperiode?

Ziemt es denn einer hochcultivirten Nation, die einen weiten freien Blick hat und erhabene Ziele verfolgt, sich in der Arena der politischen Presse einer Sprache zu bedienen, welche erinnert an die kurzweiligen Hanswurstereien des wiener Paters Abraham a Santa Clara und an die Kraftsprache des orthodoxen Hauptpastors Johann Melchior Götze in Hamburg?

Ihr ergebenster B.

Die Attentate vom 16. April 1866 und 6. Juni 1867.

Während die Slawenstämme in Moskau ein Verbrüderungsfest feiern, das die Herstellung jenes großen Zukunftsbundes der östlichen Völker vorbereiten soll, auf den der Panslawismus seit Jahrzehnten hinarbeitet, während in Paris die mächtigsten europäischen Fürsten und Staatsmänner versammelt sind, um den Frieden zwischen ihren in die neue, 1866 geschaffene Ordnung der Dinge noch nicht eingewöhnten Völkern zu consolidiren, hat die Kugel eines fanatischen Polen gegen die bestehende europäische Ordnung, wie gegen die Einheit des slawischen Stammesbewußtseins protestirt und der Welt wieder einmal das halbvergessene „Noch ist Polen nicht verloren“ zuzurufen versucht. Indeß Regierungen und Völker sich beeilen, ihren Abscheu gegen den Meuchelmord zu manifestiren, der als Verletzung eines doppelten Gastrechts das Mißfallen selbst der polnischen Emigration erregt hat und die pariser Gesellschaft beflissen ist, die peinlichen Eindrücke dieser That wie der polenfreundlichen Manifestationen

im Temple aus der Seele des kaiserlichen Gastes zu verwischen, drängt sich dem ferner stehenden Beobachter unwillkürlich die Frage nach den Folgen dieser That und nach ihrem Verhältniß zum Attentat vom 16. April v. J. auf. Wird die gemeinsam ausgestandene Gefahr die Herzen der Beherrscher von Rußland und Frankreich enger verbinden oder wird der erste peinliche Eindruck der maßgebende sein? Sind die polnischen Sympathien der Franzosen auf einige Zeit erstickt worden oder muß die meuchlerische Kugel Bereczowskis für einen neuen Beweis der Unsühnbarkeit des Unrechts von 1795 gelten? Was werden die zu Petersburg und Moskau versammelten Slawenführer zu dem Mordanfall auf den Lenker der slawischen Geschicke sagen? Wird sich bei ihnen das Gefühl der gemeinsamen Abneigung gegen den Westen verschärfen, für dessen östlichen Repräsentanten sie das Polenthum ansehen, oder wird die eben zum Schweigen gebrachte Meinungsverschiedenheit in der polnischen Frage aufs neue ihr Recht verlangen und den kaum geschlossenen, noch nicht besiegelten Bund wieder in seine Bestandtheile auflösen?

Setzen wir die Beantwortung dieser Fragen zuvörderst aus, um uns über die leitenden Gedanken der inneren russischen Politik der letzten Jahre und über die Bedeutung zu orientiren, welche das erste auf das Leben Alexanders des Zweiten unternommene Attentat für dieselbe gehabt hat.

Für das wichtigste russische Ereigniß der Gegenwart gilt noch zur Stunde die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche der Kaiser am 21. Febr. 1861 decretirte und durch welche er in der That eine neue Epoche der russischen Staats- und Volksgeschichte begründete. Ein richtiges Verständniß dieser befreienden That läßt sich nur gewinnen, wenn man dieselbe mit der Niederschlagung des polnischen Aufstandes von 1863 zusammenhält und in die gehörige Beziehung setzt.

Vom letzten pariser Frieden bis zum Januar 1863 hatte das russische Staats- und Volksleben den Charakter eines so zu sagen naiven Liberalismus getragen. Seit der Kaiser das Zauberwort „Reform“ ausgesprochen regte sich alles, was Leben und Lebensfähigkeit in sich fühlte, um Theil zu haben an der Sonne der jungen Freiheit. Fast gleichzeitig manifestirten sich Bestrebungen und Richtungen der verschiedensten Art, die, weil auf ihnen allen der Bann und Druck eines ehernen Jochs gelegen, eigentlich alle für relativ berechtigt galten. Das russische Volk, das den Arbeiten zur Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse mit begeisterter Theilnahme zusah, erging sich in Wünschen für freie Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Beschränkung militärischer und büreaukratischer Willkür, vorgeschrittene Geister träumten sogar von einer Einschränkung der monarchischen Gewalt, jede Partei, jede Gruppe suchte die Freiheit in ihrer Weise und wie sie es verstand und alle erfreuten sich der gleichen, wenn auch nicht bedingungslosen Duldung. Den

Slawophilen Moskaus war die Eroberung der Freiheit identisch mit der Wiederherstellung des altrussischen Lebens der vorpetrinischen Periode, den Liberalen Petersburgs mit Ertheilung einer Constitution nach belgischem Muster, den Finnländern mit Wiedereinberufung ihrer seit einem halben Jahrhundert quiescirten Landstände, den Deutschen der Ostseeprovinzen mit Wiederherstellung der Glaubensfreiheit und Stärkung ihrer durch büreaukratische Eingriffe verkürzten Autonomie, — die Polen endlich verstanden unter Reform im liberalen Sinne nichts mehr und nichts weniger, als Vereinigung der lithauischen, der weiß- und kleinrussischen Provinzen mit dem Königreich Polen und Erneuerung der 1831 aufgehobenen Constitution. Am ernsthaftesten meinte es mit seinen Wünschen für Theilnahme des Volks an der Regierung vielleicht der russische Adel, der eine Erweiterung seiner politischen Rechte als Compensation für die Opfer verlangte, welche er der Freiheit des Bauernstandes bringen mußte. — Neben und über allen diesen verschiedenen Geistern trieb der Dämon des herzenschen Socialismus sein Spiel, bald mit den Slawophilen und ihrer Vorliebe für den Gemeindebesitz kokettirend, bald mit den Freigeistern Petersburgs für Moleschott und Vogt Propaganda machend, von allen Parteien wegen des scharfen Tons seiner „Glocke" gefürchtet, von dem großen Haufen der Tages- und Gelegenheitspolitiker wegen des Radicalismus seiner Anschauungen und der Kühnheit seiner Sprache angebetet.

Diese erste, naive Periode des russischen Regierungs- und Volksliberalismus hat ein neuerer russischer Schriftsteller ziemlich treffend die englische genannt, weil sie die Freiheit in der Geltendmachung und Bethätigung historisch gewordener Eigenthümlichkeiten und Bedürfnisse sah, dem Staat die Aufgabe zuwies, die natürliche Entwickelung des Einzelnen zu ihrem Rechte kommen zu lassen und in das Ganze einzufügen. Bereits durch die St. Petersburger Maifeuersbrünste von 1862 um ihre Unschuld gebracht, erreichte sie in den Monaten, welche der polnischen Erhebung (Januar 1863) folgten, ihr Ende. Da das Programm der sinnlosen polnisch-demokratischen Partei, welche die Seele dieses unseligen Aufstandes war, sofort die Wiederherstellung der Grenzen von 1772 und damit die Zerstückelung der westlichen Hälfte der russischen Monarchie forderte, verletzte sie das russische Nationalbewußtsein aufs empfindlichste. Mit dem bisher geübten Liberalismus war es zu Ende — einmal in die Nothwendigkeit versetzt, gegen die Polen „illiberal" zu sein, nahm die Bewegung der Geister alsbald eine gänzlich veränderte Richtung: das Streben nach Freiheit sollte an der Einheit der Nationalität und an der Treue gegen die unverfälschte Reinheit dieser eine feste, unverrückbare Schranke haben. Trotz ihrer demokratischen Bestandtheile war die polnische Revolution wesentlich aristokratischer Natur, d. h. sie ging von den gebildeten Classen, vom Adel aus, die Regierung war darum in die Nothwendigkeit versetzt, sich in den polnischen und

lithauiſchen Provinzen auf den Bauernſtand zu ſtützen, der im Königreich zwar ljechiſchen Urſprungs, aber zu adelsfeindlich geſinnt war, um national-polniſch zu ſein, in den Ländern nördlich und weſtlich von Congreßpolen aber lithauiſch oder weißruſſiſch iſt und ſich darum allenfalls dem ruſſiſchen Stamme zuzählen ließ. Hatte die Regierung ſich bereits durch die Aufhebung der ruſſiſchen Leibeigenſchaft als Bauernfreundin bewieſen, ſo that ſie daſſelbe in den ehemals polniſchen Ländern in eminenter Weiſe. Was bis dazu nur in einzelnen demokratiſchen Kreiſen für ausgemacht gegolten hatte, daß der Schwerpunkt des politiſchen Gewichts in die niederen, am unverfälſchteſten national-ruſſiſch gebliebenen Claſſen zu verlegen ſei, daß die Regierung ſich mit dieſen gegen die Ariſtokratie zu verbünden habe, — wurde jetzt das Stichwort für alle ruſſiſchen Politiker. Von demokratiſchen Inſtitutionen umgeben, ſollte der Thron die Aufgabe haben, Hand in Hand mit dem eigentlichen Volke zu gehen und den ariſtokratiſch-occidentalen Einfluß allenthalben zu vernichten. Der ruſſiſchen Ariſtokratie machte man ihre weſteuropäiſche Bildung und ihre Vorliebe für weſteuropäiſche Staatseinrichtungen zum Vorwurf, in den weſtlichen Grenzländern d. h. in Polen, Lithauen, Finnland und den Oſtſeeprovinzen waren die ariſtokratiſchen d. h. die gebildeten Geſellſchaftsſchichten durchweg nicht ſlawiſchen Urſprungs, und die Hinderniſſe der Aſſimilation der die niederen Claſſen bildenden Stämme (der Lithauer, Weißruſſen, Letten, Eſthen und Finnen) mit dem ruſſiſchen Volk und den nationalruſſiſchen Einrichtungen, unter welchen der altruſſiſche Gemeindebeſitz (welcher allen den gleichen Antheil am Grund und Boden zuweiſt) ſelbſtverſtändlich die Hauptrolle ſpielte.

Dieſe unruſſiſch-ariſtokratiſchen Einflüſſe ſollten lahm gelegt oder gänzlich vernichtet werden, um Rußland die Durchführung ſeiner durch das Geſetz vom 19. Febr. 1861 begonnenen emancipatoriſchen Aufgabe zu ermöglichen. Auf dieſe Weiſe glaubte man ein zugleich ſtreng-nationales und liberal-demokratiſches neues Programm gefunden zu haben, deſſen Vertreter zugleich ihre früheren freiheitlichen Tendenzen treu bleiben und die dem Reichsbeſtande wirklich oder angeblich ſchädlichen Beſtrebungen nachſichtslos niedertreten konnten, ohne ihrem Liberalismus untreu zu werden. — Ob und in wie weit die Regierung abſichtlich und bewußt dieſes Programm zu dem ihrigen gemacht hat, dürfte, wenn überhaupt, nur ſehr ſchwer feſtzuſtellen ſein, um ſo ſchwerer, als der Kreis der maßgebenden ruſſiſchen Staatsmänner aus ſehr verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt war und gleichzeitig Repräſentanten der verſchiedenſten Richtungen zählte, — die Politik, welche ſie in Warſchau, Wilna und Kiew befolgen zu müſſen glaubte, konnte aber nicht verfehlen, den Glauben an die oben angedeutete neue Richtung wenigſtens bei denen zu befeſtigen, welche derſelben ſelbſt zugethan waren. Dazu kam, daß die ruſſiſche Ariſtokratie, welche der Vernichtung des Adels und der beinahe ſchrankenloſen

Begünſtigung des plötzlich beſitzlich gewordenen Bauernſtandes in Polen und den weſtlichen Gouvernements mit kaum verhehltem Mißtrauen zugeſehen hatte, wiederholt in die Lage gerieth, der Regierung mißfällige Beſtrebungen und Tendenzen zu documentiren, durch welche ſich der Wunſch nach einer Beſchränkung der abſoluten Gewalt wie ein rother Faden durchzog. Sowohl die Gouvernements-Adelsverſammlungen in Moskau und Petersburg, wie einzelne der meiſt vom Adel geleiteten Landſchaftsverſammlungen (Provinziallandtagen, die aus Vertretern aller Stände zuſammengeſetzt ſind) ſprachen ſich in dieſer Beziehung in unzweideutigen Andeutuugen aus und mußten wiederholt wegen Ueberſchreitung ihrer Befugniſſe aufgelöſt werden. Wie ſich durch die gebildeten Claſſen und Kreiſe ein dumpfes Gefühl von der Gefahr verbreitete, welche aus dem Bunde des Abſolutismus mit dem niederen Volke erwachſen könne, ſo hatte die eben charakteriſirte große demokratiſche Partei ein inſtinctives Gefühl davon, daß dem Adel gegenüber ihre Wünſche mit denen der Regierung zuſammenfielen. Der Gedanke an eine Einſchränkung der abſoluten Gewalt wird nämlich von der ruſſiſchen Demokratie zur Zeit aufs lebhafteſte bekämpft, denn ihrer Anſchauung nach iſt dieſelbe mit dem Wiederaufleben einer Adelsherrſchaft und unnationaler (im Südweſten polniſcher, an der Oſtſee deutſcher, in Finnland ſchwediſcher) Einflüſſe identiſch. „Erſt wenn die alte ariſtokratiſche Geſellſchaft mit Hilfe des ſchrankenloſen, durch keine Rechtsform gehemmten Abſolutismus morcellirt und vernichtet iſt — erſt dann können wir eine Conſtitution brauchen“ — ſo lautet die herrſchende Parteiformel. Die Ueberzeugung, daß die politiſch zurechnungsfähigen und gebildeten Claſſen, wenn man ihnen ihr natürliches Recht ließe, eigene Wege gehen und das Ideal des demokratiſchen Bauernrußland gefährden würden, macht die „Liberalen“ dieſes Schlages zu geſchworenen Feinden jedes Verſuchs zur Aenderung der beſtehenden Regierungsform in Rußland. Ein Hauptſtück in der Doctrin derſelben bildete die Lehre von der Verwerflichkeit des perſönlichen Eigenthums am Grund und Boden, an deſſen Stelle der altruſſiſche Gemeindebeſitz mit ſeinen periodiſch wechſelnden Ackervertheilungen zu treten beſtimmt iſt. — Aus dem engliſchen, war ein kaiſerlich-franzöſiſcher Freiheitsbegriff geworden, der eine fertige bureaukratiſche Schablone mitbrachte, nach welcher allein die gegebenen Zuſtände und Verhältniſſe bemeſſen und beurtheilt wurden.

Jenſeit dieſer Partei, welche beſonders in der Bureaukratie, der Preſſe und einem Theil des Militärs die maßgebende iſt, ſtand ein Kreis hirnverbrannter ſocialiſtiſcher Fanatiker, welche in Anlehnung an die von Herzen verbreiteten Lehren ſofort die letzten Conſequenzen des ſocial-demokratiſchen Programms ziehen d. h. die geſammte Ariſtokratie gewaltſam aus der Welt ſchaffen, das Inſtitut des Gemeindebeſitzes in communiſtiſchem Sinne weiter ausbilden, alle Ueberreſte ariſtokratiſcher Ordnung über den Haufen werfen — kurz auf dem

Wege ſchrankenloſeſter Gewalt ihr Ideal verwirklichen wollte. Zu dieſer Gruppe von Exaltirten, denen die Regierung für eine Halbthuerin ohne Conſequenz und Logik galt, gehörte jener Karakoſow, der am 4. (16.) April ſein Piſtol auf den im Sommergarten luſtwandelnden Kaiſer abſchoß. Von dem Schreck und der Beſtürzung, welche dieſer wahnſinnigen That und der Entdeckung folgten, daß ſie von einem nichtariſtokratiſchen Ruſſen und Gliede einer geheimen ſocialiſtiſchen Geſellſchaft ausgegangen ſei, brauchen wir hier nicht weiter zu handeln. Man wußte zu genau, daß die Verirrungen der verbrecheriſchen Socialiſtenkreiſe falſch verſtandene Handlungen und unterſchobene Tendenzen der Regierung zum Ausgangspunkt gehabt hatten, um nicht eine feierliche Kundgebung des kaiſerlichen Willens über die künftig zu befolgende innere Politik der Regierung für nothwendig zu halten. Ein an den Fürſten Gagarin gerichtetes Handſchreiben des Monarchen (d. d. 13./25. Mai 1866) betonte aufs entſchiedenſte, daß die Regierung ſich auf die conſervativen Elemente des Staatslebens, beſonders auf den Adel, ſtütze und ſtützen werde, Recht und perſönliches Eigenthum aufrechterhalten und allen ſocialiſtiſch-demokratiſchen Regungen energiſch entgegentreten wolle. — Es fehlte nicht an Schwarzſehern, die nach Veröffentlichung dieſes Actenſtücks und nach verſchiedenen, in den höchſten Regierungskreiſen vorgenommenen Perſonalveränderungen eine Reaction, ein finſteres, unnationales Adelsregiment fürchteten. Da es ſich indeſſen bald zeigte, daß an eine Aenderung des in Polen und den früher polniſchen Gouvernements befolgten Syſtems nicht gedacht werde, daß das Wort von der Bedeutung des Adels und der conſervativen Elemente auf jene und manche andere Theile des Reichs keine Anwendung haben werde, für dieſe die Verlegung des politiſchen Schwerpunkts in die ungebildeten Claſſen nach wie vor auf dem Plan bleibe — war man demokratiſcherſeits bald außer Sorgen. Der Einfluß der in einem Theil des Reichs befolgten Politik ließ ſich für die übrigen Theile desſelben nicht verläugnen und als vollends die von Ariſtokraten geleitete petersburger Landſchaftsverſammlung im Februar d. J. Gegenſtand des kaiſerlichen Mißfallens und einer gewaltſamen Auflöſung wurde, wußte man ganz genau, daß an eine Umkehr nicht zu denken ſei und daß auf die bisher angenommene Solidarität der Intereſſen der Regierung mit denen der ſogenannten Demokratie d. h. der Partei, welche auf die Paralyſirung des Einfluſſes der Ariſtokratie, beziehungsweiſe der gebildeten Mittelclaſſen (welche übrigens nur in Finnland, den Oſtſeeprovinzen und einzelnen ruſſiſchen und polniſchen Städten exiſtiren) hinarbeitet — auch für die Folge weiter gebaut und gerechnet werden könne.

Daß einzelne und grade die ausgezeichnetſten und bedeutendſten Männer des kaiſerlichen Vertrauens andere Anſchauungen vertreten, von einer Allianz mit der Maſſendemokratie und ihren büreaukratiſchen Anwälten nichts wiſſen

wollen und der Bedeutung des gebildeten, conservativen Elements Rechnung zu tragen wissen, daß der Monarch selbst nichts weniger als ein Feind des Adels ist, das alles kommt nicht in Betracht, so lange an dem gegenwärtig in Polen befolgten System festgehalten und diesem gemäß der Bauer auf Unkosten des Adels und der Geistlichkeit in die Herrschaft eingesetzt und rücksichtslos begünstigt wird. Die unabweisbare innere Consequenz dieser Politik führt in einem absolutistischen Staat mit Nothwendigkeit auf die Anwendung gleicher oder doch ähnlicher Doctrinen auf allen Gebieten, zumal wenn eine große, mächtige und rührige Partei keine Gelegenheit unbenutzt läßt, um in diesem Sinne aus jeder Regierungshandlung Capital zu schlagen.

Bei der Unkenntniß russischer Zustände und ihrer Voraussetzungen, durch welche die deutsche Presse sich (in nicht eben erfreulicher Weise) vor der französischen und englischen auszeichnet, hat es nicht fehlen können, daß das Attentat vom 4. (16.) April und dessen nächste Folgen zu den verschiedensten, sich häufig widersprechenden Auffassungen Veranlassung gegeben haben; wo man mit Schlagworten wie „liberal“ und „conservativ“, „demokratisch“, „reactionär“ alles gesagt zu haben meint, geschieht es mit Nothwendigkeit, daß man rathlos wird, wo diese Ausdrücke nicht anwendbar sind, oder doch eine modificirte Bedeutung haben. Auch in Deutschland hat man seiner Zeit viel von der „großen Reaction“ in Petersburg gesprochen, die armen Demokraten bedauert, die ihre Gesinnungstüchtigkeit mit Kerker und Verfolgung büßen müssen würden, gegen die Aristokratie declamirt, welche dem „Fortschritt“ abhold sei, die Leibeigenschaft wiederherstellen, ein finsteres Adelsregiment etabliren wolle u. s. w. — von dem Zusammenhang und den Beziehungen dieser Parteien zu der polnischen Frage und denselben Polen, für die man sich unter Umständen wieder vollständig begeisterte, haben die Wenigsten etwas gewußt. Für den richtig orientirten Beobachter stellt sich die Sache so, daß das karakosowsche Attentat für einen Augenblick Miene machte, die seit 1863 in Fluß gekommene nationaldemokratische Strömung, welche es auf eine Herrschaft der im eigentlichen Rußland am meisten national gebliebenen, von der occidentalen Bildung nicht berührten Classen absieht und durch die Vernichtung der westeuropäisch gebildeten aristokratischen Elemente der Grenzprovinzen ein einheitlich-nationales Rußland herzustellen bestrebt ist, daß das Attentat vom 4 (16.) April diese Strömung in Stocken zu bringen, ja zu hemmen Miene machte, die Versuche zur Aenderung der eingeschlagenen Richtung aber um der Consequenzen willen aufgegeben werden mußten, welche sie bei energischer Weiterführung für die polnische Frage gehabt haben würden.

Dieses vorangeschickt, beantwortet sich die Frage nach den voraussichtlichen Wirkungen des pariser Attentats (6. Juni) auf die russische Gesellschaft von selbst. Da man den Vernichtungskampf gegen das Polenthum als Krieg der slawisch-

demokratiſchen gegen die occidental-ariſtokratiſche Idee anſieht, wird man um die Argumente für eine „typiſche“ Auffaſſung des berezowskiſchen Attentats nicht verlegen ſein und daſſelbe als „letzte Zuckung“ des im Polenthum verkörperten Occidentalismus u. ſ. w. trefflich zu verwerthen wiſſen. Daß der polniſche Meuchelmörder in der Schlachtenreihe der polniſchen Patrioten keine andere Stellung einnimmt, als Karakoſow ſie auf dem linken Flügel der ruſſiſchen Social-Demokratie behauptete, läßt ſich bei kühler Betrachtung allerdings kaum läugnen — wer aber hat zu dieſer Zeit und Neigung, wo die lärmende Bethätigung eines erhitzten Patriotismus an der Tagesordnung iſt! Was das karakoſowſche Attentat nicht fertig gebracht hat, im entgegengeſetzten Sinne wird es der berezowskiſche Mordverſuch ſicher erreichen: die Gruppe, welcher der Mörder angehört, in den Augen der Nation zu compromittiren und zur Mitſchuldigen zu machen. Als ſchuldiger Theil wird im vorliegenden Fall nicht blos der polniſche Patriotismus gelten — alles, was man mit dieſem in Verbindung zu bringen gewohnt iſt, kommt auf die nationale Proſcriptionsliſte und der zufällige Umſtand, daß es die Hauptſtadt des Weſtens war, in welcher das Leben des ruſſiſchen Monarchen von einem Polen bedroht wurde, trägt nur dazu bei, das „Typiſche“ des geſammten Vorgangs in ein beſonders effektvolles Licht zu ſetzen. Sind die Antipathien gegen die Völker des Weſtens doch ſeit Zuſammentritt des moskauer Slawencongreſſes über das gewöhnliche Maß hinaus gereizt und kann die, — allerdings unwürdige — Demonſtration im Temple doch nur dazu beigetragen haben, den Haß gegen das unſelige Polen, die ſtete Quelle peinlicher Verwickelungen für Rußland zu ſchärfen.

Ob es bei den Feſtbanketten, welche den ſlawiſchen Gäſten zu Ehren in Petersburg und Moskau gegeben werden, ohne peinliche Auseinanderſetzungen über das Verhältniß der Polen zu den übrigen Slawenbrüdern abgegangen, ob man an dem erlaſſenen Amneſtiedecret Veranlaſſung genommen, von dem günſtigen Einfluß der allgemeinen Stammesverbrüderung auf das Geſchick der einzelnen Völker zu reden — zur Zeit wiſſen wir es noch nicht — was die ruſſiſche Preſſe bisher von dieſen Feſtlichkeiten berichtet hat, hält ſich ſo allgemein als möglich. Wie es ſcheint hat man ſich mit praktiſcher Politik möglichſt wenig befaßt und nicht ſowohl für eine ſtaatliche Vereinheitlichung der Slawenſtämme, als für ein literariſches und wiſſenſchaftliches Zuſammengehen Propaganda gemacht, um vorerſt feſten Boden für künftige Verhandlungen zu gewinnen. Nur aus der tief eingewurzelten Abneigung gegen das deutſche Element, in welcher Ruſſen und Czechen zu wetteifern ſcheinen und die man neuerdings den galiziſchen Ruthenen einzuimpfen verſucht — nur aus dieſer haben die Feſtgenoſſen kein Hehl gemacht und in dieſer Beziehung eine ziemlich unzweideutige Sprache geführt. In den Augen des nationalen und demokratiſchen Ruſſenthums iſt das deutſche Element, inſoweit es mit Rußland in Berührung

kommt, nur eine Spielart des Polonismus, denn man hat sich seit lange daran gewöhnt, einmal die Verhältnisse der Ostseeprovinzen unter denselben Gesichtspunkten wie die Polens zu betrachten und zweitens die Russificirung Polens als eine slawische Pflicht anzusehen, um dieses Land vor der vorschreitenden Germanisation durch Preußen zu retten.

Occidental-aristokratische oder slawisch-demokratische Entwickelung, Verlegung des politischen Gewichts in die gebildeten oder in die erst zu bildenden Volksclassen — das sind die Gegensätze, um welche es sich nach russischer Anschauung handelt und zu deren Verschärfung das Attentat vom 6. Juni nicht wenig beitragen wird. Ein Ende dieses Kampfes läßt sich zur Zeit nicht absehen, ob man gleich meinen sollte, alle Mittel zur Ausführung desselben seien bereits ins Treffen geführt, alle Pfeile des russischen wie des polnischen Köchers verschossen. Möglich, daß die täglich näher rückende Lösung der orientalischen Frage auch nach dieser Seite hin einen Ausweg zeigt oder die Gesichtspunkte ändert — ihre friedliche Beilegung wird durch jeden Tag, um welchen sich die Zersetzung des türkischen Staatskörpers verlängert, erschwert und wahrscheinlicher, als alle übrigen aus Paris colportirten Nachrichten, erscheint die Kunde, daß bezüglich der Zukunft des Orients keinerlei Verständigung zwischen den in der französischen Hauptstadt versammelten Monarchen erzielt worden sei. Vorerst dürfte diese Nichtverständigung mit der Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes identisch sein und Rußland zu keiner militärischen Action Veranlassung haben.

So wird der Principienkampf im Osten seinen ununterbrochenen Fortgang nehmen und sehr bald von dem Stadium Kunde geben, in welches er zufolge des Attentats vom 6. Juni getreten ist. Einer allendlichen Lösung der polnischen Frage wird die der orientalischen aber sicher auf den Fuß folgen.

Aus Schleswig-Holstein.

Ein Jahr ist abgelaufen, seit die Elbherzogthümer durch die Verdrängung der Oestreicher in den ausschließlichen Besitz Preußens gekommen sind. Wenn Hessen, Nassauer, Hannoveraner und Sachsen noch lange nach Besetzung ihrer Länder über ihr Schicksal im Ungewissen bleiben mußten, bei den Schleswig-Holsteinern war kein derartiger Zweifel möglich, zumal nach dem Tage von Königgrätz. Hier hatte ja die preußische Politik ein seit Jahren mit Beharrlichkeit erstrebtes Ziel erreicht; hier standen der vollen Durchführung der Ab

sichten weder eigne noch fremde Rücksichten auf eine anerkannte Dynastie im Wege. Früher als die andern Neupreußen hätten sich daher die Schleswig-Holsteiner in die Lage finden können. Und ein ferner Stehender konnte vielleicht glauben, das sei wirklich geschehen. Kamen doch, abgesehen von den dänisch gesinnten Theilen im Norden, nicht einmal Demonstrationen in größerem Maßstabe vor, wie sie in Frankfurt und Hannover an der Tagesordnung waren, geschweige denn thätliche Widersetzlichkeiten, wovon etwa dieser oder jener Mann der schwäbischen „Volkspartei" geträumt haben mochte. Aber freilich, wer auch nur eine oberflächliche Kenntniß der Verhältnisse hatte, der wußte, daß diese Ruhe durchaus nicht der Ausdruck einer preußenfreundlichen Gesinnung war. Wie starr vielmehr der Sinn der Schleswig-Holsteiner geblieben, zeigte das Ergebniß der Reichstagswahlen. Wer das Land kannte, der hatte freilich auf einen entschiedenen Sieg der Augustenburger, ja auf die Möglichkeit gerechnet, daß alle deutschen Bezirke particularistisch wählen würden: aber auf einen so allgemeinen Sieg der Gegner mit solchen Majoritäten war wohl kaum Einer aus der preußischen Partei gefaßt gewesen. Daß der nördlichste Bezirk mit großer Mehrheit dänisch wählen würde, hatte im Ernst niemand bezweifelt; aber es war niederdrückend, daß das deutsch redende Flensburg den Ausschlag für einen zweiten Dänen gab. Alle übrigen Gewählten waren particularistische Schleswig-Holsteiner und zwar bis auf die Herren Francke, Schleiden und v. Warnstedt außerhalb Schleswig-Holsteins unbekannte Leute. Einen Theil der Schuld an diesem Ergebniß trug die Aufstellung ungeeigneter Candidaten seitens der preußischen Partei (namentlich im District Schleswig-Eckernförde), sowie mancherlei Fehler und Ungeschicklichkeiten höherer und niederer Beamten: im Ganzen aber war das Wahlergebniß, das ist leider nicht zu läugnen, der Ausdruck der Gesinnung des Volks, besonders der niedern Classen, die beim allgemeinen Stimmrecht entscheiden.

Im Reichstag selbst haben sich nun freilich unsere Abgeordneten viel weniger energisch benommen, als ihre Wähler gewünscht hatten. Von geharnischten Protesten war nur bei den von Kopenhagen her inspirirten beiden Dänen die Rede, an sich höchst harmlosen Männern, die zu den in ähnlicher Stellung befindlichen Polen wenig paßten. Pastor Schraders Versuche zu reden fielen recht unglücklich aus; die andern eifrigsten Parteimänner zogen das Gold des Schweigens dem Silber der Rede vor, das schwerlich in der Versammlung für sehr vollwichtig gehalten wäre. Und als es zur definitiven Entscheidung kam, stimmten die drei hervorragenden Männer, die wir oben nannten, trotz ihrer Anhänglichkeit an das Haus Augustenburg für die Bundesverfassung und erklärten durch diesen Act, daß sie sich der neuen Ordnung ohne Vorbehalt anschlössen. Dieser Vorgang ist charakteristisch für die Wandelung der Stimmung in den gebildeten Kreisen. Mehr und mehr erkennen diese die Nothwen-

digkeit und Heilſamkeit des Geſchehenen an, welche Geſinnung ſie auch früher gehabt haben mögen und wie viel Particularwünſche auch noch in den Falten des Herzens verborgen ſind. Manche kleine Züge beſtätigen die Verbeſſerung in dieſen Kreiſen. Für die Wahl zum Abgeordnetenhauſe im Herbſt, bei der nach dem allerdings wunderlichen Dreiclaſſenſyſtem der Einfluß der Maſſen mehr zurücktritt, hoffen wir zwar noch kein völlig gutes, aber doch ein entſchieden beſſeres Reſultat, ja ſchon bei der Wahl zum nächſten Reichstag wird ſich Schleswig-Holſtein vermuthlich in ein etwas günſtigeres Licht ſtellen. Aber bis auch die untern Claſſen die Nachwirkung der jahrelangen berechtigten und unberechtigten Agitation, die Scheu vor den unbequemen Neuerungen und die Abneigung gegen die ſtrengen Anforderungen des Staates überwunden haben werden, dazu wills noch manches Jahr.

Jedoch weiter als zu ſo leichten und ungefährlichen Acten, wie die Wahl particulariſtiſcher Abgeordneten geht unſere Oppoſition nicht. Von ſtaatsgefährlichen Umtrieben, wie in Hannover, keine Spur. Man darf das freilich nicht aus dem vielgerühmten „deutſchen Sinn“ der Schleswig-Holſteiner herleiten, dem jede Verbindung mit dem Auslande ein Greuel ſei. Das deutſche Bewußtſein iſt unſerm Lande, namentlich Schleswig, erſt in den letzten Jahrzehnten durch die Dänen aufgezwängt, aber es iſt noch durchaus nicht in Fleiſch und Blut übergegangen, vielmehr oft nur eine andere Form des engherzigen Provinzialismus. Die deutſchen Kämpfe gegen Frankreich haben unſere Väter nicht mitgemacht, daher kennen wir nicht die Leidenſchaft des Ehrgefühls den Franzoſen gegenüber, die in andern Theilen Norddeutſchlands ſo leicht zu erregen iſt. Die Aufrichtung des ſchleswig-holſteiniſchen Staates durch franzöſiſche Hilfe würde einem großen Theil unſeres Volkes als etwas ſehr Erwünſchtes und ganz Unſchuldiges erſcheinen.

Aber es fehlen dazu viele ſonſtige Bedingungen. Das Volk, von Natur überaus phlegmatiſch, iſt nach der Aufregung von 1863 noch immer müde und hat eine inſtinctmäßige Abneigung vor neuen Kämpfen, zumal es ſchlimme Erfahrungen über das geringe Gewicht ſeines Willens gemacht hat. Die Organiſation der Vereine wäre zwar leicht herzuſtellen, aber die eigentlichen Führer ſind theils übergegangen, theils eingeſchüchtert, theils allerdings auch patriotiſch genug, um den Bund mit dem Fremden zu verſchmähen; die politiſirenden Dorfſchulmeiſter, welche im kleineren Kreiſe den in den Vereinen ſich ausſprechenden Volkswillen leiteten, ſind viel zu furchtſam, um jetzt noch etwas zu wagen. Der Adel, welcher ſich in Hannover zum Theil gegen Preußen compromittirt hat, war hier von Anfang an wenn nicht für Preußen, ſo doch gegen das Haus Auguſtenburg. So ſehr es dem Erbprinzen in kurzer Zeit gelungen iſt, allgemeine Liebe zu erwerben, ſo zeigt ſich doch jetzt der Unterſchied zwiſchen einer ſolchen flüchtigen Volksgunſt und einer tief gewurzelten Anhänglichkeit an ein altes

Herrscherhaus, wie geringe Ansprüche auf Achtung und Liebe dasselbe auch im Grunde machen kann. Die Beamtenkreise, in den andern neu erworbenen Gebieten die Träger der Opposition, haben sich in den Herzogthümern leicht unterworfen, nicht grade alle freudigen Herzens — denn es graute manchem vor preußischer Arbeit, Zucht und Ordnung, vor dem Aufgeben des otium cum dignitate —, aber politische Skrupel haben verhältnißmäßig wenige gehabt, und im Ganzen kann sich die Regierung auf ihre Willfährigkeit verlassen. Und endlich woher sollte eine schleswig-holsteinische Legion ihre Mannschaften nehmen? Die Kämpfer der Kriege von 1848—50 sind längst ruhige Bürger und Familienväter; die, welche in dänischem Dienst gestanden haben, sind begreiflicherweise erst recht nicht zu schleswig-holsteinisch-französischen Freiheitshelden brauchbar. Also die Gründe sind einleuchtend, welche bei uns ähnliche Thorheiten hintangehalten haben, wie sie die Kriegsbefürchtungen dieses Frühjahrs in Hannover erzeugten, ohne daß unser Land sich dessen besonders zu rühmen hätte. Bis dasselbe lernt, sich wirklich mit Stolz preußisch zu fühlen, wird noch eine ziemliche Zeit vergehen, aber zu erleben hoffen wir doch selbst noch diese Zeit. Die allgemeine Wehrpflicht, jetzt der Schrecken aller Kreise, wird eine Reihe guter Preußen nach der andern erziehen, der Durchführung der Einrichtungen des modernen Staates, so sehr sie anfangs nach allen Seiten hin Anstoß erregen muß, wird die Versöhnung vollenden.

Bis jetzt sind wir in diesem Organisationswerke freilich noch nicht weit gediehen. Unser Oberpräsident, Baron von Scheel-Plessen, hat bis vor Kurzem so gut wie nichts gethan, um eine Verschmelzung mit Altpreußen zu bewirken. Er steht auf dem Standpunkt, möglichst viele „Eigenthümlichkeiten" als „berechtigte" retten zu wollen, und wenn der schlaue Politiker auch gewiß erkannt hat, daß das mittelalterliche Staatswesen nothwendig viele Aenderungen erfahren müsse, so hat er doch durchaus keine Lust dazu, die ihm persönlich sehr zusagenden Verhältnisse so gründlich umzugestalten, wie es nöthig ist. Boshafte Menschen wagen sogar die Behauptung, der Oberpräsident suche alles auf dem Fuß zu erhalten, daß auch der vollständigste Umschwung der Dinge ihn nicht um seinen Posten zu bringen brauche. Daß Herr Baron von Scheel-Plessen einer der größten dänischen Grundbesitzer und das einer seiner Brüder dänischer Diplomat ist, mag neben der Erinnerung an seine Antecedentien zu solchen Gedanken verführen. Jedenfalls hat er nicht angefangen, mit der Umformung der Herzogthümer Ernst zu machen. Ebensowenig Interesse haben daran natürlich die Beamten aus der dänischen Schule, mit denen er sich umgab oder die meisten sonstigen Oberbeamten, die von den Verbesserungen allerdings eine sehr viel weniger behagliche Stellung für sich zu erwarten hätten. Herr von Zedlitz in Schleswig ist nicht der Mann dazu, dem Oberpräsidenten gegenüber das wirklich Nothwendige energisch und mit Erfolg zu vertreten. Ge-

neral von Manteuffel, deſſen Verdienſte um Ausbreitung preußiſcher Geſinnung in Schleswig nicht zu verachten ſind, hat das Land ſchon lange verlaſſen, es heißt er habe verlangt, entweder Pleſſen oder er müſſe gehen und man habe ſich in Berlin (leider!) für den Letzteren entſchieden.

Dieſer Unthätigkeit iſt nun ein Ende gemacht. Während man bisher faſt nur das Militär-, Poſt- und Telegraphenweſen durch preußiſche Beamte nach preußiſchem Muſter energiſch und erfolgreich organiſirt hatte, ſind jetzt umfaſſende Organiſationsarbeiten im Werk. Die Einführung der preußiſchen Steuereinrichtungen wird raſch und eifrig betrieben. Allerdings werden bei der Eile vielleicht einige Fehler gemacht, aber ein ſolcher Uebergang wird viel leichter getragen, wenn er raſch geſchieht, abgeſehen von den höheren Rechts- und Billigkeitsrückſichten, welche verlangen, daß wir auch in Bezug auf die Leiſtungen an den Staat am 1. October, wo wir erſt eigentlich in den Verband des preußiſchen Staates eintreten, den übrigen Provinzen gleichgeſtellt ſind. Mancherlei Unzufriedenheit werden dieſe neuen Steuereinrichtungen allerdings erregen. Die, welche mehr geben müſſen, als früher, werden laut klagen, während die jetzt günſtiger Geſtellten ſich ſtill halten werden. Zwar ſind wir noch nicht in den Zollverein aufgenommen, aber durch Einführung des Zollvereinstarifs iſt ein Uebergang angebahnt, wenn auch nur zum Vortheil einiger Claſſen von Kaufleuten und weniger Fabrikanten und zum allgemeinen Nachtheil der Producenten, welchen die Colonialwaaren jetzt mit den hohen Vereinszöllen belaſtet werden, während ſie die vereinsländiſchen Induſtrieproducte nach wie vor (wenn auch etwas niedriger) verzollen müſſen. Doch heißt es jetzt ſicher, daß wir ſpäteſtens am 1. October im Zollverein ſind. Die Einführung des preußiſchen Geldes ſteht für die nächſte Zeit bevor. Ebenſo die neue Organiſation der Gerichts- und Verwaltungsbezirke. Und ſo wird ein Stück unſeres ſtaatlichen Gerümpels nach dem anderen fallen und die Zeit iſt nicht mehr fern, wo die Gerichtsbarkeit der Damenklöſter, die Patrimonialgerichte, das beſondere dithmarſiſche Indigenat und andere Schönheiten zur Mythe geworden ſein werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß zur Durchführung dieſer Veränderungen eine Menge altpreußiſcher Beamten nöthig iſt. Nach und nach erſcheint denn auch ein neuer Beamter nach dem anderen, zum Entſetzen der alten, an welche nun ganz andere Anforderungen an Arbeit und Pünktlichkeit geſtellt werden.

Das ſchöne behagliche Leben auf dem Büreau und dem Amthauſe iſt dahin, für immer dahin, hohe Anforderungen zu ſtellen, aber auch zu erfüllen, iſt nun einmal preußiſcher Stil. Solche unſchuldige Verſehen, wie daß bei der Vorbereitung zu den Reichstagswahlen ein ganzes Dorf ſchier vergeſſen ward — der Kladderadatſch hat den Fall unſterblich gemacht — werden jetzt kaum noch vorkommen dürfen. Man weiß, daß der Oberpräſident einen Mann aus ſeiner nächſten perſönlichen Anhängerſchaft zu der Vicepräſidentenſtelle vorgeſchlagen

hatte, in welche vor kurzem Elwanger berufen wurde, der ihm sehr ungelegen kam, uns aber dadurch leidbarer wird, daß seitdem ein principieller Gegensatz zwischen unsern beiden höchsten Beamten unverkennbar ist.

Nur eine Frage beunruhigt uns noch: das Schicksal Nordschleswigs. Eben jetzt verlautet wieder etwas von Verhandlung der Regierungen über diese Sache. Ließe sich ein Modus finden, nach welchem die rein dänische Bevölkerung ohne Nachtheil unserer militärischen Stellung an Dänemark zurückgegeben würde, so wäre dagegen gewiß nichts zu errinnern.

Als selbstverständlich gilt uns, daß eine Abstimmung nördlich von der Linie Flensburg-Tondern eine große Majorität für die Abtretung an Dänemark ergeben würde und daß die dänische Regierung sich nicht weigerte, den entsprechenden Antheil an den Provinzialschulden zu übernehmen. Allein ein solcher Modus ist nicht herzustellen. Der Theil Schleswigs, dessen dänische Gesinnung am schärfsten ausgeprägt ist, das Sundewitt und die Insel Alsen, sind militärisch für Preußen zu wichtig, um abgetreten werden zu können. In den beiden Städten im Norden, Apenrade und Hadersleben bilden die Deutschen zwar nicht die Majorität, aber im Ganzen die gebildeteren und besitzenden Classen; auch auf dem Lande sind grade die größeren Grundbesitzer vielfach Deutsche. Diese Deutschen kann man unmöglich dem Fanatismus der Dänen preisgeben, aber Garantien für den Schutz der Deutschen in jenen Gegenden wird und kann die dänische Regierung nicht übernehmen, da sie das in eine Vasallenstellung zu Preußen bringen würde. Ohne Schaden ließe sich allerdings das „Westeramt Hadersleben" d. h. der Nordwesten Schleswigs abtreten, welcher fast ganz rein dänisch ist, aber freilich sonst nicht den Werth hat, daß die dänische Regierung gegen Abtretung desselben förmlich und feierlich auf alle Gelüste nach dem weit reicheren und wichtigeren Nordosten verzichten würde. Die Frage ist demnach eine sehr schwierige; aber es bleibt unter allen Umständen ein Glück, daß die schlimme Clausel, welche Frankreich in den prager Frieden gebracht hat, nur Oestreich gegenüber bindet.

Bevor aber diese Sache nicht endgiltig entschieden ist, wird nördlich von Flensburg keine Ruhe in die Gemüther einkehren. Man kann die schleswigschen Dänen beklagen, welche an der Entwicklung des deutsch-dänischen Zwistes wenig Schuld tragen und nun unter eine Herrschaft gekommen sind, für welche sie naturgemäß keine Sympathie haben können. Ob wir, wenn sie in der preußischen Monarchie verbleiben, nicht wenigstens ihre Interessen mit den unsrigen versöhnen und auf diesem Wege allmälig ihren guten Willen gewinnen können, ist eine Frage, die wir nicht verneinen dürfen. Soll es aber anders kommen, dann wünschen wir zum Nutzen aller Betheiligten wenigstens, daß dieser Grenzbezirk nicht in ähnlichem Sinne wie Luxemburg zum neutralen Punkte zwischen gegnerischen Sphären gemacht werde.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1867.

Die Verlagshandlung.

Herausgeber: Gustav Freytag. — Verantwortlicher Redacteur: Julius Eckardt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe ohne Adresse.

Von Arthur Görgei.

Deutsche Originalausgabe, im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt.

8. Geh. 10 Ngr.

Arthur Görgei veröffentlicht hiermit eine Rechtfertigungsschrift, welche sehr wichtige neue Details über die entscheidende Katastrophe von Világos enthüllt und sein 1852 erschienenes Memoirenwerk: „Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849" in vielen Punkten ergänzt. Die Schrift wird gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders lebhaftes Interesse erregen.

Soeben erschien:

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.

Von Julius Rodenberg.

Mit Beiträgen von **Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. S. Oppenheim, William Raymond, Alfred Woltmann.**

8. Elegant cartonnirt. 23½ Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. Zweite Auflage.

Rodenberg's „Paris" fand so günstige Aufnahme beim Publikum wie bei der Kritik, **daß die erste Auflage binnen wenig Wochen vergriffen war** und bereits eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. In einer Kritik heißt es: „Wer nach Paris geht, sollte sich durch Rodenberg's Werk erst geistig in dasselbe hineinleben."

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Griechische Geschichte

von Ernst Curtius.

Dritter Band.

Bis zum Ende der Selbständigkeit Griechenlands.

8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Berlin, 27. Mai 1867. **Weidmannsche Buchhandlung.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen die 1. Lfg. von:

Die Freiheitskriege kleiner Völker gegen große Heere,

von **Franz v. Erlach,** Oberstlieutenant im eidgenöss. Artilleriestab.

Mit 3 lith. Karten: über den Tyroler Aufstand 1809, die Waldenserkriege und die neueste polnische Insurrektion. 6 Lfg. eleg. geh. à 8 Ngr. = 28 Kr. rh. = 56 Nkr.

In der Zeit der Nationalitäts-Theorien und der Annexionen eine Stimme aus der Schweiz, dem kleinen Lande der Freiheit, mahnend an dies höchste und erstrebenswertheste Gut der Menschheit, in dessen Cultus **Völker- und Racenkriege** zu Unmöglichkeiten werden, gewidmet **allen Völkern, die frei sind und es bleiben, und die es nicht sind — aber werden wollen!** **Haller'sche Verlagshandlung in Bern.**

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Staatengeschichte der neuesten Zeit.

Dreizehnter Band.

Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen v. 1814 u. 1815.

Von Reinhold Pauli.

Zweiter Theil:

Die Whig-Periode von 1830 bis 1841.

gr. 8. Preis: 2 Thlr.

Die früheren Bände der Staatengeschichte enthalten:

1. 2. Geschichte Frankreichs von 1814 bis 1852. Von A. L. v. Rochau. 2 Thle. 1 Thlr. 28 Ngr. — 3. 4. 5. Geschichte Italiens von Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart. Von Herm. Reuchlin. 2 Theile in 3 Abtheilungen. 2 Thlr. 18 Ngr. — 6. Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 1. Theil. 1 Thlr. 18 Ngr. — 7. Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814 bis 1831. Von Th. v. Bernhardi. 1 Theil. 1 Thlr. 14 Ngr. — 8. Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von R. Pauli. 1. Theil. 1 Thlr. 15 Ngr. — 9. Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Von H. Baumgarten. 1 Theil. 1 Thlr. 18 Ngr. — 10. Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. 2 Thlr. — 11. 12. Geschichte der Türkei von dem Siege der Reform im Jahre 1826 bis zum Pariser Tractat vom Jahre 1856. 2 Theile. 2 Thlr.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXVI. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 26.

Ausgegeben am 21. Juni 1867.

Inhalt:

Zustände und Aussichten in Oestreich. 4. Eljen a Király! Seite 485
Zwei Geburtstage eines Bäuerleins Von F. M. Felder . . . 493
Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen“ Zweiter Brief 507
Anfang und Ende des mexikanischen Kaiserreichs 516

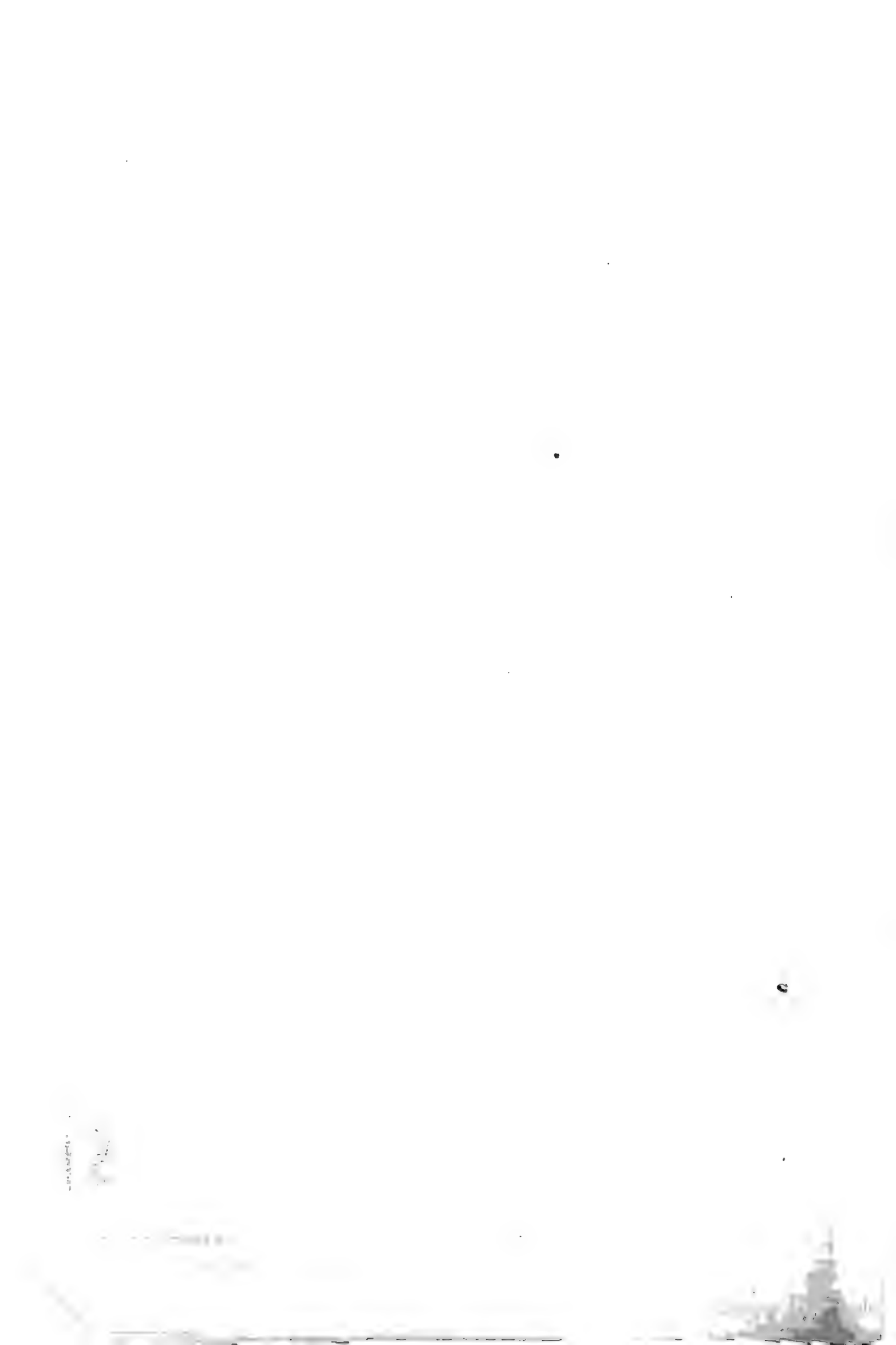
Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1867.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.



Zuſtände und Ausſichten in Oeſtreich.

4. Eljen a Király!

Der alte Kaiſerſtaat, ſo viel geſchmäht und hart verurtheilt, deſſen Leichenrede ſchon vor Jahren geſchrieben wurde, deſſen Unfähigkeit zu leben und ſich zu entwickeln bei Vielen als Axiom feſtgehalten wird, hat wieder einmal ſeine Feinde überraſcht, gezeigt, daß er ſich wohl noch verjüngen kann, ja das volle Anrecht beſitzt, an der Spitze der Civiliſation zu ſchreiten. Wir dachten bisher, eine Revolution könnte ohne Blutvergießen, wilde Kämpfe und gewaltſame Thaten nicht vor ſich gehen, es würden alle gewohnte Bande der Ordnung geſprengt, der Aufruhr tobe in den Straßen, der mächtige Eigenwille herrſche in der Rathsverſammlung. In Oeſtreich wurde eine Revolution in dieſen Tagen durchgeführt, plötzlich und unerwartet in ihrem Siege, groß in ihren Folgen, bei dem Schalle der Pauken und Trompeten, unter dem Freudenjubel der Menge, in holder Eintracht der Sieger und Beſiegten.

Wohl mochte den Zuſchauer und Theilnehmer an der Krönung des ungariſchen Königs zuerſt die unerhörte Pracht blenden, die nur noch in Ungarn mögliche unmittelbare Miſchung des Orients, des Mittelalters und moderner Cultur verblüffen und anfangs jeden andern Eindruck als den ſprachloſen Staunens und der Betäubung zurückdrängen. Das Tigerfell und die Geheimrathsuniform, der Krummſäbel und der Kammerherrnſchlüſſel berührten einander brüderlich. Wenn die Magnaten hoch zu Roſſe einen Augenblick das Reitervolk des Oſtens verſinnlicht, ſo führten wieder die Biſchöfe, deren Zuſtimmung zur Krönung ausdrücklich verlangt wurde, die Salbung, der Königsritt ein Bild des Mittelalters vor das Auge, in die farbloſe Gegenwart verſetzten wieder die Deputationen des Reichsrathes, die Anweſenheit der conſtitutionellen Miniſter. Hatte ſich aber der Blick geſättigt an den Wundern des Coſtümes, der Verſtand erholt von den wahrgenommenen Seltſamkeiten der Sitte, ſo ceremoniell kraus, ſo peinlich abgemeſſen und daher wieder ſo

naiv natürlich, so poetisch lebendig, so gab es wohl keinen der Mitwirkenden, keinen der Zuschauer, in welchem nicht Gedanken wuchtigen Ernstes, Empfindungen ergreifender Art rege wurden. Nach achtzehnjährigem Dulden und Warten hatte das alte Recht doch endlich gesiegt, Wünsche, die längst begraben waren, fanden ihre Erfüllung, Hoffnungen, längst aufgegeben, ihre Verwirklichung. Das Reich des heiligen Stephan feiert seine Auferstehung, die Unabhängigkeit des Landes, das seit Jahrhunderten heiß ersehnte, niemals bisher erreichte Ziel, ist eine festbegründete Thatsache geworden. Nicht die alte avitische Verfassung gilt zwar in Ungarn, aber was an ihre Stelle tritt, sichert die alten Rechte, fügt neue hinzu. Durch die Aufnahme moderner constitutioneller Formen in die Verfassung ist derselben die Gewähr wirklicher Lebenskraft, einer Dauer verliehen worden, ohne daß an ihrem Kern gerüttelt würde.

Die Krönung des Königs Franz Joseph bedeutet noch mehr als die Wiederherstellung des altungarischen Landesrechtes: den förmlichen Bruch mit den Traditionen der östreichischen Politik. Denn in diesem Falle ist die Krönung keine bloße Ceremonie, die ohne weitere Besinnung durchgemacht wird, weil es Herkommen und Gebrauch so wollen, sondern nach der langen Weigerung der Fürsten, nach all den vorhergegangenen Ereignissen, ein wirklicher Staatsact. Was Maria Theresia, Joseph der Zweite und Franz der Erste jeder in anderer Art, jeder mit dem gleichen Eifer angestrebt haben, wird verdammt, für null und nichtig erklärt. Vergebens waren ihre Bemühungen, den ungarischen Sondergeist zu brechen, umsonst alle Versuche, durch einschmeichelndes Wohlwollen, durch Gewaltacte, durch hinhaltende List die Verfassung zu untergraben. Der Erbfeind des östreichischen Staates, wie ihn die alten Staatsmänner wenigstens auffaßten, der Dualismus hat gesiegt, ist das Grundgesetz des Reiches geworden.

Ob nicht den Einen und Andern, die im Krönungszug pomphaft einherschritten, der blutige Schatten Ludwig Batthyanis aufschreckte, der nichts Anderes wollte, als was heute der Fürst beschwört, die wiener Minister billigen, die östreichischen Generale als nützlich und nothwendig anerkennen? Ob nicht, als der ehemalige „Hochverräther" und gegenwärtige Ministerpräsident Graf Andrassy mit lautem Rufe das Eljen a Király ausbrachte und die Versammlung jubelnd in das Hoch auf den König einstimmte, die Märtyrer von Arad, die gepeitschten Frauen, die von Haus und Hof verjagten Männer, die in die Gefängnisse geschleppten Jünglinge wie ein Geisterchor durch die Krönungskirche schwebten, sie alle jetzt gerechtfertigt in ihrem Beginnen, um so beklagenswerther in ihrem entsetzlichen Schicksale.

Wenn diese Erinnerungen keinen Mißton in die festliche Stimmung, in den lauten Jubel warfen, so kann es nur dadurch erklärt werden, daß die Ueberzeugung allgemein herrscht: die Opfer waren nicht unnütz, ohne die absolute

Schranke, welche das Blutregiment 1849 zwiſchen dem ungariſchen Volke und dem öſtreichiſchen Regierungsſyſtem aufgerichtet hatte, würde das alte Landesrecht doch ſchließlich erſtorben ſein. Die Erinnerung an die Männer, welche für die Königsidee ihr Leben, ihre Freiheit hingegeben hatten, machte die Ungarn jedem Compromiſſe unzugänglich, den bloßen Gedanken an eine Einigung mit Oeſtreich unmöglich. Kein Ungar überlegte, kein Ungar prüfte die Vortheile oder Nachtheile einer ſolchen engeren Verbindung mit dem Geſammtſtaate, für ihn gab es nur ein ſchweres Unrecht, das geſühnt, ein heiliges Recht, das wieder hergeſtellt wurde. Alle Inſtitute und Einrichtungen, ſelbſt wenn ſie ſachlich beſſer waren als frühere Zuſtände, waren für ihn, ſobald ſie von Oeſtreich ſtammten, nicht vorhanden. Sogar die Bäume, welche während des öſtreichiſchen Interregnums auf öden Strecken waren gepflanzt worden, wurden erbarmungslos wieder aus der Erde geriſſen, als die öſtreichiſchen Machthaber das Land verließen. Der Ungar ertrug mit äußerer Reſignation alle Gewaltthaten, er hörte nicht auf freundliche Lockungen. Non possumus, lautete immer und immer wieder die Antwort, die er den öſtreichiſchen Miniſtern ertheilte. Er duldete und wartete, bis der brutale Feind, der früher ſo trotzige Gegner ſich in einen hilflos Flehenden verwandelte, ſelbſt darbot, was er vorher mit Entrüſtung von ſich gewieſen hatte.

Man darf wohl den Ungarn die jubelnde Freude über ihren glänzenden Triumph gönnen, darf nicht tadeln den Stolz, mit welchem ſie von der Tüchtigkeit ihres Volksſtammes, von der Weisheit ihrer Führer rühmend ſprechen, muß ſogar die Ueberhebung gegen ihren Nachbarn, ihre geringſchätzige Meinung von den Deutſchöſtreichern entſchuldigen, die nicht nur unfähig waren, eine bereits erworbene Macht ſicher zu bewahren, ſondern mitunter auch nicht einmal die Scham beſitzen, ihren Irrthum und ihre Schwäche einzugeſtehen, die mitjubeln, als hätten ſie das größte Verdienſt um die Wiederherſtellung der ungariſchen Verfaſſung ſich erworben, während ſie doch lange Jahre hindurch nur Verachtung des ungariſchen Sonderrechtes äußerten, die magyariſchen Anſprüche als eine Thorheit, als eine lächerliche Anmaßung behandelten. Der Triumph der ungariſchen Sache erweckt auch bei Fernſtehenden die Empfindung ungeheuchelter Freude. Selten nur wird uns heutzutage die Genugthuung bereitet, ein Volksrecht rein und vollkommen im Siege zu erblicken, ſelten gewahren wir ein Volk ſo feſt und beharrlich, und dabei doch auch ſo klug und gewandt, wie ſich der Magyarenſtamm in den letzten Jahren bewährt hat, ſelten iſt auch eine gute Sache mit ſo guten Mitteln ausgefochten worden, wie dies in Ungarn geſchah. Der Sieg der Ungarn iſt ein Sieg der politiſchen Sittlichkeit und ſchon aus dem Grunde den erfreulichſten Ereigniſſen des Jahrhunderts beizuzählen.

Wenn alle Ungarn gegründeten Anlaß zu einem ſtolzen ſelbſtbewußten Auf-

treten haben, ein Mann vor allen darf den Kopf hoch tragen, darf sagen, er habe nicht umsonst gelebt, mit ungetrübter Befriedigung auf das Werk der Versöhnung und des Ausgleichs, auf sein Werk blicken. Man sah ihn nicht im Krönungszuge, in stiller Verborgenheit verbrachte er die Festwoche, aber auch unsichtbar blieb er die Hauptperson der Handlung. Franz Deák repräsentirte schon längst das Gewissen des ungarischen Volkes, in der letzten Zeit vertritt er auch den Willen der Nation. In ihm verkörperte sich die Unbeugsamkeit und Zähigkeit des magyarischen Charakters, aber gleichzeitig auch der feine politische Takt, den die Ungarn durch ihre Vergangenheit, durch ihre Gewohnheit, im öffentlichen Leben sich zu bewegen, vor den andern östreichischen Stämmen voraus haben. Seine Interessen gehen über die Landesgrenzen nicht weit hinaus, ihm ist, wie jedem Ungar, die Heimath die ganze Welt, innerhalb dieser Schranken führte Deák seine Sache so glänzend und so geschickt durch, offenbarte er sich als Meister der Politik, wie nur wenige Staatsmänner Europas. Er ist ein einzelner Mann, ohne ererbtes Ansehen, ohne ein mächtiges Besitzthum, ohne eine bestechende Persönlichkeit, ein einfacher Kleinedelmann. Und mit diesem einzelnen Manne muß die Regierung, mit ihm allein stets rechnen; sie hat das Land gewonnen, steht er an ihrer Seite, sein Widerstand sagt ihr, daß sie auf die Zustimmung des Volkes niemals hoffen darf. Von allen Ungarn hält Deák die größte Macht in den Händen, von allen Ungarn ist Deák derjenige, in dessen Händen sie am sichersten ruht, der sie nie mißbrauchen, nie anders als im bestgemeinten allgemeinen Interesse verwenden wird. Wahrlich, um Deák ist Ungarn mehr zu beneiden, als um alle seine vielgerühmten Schätze und Reichthümer! Doch jetzt genug der Krönungsreflexionen.

Die Festwoche ist vorbei, der Jubel verklungen, die Tage tüchtiger, schwerer Arbeit sind wieder angebrochen. Namentlich an die Deutschösterreicher und ihre Vertreter im wiener Reichstage tritt die Mahnung heran, ungesäumt den Ausbau der Verfassung zu beginnen, und nachdem Oestreich sich mit Ungarn ausgeglichen hat, nun auch die Ungarn ihrerseits zu zwingen, sich mit den übrigen östreichischen Ländern auszugleichen. Bis jetzt haben die Deutschösterreicher nur Pflichten, die Ungarn nur Rechte als Verfassungsparagraphe aufzuweisen, daß ein billiger Austausch stattfinde, ist nicht unräthlich, sondern unbedingt nothwendig, soll nicht im zweigetheilten Oestreich derselbe Jammer und die gleiche Ohnmacht herrschen, wie in dem frühern einheitlichen Staate. Aus reiner Menschenliebe und überströmender Zärtlichkeit werden die Ungarn keine großen Zugeständnisse den Nachbarn diesseits der Leitha gewähren. Ganz abgesehen von dem hervorstechendsten Zuge im politischen Charakter der Ungarn, der Selbstgenügsamkeit, sind diese in der Lage, daß sie die Deutschösterreicher ruhig an sich können herankommen lassen. Ungarn hat durch eine weitere Verschleppung des Verfassungswerkes nichts mehr zu fürchten, und fühlt sich in seinem Dasein ge-

ſichert und im Augenblicke kräftig genug, ſein Recht zu ſchirmen. Wenn alſo in Wien das Stichwort beliebt iſt: Wir wollen alle wie die Ungarn, ſo iſt das zwar bezeichnend für die Elaſticität des wiener Geiſtes, aber nicht ausreichend, um die politiſche Operation darauf zu gründen. Es gilt, auch die Macht zu einem ſolchen Wollen zu entwickeln. Ebenſowenig können die Deutſch-öſtreicher auf die Februarverfaſſung gleichſam wie auf ein feſtes Bollwerk hinweiſen, wo ſie im ſchlimmſten Falle ſich bergen könnten. Sie haben zwar die Siſtirung des Februarpatentes unter dem Miniſterium Belcredi als die Quelle alles Unheiles geſchildert, bei den letzten Wahlen die Reſtitution deſſelben auf ihre Fahne geſchrieben und in dieſem Zeichen auch geſiegt. Doch jetzt begnügen ſie ſich mit einer „platoniſchen Liebe“ zur Februarverfaſſung d. h. ſie hat aufgehört in lebendiger Weiſe zu gelten, ſie wird den Förderaliſten gegenüber als Schild gebraucht, dem Dualismus aber geopfert, ſie beſteht als wohlklingender Name, hat aber keine thatſächliche Exiſtenz mehr. Ohne Rückhalt im eigenen Rechte, von den Ungarn wenig gefürchtet, matt umworben, ſind die Deutſch-öſtreicher zumeiſt auf den guten Willen der Regierung angewieſen. Was kann, was will dieſelbe ihnen an conſtitutionellen Rechten bieten?

Herr von Beuſt ſprach ſich in der Adreßdebatte über die Verfaſſungsfrage in folgender Weiſe aus: „Ich wurde in das große und ſchöne Reich berufen, um deſſen auswärtige Politik zu leiten. Daß ich bei der Verfolgung dieſer Aufgabe bald zu der Ueberzeugung gelangen mußte, Oeſtreichs Stellung nach Außen, ſein Einfluß, ſein Credit ſei nur dann wieder zu gewinnen, wenn die Verſtändigung mit Ungarn zu einem entſchiedenen Abſchluſſe gebracht, gleichzeitig aber auch in den übrigen Ländern der Monarchie ein geſicherter verfaſſungsmäßiger Zuſtand wieder hergeſtellt und ein freiſinniges Regiment zur Geltung gebracht wird, das hat weſentlich zu der Wendung beigetragen, die Europa mit achtungsvollem Beifalle begrüßt hat.“ Dieſe glückliche Wendung offenbarte ſich bei dem luxemburger Streit. „Oeſtreich konnte bei dieſem Anlaſſe nun erfolgreich vermitteln, weil es einen Factor in den Berechnungen des Krieges oder Friedens für beide ſtreitende Theile bildete. Es hätte dieſen Erfolg nimmermehr erreicht, wenn es eine brennende, offene innere Frage gehabt hätte, wie es noch vor wenigen Monaten die ungariſche war.“ Wir reſumiren: dem Miniſter des Aeußern lag der Ausgleich mit Ungarn am meiſten am Herzen. Für ihn war die Regelung der ungariſchen Wirren eine Machtfrage. Ungarn mußte um jeden Preis befriedigt werden, damit nicht die Gegner wie im vorigen Jahre aus der Unzufriedenheit des Volkes Capital ſchlagen, Oeſtreich ſeine ungetheilte Kraft nach außen hin wenden könne. Wenn die Wiederherſtellung der ungariſchen Verfaſſung nur zur Auffriſchung der äußern Macht Oeſtreichs dient, ſo wird folgerichtig das Verfaſſungsleben der andern Provinzen nur ſoweit es zu dieſem Zweck erforderlich erſcheint, geordnet werden. Mit der Großmachtsſtellung

Oestreichs ist es aber unvereinbar, daß auch diesseits der Leitha sich ein zweites Ungarn erhebe, daß auch die deutsche Hälfte des Reiches mit den gleichen Rechten ausgestattet werde, wie die Länder der ungarischen Krone. Hat in diesen die Centralregierung sich an den Volkswillen eng gebunden, ihrer Executive feste Schranken auferlegt, so geschah es nur mit dem stillen Vorbehalte, dafür in den andern Provinzen schadlos zu werden, hier desto freier über die Volkskraft schalten zu können, die stets bereiten Machtmittel zu finden.

Beust hat zwar mit der an ihm bekannten sittlichen Entrüstung den Gedanken von sich gewiesen, als ob er den Dualismus so verstehe, daß „die eine Hälfte des Reiches verfassungsmäßig, die andere verfassungslos lebte." Das wird aber auch nicht geschehen. In holder Eintracht mit dem wiener Reichstage wird er regieren. Denn der Reichstag, der nur eine Minorität der Bevölkerung repräsentirt, wird keine Opposition gegen den Staatsmann machen, welcher diese Minorität in den Rechten der Mehrheit erhält. Die Herzenswünsche der leitenden Männer Deutschöstreichs wird er verwirklichen, auf volksthümlichen Wegen wandeln. Wird nicht tagtäglich die Revision des prager Friedens als das wünschenswertheste Ereigniß für Oestreich geschildert, nicht die Nothwendigkeit, Ostreich wieder als deutsche Präsidialmacht, als den Hort der kleinen deutschen Fürsten, und den Schutzgeist der Particularisten einzusetzen, bewiesen. — Es war wirklich rührend, wie man in Wien vor einigen Wochen für die Integrität des deutschen Bodens schwärmte, sich dafür begeisterte, daß auch nicht ein Fuß deutscher Erde an den Erbfeind ausgeliefert würde. Denn wenn man sonst die Franzosen am Rhein wünscht, so geschieht das nur, um die unzulänglichen Mittel Preußens, Deutschland zu schützen, seine unberechtigten Ansprüche, als deutsche Hauptmacht zu gelten, zu documentiren. Hat sich nicht Preußen auch jetzt wieder durch seine Nachgiebigkeit als Minderer des Reiches gezeigt? Man könnte freilich auf das Vorrücken der italienischen Sprachgrenze in Tirol, auf das Zurückweichen des deutschen Elementes in den halbslawischen Provinzen Oestreichs hinweisen und betonen, daß die deutsche Bildung in Oestreich seit Jahrzehenten eine stetige Einbuße erfährt. Doch das hieße unwürdig von Oestreichs Mission denken. Sein Deutschthum fängt erst jenseit seiner westlichen Grenze an, es ist deutsch für die Bayern und Würtemberger, für die westphälischen und rheinischen Ultramontanen, für die hannoverschen Particularisten, innerhalb seiner Grenzen braucht es für die Entwickelung deutscher Gesinnung und Cultur nichts zu thun, da darf das deutsche Wesen bald den Slawen, bald den Magyaren, bald der feudalen Aristokratie, bald der römischen Kirche geopfert werden.

Jedenfalls ist die Wiederherstellung der deutschen Macht Oestreichs in Wien populär und dort auch die Ueberzeugung verbreitet, daß Hr. v. Beust dieses Ziel erreichen werde. Stimmt man mit ihm im Zwecke so vollkommen

überein, wie wird man daran denken, ihm die Mittel dazu zu verweigern? Die Executive muß sich wenigstens in den deutschen Provinzen freier bewegen, zumal sie auch die Deutschen gegen slawische Uebergriffe dann besser sichert, in der Ausführung der Pläne, welche die Interessen des Gesammtreiches fördern, nicht eingeengt werden. Eine Sonderregierung für die Länder diesseits der Leitha, mit den gleichen Prärogativen ausgestattet wie das ungarische Ministerium, wäre vom Uebel, ein Reichsrath mit so großen Rechten bedacht wie das ungarische Parlament, ein Hemmschuh für die Macht Oestreichs. Bleiben doch Wien und die altöstreichischen Provinzen der wahre Mittelpunkt des Reiches, werden doch von hier aus zu der Richtung, welche der Gesammtstaat einschlägt, die wichtigsten Impulse gegeben. Da ziemt es sich denn, daß die Regierung dieser Länder zu der Reichsregierung in enger, stets befreundeter Beziehung beharre, auf die Interessen des Reiches der Hauptnachdruck gegeben werde. Kein Sonderministerium für Deutschöstreich, oder wenn doch ein solches geschaffen werden muß, eine beschränkte Wirksamkeit für dasselbe; keine Concentration von Rechten im Reichstage, sondern liberale Ausstattung der gemeinsamen Delegationen in denselben. Freilich wird die Delegirtenversammlung, von deren Natur noch niemand einen klaren Begriff hat, sich schwerfällig bewegen, wird Ungarn nur ungern dieselbe beschicken, ihre Wirksamkeit einschränken; um so dringender ist dann nun die Pflicht der Deutschöstreicher, an diesem letzten Bande der Staatseinheit festzuhalten.

Wie man sich in Regierungskreisen dann die Bewegung der Staatsmaschine denkt, kann man bereits durch einzelne praktische Beispiele erläutern. Der Kriegsminister, Freiherr v. John, beschleunigt auf den Befehl des Monarchen die Befestigung von Wien. Da er gleichzeitig General ist, muß er dem kaiserlichen Befehle unbedingt gehorchen und die für die Arbeiten nöthigen Gelder auftreiben, obwohl er zu dieser Ausgabe durch kein Gesetz ermächtigt ist. Aufgefordert, dem wiener Reichstage Rede zu stehen, weist er auf den Umstand hin, daß ja die Befestigung Wiens eine gemeinsame Reichsangelegenheit sei, zur Competenz des wiener Sonderparlamentes nicht gehöre. Er ist dabei sicher, daß im Schoße des ungarischen Parlaments keine Einwendung gegen das Werk erhoben wird, da es nicht aus dem ungarischen Seckel bezahlt wird.

Der östreichische Finanzminister, Hr. v. Becke, hat durch die Emission der Staatsnoten den Vertrag mit der östreichischen Nationalbank gebrochen. Diese will den Finanzminister verklagen, dringt auf Herstellung des Rechtszustandes, verlangt Schadenersatz. Nichts ist nach dem Wortlaute des Vertrages klarer, als daß nur die Nationalbank das Privilegium der Notenausgabe besitzt, die Emission der Staatsnoten, die kein Ende nimmt, die Nationalbank in ihrer Existenz bedroht. Wieder fehlt aber das competente Organ, um die Entschei-

dung zu fällen. Die Sache gehört vor die gemeinsame Reichsdelegation und da diese nicht besteht, so kann die Regierung aus eigener Machtvollkommenheit handeln und wird sich jene einmal versammeln, so wird der schleppende Geschäftsgang, der immer laute Widerspruch, der Gegensatz zwischen ungarischen und deutschösterreichischen Delegirten ähnliche Gewaltschritte entschuldigen.

Ist der Dualismus einmal als österreichisches Grundgesetz eingeführt, und von nun an kann niemand mehr an dieser Thatsache mäkeln, so liegt es gewiß im wohlverstandenen Interesse der Deutschösterreicher, denselben nicht in enge Schranken zu bannen.

Es ist ihre Pflicht, zunächst auf die Bildung des deutschösterreichischen Sonderministerinms zu dringen, namentlich einen selbständigen Landesfinanzminister zu verlangen. Erst wenn dieser ihnen bewilligt und mit dem gleich selbständigen Wirkungskreise wie sein ungarischer College ausgestattet ist, dürfen sie an die Ordnung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten gehen. Die Cumulirung des Reichsministeriums mit dem deutschösterreichischen Landesministerium wäre das größte Unglück, welches Deutschösterreich treffen könnte; es würden dadurch alle unberechtigten Machtgelüste der Regierungsmänner gefördert werden, auch die Einigung mit Ungarn erschwert. Zugeständnisse werden die Ungarn nur dann gewähren, wenn sie den wiener Reichstag achten und fürchten gelernt haben. Nachgiebigkeit in Finanzfragen, in der Vertheilung der Staatsschuld, in der auf sie fallenden Quote der Reichslasten werden sie beweisen, wenn sie auf eine unbeugsame Festigkeit im deutschösterreichischen Parlament stoßen. Wie wäre aber Festigkeit zu erweisen, wenn nicht die Deutschösterreicher einen selbständigen Vertreter in der Regierung besäßen.

Es ist möglich, daß auf diesem Wege sich neue Schwierigkeiten der Vollendung des Ausgleiches entgegenstellen werden, es ist aber gewiß, daß im andern Falle der Wohlstand und die Freiheit und die bürgerlichen Tugenden Deutschösterreichs gar bald zu Grunde gerichtet würden. Die Führer des wiener Reichstages mögen wählen. Von ihrer Elasticität haben sie schon viele Beweise abgelegt, mögen sie nun auch einmal eine Probe ihrer unbeugsamen Festigkeit, ihres ungebrochenen Rechtsinnes bieten.

Zwei Geburtstage eines Bäuerleins.

Von Franz Michael Felder *).

1.

Im Mai des Jahres 1863, an einem Tage, wie der spätgekommene Frühling sie den Bewohnern des Bregenzerwaldes nicht selten aufgehen läßt, gleichsam um zu zeigen, daß er in der Welt draußen denn doch noch nicht alle seine Herrlichkeiten verthan habe — an so einem Tage saß das Bäuerlein, welches hier die Ehre hat sich dem freundlichen Leser vorzustellen, mit einigen guten Freunden im Schopf**) des funkelnagelneu angestrichenen Bräuhauses zu Schoppernau. Die Freunde waren ein Zimmermann, ein Schreiner und ein Schneider, und da wir Vier von einem Buche wie von einem Ereignisse redeten, so würde uns ein Fünfter, und nicht ganz mit Unrecht, als Sonderlinge bezeichnet haben. Das Buch hatte den etwas wunderlichen Titel: „Rümmamüllers und das Schwarzokaspale" und war die erste Dichtung, die zu veröffentlichen ich den Muth hatte. Die ersten vier Bogen lagen sauber gedruckt vor uns auf dem Tisch, und daneben eine Maaß vom Allerrötheſten, welche von den drei Burschen mir zum Geburtstage aufgetischt worden war. Bald klangen die Gläser auf glücklichen Erfolg und eine schöne Zukunft, während der abendlich kühle Ostner von der neben dem Hause stehenden Baumreihe lieblich duftende Blüthen auf uns hereinstreute.

Im Bräuhause zu Schoppernau hat man nicht immer gutes Bier, die Wirthsleute aber sind stets gut und freundlich. Die Hauptsache aber und eine wahre Seltenheit ist es, daß man hier nicht sorgen darf, jeder frei ausgesprochene Gedanke werde gleich in den Pfarrhof getragen, um von dort vielleicht schon am nächsten Sonntag in Form einer gehörig gesalzenen Predigt auf die Kanzel gebracht zu werden.

Der Zimmermann durchblätterte mehrmals die auf dem Tische liegenden Bogen und sagte plötzlich: „Mich freuts, daß du etwas Gehöriges anfängst

*) Auf Wunsch der Redaction hat Herr Felder von Schoppernau in Vorarlberg in Folgendem über die Verhältnisse berichtet, welche ihn aus dem Frieden seines Hauses rissen und zeitweilig zur Flucht nöthigten. Die Grenzboten haben Veranlassung nehmen wollen, einen schon durch seinen selbständigen und eigenthümlichen Bildungsgang interessanten Schriftsteller Deutschösterreichs (den Verf. der bei S. Hirzel erschienenen „Sonderlinge") dem norddeutschen Publikum bekannt zu machen.

**) Ein nach der Straße offener Theil des Unterstocks, ähnlich den „Lauben" alter Stadthäuser.

mit dem Leben, welches ich dir vor drei Jahren nur mit größter Gefahr rettete, als die Brücke über die Aach unter der Last der Kühe brach, die du darüber triebst, und in den furchtbar angeschwollenen Strom stürzte; ich jubele heute nicht blos als dein Freund, sondern auch als Bregenzerwälder, daß du, den unsere Brücke nicht trug, nun eine andere aufbaust zwischen uns und der Welt. Jetzt haben wir das wahrhaft nöthig, wenn wir in unserer künstlich geschaffenen Abgeschlossenheit uns nicht wieder in jene Zeiten zurückleben sollen, wo eine kleine, in den Nachbargemeinden entstandene Gesellschaft von Wiedertäufern sich nach Mähren flüchten mußte."

„Zurückleben —" frug ich, „meint ihr denn, wir seien im Ganzen je weit über jene Zeiten der sogenannten Mährenländer hinausgekommen?"

„Ja das allerdings," behaupteten meine drei Freunde einstimmig, und stellten sich mit der dem Bregenzerwälder eigenen Lebhaftigkeit streitlustig vor mir auf, „jetzt schreibt man 1863, liest in jeder Gemeinde einige Zeitungen und ganz aus uns heraus hat einer wachsen können, von dem eben ein Buch in die Welt hinausgehen soll."

„Der," antwortete ich, „steht eben auf dem schwachen Nothsteg zwischen uns und der Welt. Er ist auch wirklich nicht frei von der Furcht, das Fundament desselben könnte auf unserer Seite untergraben werden von dem mächtigen Strom, der in Brixen als heilige Quelle entspringt."

„Ich habe immer geglaubt und behauptet, du liebtest die Bregenzerwälder," klagte der Zimmermann. „Wenn man dir auch manches in den Weg legte, so kommt doch auch das nur von der Liebe der Gemeinde zu den Ihrigen, auf die sie gern ein wenig stolz sein möchte. Seit ein Mensch von dir weiß, hast du nie gethan wie Andere. Ich glaube nicht, daß du je eine rechte und ganze Kinderfreude erlebt habest."

„Mit hölzernen Pferden und Kühen," sagte ich, „hab ich freilich keine so große Freude gehabt; dagegen ist meine Welt mir aufgegangen, als mein Vater mich das erste Mal mit sich in die Kirche ließ. Ich sah den prächtig gekleideten Priester, den Stellvertreter Gottes am festlich geschmückten Altar mit den vielen Kerzen und Blumen, ich athmete den lieblichen Duft, welcher dort aus dem silbernen Rauchfaß mit dem Gebete der Gläubigen zum Himmel emporstieg, ich hörte zum ersten Mal im Leben Orgelspiel und Gesang, und ich hätte es lieber geglaubt, daß wir uns alle im Himmel befänden, als in dem großen, steinernen Hause, dessen Anblick meine Einbildung schon oft stundenlang beschäftiget hatte. Trotzdem begann ich überlaut zu weinen und so häufig rannen mir die Tropfen übers Gesicht, wie wohl damals kaum, als der betrunkene Doctor im Tirol drinn.n, dem man mich im zweiten Lebensjahr auf Anrathen seiner Verwandten in Au übergeben hatte, mir statt dem kranken Auge das gesunde behandelte und für mein Lebtag verdarb. Aber so weh wie damals war mir jetzt nicht, den-

noch konnte ich mir das Weinen nicht wehren. Der erſchrockene Vater nannte mich zuerſt einen närriſchen Jungen, mahnte mich dann durch einige Rippenſtöße zum Schweigen und führte mich, da auch Verſprechen, Bitten und Drohen nichts nützen wollte, noch lange vor dem Schluſſe des Gottesdienſtes aus der Kirche. Und dann habe ich auch daheim in meinem Kämmerlein einen Altar auf einem alten Mehltrog aufgerichtet, mit Baumzweigen ſtatt Blumen und Weidenruthen ſtatt Kerzen, und Kuhſchellen haben geläutet zu der Meſſe, die nun in einem über die Kleider angezogenen Hemde faſt täglich von mir geleſen oder gebrummt wurde, bis der Sturm des Jahres 1848 die erſte Zeitung in unſer Haus trug."

„Uns Anderen war bald die Weile lang, wenn wir uns einmal in dein Altarkämmerlein ſchwatzen ließen," ſagte der Schreiner.

„Aus dem Altarkämmerlein iſt für jetzt mein Schreibſtübchen geworden, aber noch immer giebt es Wenige, die dorthin zu mir kommen mögen."

„Du kannſt allenfalls zu den Anderen heraus," meinte der Zimmermann, „jetzt hängſt du nicht mehr an einem Nagel wie früher. Seit du nicht blos mit einem Buche dich einſperrſt, oder die düſterſten Tobel, die dunkelſten Wälder aufſuchſt, iſt mir für dich nicht mehr bange. Dem, der etwas Rechtes kann und etwas thut, haben die Bregenzerwälder noch immer Hochachtung und Liebe entgegengebracht, und ihn mit Stolz den Ihrigen genannt. Solche Grübler und Rechner aber kann das Volk nun einmal nicht leiden. Man kanns eben ganz gut mit Einem im Sinn haben, und ihm doch Unrecht thun, drum ſollteſt du nicht glauben, daß alle deine Gegner waren, die dir etwas in den Weg legten. Beſonders nach dem Tode meiner älteſten Schweſter, der dir ſo ſehr zu Herzen ging, ſah man dich immer verbitterter werden. Viele, die du durch dein zuweilen ausgelaſſenes Betragen nicht zu täuſchen vermochteſt, wußten dich unglücklich und wollten dir eben auf ihre Weiſe helfen. Nun — ich hab dich auch nicht grade ſänftiglich erfaßt, als ich dich aus dem Waſſer zog, und doch haſt du mir darum noch nie Vorwürfe gemacht; willſt du nun ungerechter ſein gegen die, welche es ebenſo gut meinen, wie ich es damals gemeint habe?"

„Nein," ſagte ich gerührt. „Die Gemeinde hats mit mir beinahe gehabt wie meine gute Mutter, die meinetwegen ſo viel ſorgen und ausſtehen mußte, nachdem der Vater Anno 49 am Schlagfluß ſtarb. Sie glaubte den ſchwächlichen, etwas kurzſichtigen Knaben nie Andern und auch nie ſich ſelbſt überlaſſen zu dürfen. Und der Trotzkopf wollte gar nicht geführt ſein, wollte ſich nicht warnen und nicht leiten laſſen. Sobald er etwas verdienen konnte, beſtellte er zum Aerger aller ſparſamen Vettern und Baſen eine Zeitung wie ein Pfarrer oder Vorſteher, und ſpäter ließ er ſich bis von Lindau herein ganz theure Bücher kommen, die ihn immer noch wunderlicher machten. Wohl verrichtete er ſeine Arbeiten, aber ſein Humor dabei war nicht der eines achtzehn-

jährigen Bauern. Viele meinten, er müsse die Auszehrung oder sonst eine Krankheit haben, denn nur die Mutter hatte es schon damals vom Pfarrer gehört, daß Leuten, die Gartenlaube und derlei Sachen läsen, gar bald die Ruhe des Gewissens und die Gnade Gottes fehle. O manche Thräne hat die gute Mutter geweint wegen ihrem verlornen Sohn, aber sie vermochte doch nicht so hart gegen mich zu sein, wie es von ihr gefordert und ihr sogar zur Pflicht gemacht wurde. Wir beide verstanden uns oft nicht recht, aber jedes fühlte innerlich, daß das Andere es herzlich gut meine — das band und trennte uns fast jeden Tag. Mit der Gemeinde war es, wie gesagt, beinahe das Nämliche, nur daß die für mich denn doch nicht das Herz der Mutter hatte. Man konnte mich nicht schlecht nennen, und doch war ich Keinem recht; drum wollten sogar die mir den Meister zeigen auf jede Art, die sonst wohl keinem Menschen einreden durften. Die traurigsten Tage waren die, welche in andern Häusern die fröhlichsten sind, nämlich wenn die Verwandten und Bekannten uns besuchten und erzählten, wie oft und oft sie meinetwegen vor dem Pfarrer und vor andern vernünftigen Leuten hätten schamroth werden müssen. Wenn man mir doch nur das erste Buch auf den Händen verbrannt hätte, statt wie der sonst doch so vernünftige Vater selig im letzten Lebensjahr meine närrische Leserei halbe Nächte lang mitzumachen. Doch genug von dem! Jetzt ist die Mutter guter Dinge und trägt meinen Jakob herum, während mein auch ihr so liebes Wible die Hausarbeit verrichtet."

„Grade so wird sichs bald auch im Dorfe verändern," behauptete der Zimmermann.

„Nach meiner Ansicht," sagte ich, „gehört nur das dem Menschen wirklich und ganz zu, was er selbst sich erkämpft hat. Glaubt ja nicht, daß die Segnungen unseres Jahrhunderts dem auf jede Weise abgeschlossenen Bregenzerwald so mir nichts dir nichts in den Schoß fallen werden. Wenn ich je werde, was ich sein möchte, so hab ich den Frieden mit der Gemeinde noch nicht so bald zu erwarten. Aber wenn sichs nur regt! Wir halten zusammen für Wahrheit und Recht und wenns uns auch beinahe gehen sollte, wie den Mährenländern in Au."

„Das müßte man jetzt nicht mehr fürchten, wenn man auch wirklich ein Ketzer und Irrlehrer wäre."

Ich zweifelte: „Ihr wißt, wie unsere jungen Geistlichen jeden Gedanken, jede freiere Regung, selbst die unschuldigste mit allen menschenmöglichen Mitteln niederhalten."

„Die sind denn doch nicht das Volk."

„Aber sie haben es völlig im Sack. Jeder Einzelne gehört ihnen vom ersten Tage seines Lebens bis zum letzten Willen und zur letzten Oelung, wenn nicht ein Wunder geschieht, was heutzutage sehr selten ist."

„Aber Mährenländer wirds keine mehr geben!“

„Ja, so lang alles beim Alten bleibt, so lang die Neuerer nur einzeln daſtehen und allgemein verachtet ſind.“

„Ich dürfte hundert Gulden wetten, daß ſo eine Verfolgung und Vertreibung nicht mehr möglich wäre,“ rief der Zimmermann.

„Und ich ſetzte lieber aufs Gegentheil. Aber nicht hundert Gulden, lieber unſere beſte Kraft wollen wir auf und für das Volk und ſeine Erlöſung einſetzen.“

„Es lebe die Freiheit!“ riefen Alle und die Gläſer klangen. Dann ward es einen Augenblick wunderbar ſtill. Jetzt fingen die ernſten Tannen da droben an der Berghalde ganz eigenthümlich zu brummen an, die im abendlichen Halbdunkel wie verſchneit daſtehenden älteren Obſtbäume begannen ſich unwillig zu ſchütteln, und ich hatte das Gefühl: So ein Ruf müſſe in dieſem Thale wohl lange nicht gehört worden ſein.

Jetzt kam ein Grenzjäger zu uns ins Bräuhaus. Er war hergebeten worden, damit er die von der Finanzwache geſchloſſene Bierpfanne morgen zu einem Sutt entſiegele und nichts unbeſteuert ins Faß rinnen laſſen möge.

Meine Freunde ſchlichen von den noch nicht ganz leeren Gläſern weg. Auch ich ging, obwohl ich zum Schlafen noch nicht in der rechten Gemüthsverfaſſung war.

Am Berg neben dem Dorf auf einem kleinen Felſen etwas ab den Häuſern war ich ſchon als Knabe beſonders gern geſeſſen, hatte eine Haushaltung nach der andern an mir vorbeiziehen laſſen oder Ereigniſſe in die Häuſer hineingedichtet, um etwas mehr Leben da hinab zu bringen und die Leute mir handelnd zu vergegenwärtigen. Hier ſaß ich auch heute auf einem moosbedeckten Stein unter den dichtbelaubten Aeſten einer hohlen Buche, und meine nach allen Richtungen eilenden Gedanken hatten bald die ganze Gemeinde um mich her verſammelt. Jeder erzählte, Keiner wollte auch dem Andern das Wort gönnen, um ſeine Angelegenheiten vorzubringen. Mir ward angſt und ich begleitete ſie in Gedanken wieder in ihre Häuſer, wo ich ſo viel Glück und Unglück beiſammen ſah, wie ich mir es früher nie eingebildet hatte. Ach, Allen wünſchte ich etwas zu ſagen, dem verknöcherten Frömmler, der ſich und Andern jede Freude verdarb und dem nur Klugen dort, der ſein Talent in Thaler zu verwandeln ſuchte. In dieſem Augenblick hätte ich denen da unten — eine Bergpredigt halten mögen. Etwas Unausſprechliches, ich möchte ſagen Göttliches hatte ſich in mir geregt; aber zugleich erwachte auch das Gefühl, daß das zu groß ſei für mein Dorf und ſeine kleinlichen Verhältniſſe. Ich dachte wieder an die Brücke, von welcher der Zimmermann geſagt hatte. Es wäre wohl ſchön geweſen; aber noch ſah ich ſelbſt den ſchwachen Nothſteg in Gefahr, über den ich mich gewagt hatte, ohne mich zu fragen, was wohl die Studirten und Zünftigen ſagen würden, wenn ich wirklich drüben ans Land kommen ſollte.

Aber nun dachte ich auch an Manchen dort drüben, der mir ſchon ohne es zu wiſſen ein lieber Freund geworden war und den ich gut genug zu kennen meinte, um zu hoffen, daß er auch dem herzlichen Druck meiner ſchwielenbedeckten Hand die ſeinige nicht entziehen würde. O gewiß that es auch ihnen Allen wohl; ſich von einem Redlichmeinenden aus dem Volke verſtanden zu ſehen, wenn ihnen dieſes erhebende Gefühl auch nicht ſo ſelten wie mir ihr Schaffen und Streben belohnte.

Ja, was ich für das Größte, das Wohlthuendſte im Menſchenleben hielt, war mir nur ſelten zu Theil geworden, hatte dafür aber ſich meinem ganzen Weſen um ſo tiefer eingeprägt. Lebhaft gedachte ich jetzt des holden Mädchens mit dem tiefen ernſten Blick, das oft von den ſpielenden Gefährten und Gefährtinnen weg zu dem einſam abſeits ſtehenden Knaben hinüberſchaute, ſogar bemüht war, ihn in den Kreis der Fröhlichen einzuführen. Sie bekam wenig Dank dafür. Aber wohl hat es mir doch immer gethan, und ihr Haus war mir das liebſte im ganzen Dorf und dasjenige, welches ich ſpäter am häufigſten betrat, in dem ich am längſten verweilte, um mit — ihren Brüdern dem Zimmermann und dem Schreiner in freien Stunden zu plaudern und zu leſen. Das Mädchen war älter als ich, faſt nur durch ihm geliehene Bücher und beſonders durch leiſe angeſtrichene Stellen wagte ich mit ihr zu reden, und jedes ihrer Worte war mir beinahe das, was dem Pfarrer zu ſeiner Predigt der Text iſt. Das Mädchen wurde immer ernſter, immer bläſſer, ſeine Ausſprüche hatten mehr und mehr etwas Prophetiſches, Heiliges, und mir war es, als ob ich ein Götterbild auf die Gaſſe werfen ſähe, als ich die Leute ſich erzählen hörte, daß die beiden jungen Leutchen eben verliebt ſeien und ihre einfältige Leſerei nun ſie zuſammenbringen müſſe, wie andere das Tanzen oder etwas Anderes. Ich ſah die Gute krank und ich litt mit ihr, hatte dabei aber ſtets das Gefühl, daß ſie wirklich zu gut ſei für dieſe Welt und die Hoffnung, daß auch ich ihr bald nachfolgen werde ins Land der Ruhe. Starr und ſtumm, nichts mehr hoffend und nichts mehr fürchtend, hörte ich drei Wochen ſpäter die Todtenglocke läuten. Kein warmer Strahl ſchmolz auch nur eine einzige Thräne von meinem Schmerz hinweg, bis ich das liebe Antlitz mit der ſchönen Stirne und den blaſſen Wangen noch einmal, zum letzten Male lächeln ſah, wie es nur ſelten gelächelt hatte. Jetzt konnte ich weinen und nie mehr hab ich dieſen Augenblick vergeſſen.

Nun war ich wieder ganz allein mit meiner Mutter, die alle gegen den immer ſonderbarer werdenden Sonderling aufredeten. Ich bedauerte ſie wie mich ſelbſt. Weder am Arbeiten, noch auch am Leſen und Lernen hatte ich jetzt eine rechte Freude. Was ich immer anfing, galt mir ſelbſt nur für einen Verſuch ſich die Zeit zu verkürzen, und die ſo öde Wegſtrecke bis zum Grabe ein wenig zu beleben. Und in dieſer Zeit wurde ich ziemlich weit herum als

der beſte Spaßmacher berühmt oder gefürchtet und mit allen luſtigen Burſchen der Gegend bekannt.

Ein ſolcher führte mich in ſein Haus, wo es ſtets ungemein lebhaft zuging. Bald war ich hier ſowohl der Erſte als der Aergſte im Tanzen und Springen und galt für den Rädelsführer bei allen tollen Streichen, von denen in zwei Gemeinden erzählt wurde. Immer aber gelang es mir denn doch nicht, mich ſelbſt ſo ganz zu verläugnen und mein Inneres zu überſchreien. Zuweilen ſaß ich ſtill in einem Winkel, hadernd mit der Welt und mit mir ſelbſt, während Andere mich ſpottend fragten: „Ob ich heut wieder einmal einen Kapuziner verſchluckt hätte?“

Nanni — das jüngſte der vielen Geſchwiſter — ſtand dann gewöhnlich hart neben mir, während es zu anderen Zeiten den ſo Ausgelaſſenen beinahe ängſtlich mied. Einmal ſah ich zwei große Tropfen in den Augen des lieblichen Kindes ſtehen, und als dann bald darauf ſein Blick dem meinigen wieder begegnete, ſagte es leiſe, doch ohne die innere Erregtheit ganz unterdrücken zu können: „So ſind ſie! Wenn du ihnen Kurzweil machſt, wenn du dich zu ihrem Spaßmacher hergiebſt, biſt du ihnen ganz recht; ſonſt aber lachen ſie dich aus und tadeln dich, und doch kommts mir vor, als ob du heute viel mehr du ſelbſt ſeieſt als das letzte Mal.“

Es lag für mich ſo viel in dieſen Worten, daß ich noch jetzt für nicht grade nöthig halte, nach dieſem auch noch meiner Neigung nachgebend zu erzählen, wie mir dann ein neues Leben aufging, wie ich bald ein ganz anderer, frömmerer, fröhlicherer Menſch ward, wie wir zuſammen laſen, lernten und lebten und wie Nanni dann mein Wible geworden iſt. Liegt ja doch das alles ſchon in jenem ſchönen Abende, deſſen ich immer gedenken muß, wenn ich mir das Glück desjenigen vorſtelle, der ſich von einem edlen Weſen verſtanden ſieht.

Auch an meinem Geburtstage, und beſonders als ich ſo ganz allein auf dem Felſen ob dem Dorfe war, mußte ich deſſen immer wieder gedenken und jedes, auch des unbedeutendſten Nebenumſtandes mich erinnern. Und da mir aus meinen Lieblingsdichtern ſo manche Stelle einfiel, die mein Empfinden wunderſchön und treffend ausdrückte, ſagte ich mir, daß es in der Welt draußen Viele geben müßte, die auch mich verſtehen würden. Mit dieſen hätte ich jetzt reden mögen! Aber auch die, welche da unten von des Tages Mühen und Sorgen ausruhten, ſollten dabei zuhören, und vielleicht für ihr hartes Leben etwas gewinnen!

„Oh,“ rief ich aus, „daß ich doch wirklich die Brücke herſtellen könnte, von welcher der Zimmermann heute geſagt hat! Aber wie? Jener große Bergprediger ſprach in Gleichniſſen zu Hohen und Niedern, zu Gelehrten und Ungelehrten. Ich möchte vom allgemein Menſchlichen predigen und das Göttliche darin verherrlichen — aber wo iſt mein Gleichniß für Alle?“

Ich konnte nicht mehr ruhig bleiben. Erſt langſam, aber immer ſchneller ſchritt ich dem eine Viertelſtunde vom Dorf entfernten Wäldchen am Ufer der Aach zu. Hier ſetzte ich mich wieder auf einen Stein und ſann. Dann eilte ich heim in mein Altarkämmerlein und ſchrieb mit fliegender Feder das erſte Capitel meiner Sonderlinge.

Als ich einmal aufſah, ſchaute der helle Morgen durch das papierbeklebte Fenſterchen zu mir herein.

2.

Der 13. Mai des Jahres 1867 war ein ungewöhnlich heißer Tag, dem ein trüber wetterdrohender Abend folgte. Ich ſaß nicht mehr im rothangeſtrichenen Bräuhaus mit den grünen Fenſterladen neben der Baumreihe hart am Brunnenbächle zu Schoppernau, ſondern im Kaffeehaus zu Bludenz, einem der bevölkerten Orte Vorarlbergs, dem man es gleich anſieht, daß es eine Stadt ſein ſollte.

Nun Mancher iſt freilich in vier Jahren noch viel weiter als nur über zwei Bergreihen hinausgekommen, mir aber war ſchon das weit genug. Denn ich war auf der Flucht aus meiner Heimath. Auf der Flucht. Es iſt richtig, und der Zimmermann hätte ſeine 100 fl. wahrhaftig verloren, obwohl wir jetzt 1867 ſchreiben, und obwohl ich noch lange kein Mährenländer geworden war.

Vielerlei iſt anders geworden vom erſten Capitel meines letzten Buches bis zum letzten. Das Häuflein meiner Freunde hat ſich unterdeſſen derart vermehrt, daß man mich, den früher verhöhnten Sonderling, nun auf einmal für ſehr gefährlich zu halten begann. Unſer jetziger Pfarrer, nicht mehr der wackere Tiroler Stockmaier, welcher mir zuerſt die Lehre Jeſu vortrug und mich denken lehrte, — ein bregenzerwälder Landeskind, hat den angeſehenſten Männern ins Geſicht geſagt, daß man nichts gegen mich anzufangen brauchte, wenn ich etwa blos den Kaminfeger und Aehnliche zu Freunden und Geſinnungsgenoſſen hätte. Es war das auch leicht zu glauben, denn der Kaminfeger hatte bei den Landtagswahlen im letzten Winter kein Wörtlein mitzureden; durch einige meiner Anhänger aber war zufällig die Wahl eines verketzerten Ausländers, des Baron von Seiffertitz entſchieden, der dann ſpäter noch gar in den Reichsrath gewählt wurde. Von den glaubensloſen Leuten auf dem Land draußen war wohl nichts Gottgefälliges zu erwarten geweſen; aber die Bauern da, die weder auf Aemtern noch auf Titeln feſtſtanden, ſollten nun bei den Haaren zu ihrem Heile zurückgeführt werden.

Vorerſt galt es, den Geiſt der Zwietracht ins Volk zu treiben, denn ein Haus, das mit ſich ſelbſt uneins iſt, kann nicht beſtehen. In den Kirchen wurde gegen einige in der letzten Zeit erſchienene Schriften gepredigt, als

deren Verfaſſer mich die frommen Herren unter der Hand zu nennen die Aufmerkſamkeit hatten.

Ein Kapuziner in Bezau brachte ſogar einen Arbeiter beim Lithographiebeſitzer Feuerſtein zu einem kleinen frommen Diebſtahl, um eine noch nicht veröffentlichte Schrift von mir in die heiligen Hände zu bekommen und dann als bereits erſchienen zu verpredigen. Hauptſächlich richtete ſich der fromme Zorn des guten Paters gegen folgende, nach ſeinem Dafürhalten von dem Gottesläugner Leſſing kommende Stelle: „Wie einer iſt, ſo iſt ſein Gott.“ „Was,“ ruft der Prediger mit einem dröhnenden Schlag auf die Kanzel, „Einer iſt ein Hurer, folglich wäre Gott auch ein —, ein Anderer iſt ein Dieb, und Gott —, wieder ein Anderer lügt, alſo —!? Haben die ärgſten Heiden in ihrem Sündenleben je dieſen Schriftſteller an Frechheit erreicht?“

Und dann hatte der Kämpfer Chriſti noch die Kühnheit, einem frommen Häuflein zu erzählen, wie er in den Beſitz der verpredigten Schrift gekommen war, um damit zu beweiſen, daß ich wirklich der Verfaſſer derſelben ſei. Da ich im letzten Winter mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſo beſchäftiget war, daß ich zur Verrichtung der gröbſten Feldarbeiten zuweilen einen Tagwerker hielt, entſtand nun plötzlich und wie auf ein gegebenes Zeichen in mehren Dörfern das Gerede: ich brauchte nicht mehr zu arbeiten, da ich ja Geld von den Freimaurern erhielte, wofür ich dann das Land um ſeinen heiligen Glauben bringen müſſe. Meine Heimathgemeinde kam in den Ruf, daß es da kaum noch ein Dutzend gute Chriſten gäbe, und zum Beweiſe wurden von einzelnen Bürgern, von meinen Freunden und beſonders von der durch mich im letzten Winter für die Gemeinde errichteten Leihbibliothek Dinge erzählt, daß einem dabei Sehen und Hören hätte vergehen können.

Während meine Verwandten jammerten und mich im Gebet einſchloſſen, bedauerten Andere an öffentlichen Orten mit frommem Augenverdrehen, daß mir vor ſieben Jahren der Zimmermann das Leben gerettet und nicht lieber einen Klotz an den Kopf geworfen habe. Des Pfarrers Vater meinte, bei ihm in Bezau oder Reutte würde man mit ſo Einem wie mir nicht viel Weſens machen. Man thät ihm das andere Auge auch noch ausſtechen und ihn dann erſchlagen. Aber auch in Schoppernau werde man mit ſo einem kleinen Männlein ſchon noch fertig werden. Viele ſchienen der Anſicht, und Einige ſprachen es offen aus, es wäre ein gutes Werk, wenn man mich ſo mit Glimpf auf die Seite bringen würde. Meine Freunde, die die Aufregung mit jeder Predigt gegen das Leſen, gegen Schriftſteller und Freimaurer nur noch wachſen ſahen, fingen an, für meine körperliche, ich ſelbſt für meine geiſtige Exiſtenz das Aergſte zu fürchten. Die fanatiſirten Leute waren ſchon ſo weit, daß etwas Häßliches geſchehen mußte, wenn nicht ſofort mit mächtiger Stimme „Halt“ gerufen wurde.

Der Riß, der in meiner Heimath und auch in den Nachbargemeinden sich aufgethan hatte, ging mitten durch die Häuser zwischen Kindern und Eltern, zwischen Brüdern und Schwestern, ja zwischen Gatten und Gattin hindurch, und alles schien zusammenzuwirken, um die Wuth der Rohesten gegen den vermeintlichen Unheilstifter aufs Höchste zu treiben.

Vergebens ersuchten die angesehensten Männer meiner Heimath den Pfarrer, von heiliger Stätte aus ein beruhigendes Wort an die Gemeinde zu richten. Und als ich später von ihnen begleitet selbst in den Pfarrhof ging, um Herrn Rüscher die Unwahrheit der Gerüchte über mich und meine Bestrebungen zu beweisen und ihn zu einer Erklärung zu veranlassen, wollte er mich vor Zeugen gar nicht anhören, und als wir zwei dann allein verhandelten, wurde die Erklärung, die mich sichern konnte, rundweg verweigert.

Auf dem Kirchweihmarkt in Au am 5. Mai wurde mit Fingern auf den neuen Irrlehrer gewiesen, und häufleinweise stellten grobe Burschen und Männer sich unheimlich flüsternd um mich herum, während andere mich neckten und auch auf andere Weise ihre Absicht, mich in einen Streit zu verwickeln, verriethen. Unter diesen Leuten, für die ich besonders in den letzten Jahren so viel geredet und gewirkt hatte, kam ich mir heute wie ein Ausgestoßener vor. Anfangs war mirs, ob sie mich nur verhöhnen wollten, bald aber that mir ihr Undank noch mehr weh. Ich sah mich im allerfinstersten Mittelalter, und wie mir jetzt, kann nur einem Verwehmten zu Muthe gewesen sein, der nie mehr sicher war, wann und wo der tödtliche Streich ihn treffen werde. Meine Freunde und das treue Wible ließen mich nicht mehr aus den Augen, bis wir im Herrenstüble beim Rößlewirth eine Zufluchtsstätte fanden.

Es war spät, als wir mit mehren guten Freunden nach Schoppernau zurückfuhren. Aber weder ich nochs Wible dachten in der Nacht an Ruhe und Schlaf. Auch meine Freunde, lauter kräftige Bauernbursche und Handwerker, hatten mich gewarnt, allein und besonders zur Nacht mich nicht mehr weit zu wagen.

„Luft, Luft, Freiheit!“ rief ich plötzlich aus, und auch das Wible gestand trotz der Feldarbeit, die eben jetzt begann: „Ja, du mußt fort! Fort zu deinem Bruder, der ein Herz für dich hat und gewiß auch den Schutz der Gesetze für dich anrufen wird.“ Das Wible begann sogleich das Nöthigste zur Reise einzupacken. Beim Kaffeetrinken gab ich noch die nöthigen Aufträge wegen der von mir für die Gemeinde errichteten Viehassecuranz und der Leihbibliothek. Dann nahm ich Abschied von meiner Mutter. Die edle Dulderin konnte mir nur sagen: sie fühle jetzt, daß meine Absicht gut sei, drum wolle sie auch das in Gottes Namen geduldig ertragen. Feuchten Auges wendete ich mich den um die Großmutter herum schlummernden vier Kindern zu, und ich konnte mich nicht enthalten, laut auszurufen: „Ja, ich muß den Kampf aufnehmen, muß

den Schutz der Gesetze, die Macht der Oeffentlichkeit, den Geist unsers Jahrhunderts anrufen, denn meine Vaterpflicht ists auch, daß ihr solche Erbärmlichkeiten nicht mehr erlebt, und wenn ihr dadurch selbst Heimath und Vermögen verlieren solltet."

So verließ ich mein Haus mit dem Wible, das mich durchaus nicht allein auf den Weg lassen wollte. Schweigend schritten wir durch das stille Dorf, während im Osten ein herrlicher Morgen seinen ersten Gruß über die Bergspitzen herabschickte. Wohl niemand außer uns sah das Leuchten und Glühen da oben, niemand hörte die schönsten Morgenlieder der muntern Vögel, die Leute schliefen ja den Schlaf des Gerechten, bis das Ave-Maria-Glöcklein sie weckte. Von Au an gings stark aufwärts, zuerst durch einen noch winterlich starren Buchenwald, dann über stille Alpen, in deren eingeschneiten Hütten wohl noch manches sagenhafte Wesen hausen mochte. „Vielleicht werden einst die Leute da unten auch mich als ruheloses Gespenst herumgehen sehen in meinem Arbeitszimmer mit einem gottlosen Buch oder einer Schreibfeder in der Hand, und sich wie vor dem Bösen mit einem Kreuze bezeichnen." „Nicht in deinem Wingolf wie dus nennst, sondern unter dem Volke wirst du als Geist herumgehen," meinte das Wible und fuhr, als ich den Kopf schüttelte, stehen bleibend fort: „Schau da hinab vor dir! Da draußen ist der Frühling schon hergezogen und in unserem Thal beginnts erst zu grünen und hier oben starren uns noch kirchthurmhohe Schneemassen an. So kommen auch der Gedanke, der die Welt bewegt und die Aufklärung nur allmälig zu uns herein." —

„Meine Meinung war immer," sagte ich, „wie die zehn Gebote und die Predigt Jesu, so müsse auch die wahre Freiheit, das Evangelium der religiösen und gesellschaftlichen Gleichberechtigung von den Bergen kommen. Eine neue fruchtbare Idee diene Einzelnen nur, um die Andern auszubeuten. Erst wenn auch der gemeine Mann für dieselbe einstehe, könne sie für ein ganzes Volk erobert und fruchtbar gemacht werden. In diesem Sinne hab ich für meine Heimath gewirkt, bis man mich vertrieb. Vor acht Jahren warf ich meine ersten schriftstellerischen Versuche sammt meinen Tagbüchern ins Feuer und nahm mir vor, nun ganz der Heimath und meiner Nanni zu gehören, nun aber könnte es denn doch nöthig werden, sich umzusehen, was der gerühmte Geist unseres aufgeklärten Jahrhunderts für mich thun werde. Nach dem, was ich, das Bäuerlein, bisher von ihm erfahren hätte, dürfe man jedenfalls alles Gute hoffen, nur nicht daß man ihn so schnell auch da hereinbringen werde."

Wir redeten nun von unserem lieben verehrten Freunde, Herrn Dr. Hildebrand in Leipzig, der sich seit einem Jahr meiner und der Sonderlinge so liebevoll angenommen hatte, und von allen Lieben und Guten da draußen, die auch das Bäuerlein schon auf diese oder jene Art mit Beweisen ihrer Theilnahme erfreuten. So kamen wir auf dem bösen Wege vorwärts, wir wußten selbst kaum wie. Im

letzten Bächlein, das nach Norden dem Bregenzerwalde zufließt, wusch ich den von dort noch mitgetragenen Staub von den Stiefeln, — dann ein Gruß an Mutter und Kinder und alle Treuen — jetzt ein Sprung und ich hatte den letzten Berg meiner Heimath aus dem Auge verloren.

Da unten hatte schon der Frühling seine schönsten Feste zu feiern begonnen. Zum ersten Mal in diesem Jahre hörte ich im frisch ergrünten Buchenwäldchen am Fuße des vielköpfigen Felsens den Kukuksruf, der mir heute ganz eigen wehmüthig vorkam. Auf einem Hügelchen zwischen Schnee und duftenden Blüthen, zwischen Wasserrauschen und dem Gekrach zusammenstürzender Lawinen setzten wir uns ins weiche Gras.

Allerlei trübe Gedanken wollten uns beschleichen, da fiel mir plötzlich meine Pfeife ein. „In allen Lebenslagen muß man vorher eine Handvoll Tabak verdampfen und dann erst urtheilen." Indem ich in der Tasche nach Zündhölzchen suchte, kam mir ein Briefchen in die Hände, das ich in der Aufregung der letzten Nacht uneröffnet eingesteckt hatte. Jetzt eröffnete es Nanni nnd las das Gedicht „einer Einsamen in Straßburg an das bregenzer Bäuerlein". „Da ist ja der Geist unseres Jahrhunderts!" rief sie. „Freund Hildebrand hat in der Gartenlaube von dir erzählt, und das Echo dieses Rufes kommt nun aus dem Elsaß herüber bis auf diese öden Höhen, um uns vertriebene Flüchtlinge zu trösten und zu erfreuen." Und wir waren wirklich getröstet und erfreut. Lang antworteten die ernsten Berge meinem fröhlichen Jauchzen, während aus den blühenden Baumwäldern herauf das tausendstimmige Lied der Vögel sich in den Jubelruf mischte.

Schneller eilten wir hinab und dem ersten Wirthshause zu, wo wir nach der fünfstündigen Wanderung wenigstens einen erquickenden Trunk zu finden hofften. Der vor dem Hause aufgerichtete schlanke Tannenbaum verkündete, daß dasselbe dem Ortsvorsteher gehöre. Zufällig war er eben daheim. Ich bat ihn um die neuesten Zeitungen.

„Zeitungen?" frug er verächtlich. „Euch hört man wieder einmal den Bregenzerwälder gehörig an. Unsere Leute sind schon klüger und mögen ihr gutes Geld nicht für derlei verlogenes unchristliches Zeug hinwegwerfen. In meiner ganzen Gemeinde hält sich kein Mensch eine Zeitung."

„So einen Mann," sagte das Wible, als wir die düstere Behausung verlassen hatten, „könnte man im Bregenzerwalde denn doch zum Vorsteher einer ganzen Gemeinde unmöglich brauchen."

„Ja," sagte ich nicht ohne Stolz. „Weiter als diese Walliser sind wir allerdings. Mögen Einzelne machen was sie wollen, unvergleichlich mehr Leben und mehr Sinn für die Zeitfragen haben doch meine Landsleute im Allgemeinen; darum aber eben ists drunten aus mit dem alten heiligen Frieden, und drum befinde ich mich jetzt auf der Flucht."

„Wünschest du dir den Grabesfrieden, wie er hier ist?"

„Nein, nur Kampf! Hats doch der Pfarrer selbst gesagt, daß es mit dem Frieden nur meinetwegen nicht anginge, und die Landtagswahlen haben es bewiesen."

Im Dorfe Sontag besuchten wir den dortigen Wirth, der aus dem Bregenzerwalde da heraufgezogen war. Hier lagen Zeitungen auf dem Tisch. Ich begann zu lesen, wurde aber gleich vom Wirthe mit der Frage unterbrochen: „ob ich etwa jetzt ein Mährenländer geworden sei?"

„Ich bin gar nichts geworden, sondern nur geblieben, was ich war, ein guter Christ, der das Gute liebt und das Böse haßt."

Nun ging es durch Tannenwälder und Tobel abwärts gegen Bludenz, wo wir Abends sechs Uhr von der Frau des eben in Amtsgeschäften abwesenden Schwagers Moosbrugger aufs freundlichste begrüßt wurden.

Wir plauderten, bis eine sonst seltene Schläfrigkeit uns daran erinnerte, daß wir nun 36 Stunden dem Körper keine Ruh mehr gelassen hatten. Trotzdem that es uns recht in der Seele wohl, als der heimgekommene Beamte uns noch aus dem ersten Schlafe weckte, um uns zu begrüßen und seine Freude über unser Kommen, dessen Ursache ihm nicht unbekannt war, in der herzlichsten Weise auszusprechen.

„Hier," sagte er, „kannst und sollst du bleiben, bis auch in deiner Heimath wieder ein anderer Wind weht, und wenns bis dahin auch Jahre dauern sollte. Unser Völklein ist aber zu gesund, um so lange zu brauchen, und Wahrheit und Recht werden sogar ganz hinten im Bregenzerwald der Lüge und dem Pharisäerthum nicht erliegen."

So ists gekommen, daß ich im Jahre des Heils 1867 meinen Geburtstag in Bludenz — erlebte. Zu einer besonderen Feier jedoch hat mir die Stimmung gefehlt. Traurig saß ich neben einigen Herren, die ich kaum dem Namen nach kannte. Während sie spielten und gelegentheitlich ein wenig stritten, wie das bei der alten Jaßkunst (Jas, ein Kartenspiel) unvermeidlich zu sein scheint, ließ ich die Erlebnisse der letzten Wochen an mir vorüberziehen, gedachte meiner Flucht und die ganze Strecke von Sontag bis Bludenz legte meine Erinnerung wieder zurück. Jedes Wortes, das wir gewechselt hatten, konnte ich mich noch erinnern.

Wer so ein Wible sein nennt, der sollte gar nie so traurig sein, aber zu meiner Entschuldigung muß ich gestehen, daß nur die Sorge um die zu den Kindern und zur Mutter Zurückgekehrte es war, die so schwer auf mir lastete, daß ich mich kaum noch zu einem tröstlichen Gedanken erschwingen konnte.

Am 9. Mai hatte ich sie wohl mehr als den vierten Theil des ihr bekannten Wegs zurückbegleitet, und unter heiterem Himmel beim Abschied versprach sie mir nebst Vielem auch, so schnell als möglich von der Rückreise und der Stimmung der Heimath zu berichten.

Jetzt hätte denn doch endlich trotz der unglaublich schlechten Postverbindung im Bregenzerwalde ein Briefchen von dort anlangen können.

„Wenn ihr ein Unglück begegnet sein sollte?“ fragte ich mich oft, aber der Gedanke war mir so ungeheuer, daß ich ihn gar nicht zu ertragen vermochte. Ich hielt das so ganz gegen alle Weltordnung und — muß ich offen gestehen — gegen die darin sich überall offenbarende göttliche Weisheit und Güte, daß nach und nach die Furcht vor dem Allerschrecklichsten sich in demüthiges Gottvertrauen verwandelte und ich dem jetzt eintretenden Freunde fröhlicher entgegenlächeln konnte, als er das jetzt an mir gewohnt sein mochte. Die Jasser neben uns hatten so laut zu streiten angefangen, daß wir unbeachtet plaudern konnten.

„Was bringst du Neues?“ frug ich ängstlich in seinem Gesichte lesend.

„Morgen wird in unseren Blättern eine Erklärung von mir erscheinen, die die Behörden auf die jüngsten Vorgänge im Bregenzerwald aufmerksam macht.“

„Und dann?“

„Wird wahrscheinlich vom Staatsanwalt eine Untersuchung eingeleitet werden.“

„Endlich!“ jubelte ich.

„Ist dir nicht bang?“

„O mir gar nicht! Alles ist mir willkommen, was in meiner Angelegenheit die Wahrheit an den Tag bringen kann.“

Mir war auf einmal wunderbar wohl. Es war also doch nicht umsonst gewesen, als ich floh, um die Gesetze und den Geist unseres Jahrhunderts anzurufen. Da saß ich Tropf, dachte an das Wiegenfest von 1863 und wollte mit dem heutigen, trotz einer gestrigen schönen Vorfeier bei den Liberalen in Feldkirch, nicht einmal zufrieden sein! Und doch hatte ich seitdem eigentlich gar nichts verloren, dagegen unendlich viel gewonnen, wurde sogar gewürdiget, den Kampf aufzunehmen für eine heilige Sache und vielleicht an der Brücke zu bauen, von der mir der Zimmermann gesagt hatte.

Ich kam in der heitersten Stimmung in das Haus meines Schwagers und auf meinem Tische fand sich der heißersehnte Brief vom Wible, welcher die glückliche Heimkehr und das Wohlbefinden der Meinigen meldete.

Im Traume, der diesem Tage folgte, sah ich mein Heimathsdorf, wie ich es vor vier Jahren vom Berg aus in der Abenddämmerung gesehen hatte.

Vier Briefe eines Süddeutſchen an den Verfaſſer der „Vier Fragen eines Oſtpreußen“.

Zweiter Brief.

Vielleicht erinnern Sie Sich, verehrteſter Herr, daß wir eines Tags — ich glaube, es war im März 1865 —, zurückkehrend von einem gemeinſamen Bekannten ſelband durch den berliner Thiergarten wandelten und uns über jenen Gegenſtand unterhielten, welchen man damals die ſchleswig-holſteinſche Frage nannte und welchen man jetzt glücklicherweiſe nicht mehr ſo nennt, man hat keine Urſache mehr dazu. Damals aber ſtand die Sache noch ſehr kritiſch. Bekanntlich hatte Preußen am 22. Februar 1865 in definitiver Form die bundesſtaatlichen Bedingungen für die Conſtituirung des neuen Staates Schleswig-Holſtein aufgeſtellt. Der Prinz von Auguſtenburg hatte deren unveränderte Annahme geweigert und erwidert, Preußen thue klüger, wenn es, ſtatt ihm Bedingungen aufzuerlegen, ſein Herz zu gewinnen ſuche. Oeſtreich hatte als höhere Inſtanz am 5. März den abſchläglichen Beſcheid des Auguſtenburgers beſtätigt, des nämlichen Fürſten, welchen ſchier ein Jahr zuvor — am 2. Januar 1864 — daſſelbe Oeſtreich beim Bundestag aus Schleswig-Holſtein auszuweiſen beantragt hatte, als einen nicht heimathsberechtigten Störefried. So hatten ſich die Dinge in einem Jahre geändert und mit ihnen die Menſchen.

Sie fragten mich damals, Mitte März 1865, was man in Süddeutſchland von der ſchleswig-holſteinſchen Angelegenheit halte. Ich antwortete, die Meinungen ſeien ſehr getheilt. „Was mich für meine Perſon anlangt,“ ſchloß ich, „ich wünſchte Preußen annectirte Schleswig-Holſtein lieber heute als morgen; wozu die Zahl der centrifugalen Klein- und Mittelſtaaten noch um einen vermehren und noch dazu auf einem ſo enorm wichtigen Territorium!“

Sie ſahen mich mit Ihrem durchdringenden Blick forſchend und zweifelnd an, wie einen Menſchen, der eine rechte Sottiſe geſagt hat, oder etwas Schlimmeres. Zögernd fragten Sie: „Ich glaube, Sie ſcherzen? Wiſſen Sie denn nicht, daß die Kleinſtaaten in Deutſchland das Aſyl der Freiheit ſind?“

Jetzt war die Reihe an *mir*, zu fragen, ob *Sie* ſcherzten. Leider konnten wir einander gegenſeitig nicht überzeugen. Sie mich ſo wenig von dem Werthe, als ich Sie von dem Unwerthe der Kleinſtaaterei. Ich trennte mich von Ihnen mit dem frommen Wunſche, es möge Ihnen vergönnt ſein, auch einmal fünfundzwanzig Jahre lang von dem ſouveränen Herzog A. v. N. regiert zu wer-

den; dann würden Sie vielleicht nach Ablauf dieſer Probezeit geheilt ſein von dem Irrthum, daß die deutſchen Kleinſtaaten der Hort der Freiheit ſeien.

Ich habe ſtets Ihre Conſequenz bewundert und fand es daher auch vollkommen in Ordnung, d. h. in Uebereinſtimmung mit Ihrer perſönlichen Weltanſchauung, daß Sie das Beiſpiel jenes Arztes nachahmten, welcher einem Patienten den alsbaldigen Tod angekündigt hatte, ihn aber bei dem nächſten Beſuch friſch und geſund antraf, und ihm deshalb ſagte: „In den Augen der Wiſſenſchaft ſind Sie doch todt.“ Ich will ſagen, daß Sie die Schlacht von Königgrätz und was darauf gefolgt iſt, nicht anerkennen, daß Sie den Krieg und ſeine Reſultate verdammen und daß Sie am 6. Mai 1867 in dem Abgeordnetenhauſe einen feierlichen Proteſt einlegten gegen die „gewaltſame Aneignung deutſchen Bundesgebiets“, gegen das „Trugbild nationaler Macht und Ehre“ und gegen die „Schmach freiwilliger Knechtſchaft“, welche ſich das Volk durch Sanction der Verfaſſung des norddeutſchen Bundes ſelbſt auferlege.

Was die „gewaltſame Aneignung deutſchen Bundesgebiets“ anlangt, ſo erinnere ich Sie an die hiſtoriſchen Worte des preußiſchen Manifeſtes von 1806: „Vor allen Tractaten hat die Nation ihre Rechte“. Der Bundesvertrag von 1815 war ohne die Nation, über die Nation, gegen die Nation geſchloſſen; und die Nachkommen derer, welche ihn geſchloſſen, hatten ihn am 14. Juni 1866 zerriſſen und Preußen den Krieg erklärt. Sie hatten den Schutz des Bundesvertrags verwirkt und durch die Niederlagen, welche eine wahrhaft kindiſche Kriegführung mit ſich führen mußte, die Exiſtenz verſcherzt. Der Particulariſmus, welcher die Dynaſtie über die Nation und den Theil über das Ganze ſetzte, hatte ſich ſelbſt geſtürzt. An die Stelle des Vertrags von 1815 war wieder einmal das Recht der Nation getreten.

Sie nennen die militäriſche Einheit Deutſchlands „die Knechtſchaft“. Merkwürdige Uebereinſtimmung ſtarker Geiſter! Napoleon der Erſte nannte ſie auch ſo. Als im Jahre 1806 ſich das Königreich Sachſen mit Preußen zum Kampf gegen den mächtigen Franzoſenkaiſer verbündet hatte, aber im Kampfe ſeinen deutſchen Verbündeten aufgab, um ſich von dem Reichsfeinde mit einer Königskrone beglücken und zum Rheinbundshelotenthume begnadigen zu laſſen, da erließ Napoleon am 10. October eine Proclamation an das Volk der Sachſen, worin es heißt: „Sachſen! Ich betrete Euer Land, um es zu befreien. — Meine Armeen werden nicht eher zurückkehren, als bis Preußen Euere Unabhängigkeit anerkannt hat. — Meine Fortſchritte werden die Exiſtenz und Unabhängigkeit Eueres Fürſten, Euerer Nation (der kurſächſiſchen Nation!), befeſtigen. Die Fortſchritte der Preußen würden Euch ewige Feſſeln anlegen. Die Preußen haben verſucht, Euern Beherrſcher zur Anerkennung einer Oberherrſchaft zu zwingen, die Euch aus der Reihe der Nationen ſtreichen würde. — Die Mahnen Eurer Vorfahren, die tapfern Sachſen, (Napoleon

verwechselt Niedersachsen mit Ober- oder Kursachsen und den Wittekind mit den Wettinern*) würden sich entrüsten, Euch von Euern Nebenbuhlern unter das Joch so lange vorbereiteter Knechtschaft gebeugt und Euer Land zu einer preußischen Provinz herabgewürdigt zu sehen!" Klingt das nicht grade so, als wenn es aus dem Munde des Drechslermeisters Bebel von Leipzig, Reichstagsmitgliedes für den 17., oder des Advocaten Schraps von Dresden, für den 18. Wahlkreis des Königreichs Sachsen, käme?

Damals ließen sich die Sachsen von dem süßen Klang der französischen Phrase berücken. Infolge dieses Verhaltens drohete der Dynastie 1814 der Untergang und sie verlor 1815 nicht nur die durch die Gnade Napoleons erworbenen neuen Territorien, sondern auch die größere Hälfte der alten.

Ich fürchte, wenn wir uns Ihrer Auffassung anschlössen, wenn wir die nationale Einigung und namentlich die einheitliche Zusammenfassung der gesammten deutschen Wehrkraft als eine unerträgliche Knechtschaft zurückwiesen, würden auch wir dem Schicksale der Fremdherrschaft und der Zerstückelung schwerlich entgehen.

Ich finde ferner ein bedenkliches Symptom gegen die Richtigkeit Ihrer Ansicht darin, daß alle Personen und alle Parteien in Süddeutschland, welche Preußen und die deutsche Einheit hassen, daß die Socialdemokraten, die Particularisten, die Republikaner, die Freunde Oestreichs und die Anbeter Frankreichs, das Hofgesinde der Kleinfürsten und die schwarze Brigade der Sanfedisten, daß diese höchstverschiedenen Menschen, die nur in einem einzigen Punkte einig sind, nämlich im Haß und im Gegenstande des Hasses, plötzlich in heißer Neigung für Sie, hochverehrter Herr, entbrannt sind. Ich bin überzeugt, wenn Sie das in der Nähe sehen und hören könnten, würde Ihnen doch ein wenig bange werden. Die Frankfurter, welche fast mit Stimmeneinhelligkeit einen Conservativen in den Reichstag gewählt haben, schwärmen für Sie. Nächst Classen-Kappelmann sind Sie dort die gefeiertste Person aus Preußen. Wenn freilich wieder in den Reichstag gewählt wird, dann würden die Frankfurter ganz gewiß wieder Baron M. Karl von Rothschild wählen und weder Sie noch Classen-Kappelmann. Der schwarzgelbe Adel Süddeutschlands, der bisher Ihren Namen entweder gar nicht, oder mit einem Epitheton aussprach, das nicht in die Kategorie der Ehrennamen zu rechnen war, liest jetzt mit Entzücken die berliner „Zukunft" und die düsseldorfer „Rheinische Zeitung" neben den „Kölnischen Blättern" und dem münchener „Volksboten" und lacht: „das sind Leute von Consequenz und verderben uns nichts." Die klerikalen Heißsporne in Bayern sehen Sie mit frommer Freude an der Seite des Abgeordneten für Allenstein fechten, der sich in seinem Feuereifer so weit hinreißen ließ, die profane Ver-

*) Aehnliches ist freilich auch dem deutschen Historiker Gervinus begegnet.

ſammlung am Dönhofeplatze: „Meine geliebten Zuhörer in Chriſto“ anzureden. Die freilich nach und nach dünner werdende Schaar der Volksvereinler in Würtemberg bewundert Sie, und die ſchwäbiſchen Blätter, welche bisher unter der Deviſe fochten: „Lieber franzöſiſch als preußiſch“ (d. i. deutſch), verehren Sie als Geſinnungsgenoſſen, unbekümmert darum, ob Ihnen ſolche Bruderſchaft recht ſei.

Man darf ſich nicht darüber wundern, daß alle dieſe widerſtrebenden Parteien ſich auf einen gemeinſamen Namen einigen. Dies iſt das Loos disparater Gewalten, welche ſich plötzlich gegenüber einem neuen, mächtig emporſtrebenden Dritten ſehen und eine bange Ahnung ihres demnächſtigen Unterganges fühlen. Als in Deutſchland der Mittelſtand, die Bürger und Bauern, anfingen, durch ihren Fleiß und ihr Geſchick eine mächtige Stellung einzunehmen, die traditionellen Irrthümer des Mittelalters und der canoniſtiſchen Weltanſchauung abzulegen, und das Freihandelsſyſtem und andere rationelle Lehren der volkswirthſchaftlichen Wiſſenſchaft zu adoptiren, da lehnte ſich nicht nur der ſocialiſtiſche Apoſtel Laſſalle dagegen auf, ſondern es ſchloß ſich ihm auch eine ganze Reihe von extremen Parteien, welche dem Mittelſtande grollen, weil ſie keinen Boden in ihm haben, mehr oder weniger offen an. Der Freiherr Wilhelm Emanuel von Ketteler, Biſchof von Mainz, Thron-Aſſiſtent Seiner Heiligkeit des Papſtes, Haupt der Sanfediſten in Deutſchland, machte plötzlich volkswirthſchaftliche Studien. Er ſchrieb ein Buch über die „Arbeiterfrage“, in welchem er mit Laſſalle kokettirt und Schulze-Delitſch, den berühmten Urheber der modernen Genoſſenſchaften, anfeindet; in gleicher Richtung bewegte ſich der Geheimrath Wagener, der Führer der Feudalen, und der Hoheprieſter des Zunftzopfes, der Schuſter Panſe in Berlin, der, welcher damals von den preußiſchen Conſervativen auffallend begönnert wurde, zwiſchenzeitig aber wieder in ſein Dunkel zurückgeſunken iſt. Alle dieſe Schichten wurden plötzlich Anbeter jenes Fetiſches, welchen man „Proletariat“ nennt, und von welchem ſie früher nichts hatten wiſſen wollen.

Es iſt mir, und nicht mir allein, aufrichtig leid, daß die centrifugalen und antinationalen Gewalten in Deutſchland gegenwärtig Sie zum Gegenſtande ſolcher Huldigungen auserkoren hätten. Erlauben Sie mir, Ihnen eine Probe von der ſüddeutſchen Demokratie zu geben, wie ſie z. B. in dem officiellen Organ derſelben vertreten iſt, das ſich betitelt: „Der Beobachter, ein Volksblatt aus Schwaben“ und in Stuttgart erſcheint.

Als in dieſen Wochen die Nachricht durch die Zeitungen ging, der Landtag in Weimar wolle im Intereſſe des Landeshaushalts ein paar Tauſend Thaler an der Civilliſte kürzen, fand ſich dieſes Volksblatt, das ſo oft die Republik geprieſen, veranlaßt, „ſeiner treuen Eckardts *)-Rolle gemäß mit dem Finger auf

*) Es iſt wohl der Prof. Ludwig Eckardt in Mannheim gemeint, welcher zuſammen mit Oeſterlen und Trabert die ſüddeutſchen Volksvereine geſtiftet hat?

diesen kleinen Vorgang in einem kleinen Staate hinzuweisen", und wie derselbe veranlaßt sei, „durch die unmäßigen Forderungen des Nordbundes" und wie dasselbe Schicksal allen anderen kleineren Fürsten drohe.

Wehmüthig bemerkt der für sehr hohe Civilliſten ſchwärmende Republikaner, „daß wenn einmal an einem alten Beſtande" (damit meint er die Kleinſtaaterei und die hohen Civilliſten) „geändert und gerüttelt wird, in der Regel das Ganze der geſchichtlichen Prüfung unterzogen und ſo lange hin- und hergezerrt werde, bis nichts mehr davon bleibe" — als der leere Raum. Dabei läßt das republikaniſche Volksblatt tadelnde Worte fallen über die „Begehrlichkeit der Völker" und über die „neidiſchen und gierigen Blicke", welche dieſelben auf ſolche Heiligthümer, wie die Civilliſten zu werfen pflegen. Schutz gegen alle dieſe Gefahren, welche den „geheiligten Purpur der Souveränetät" und die heilige Kaſſe der Civilliſte bedrohen, könnten die Fürſten nur noch finden bei den ſüddeutſchen Radicalen, bei der heiligen Demokratie. Denn dieſe Demokratie „ſei in dieſem Augenblicke allein noch die einzig conſervative Partei." Ziehe auch ſie ihre ſchützende Hand ab von dem Fürſten, dann ſei er verloren, dann werde er, wie der gute König Karl, von dem böſen Varnbüler „Schritt für (vor?) Schritt dem Verhängniß entgegengeführt."

Namentlich ſeit dem Bekanntwerden der Schutz- und Trutzbündniſſe mit Preußen hätten die Fürſten jeden ſonſtigen Anhalt verloren. Bisher ſeien die Höfe gedeckt geweſen durch die Verehrung ſowohl, als durch die Intereſſen der conſervativen Claſſen, des Adels, der Geiſtlichkeit, der Beſitzenden. „Alle dieſe ſahen in der unverſehrten Erhaltung behaglicher Zuſtände (d. i. hoher Civilliſten) in der regierenden Familie eine Bedingung ihrer eigenen Sicherheit und Behaglichkeit. Von nun an nicht mehr!"

Nun wendet ſich der republikaniſche Beobachter an die Höfe von Darmſtadt, Karlsruhe, München und Stuttgart mit beweglichen Worten. Klingt es nicht erbeiternd, was der demokratiſche Erlkönig ſeinem fürſtlichen Schutzkindlein leiſe verſpricht, wie z. B.: „Was die Demokratie in dieſem Augenblicke auf die Seite der ſüddeutſchen Fürſten ſtellt, iſt ein *vergängliches* Verhältniß, das nämlich, gemeinſame Gegner zu haben. Dies Verhältniß könnte ſich — und ſo liegt noch heute, *vielleicht morgen nicht mehr*, die Sache" — (deshalb eiligſt zugegriffen!) „verbeſſern und vertiefen. Die Demokratie muß nach nicht verſchlungenen Staaten ſtreben. Dieſer Zweck iſt eben jetzt nur zu erreichen, wenn dieſe Staaten *vorläufig* (bis zur Einführung der Republik?) in der überkommenen Form und Verfaſſung bleiben. Ein parlamentariſch-militäriſcher Südbund (alſo doch auch hier, im Hort der Freiheit, ſo etwas von Militärdictatur und oberſtem Kriegsherrn!) und die Unterſtützung, welche die Fürſten bei Gründung deſſelben leiſten, würde das Volk in einem Grade verpflichten, daß bei deſſen ganzer Denkungsweiſe eine Erſchütterung *der ökono-*

miſchen Grundlage der Throne (fein ausgedrückt für: Schmälerung der Civilliſte) außer den Kreis aller Wahrſcheinlichkeit fiele." Doch wozu weiter abſchreiben. Vergleichen Sie Nr. 120 des Beobachters.

Während in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauſes über die Verfaſſung des norddeutſchen Bundes von der Oppoſition die Berechtigung des politiſchen Idealismus auf das nachdrücklichſte hervorgehoben wurde, werden Sie finden, daß die ſüddeutſchen Gegner dieſer Verfaſſung ſehr realiſtiſch zu Werke gehn. Sie ſagen zu ihren Fürſten ganz unverblümt: Do ut facias, d. h. wenn Ihr die von uns befohlene Richtung der Politik einſchlagt, dann werden wir Euch die ökonomiſche Grundlage Eurer Throne garantiren, ja wir werden Euch ſogar unſer Ideal, die Republik, „vorläufig" opfern; auf wie lange — das wird ſich finden. Es iſt die Melodie der Sanfediſten:

„Auch ſei der König abſolut,
Wenn er uns den Willen thut!"

Sie erinnern Sich ohne Zweifel aus Immermanns Münchhauſen der koſtbaren Figur des ſchwäbiſchen Bedienten Karl Buttervogel, der in ſeiner Heimath eine Geliebte, Namens Riecke zurückgelaſſen hat, nicht ohne ihr ewige Treue zu ſchwören, und der nun, durch das Schickſal auf das baufällige Schloß des alten Barons verſchlagen, dort der Gegenſtand der Neigung des gnädigen Fräuleins wird, welche in ihm einen verkappten Fürſten vermuthet. Lange widerſteht er, „furchtlos und treu", wie es im würtembergſchen Wappen heißt, den Gunſtbezeugungen des gnädigen Fräulein, als dieſelben aber ſchließlich die Form von Fleiſch und Wurſt annehmen, da ſiegt leider die Eßluſt über die Liebe und Karl Buttervogel, der als gebildeter Diener ein Tagebuch führt, trägt in dasſelbe die wohl überlegten Worte ein: „Hab' mich nun endlich riſalvirt (reſolvirt), Riecken zu lieben und gnädiges Fräulein zu heirathen, wenn und woferne fernerweite gute Verköſtigung zugeſichert wird." So wurde der Idealismus der Republik, der ſich in Riecke verkörperte, im Stich gelaſſen, nicht ohne ſorgfältige realiſtiſche Abwägung aller Umſtände.

Und wie die Demokratie des Südens für das Kleinfürſtenthum und hohe Civilliſten ſchwärmt, ſo ſchwärmen das Beamtenthum und der Klerus, welche bisher jede liberale Regung und jede Reform verdammten und nichts Höheres kannten als das Concordat und die Allweisheit der bureaukratiſchen Vielregiererei, nun für republikaniſche Staatsformen, für Selbſtregierung, für das Selbſtbeſtimmungsrecht der Völker und für Wiedereinſetzung der Depoſſedirten vermittelſt des allgemeinen Stimmrechts, müßte daſſelbe auch vorher ein wenig angeregt werden durch eine Stimmgabel, die in der Taſche einer rothen Hoſe importirt wird. Es iſt luſtig zu hören, wie Leute, welche bisher zu den eifrigſten Verfechtern der Theorie des beſchränkten Unterthanenverſtandes gehörten, welche tauſendmal erklärt haben, wer nicht die zünftigen Univerſitätsſtudien

Examina und Dienstzeiten in Kanzleien und Schreibstuben absolvirt habe, der vermöge gar nicht mitzureden in öffentlichen Angelegenheiten, — Leute, welche jeder Preß- und Disciplinarmaßregel in Preußen, jeder Nichtbestätigung und jedem Act der Feindseligkeit gegen die parlamentarische Opposition zugejauchzt und zu potenzirter Nachahmung alles dessen im engeren Vaterländchen gerathen und nach Kräften dabei mitgewirkt haben, nun auf einmal in der Sprache des Sansculottismus bramarbasiren und mit der Jacobinermütze kokettiren, von Zeit zu Zeit aber plötzlich in Angst gerathen, weil ihnen in einem unbewachten Augenblick ein Rückfall in die frühere Tonart dazwischen gekommen oder es ihnen gar passirt ist, daß sie in der Zerstreutheit statt der rothen Mütze die bureaukratische Zipfelkappe, das geistliche Käppchen aufgesetzt oder die verrätherische Tonsur gezeigt haben. Solche Leute loben jetzt „unsern Jacoby" und glauben sich dadurch zur Entschädigung die Erlaubniß erkaufen zu können, Ihre alten Freunde Unruh, Twesten, Forkenbeck, Lasker u. s. w. schmähen zu dürfen; und dies letztere dient ihnen als süße Erholung für den sauern Republikanismus, für den bitteren Freiheitsenthusiasmus, den sie sich so plötzlich haben auferlegen müssen, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe."

Während die Vertreter der Intelligenz, des Grundbesitzes, des Handels und der Industrie dem auf der Grundlage der Einheit constituirten Nordbunde immer näher rücken, sind es die obersten und die untersten Sprossen der socialen Leiter, das vornehme und das gemeine Proletariat, welche auf das äußerste widerstreben.

Das erinnert lebhaft an einen Ausspruch von Heinrich Heine: die Fabel erzählt: die obersten Sprossen einer Leiter sprachen einst hochmüthig zu den untersten: glaubt nicht, daß Ihr uns gleich seid, Ihr steckt tief unten im Kothe, während wir oben frei emporragen, die Hierarchie der Sprossen ist von Natur eingeführt, sie ist von der Zeit geheiligt, sie ist legitim. Ein Philosoph aber, welcher vorüberging und diese aristokratische Sprache hörte, lächelte, schwieg und drehte die Leiter einfach herum. Die Richtigkeit dieser Fabel, sagt Heine in seinen pariser Briefen, haben wir in Frankreich erlebt. Die vornehmen Emigranten, die im Auslande ins Elend geriethen, wurden ganz gemeine Bettler in Gefühl und Gesinnung, während das Lumpengesindel, das ihren Platz in Frankreich eingenommen hatte, sich so frech, so hochnasig, so hoffärtig spreizte, als wäre es die älteste Noblesse.

Was Heinrich Heine in Frankreich beobachtet hat, das finden wir auch in Süddeutschland bestätigt. Während die mittleren Sprossen der Leiter, welche stets die mittleren bleiben, mag sich noch so oft das Oberste zu Unterst kehren, nämlich die Vertreter des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft, frei sind von jener Borussophobie, finden wir die obersten und die untersten Sprossen, die sonst einander so selten verstehen, auf diesem Punkte in bester Eintracht. Sie alle haben, bewußt oder unbewußt, eine förmliche Idiosynkrasie gegen die

Idee des Staates als ſolche. Sie betrachten den Staat und die politiſche Freiheit als Gegenſätze, während man doch die letztere nur auf der Baſis des erſteren aufbauen kann. Daß wir bisher in Deutſchland, Zeit um Zeit, und Land um Land, zwiſchen einem höchſt ungemüthlichen, bevormundungsſüchtigen, maßregelungswüthigen Abſolutismus und einer willensſchwachen und ohnmächtigen gemüthlichen Anarchie hin- und herſchaukelten, im Innern unbehaglich durch den erſteren und nach Außen ſchutz'os und verachtet durch die letztere, den Grund davon haben wir in unſerer Staatloſigkeit zu ſuchen. Denn Preußen war bisher nur ein halber Staat und die anderen deutſchen Länder gar keiner; und alle mit einander ſtanden ſie unter dem Zwange einer auswärtigen mehr ungariſch-ſlawiſchen, als deutſchen Macht. Der deutſche Doctrinarismus, zu willensſchwach, um dieſen unerträglichen Zuſtand zu ſtürzen, ignorirte ihn. Entweder gründete er ſich in dem Mikrokosmos irgendein behagliches Neſt, oder er ſchwebte hoch über demſelben und ſah mit Verachtung auf ihn herab. Das Haupt in den Wolken, die Füße im Sand, ſchien er ohne Arme auf die Welt gekommen zu ſein, denn er griff nirgends zu. Als nun endlich ein Anderer kam, zugriff und ſiegte, da wurde der Doctrinarismus, der ſich hierdurch verdunkelt fühlt, unwillig, und da er die Thatſachen, die ſich vollzogen hatten, nicht mehr läugnen konnte, da proteſtirte er wenigſtens gegen dieſelben, und mit ihm proteſtirten der Klerus, der in den Kleinſtaaten in weltlichen Dingen mit regiert, und das Hofgeſinde, das von der Civilliſte mitlebt und daher für das ſchwärmt, was der Brutus am Neſenbach die „ökonomiſche Grundlage" der Throne nennt, und die Demokratie, welche am liebſten Deutſchland in Reichsſtädte und republikaniſche Cantone auflöſte, — unbekümmert darum, daß dieſe einzelnen Brocken für unſere mächtigen Nachbarn außerordentlich mundgerecht und leichtverdaulich ſein würden.

Wenn Ludwig Steger noch lebte, dieſer hochbegabte ſchwäbiſche Volkstribun, der zwar nicht der heiligen, aber der patriotiſchen Demokratie angehörte, und während er das bittere Brod des Exils aß, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer deutſchen Macht tief in ſich geſogen hatte, ſo müßten wir ihn bitten, zu Gunſten ſeiner ſchwäbiſchen Landsleute eine moderniſirte Ueberſetzung von Demoſthenes philippiſchen Reden zu machen in jener vortrefflichen Weiſe, in der er den Ariſtophanes moderniſirt und uns den Shakeſpeare nahe gebracht hat! In Ermangelung einer ſolchen Kraft will ich den ſchwachen Verſuch machen, den Anfang der dritten Rede wider den Philippos aus dem Griechiſchen ins Schwäbiſche zu übertragen:

„Obgleich, Männer von Würtemberg*)," würde alſo Demoſthenes ſagen,

*) Ich darf nicht überſetzen „Männer aus Schwaben", denn ſonſt proteſtiren die in Bayern wohnhaften Schwaben, welche bekanntlich von dem Beobachter und deſſen Partei nichts wiſſen wollen.

wenn er anſtatt 344 vor Chriſtus in Athen, 1867 nach Chriſtus in Stuttgart ſpräche. „obgleich alle, wenn ſie auch ſelbſt nichts thun, doch darin einverſtanden ſind, daß man handeln müſſe, ſo finde ich doch alle unſere öffentlichen Angelegenheiten in einem ſo vernachläſſigten Zuſtande — der Gedanke iſt faſt unerträglich, aber ich fürchte, er iſt wahr — daß, wenn auch alle unſere vielen (Volksvereins-) Redner (Oeſterlen, Mayer, Hausmann, Rößle) Vorſchläge über die Mittel, durch welche unſere Lage möglichſt verſchlimmert werden könnte, machen wollten, und wenn Ihr von ihren ſchlimmen Vorſchlägen die allerſchlimmſten genehmigen wolltet, es mit uns doch kaum ſchlimmer werden könnte, als es bereits iſt. Verſchiedene Gründe haben wohl hierzu mitgewirkt, und nicht blos aus einem Grunde, oder aus zweien ſind die Dinge ſo weit gekommen. Aber bei unparteiiſcher Prüfung werdet ihr finden, daß doch vorzugsweiſe die daran Schuld ſind, welche Euch lieber Dinge, die ihr gern hört, ſagen, ſtatt ehrlich zu rathen, was gut iſt. Ein Theil von dieſen, Männer von Würtemberg, ſucht, ohne ſich im Geringſten um die Zukunft zu kümmern, den gegenwärtigen Stand der Dinge aufrecht zu erhalten, weil er ihnen ſeine Stellung und ſeinen Einfluß verdankt. Ein anderer Theil beſchuldigt und verleumdet die, welche an der Spitze der (deutſchen Central-) Staatsgewalt ſtehen, und bezweckt damit nichts Anderes, als daß der deutſche Staat dieſem, in dieſem aber ſich ſelbſt, den Proceß mache, damit, während Deutſchland mit ſeiner Selbſtauflöſung beſchäftigt iſt, Philippos (Frankreich) mit uns machen kann, was es will. Dergleichen Spiegelfechtereien ſind leider bei uns im Schwange. In ihnen aber liegt die Wurzel alles Uebels. Denn ſeht doch, ſonſt glaubt Ihr überall unbeſchränkte Redefreiheit zulaſſen zu müſſen, ſelbſt dem Geſinde geſtattet Ihr ſie und den Auswärtigen (Struve, Freſe, Bornemann, Kolb, Röckel, Moſes May); und in der That hört man bei uns das Geſinde und die Auswärtigen ihre Meinung lauter und lärmender ausſprechen, als die angeſeſſenen Bürger. Aber aus Euren politiſchen Verſammlungen habt Ihr leider die Redefreiheit verbannt. Die Folge iſt, daß Ihr in dieſen Verſammlungen die Aufgeblaſenen ſpielt und Euch von Einigen mit ſchönen Worten den Bart ſtreichen laßt, während Ihr doch ſchon längſt im Innern ſo tief heruntergekommen ſeid und gegenüber dem Philippos (Frankreich) in der äußerſten Gefahr ſchwebt. Seid Ihr auch jetzt in dieſer aufgeblaſenen Laune, dann will ich ſchweigen. Dann habe ich Euch nichts mehr zu ſagen. Wollt Ihr aber einmal auf guten und ehrlichen Rath hören, dann will ich ſprechen. Denn wenn auch unſere (ſüddeutſchen) Angelegenheiten noch ſo verzweifelt ſtehen, und vieles ſchon verloren iſt, ſo iſt es doch noch möglich, wenn Ihr nur Euere Schuldigkeit thun wollt, wieder alles in Ordnung zu bringen. Mags auch ſonderbar klingen, aber wahr iſts: Grade das, was bisher das Schlimmſte war, läßt von der Zukunft das Beſte hoffen. Und was iſt das? Einfach das, daß nur durch Euern

Leichtsinn und Euere Bummelei, durch Euere Pflichtvergessenheit in großen und kleinen Dingen, die Sachen so schlecht stehen. Denn wären die Dinge, trotzdem daß Ihr in allen Stücken Euere Schuldigkeit thatet, doch schief gegangen, so wäre ja nicht einmal mehr Hoffnung zur Besserung vorhanden."

Wenn Sie das Original zur Hand nehmen, so werden Sie finden, daß ich die Strafpredigt, welche Demosthenes vor 2211 Jahren der heiligen Demokratie von Athen gehalten, ziemlich wörtlich übersetzt habe, und wenn Sie finden sollten, daß man sie zur Noth auch auf die Demokratie im Stutengarten am Nesenbach anwenden könnte, so möchte ich Sie hiermit ergebenst gebeten haben, dieses Officium zu übernehmen. — Denn kein Name wiegt schwerer bei den süddeutschen Particularisten als der Ihrige.

Genehmigen Sie u. s. w K. B.

Anfang und Ende des mexikanischen Kaiserreichs.

„Eine Reise nach Mexiko im J. 1864" von Paula Gräfin Kollonitz (Wien bei Carl Gerolds Sohn).

„La contre Guerilla française au Mexique" par le Cte. de Kératry.

Seit Wochen ist die Theilnahme der Zeitungsleser auf den Ausgang eines Abentheuers gespannt, das eine politische Bedeutung nur sehr kurze Zeit gehabt hat, dessen Entscheidung weder auf den europäischen Frieden noch auf die materiellen Interessen an außereuropäischen Unternehmungen betheiligter Capitalisten influirt, welches aber dennoch für alle Welt Gegenstand der Aufmerksamkeit, ja des Mitleidens geworden ist: das Schicksal jenes östreichischen Erzherzogs, welcher seit dem 10. April 1864 Kaiser Maximilian der Erste von Mexiko heißt und zur Zeit in einem Lande Kriegsgefangenschaft erleidet, in welchem der politische Mord seit lange „gewisse Losung" ist. Nachdem es eine Zeit lang geheißen, der unglückliche Fürst habe bereits das Geschick des General Mendez und seiner übrigen Kriegsgefährten getheilt, andere Nachrichten wissen wollen, die Juaristen hätten seine Befreiung um den Preis von 60 Millionen Dollars angeboten, berichtet der Kabeltelegraph neuerdings, der gefangene Kaiser sei von

Eskobedo nach Mexiko geführt und vor ein „geheimes" Kriegsgericht gestellt worden, — es stehe indessen zu hoffen, daß es dem Einfluß des amerikanischen Ministerresidenten gelingen werde, das Leben des Bruders des Kaisers von Oestreich und Königs von Ungarn zu retten.

Noch bevor dieser letzte Aufzug der mexikanischen Tragödie begonnen, in den Tagen, welche die Kunde von dem furchtbaren Loose der Erzherzogin oder Kaiserin Charlotte brachten, ist zu Wien ein „Reise nach Mexiko" überschriebenes Buch erschienen, dessen Autor ebenso interessant ist, wie sein Inhalt. Eine der östreichischen Damen, welche das Kaiserpaar über das Meer geleiteten, hat ihre Reiseerinnerungen in einem 244 Seiten umfassenden Bande niedergelegt, der ein lebensvolles Bild der socialen Zustände entwirft, welche die östreichisch-französische Expedition in dem Lande vorfand, dessen Rettung das junge Kaiserpaar zu versuchen den Muth hatte.

Der Begabung und der natürlichen Sphäre ihres Geschlechts entsprechend, hat die Verfasserin von einer Schilderung der politischen Situation, welche sie vorfand, abgesehen und die Darstellung von Land und Leuten zu ihrer Aufgabe gemacht, diese aber so geschickt und tüchtig gelöst, daß die genannte Schrift nicht anders als empfohlen werden kann.

Man braucht nur die ersten Blätter des vierten oder eines der folgenden Capitel (der Eingang schildert die Abentheuer der Ueberfahrt) durchlaufen zu haben, um sich verwundert zu fragen, wie es möglich gewesen, daß der Erzherzog, dessen Urtheilsfähigkeit außer Zweifel steht — zu dem Versuch einer Unterwerfung und Neugestaltung des mexikanischen Staates überhaupt vermocht worden und daß er von der Stunde seiner Landung an das Gelingen seines Unternehmens je einen Augenblick für möglich gehalten — welche Vorstellungen Napoleon der Dritte von der Lage der mexikanischen Dinge gehabt, als er seine Ehre und seinen Credit dem Erzherzoge, Frankreich und dem übrigen Europa gegenüber aufs Spiel gestellt, in dem er die moralische Garantie für den Ausgang des Abentheuers übernahm! Anfang und Ende dieses unglücklichen Kreuzzugs gegen die Barbarei und Verwilderung der verkommenen Colonie des verkommenen Spanien liegen so eng neben einander, daß kaum zu sagen ist, wo der eine aufhört und das andere anfängt.

Es ging von Hause aus so schlecht, als es irgend gehen konnte. Sehen wir zuvörderst von den politischen Zuständen ab, welche der Kaiser vorfand und von welchen die obengenannte Schrift des Grafen Kératry und ein interessanter Journalartikel desselben Autors ein treues Bild entworfen haben, und hören wir, was die schlichte weibliche Beobachterin von den ersten Eindrücken, deren Zeugin sie war, berichtet, so wissen wir bereits, daß das Unternehmen des kühnen Habsburgers von Hause aus ein unheilverheißendes war.

In Veracruz, dem berüchtigten jardin d'acclimation der französischen Ex-

peditionstruppen, dem Hauptquartier des gelben Fiebers und des Vomito, landet der neue Herrscher mit seinen Getreuen: niemand hat den Muth ihn zu empfangen und die ersten Worte, welche er auf dem Boden seines Reichs zu hören bekommt, sind die brutalen Phrasen, in welchen der Contreadmiral Bosse die Gefahren des Uebernachtens an Ort und Stelle und die Unmöglichkeit einer gesicherten Reise in die Hauptstadt schildert. Erst am Abend des langen, peinlich verbrachten ersten Tages erscheinen Almonte und einige andere Notable, um den Monarchen zu bewillkommnen. Andern Tags findet eine Art von Empfang statt, dessen Frostigkeit das europäische Gefolge sofort in Erstaunen setzt; dann steigt man auf freiem Felde in einen Bahnzug, der die Gesellschaft nach Soledad führt. Hier muß der größte Theil des Gefolges sich von dem fürstlichen Paar trennen, weil niemand es für nothwendig gehalten, Vorbereitungen zur Beförderung einer größeren Reisegesellschaft zu treffen. Unterwegs bekommen die Gräfin und ihre Gefährten eigentlich nur Indianer zu sehen, die (wie wir von Kératry erfahren) durch Versprechungen und Märchen zusammengetrommelt worden waren; die Mexikaner, von denen die Fremdlinge auf den Stationen empfangen werden, zeichnen sich zwar durch Höflichkeit und gute Formen aus, tragen aber das Gepräge von Müßiggängern und charakterlosen Genußmenschen so deutlich auf dem Gesicht, daß selbst die harmlose junge Frau, der wir diese Mittheilungen danken, außer Zweifel darüber ist, mit wem sie es zu thun hat. Unsere Berichterstatterin ist besonders erstaunt über den Pessimismus und die unverhohlene Verachtung, mit welcher die Mexikaner von sich selbst und ihrem Vaterlande reden. Phrasen wie: „Chez nous rien n'est organisé que le vol" und „es giebt hier nur Schurken und Diebe", werden von hochgestellten Staatsmännern mit ebenso viel Seelenruhe wie Ueberzeugung ausgesprochen. Puebla, der Ort, in welchem die Passagiere am glänzendsten empfangen, ja „mit Jubel" begrüßt werden, liegt zum Theil in Trümmern und trägt noch alle Spuren der eben erlittenen Belagerung, welche dem General Forey wohlfeile Lorbeeren, den Parisern die bekannte „Rose von Puebla" eingetragen. Der Einzug in die Hauptstadt Mexiko macht trotz der Vorbereitungen, welche ihm vorhergegangen, den Eindruck eines Theateraufzugs auf einer verkommenen Bühne zweiten Ranges und nur die unglückliche Kaiserin besitzt Muth und Optimismus genug, um noch an eine rosenfarbene Zukunft zu glauben. Nach der Messe findet die feierliche Vorstellung der Notabeln statt, unter denen General Miramon die hervorragendste Stelle einnimmt — ein junger Mann, dem „jenes sanfte, feine und schlaue Wesen eigen ist", das die Mexikaner kennzeichnet, ebenso bekannt durch seine Tapferkeit und Popularität wie durch seine Unthaten. Abends um 8 Uhr ist Gallatheater angesagt — als das Kaiserpaar in seiner Loge erscheint, ist das Haus noch völlig leer, „denn kein Mexikaner ist pünktlich." Nachdem man einer erbärmlichen Vorstellung der halevyschen Jüdin

beigewohnt, begiebt der Hof ſich auf einen Feſtball, dem einige Tage ſpäter ein ähnliches von Bazaine gegebenes Feſt folgt. Die Form der Einladung, die Mittheilung, daß nach 9 Uhr niemand mehr hinzugelaſſen werde und taktloſe, verletzende Auswahl der Gäſte, verſcheuchen im voraus alles Behagen, die Ungezogenheit des Wirths verurſachte „allgemeine Empörung“ bei den Nichtfranzoſen, und zur würdigen Feier des Abends wird das dem Kaiſer gegebene Ballfeſt nach Entfernung deſſelben mit einem Cancan geſchloſſen. Dem Aufenthalt in der Hauptſtadt folgt eine Villegiatur auf dem Luſtſchloß Chapultepek, einſt die Sommerreſidenz der ſpaniſchen Vicekönige, jetzt ſo verfallen, daß Kaiſer Max und ſeine Gemahlin trotz der Reſtauration nur ein Aufenthaltszimmer zur Verfügung haben und in demſelben Raum Audienzen ertheilen und ihre Mahlzeiten einnehmen müſſen. „Ueber die erſte Nacht, welche die Majeſtäten dort zubrachten, wird manches erzählt: man behauptet, ſie hätten ihre Betten auf die Terraſſe tragen laſſen, um weniger von Staub und Ungeziefer zu leiden; gewiß iſt, daß die wackere Kammerfrau der Kaiſerin mich um einen Theil meines Vorraths an Inſektenpulver bat.“

Trotz der paradieſiſchen Umgebung dieſes wunderſamen Fürſtenſitzes iſt an eine genauere Bekanntſchaft mit der Landſchaft nicht zu denken; der großen Unſicherheit wegen darf die Kaiſerin ihre Ausflüge nicht anders als unter franzöſiſcher Eskorte unternehmen und dann noch war ſie, „die ſich gern in die Illuſion idylliſcher Verhältniſſe gewiegt und einzig dem Schutz durch die Liebe ihres Volkes anvertraut hätte“, in der freien Bewegung behindert, denn Plünderer und Wegelagerer treiben ihr Weſen ärger als je: bald haben ſie eine Diligence ſo vollſtändig ausgeraubt, daß den Reiſenden nichts übrig geblieben „que les yeux pour pleurer“, ein anderes Mal wird einem Reiſenden der Kutſcher vom Bock geſchoſſen, wenig ſpäter muß der Marquis de Radepont ein Gefecht auf Leben und Tod beſtehen, um glücklich in die Thore der kaiſerlichen Hauptſtadt zu gelangen. Es zeigt ſich bald, daß die mexikaniſche Umgebung des Kaiſers ſo unzuverläſſig und verlogen iſt, daß dieſer mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um die Verhältniſſe, denen er ſein Leben gewidmet, einigermaßen kennen zu lernen, Alle führen gegen Alle Krieg, niemand ſcheint Glauben und Vertrauen zu verdienen. Der öſtreichiſch-belgiſchen Umgebung, die allein das kaiſerliche Vertrauen verdient, die aber ſtets von dem Mißtrauen der Eingeborenen verfolgt wird — bemächtigt ſich ſchon nach wenigen Tagen tiefſte Niedergeſchlagenheit und Hoffnungsloſigkeit, denn ſie ſieht nirgend feſten Boden unter ſich, findet nirgends Anhaltepunkte für die Pläne, welche der eifrige Monarch mitgebracht hat und mit deren Ausführung er es ernſt und redlich meint, — der Kaiſer allein zeigt Muth und Entſchloſſenheit und wird nicht müde, Land und Leute zu ſtudiren. Da er ſich auf Berichte nicht verlaſſen kann, unternimmt er ſchon wenige Wochen nach ſeiner Ankunft eine

Reise durch seine Staaten, nur von wenigen Getreuen umgeben und von der treuen Gefährtin seines Schicksals getrennt, da für diese die Reisestrapatzen in dem weglos unsichern Lande unüberwindlich sind; in Irapuato erkrankt er an den Folgen von Erkältung und Ueberanstrengung und muß er darum die Beendigung seiner Tour auf günstigere Zeiten verschieben. Wenig später kehren die Gräfin Kollonitz und ihre Gefährten nach Europa zurück. „Sagen Sie meiner Mutter, daß ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe nicht unterschätze, daß ich aber meinen Entschluß noch keinen Augenblick bereut habe," lauten die männlichen Worte, mit denen der unbeugsame, muthige Fürst seine Getreuen verabschiedet.

Wo es nicht einmal möglich war, der nächsten Umgebung des Landesherrn einen civilisirten Anstrich zu geben, wo man bei aller Unwahrheit und Heuchelei außer Stande war, auch nur für die ersten Tage das Decorum einer officiellen Lüge an den staatlichen Mittelpunkten zu beschaffen — wie mußte es da *hinter* den Coulissen aussehen, die vor jedem Monarchen aufgeführt werden? Was unsere Reisende im Einzelnen von den Verwüstungen erzählt, deren Schauplatz das herrliche, von der Natur mit verschwenderischer Pracht ausgestattete und mit Denkmälern einer untergegangenen Cultur reich geschmückte Land ist, wird man am besten ihren anmuthigen Aufzeichnungen selbst entnehmen; angedeutet sei nur noch, was über das gesellschaftliche Leben, die Stellung der Frauen, vor allem aber der Jugenderziehung, — diejenigen Gebiete, welche der weiblichen Beobachtung am nächsten liegen, und doch zugleich politisch die wichtigsten sind, erzählt wird. Langschläferei, Kirchenbesuch, Spazierritte, Toilette, Hazardspiel und Theaterbesuch füllen die Tage der Gebildeten aus, — die Männer denken ebensowenig an Arbeit und Beruf, wie die Frauen an Kinderzucht uud Führung des Hauswesens, die Ignoranz ist selbst in den obersten Classen so groß, daß die „geringsten" Begriffe von Geographie und Geschichte fehlen. „In Europa giebt es für die Mexikaner nur Spanien, woher sie stammen, Rom, wo der Papst herrscht und Paris, woher ihre Kleider kommen. Von anderen Ländern, anderen Nationen haben sie keine Ahnung und sie konnten nicht begreifen, daß Französisch nicht unsere Landessprache sei." Trotz der großen Fruchtbarkeit der Ehen („fünfzehn, ja achtzehn Geburten von *einer* Mutter sind nichts Seltenes") nimmt die Bevölkerung nicht allzu rasch zu, denn zahllose Kinder gehen an der Sorglosigkeit ihrer Eltern zu Grunde. Tags über sind sie der Aufsicht junger Indianerinnen anvertraut, nur Abends um sechs Uhr lassen die Mütter sie holen, um sie mit auf die Paseofahrt zu nehmen; halbnackt sitzen die Kleinen an den offenen Fenstern schwerfälliger Karossen, um in der Kühle des Abends der Erkältung ausgesetzt zu werden, zu welcher die Gedankenlosigkeit und Eitelkeit der Eltern sie verurtheilt. Wenn sie heranwachsen, schickt man sie in Pensionate oder Klöster. Eine französische Klosterfrau versicherte der Gräfin, sie habe nie so gelehrige, folgsame,

gutgeartete Kinder gesehen, aber schon in jungen Jahren fehle eine gewisse Offenheit, ein wahrhaft kindliches, rückhaltloses Benehmen.

Die Intelligenz, die sehr früh erwacht und bei Kindern von zwei bis drei Jahren oft schon staunenswerth ist, erreicht schnell eine gewisse Höhe, aber dann bleibt sie in der Stagnation. „A douze ans, ils n'avancent plus." Mit acht bis neun Jahren sitzen die Kinder, die Köpfchen mit künstlichen Blumen geschmückt, mit dem Schlaf kämpfend in der Oper, die bis Mitternacht dauert. — „Viele sterben sehr jung, die überlebenden, vorzüglich die Frauen, führen die Existenz von Glashauspflanzen."

Im Grunde genügten diese Mittheilungen über die socialen Verhältnisse Mexikos zu einer deutlichen Vorstellung von dem Zustande der politischen (das Wort „staatlichen" ist bei der vollständigen Abwesenheit des Staatsbegriffes kaum anwendbar). Will man aber ein vollständiges Bild von dem Chaos gewinnen, welches Kaiser Max bei seiner Landung in Veracruz vorfand, so nehme man die Aufzeichnungen zur Hand, in denen ein scharfsichtiger und unbefangener Franzose, der Graf Emil Kératry, seine Erinnerungen an die mexikanische Expedition, welche das Kaiserthum vorbereiten sollte, niedergelegt hat. Diesen zuerst in der Revue des deux mondes veröffentlichten Aufsätzen ist später ein Bericht desselben Autors über die Lage Mexikos im Herbst vorigen Jahres gefolgt, welcher die Summe der Erfahrungen und Erfolge des östreichischen Unternehmens — bei aller Anerkennung für den Muth und die Thatkraft seines Führers — mit rücksichtloser Klarheit zeigt und die Erzählungen der Gräfin Kolloniz Zug für Zug ergänzt.

Die Aufgabe, welche der neue Souverän zu erfüllen hatte, war eine dreifache: Herstellung des inneren und äußeren Friedens und geregelter Beziehungen zum Auslande — Bildung einer geschlossenen Partei, mit deren Hilfe sich ein neues Staatswesen aufführen ließ — Regelung der tief zerrütteten wirthschaftlichen und finanziellen Verhältnisse des Landes und seiner Bewohner. Auf allen drei Gebieten hat Maximilian der Erste es an Anstrengungen nicht fehlen lassen, auf allen ist er geschlagen worden, weil sich nirgend ein fester Punkt fand, an welchem sich Hebel ansetzen ließen, weil keine Menschen da waren, die Thatkraft, Redlichkeit und gebildete Einsicht zeigten. Die wirthschaftlichen Zustände waren in einer Verfassung, für welche sich in Europa (auch die Türkei nicht ausgenommen) absolut kein Analogon findet. Seit fast einem Vierteljahrhundert waren Straßen, Brücken und Wege sich selbst überlassen geblieben — alle Versuche zur Wiederherstellung derselben scheiterten an der Unsicherheit, welche Arbeiter und Ingenieure juaristischen und auf eigene Hand plündernden und mordenden Banden Preis gab. Im gesammten Kaiserreich gab es nur eine Fabrik, die eine Dampfmaschine besaß und selbst diese gehörte keinem Eingeborenen, sondern einem Engländer; eine zweite befand sich

in Chihuahua, einem der Theile, in welchem die Juaristen sich beständig gehalten haben, und war von einem Franzosen, dem Consul Roger-Dubos mit unsäglicher Mühe angelegt worden; in Europa gearbeitet, hatten die Maschinentheile auf Umwegen über Unionsgebiet transportirt werden müssen, da der Zustand der einheimischen Wege ihre Verführung durch mexikanisches Gebiet unmöglich machte. Der Handel ist ausschließlich in fremden Händen und zwar theilen Deutsche und Engländer sich in die Herrschaft; bei der Unsicherheit aller mexikanischen Zustände ist es nicht zu verwundern, daß diese Geschäftsleute ihre erworbenen Piaster möglichst rasch aus dem Lande ziehen, um sie in Europa gegen einen niederen Zinsfuß, aber doch sicher anzulegen. Ziemlich allgemein nahm man an, der größte Theil der jüngeren europäischen Emigration werde sofort nach Abzug der französischen Truppen das Land räumen, um sich in Sicherheit zu begeben, Mexiko aber dadurch seiner fleißigsten und brauchbarsten Bewohner berauben.

Zur Zeit der Landung der ersten kaiserlich französischen Truppen betrug die Gesammtlänge der mexikanischen Eisenbahnen, d. h. der beiden fertig gewordenen Strecken des Schienenwegs, der Veracruz mit der Hauptstadt verbinden sollte, sieben und eine Viertel deutsche Meile; auf dringende Mahnung der französischen Heerführer, denen daran gelegen war, ihre Truppen möglichst aus der gefährlichen Nachbarschaft des „Acclimatisationsgartens" in die gesunderen Gegenden der Hochebenen zu schaffen, waren von 1862—1864 8¼ Meilen Eisenbahn hinzugekommen. Trotz mehrerer vom Kaiser inzwischen concessionirter Gesellschaften zur Ausführung neuer Bauten hat das Eisenbahnnetz sich seit dem 28. Mai 1864 um bloße 10 Kilometres (noch nicht 2 deutsche Meilen), welche die Hauptstadt mit dem Lustschloß San Angel verbinden, erweitert. Die wichtigste Staatseinnahme früherer Zeiten, der reiche Erlös der Minen und Bergwerke befand sich zur Zeit der Begründung des Kaiserthums bereits in privaten Händen — eine der zahlreichen finanziellen Krisen der Republik hatte zur Verpfändung und Verpachtung derselben an englische Capitalisten geführt. Das reiche Bergwerk von Guanojuato, das dem Staate verblieben war, trug nur sparsame Früchte, denn es fehlte an Capital und an zuverlässigen Menschen zur Ausbeute desselben und was sonst übrig geblieben war, fand der gefährlichen Zeitläufte wegen, wenn überhaupt nur unzuverlässige Pächter, denn in einem Lande, in welchem man nicht des nächsten Morgens sicher ist, wird jedes geschäftliche Unternehmen, das Auslagen erfordert, zum Hazardspiel. Den englischen Minenpächtern, die wie viele andere Besitzliche gern auf die kaiserliche Seite getreten wären und dieser große Vortheile geboten hätten, konnte nicht der nöthige Schutz geboten werden, und so waren diese gezwungen, den Juaristen tributair zu bleiben und sich durch große „Abgabenzahlungen an die legitime Regierung" Leben und Freiheit zu erkaufen. Die Zölle waren Frankreich verpfändet. Mit der Umlegung neuer Steuern hatte es für eine neu eintretende Regierung, welche die Herzen ihrer Unterthanen erst gewinnen sollte, bedenkliche Schwierigkeiten und so geschah es, daß der Staatsschatz beständig leer blieb, während seine Passiva ununterbrochen zunahmen: auf ihm lasteten eine bedeutende Staatsschuld, die Forderungen der fremden Geschäftsleute, zu deren Befriedigung die französisch-spanisch-englische Expedition ursprünglich unternommen worden war, die Gehaltsansprüche zahlloser Generale, Obristen und Offiziere, die der Militärverwaltung zur Last waren, ohne irgendetwas zu nützen und zu der Zahl der Soldaten niemals in einem nur annähernd richtigen Verhältniß gestanden hatten, endlich die Ausgaben der gegenwärtigen Verwaltung und des Hofs, von welchem die Industriellen der Hauptstadt große Einnahmen erwarteten. Als die Mittel, welche Kaiser und Kaiserin aus Europa mitgebracht hatten, versiegten und alle

Versuche der unglücklichen Fürstin, in Paris oder Brüssel neue Anleihen aufzunehmen, scheiterten, war es mit dem Kaiserreich eigentlich schon zu Ende.

Mindestens ebenso unglücklich fielen die Versuche zur Aufführung eines staatlichen Neubaus, zur Versöhnung der hadernden Fractionen und zur Begründung einer Regierungspartei aus. Schon auf seiner ersten Rundreise hatte der Kaiser sich davon überzeugt, daß es liberaler Reformen, vor allem energischer Maßregeln gegen die schamlose Pfaffenwirthschaft bedürfe, um eine Art von Ordnung ins Leben zu rufen. Aber es war die klerikal-conservative Partei gewesen, die ihn und die Franzosen über das Meer gerufen hatte, auf welche er sich stützte, und an deren Spitze Msgr. Meglia, der ränkevolle Nuntius des Papstes stand — es galt Umsicht und Mäßigung zu zeigen, wenn nicht alles verloren sein sollte. Da Meglia und der neuernannte Erzbischof de la Bastida nicht mit sich handeln ließen, schob Max die Lösung der hochwichtigen Kirchengüterfrage, welche die Veranlassung zu dem Bürgerkriege gegeben, hinaus, um in der Folge einen Mittelweg einzuschlagen und dadurch beide Parteien gleich unbefriedigt zu lassen. Die Sympathien des Kaisers standen entschieden auf Seiten der gemäßigten Liberalen, zu deren Programm sich auch die Oestreicher, welche dem Bruder ihres Kaisers gefolgt waren, bekannten (die Gräfin Kollenitz spricht sich über den Klerus mit den wegwerfendsten Ausdrücken der Verachtung aus), der Cabinetschef Eloin und die übrigen Belgier neigten dagegen zu den Klerikalen, an deren Spitze Almonte stand. Obgleich diese Letzteren sich seit der Enttäuschung in der Kirchengüterfrage entschieden feindlich zeigten, glaubte die Regierung sie schonen und versöhnen zu müssen. Aus Rücksicht auf die Pfaffen begnügte der Kaiser sich auch in Sachen der zweiten großen reformatorischen That, welche er verheißen hatte, der Indianeremancipation, mit halben Maßregeln, welche die Herrschaft der Priester und Hacenderos über die Peones nur einschränkten, nicht beseitigten. Während die Privilegirten dennoch grollten, der Nuntius sich in maßlos heftigen Ausdrücken über die Regierung aussprach, verschwanden die einflußreichsten und achtungswerthesten Häupter der Liberalen vom kaiserlichen Hoflager und rüsteten die mit ihnen verbündeten Oestreicher zur Abreise. Die Händel und Intriguen zwischen Mexikanern, Belgiern und Oestreichern, welche den Hof zerrissen, pflanzten sich bald bis in die Reihen der Armee hinüber, die immer zuchtloser und unzufriedener wurde; um ruhig schlafen zu können, mußte der Kaiser trotz des Wiederauflebens der juaristischen Pronunciamentos (die den Mißgriffen des Emancipationsgesetzes auf dem Fuß folgten) seine Garden wegschicken, das Regiment der Kaiserin-Dragoner auflösen und den barschen, insolenten Bazaine um Besetzung der Wachen durch Zuavenabtheilungen ersuchen.

Während sich die innere Auflösung auf diese Weise mit unaufhaltsamer Schnelligkeit vollzog, wurde von Außen her der wahrhaft entscheidende Streich gegen das Kaiserthum geführt. Die Unzufriedenheit seines Volks nöthigte Napoleon den Dritten zur Verweigerung weiterer Geldhilfe und fernerer Truppensendungen, mit dem Tode Leopolds des Ersten, des Vaters der Kaiserin Charlotte, war der letzte moralische Halt gebrochen, den man in Europa gehabt hatte. Schon im Frühjahr 1865 erwies sichs, daß die allen weiteren Combinationen zu Grunde liegende Rechnung auf den Sieg der Rebellen des Südens der großen Union eine falsche gewesen war, daß die Monroë-Doctrin und die kaiserlichen Sympathien für Jefferson Davis die siegreichen Republikaner Neuenglands zu geschworenen Feinden des jungen Kaiserreichs am stillen Ocean gemacht hatten. Was von diesen zu erwarten sei, wußte man in Sant Angel, noch bevor Herr Seward in seiner bekannten Depesche vom 6. September 1865 die französische Regierung davon benachrichtigt hatte, daß die Zeit der Abrechnung mit ihrer neuesten Schöpfung gekommen sei und daß Volk und Regierung der Union sich

allen Ernstes mit der mexikanischen Frage zu beschäftigen Willens seien. Nur der Bereitwilligkeit, mit welcher Frankreich sich herbeiließ „der peinlichen Nachbarschaft der Truppen beider Nationen an der Grenze" ein baldiges Ende zu verheißen, war es zuzuschreiben, daß die Union die Juaristen blos moralisch, nicht auch materiell unterstützte und daß die letzte Entscheidung sich um die Monate verzog, welche zwischen der Aufkündigung der militärischen Unterstützung und dem Abmarsch der Franzosen lagen.

Was weiter geschehen, lebt noch zu frisch im Gedächtniß der Zeitgenossen, um der Aufzählung zu bedürfen: der vergebliche Versuch der Kaiserin, in Europa Hilfe zu finden, der offene Bruch Maximilians mit dem perfiden und brutalen französischen Marschall, die zeitweilige Niederlegung der Regierung, die Erklärung der Notabeln, bei dem Kaiserreich ausharren zu wollen, Maximilians verzweifelter Entschluß, seinen Thron retten oder sich unter den Trümmern desselben begraben zu wollen, endlich Vertheidigung und Uebergabe Quareteros. Was dazwischen liegt an Handlungen französischen und mexikanischen Verraths an dem unglücklichen Fürsten, der sich zuletzt von dem größten Theile der Besatzung verlassen sah, an deren Spitze er sich todesmuthig gestellt, — das aufzuklären ist uns die Zukunft noch schuldig. Auch ohne diese Aufklärungen wissen wir genug, um uns den Entwickelungsgang der mexikanischen Tragödie erklären zu können. Unerklärlich bleibt nur eines: wie der Bruder des Kaisers von Oestreich überhaupt dazu vermocht worden, sich auf ein Unternehmen einzulassen, dem die facies Hypocratica von vorn herein auf der Stirn stand; schwerlich wird die genauere Kunde, welche darüber nach Veröffentlichung der einschläglichen diplomatischen Actenstücke und Berichte zu erwarten steht, die Schlüssel dieses Räthsels bringen.

In Mexiko, wie in der Mehrzahl der spanischen Colonien Amerikas, fehlen die Voraussetzungen zum Aufbau eines vernünftigen Staatswesens so vollständig, daß jede Hilfe, die es mit andern Mitteln als denen übermächtiger Gewalt versucht, eine vergebliche ist. Wo die elementarsten Begriffe der Sittlichkeit und der Wirthschaftslehre fehlen, ist mit Constitutionen und Gesetzen ebensowenig etwas auszurichten, wie mit Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Die kurze aber bedeutsame Ueberschrift, welche das Stadthaus zu Lugano zeigt, bezeichnet den Charakter der romanisch-amerikanischen Zustände erschöpfender, als es eingehende Beschreibungen irgend vermögten: Quid leges sine moribus, quid mores sine operibus?

Druckfehler des in Nr. 24 abgedruckten Artikels „Der Panslawismus in Bautzen":

S. 435 Z. 10 v. o. statt „Monarchie" Monarchien.
„ 437 Z. 11 v. u. statt „dieser" diesen.
„ 439 Z. 14 v. o. statt „meist" einst.
„ 440 Z. 3 v. u. statt „Station" Stadt an.
„ 441 Z. 4 v. o. statt „Alkokao" Alsakow.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1867.

Die Verlagshandlung.

Herausgeber: Gustav Freytag. — Verantwortlicher Redacteur: Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Soeben erschien:

Bericht

über

literarische Leistungen

im Königreiche Sachsen

lebender Schriftsteller

während der Jahre 1847—1867

(im Auftrage des Hohen K. S. Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts)

von **Oswald Marbach.**

Zur allgemeinen Ausstellung in Paris 1867.

13½ Bogen. gr. 8°. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Leipzig, 15. Juni 1867. **Giesecke & Devrient.**

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Curtius, Georg, Zur Chronologie der Indogermanischen Sprachforschung. hoch 4. 20 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Karl (Docent der Geschichte an der Univ. Heidelberg), Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im neunzehnten Jahrhundert mit Benutzung handschriftlichen Materials. gr. 8. 24 Ngr.

Prantl, C., Michael Psellus und Petrus Hispanus. Eine Rechtfertigung. gr. 8. 5 Ngr.

Aus Friedrich Rückert's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Rückert. (Inhalt: Idyllen des Theokrit. — Die Vögel des Aristophanes. — Sakuntala.) 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Dreizehnter Band: **Geschichte Englands** seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von **Reinhold Pauli.** In zwei Theilen. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Ulmann, Heinrich, Fünf Jahre Würtembergischer Geschichte unter Herzog Ulrich. 1515—1519. gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wohlwill, Adolf, Die Anfänge der landständischen Verfassung im Bisthum Lüttich. 8. 20 Ngr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Napoleon III. Roman von Luc. Herbert. 8 Bände à 1¼ Thlr.

Dieses neue Werk ist die natürliche und nothwendige Fortsetzung des mit großem Beifall aufgenommenen „Louis Napoleon. 10 Bde." desselben Verfassers. Louis Napoleon ist in diesem Werke nicht mehr der haltlose, von aller Welt verlachte Abenteurer, seine Persönlichkeit fängt an mehr und mehr hervorzutreten und die Blicke der Welt auf sich zu lenken; seine Pläne treten offen hervor und man blickt in das mit Schlauheit eingefädelte Gewebe der Intriguen, die alle darauf hinauslaufen, Louis Napoleon zu Napoleon III. zu machen.

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lied und Bild Deutscher Dichter und Künstler.

Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon. 4°. eleg. carton. Preis 24 Ngr.

Inhalt: Titelbild. Zur Einleitung. Christus und die Samariterin. Das versunkene Kloster. Am stillen Freitag. Die böse Farbe. Das Bild der Andacht. In der Kirche. Das ist ein schlechtes Wetter. Der Friedhof im Gebirge. Barbarossa. Der Traum. Das Blatt im Buche.

Das Buch eignet sich besonders durch seine gediegenen Kunstblätter als schönes und billiges Festgeschenk.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

ANNEX
RRESTAD

Digitized by Google

Digitized by Google